This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

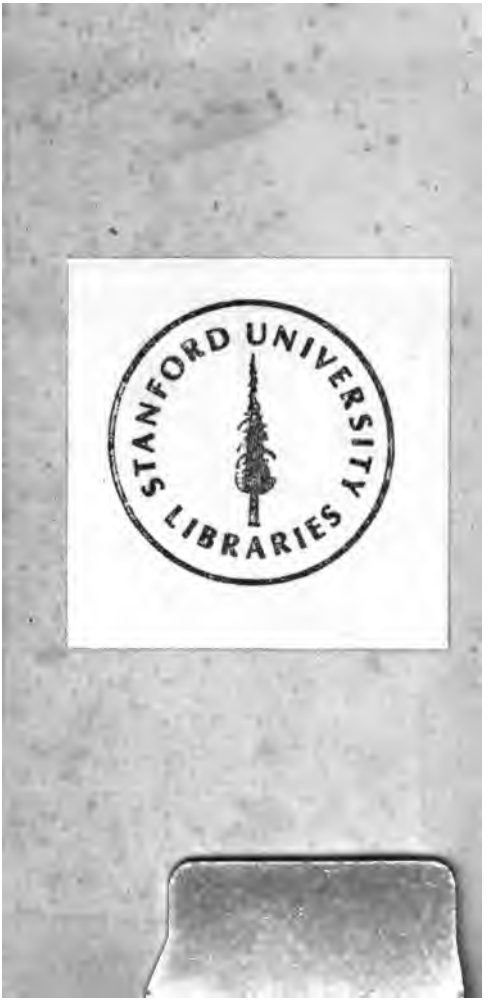
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.


STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES

Auswahl

aus den

Papieren eines Unbekannten.

Herausgegeben

von

Friedrich Jacobs.

Erster Band.

Des Frauenspiegels erster Band.

Stuttgart,
bei A. F. Macklot.
1820.

K. K. ETTSTADTDIRECTIO
STUTTGART

Dem

theuern Andenken

der

unvergeßlichen Schwestern

Amalie und Christiane Seidler

aus

Dankbarkeit und Liebe

gewidmet.

Im Herbſte des Jahrs 1808 kam ich auf der Rückreiſe aus der Schweiz nach Roſchach. Eine Prinzeſſin mit ihrem Gefolge hatte alle Pferde in Beſchlag genommen; ich wurde bis zum andern Morgen vertröſtet, und mußte, da ſich die Reiſenden drängten, in einem kleinen Gaſthofe des entlegenſten Theiles der Stadt Obdach ſuchen. In der Nacht überfiel mich ein leichtes Fieber, und ich ſah mich genöthigt, bei ſchlechtem Wetter, noch einige Tage zuzugeben.

Am dritten Tage, als ich faſt wieder hergeſtellt war, und Langeweile hatte, fragte ich meinen gefälligen Wirth, ob er etwas zu leſen habe. Er zuckte die Achſeln. Nach Büchern werde bei ihm nicht gefragt, ſagte er; auch wäre ſonſt, ſo viel er wüßte, niemand in der Stadt, der ſich mit dergleichen abgäbe. Ich beruhigte mich dabei, ſah in den Regen hinaus, und ſendete meine Gedanken zu den anmuthigen Fluren von Bern und an die entzückenden Ufer des Lemanus zurück.

Nach Verlauf einer halben Stunde kam die Wirthin herein, etwas in ihrer Schürze tragend. Sie sah sehr zufrieden aus. „Hier ist etwas, sagte sie, was der Herr vielleicht lesen kann. Ein Buch ist's freilich nicht; aber doch Geschriebenes.“ Dabei öffnete sie das Vortuch, und nahm ein Bündel Papiere heraus, die mit einem blauen Bande zusammengebunden waren. Es sey Welsch, sagte sie dabei, und habe lange in einer Ecke des Wandschrankes gelegen, wo sich niemand darum bekümmert habe. Jetzt, da ich etwas zu lesen verlangt, sey ihr gleich die Schreiberei eingefallen. „Die Männer aber denken an nichts,“ setzte sie hinzu.

Bei diesen Worten blies sie den Staub von dem Bündel weg, wischte es mit dem Vortuche ab, und legte es vor mich hin auf den Tisch.

Meine Erwartung war gering. Träg löste ich das seidne Band, das beim Aufschleifen zerfiel. Oben auf lagen einige Hefte eines Tagebuchs, flüchtige Andeutungen in französischer Sprache enthaltend; dann viele einzelne Blätter; endlich eine Anzahl von Briefen. Das meiste war von weiblichen Händen; zarte, feinliche Schrift, meist in französischen Schriftzügen, aber in deutscher Sprache.

Je mehr ich blätterte und blätternd las, deſto aufmerkſamer wurde ich. Die Wirthin las indeß auch auf meinem Geſichte, und ſah forſchend aus. Auch ich ſah ſie forſchend und freundlich an. Unſre Gedanken begegneten ſich, und unaufgefordert erzählte ſie mir, wie ſie zu den Papieren gekommen.

Es möchten wohl drei Jahre ſeyn und länger, ſagte ſie, daß ein char à banc bei ihnen vorgefahren ſey mit einem einzelnen Herrn von kränklichem Ausſehn. Er habe nichts bei ſich gehabt, als ein Fellеiſen mit wenigen Habſeligkeiten, einige Bücher, und ein Käſtchen. Seine Lebensart ſey ſehr einfach geweſen; er habe wenig verlangt und noch weniger geſprochen; und in den ſechs Wochen, wo er das nämliche Zimmer, das ich hier inne hätte, bewohnt habe, ſey nicht ein unfreundliches Wort über ſeine Lippen gegangen. Bisweilen habe er mehrere Tage hindurch das Bett aus Schwachheit nicht verlaſſen können; außerdem habe er viel geſchrieben, oder ſey, beſonders bei Tages Anbruch und gegen Sonnenuntergang an den See luſtwandeln gegangen. An Kindern habe er viele Freude gehabt, und habe oft mit ihnen geſprochen; auch ſey er ſehr wohlthätig geweſen, ob er gleich nur ſo wenig gehabt, und überhaupt in allen Din-

gen brav und gut. Wie er geheißen, wüßten sie nicht; es wären auch nie Briefe an ihn gekommen, und eben so wenig habe er Briefe weggeschickt; im Hause habe er nur der kranke oder der stille Herr geheißen.

Eines Abends, fuhr meine freundliche Wirthin in ihrer Erzählung fort, sey er auch ausgegangen und sey länger ausgeblieben, als gewöhnlich. Das Nachtessen habe für ihn bereit gestanden, und er sey nicht gekommen. Da sey ihr bange geworden, und sie habe sich mit ihrem Manne aufgemacht, um ihn zu suchen. Wohl zwei Stunden lang wären sie auf allen Wegen umhergegangen, wo er sonst am häufigsten gesehen worden; aber immer umsonst. Jetzt hätten sie vermeint, er müsse wohl im Wasser umgekommen seyn, und sie hätte angefangen sich zu fürchten; auch sey ihr die Laterne verlöscht. Glücklicherweise sey der Mond über dem See aufgegangen, und habe das ganze Ufer erleuchtet; und wie sich ihr Mann noch einmal umgesehn, habe er, wenige Schritte hinter sich, den kranken Herrn an einem Baume sitzen sehn, mit dem Gesichte dem See und dem Monde zugekehrt. Er habe zu schlafen geschienen, nur sey er noch blässer gewesen als sonst. Ihr Mann sey hierauf allein zurückgegangen, um ihn zu wecken; aber da er ihn an-

gefaßt, habe er bemerkt, daß er todt sey. Noch in der Nacht habe man ihn in die Stadt gebracht, auch allerhand versucht, um ihn wieder zum Leben zu bringen; aber umsonst. „Es war ein so braver Herr,“ setzte sie hinzu; und dann mit zusammengelegten, leise erhobenen Händen: „Gott sey seiner Seele gnädig!“

Und diese Papiere? frug ich.

Diese Papiere, versetzte die Wirthin, waren fast Alles, was er hinterließ. Er hatte sie sorgfältig in einem schwarzen Kästchen aufbewahrt, das öfters offen vor ihm stand, und das er immer zuklappte, wenn jemand in's Zimmer trat. Als er todt war, und das Kästchen geöffnet wurde, fand man noch außerdem allerlei trockene Blumen und Bänder darin, auch eine seidene Brieftasche und ein kleines Bild in Gold gefaßt. Es mochte wohl seine Liebste seyn, setzte sie hinzu.

Ich fragte, was aus dem Bilde geworden. Sie wußte es nicht. Die Obrigkeit hätte alles verkaufen lassen, um die Kosten der Aufhebung und des Begräbnisses zu bestreiten. Für die Rechnung im Hause sey nichts übrig geblieben, als diese Papiere. Es

wa[illegible]icht eben viel, sagte sie; aber was sollen unser einem die Schreibereien helfen? — —

Die gesprächige Frau wurde abgerufen. Ich kehrte zu meinem Schatze zurück, las, und freute mich des Fundes immer mehr. Es war der Nachlaß einer liebenswürdigen Familie; Herzensergießungen von Frauen und Männern, wie wohl nicht viele gefunden werden; von Menschen, die in beschränkten Verhältnissen ihr Glück in sich selbst, in Gott, in der Erfüllung ihrer Pflichten gesucht hatten; und oft vom Schicksale hart getroffen, dennoch mit Vertrauen und Freudigkeit durch die rauhen Pfade des Lebens zur Ruhe gerungen waren.

Was hätt' ich jetzt nicht um Amandens Bildniß gegeben!

Von Odo ließ ich mir auch noch erzählen, was man im Hause wußte. Die Wirthin beschrieb mir seine Gestalt, seinen hohen Wuchs, den Ernst seines wohlgebildeten Gesichtes, der durch dunkle, große, tief liegende Augen noch erhöht wurde. Wenn er grüßte oder sprach, sagte sie, lächelte er immer sehr leutselig, besonders mit Kindern; doch sah man ihm wohl *an, daß er gar trübsinnig* war, und wohl viel in der *Welt mochte gelitten haben.* Manche Tage schloß er

ſich ein, und nahm faſt gar nichts zu ſich: Dann durften auch die Kinder nicht zu ihm kommen. Eben den Tag vor ſeinem Tode hatte er einen ſolchen Trauertag gehabt.

Ich gab die Papiere nun nicht wieder aus der Hand. Am Abend vor meiner Abreiſe, als ich die Rechnung berichtigte, fragte ich den Wirth: der ſtille Herr, wie ſie ihn hier nannten, iſt Ihnen noch etwas ſchuldig geblieben? — Ja, erwiederte er; der Erlös aus ſeinem Nachlaſſe reichte nicht bis zu mir. — Würden Sie die Bezahlung von mir annehmen, und mir dafür die Papiere überlaſſen, die Sie geerbt haben? — Von Herzen gern.

Der Wirth war froh, Schreibereien, die ihm zur Laſt lagen, auf eine ſo gute Weiſe abzuſetzen; die Wirthin wünſchte ſich Glück zu ihrem Einfalle mich mit Leſerei zu verſorgen; und ich war froher als beide, in dem Beſitze einer Handſchrift zu ſeyn, die mir lieb geworden war.

Ich durfte hoffen, daß ſie auch andern lieb werden würde.

Darum erſcheint *hier eine Auswahl* von Blättern *und Briefen, die ſich vorzüglich* auf Odos und Amandens *Liebe beziehen, ohne* romantiſche Verwicklung,

selbst ohne auffallende Ereigniſſe — alles den beſchränkten Verhältniſſen eines bürgerlichen Lebens angemeſſen, in welchem Gottesfurcht und Liebe tiefe Wurzeln geſchlagen haben. Das, was daraus erwachſen iſt, werden weibliche Gemüther am beſten würdigen können. Möchten ſich recht viele hier wiederfinden; möchte recht vielen aus dem Spiegel, der ihnen hier geboten wird, ihr eigenes Angeſicht freundlich entgegenleuchten!

Der zweite Band dieſer Sammlung wird noch eine Auswahl von Briefen, Aufſätzen und Erzählungen enthalten, von denen die meiſten, nach der Handſchrift zu urtheilen, von unſerm Unbekannten ſelbſt herrühren.

Gotha, am zweiten Weihnachts-Tage. 1817.

Der Herausgeber.

Amande.

Wohl dem Manne, der ein tugendhaft Weib hat; der Herr hat ihm einen Schatz gegeben, der köstlicher ist, als Gold und Perlen. Er sey reich oder arm, so ist sie ihm ein Trost und macht ihn fröhlich. Sie ist wie eine helle Lampe auf dem heiligen Leuchter. Wie die Sonne den Himmel ziert, so ziert sie das Haus.

Ich hatte meine Reisen vollendet, und war reicher an Kenntnissen und Erfahrungen, aber ärmer an Achtung und Liebe der Menschen in meine Heimath zurückgekehrt.

Hier hatte ich eine Geliebte zurückgelassen, die nicht meines Standes war. Mein Vater war der Verbindung mit ihr abgeneigt. In den Meinungen seines Standes gealtert und der hergebrachten Ordnung befreundet, waren ihm sogenannte Misheirathen zuwider, die, wie er sagte, den einen Theil meist unglücklich, den andern nicht glücklich machen.

Meine Gesinnungen gegen Amanden hatten sich während der Abwesenheit nicht geändert, sondern befestigt. Ihr Bild hatte mich auf allen meinen Wegen begleitet; wie ein liebender Engel hatte sie mich mit der Unschuld ihres heiligen und frommen Wesens umschwebt und beschützt. Wie eine Heilige stand sie auf dem Altare meines Herzens; und wenn mich das widrige Geräusch der Welt und ihre Verworrenheit quälte, kehrte ich meine Gedanken zu ihr, und von ihr zu der Quelle aller Heiligkeit und Güte; und immer fand ich da die innere Heiterkeit, den Glauben und das Vertrauen wieder, das die geschminkten Laster der Welt zu zerstören drohten.

Nach mehreren Gesprächen, in denen ich meinem Vater die Bemerkungen meiner Reise mitgetheilt hatte, von der Unzufriedenheit in allen Gemüthern und fast in allen Ländern, von den immer lauter werdenden Klagen, der Erbitterung der Stände gegen einander, der trägen Sorglosigkeit der Fürsten um das Wohl ihrer Völker, dem Leichtsinne, der Genußgier, der Habsucht Aller, und was ich sonst noch für Uebel bemerkt hatte, erklärte ich ihm, daß ich fest entschlossen sey, allen meinen alten Träumen auf einflußreiche Bemühungen für ein großes Ganze zu entsagen, und in dem beschränkten Kreise, dem er sich ja auch seit mehreren Jahren gewidmet hätte, das von ihm begonnene Gute weiter zu fördern.

Mein Vater gab seine Einwilligung schneller und mit größerer Zufriedenheit, als ich seinen frühern Absichten nach hätte erwarten dürfen.

Von meiner Liebe wagte ich noch nicht zu sprechen.

Eines Abends, als mein Vater von einer Geschäftsreise nach der Residenz zurückgekehrt war, und ich mich allein mit ihm befand, sagte er nach längerem Stillschweigen: Du willst Dich also nicht um eine Stelle am Hofe bewerben, Odo? — Nein, mein Vater: Sie kennen meine Gründe, und haben ihnen Ihren Beifall nicht versagt. — Du liebst Amanden? — Ja, mein Vater. — Du hoffst glücklich durch sie zu werden? — Durch sie allein. — Und sie hofft dasselbe von Dir? — Ich habe alle Ursache es zu glauben. — Wohlan denn, so heirathet euch; ich will euern Wünschen nicht im Wege stehen.

Ueberraſcht und gerührt ſprang ich auf, und umarmte meinen gütigen Vater mit Thränen der Freude und des Dankes. Noch an demſelben Abend beſtieg ich mein Pferd, ritt zu der Geliebten und verkündigte ihr mein Glück. In wenigen Monaten führte ich ſie als Gattin in das väterliche Haus.

* * *

Was dieſe ſo unverhoffte Einwilligung bei meinem Vater bewirkt hatte, erfuhr ich nicht eher als an dem Jahrstage unſerer Verheirathung.

Der arme Greis war kurz nach unſerer Hochzeit erblindet. Da wurde ihm die Gute, was ſie mir immer geweſen war, eine freundliche Führerin, ein leitender, tröſtender Engel.

An ihrer Hand ſuchte er im Garten ſeine Lieblings-Plätze auf, und erkannte ſie an dem Geruche der Blumen, die er einſt ſelbſt hier gepflanzt hatte. Theilnehmend hörte ſie ſeinen Erzählungen vergangener Zeiten zu, gab gern dem Geſpräche die Richtung nach dem, was ihn erheiterte; las ihm aus Schriftſtellern vor, die ihn als Jüngling erbaut und gerührt hatten; und es war keiner ſeiner Wünſche, den ſie nicht errieth, dem ſie nicht zuvorkam, oder den ſie nicht über ſein Erwarten erfüllte.

Er hatte an ihr eine liebende, fromme Tochter. Und wenn er ſein Unglück mit Gleichmuth ertrug, wenn er mit ungetrübter Heiterkeit nicht nur in ſich hinein, in ſein edles Gemüth, ſondern auch in die Welt und in ſeine Umgebungen ſchaute, ſo war das größtentheils *ihr Werk und das* Werk ihrer Liebe.

An dem ersten Jahrestage unserer Verheirathung war er ungewöhnlich heiter und weich gestimmt. Als ich früh in sein Zimmer trat, mit meiner Frau an der Hand, fanden wir ihn auf seinem Lehnstuhle sitzen, sein graues, ehrwürdiges Haupt entblößt, Hände und Augen aufwärts gerichtet, als ob er den Himmel und seine goldenen Wolken noch sähe, und da er unser Eintr. a nicht vernahm, fuhr er fort, leise zu beten. Er nannte meinen und Amandens Namen, und Gott für unser Glück und das seinige dankend, bat er ihn um die Erhaltung des herrlichen Looses, das uns seine Güte verliehen habe.

Amande zog mich erröthend an sich; ich drückte sie an meine Brust; wortlos, aber mit überströmenden Augen, erneuerten wir in dieser Umarmung den Schwur der Treue.

Als der gute Vater ausgebetet hatte, traten wir näher, knieten nieder vor ihm, und küßten seine Hände, und Amande sagte leise: Vater, gib uns Deinen Segen.

Und er legte uns die Hände auf, und sagte mit gerührter Stimme: Gott segne euch, meine guten Kinder, wie es eure Liebe zu mir altem Manne verdient. — Ich habe eben für euch gebetet.

Der ganze Tag war der stillen Heiterkeit geweiht. Eine helle Klarheit strahlte auf dem ehrwürdigen Gesichte meines Vaters; Amande war liebender als je; unser aller Herzen waren voll und weich, und bei der leisesten Berührung flossen sie durch die Augen über. Fast kein Gedanke wurde ganz ausgespro-

chen; jedes errieth und ergänzte ihn bei den ersten Worten; und was das Wort unvollendet ließ, das füllte die Miene des Redenden und das sympathetische Gefühl des Hörenden aus.

Gegen Abend setzte sich der blinde Greis, wie er gern an kühlen Abenden that, an das Kamin. Das knisternde Feuer gab ihm die Täuschung einer leuchtenden Flamme. Ich setzte mich neben ihn; Amande hatte sich in häuslichen Geschäften entfernt.

Weißt Du auch, hub mein Vater an, weißt Du auch, Odo, was Euch vor dem Jahre zusammengeführt und euer Glück befestigt hat?

Ihre Güte, antwortete ich.

Aber diese Güte, versetzte mein Vater, ließ sich länger erwarten, als billig war. Ich bin lange mit mir zu Rathe gegangen, und konnte zu keinem Entschlusse kommen. Jetzt, da ich euch so glücklich sehe, kann ich wohl den Kampf bekennen, den ich mit mir gekämpft habe, und die Ursachen, die ihn schneller, als wohl außerdem geschehen wäre, zur Entscheidung gebracht haben.

Du kennst die Gründe, fuhr mein Vater fort, die mich dem, was die Welt eine Misheirath nennt, abgeneigt machten. Ich ehre meinen Stand, wie jeder Mensch, denk' ich, den seinigen ehren soll; denn wenn schon, wie ich wohl weiß, die Geburt kein Verdienst ist, so gibt sie doch, in der Meinung der Menschen, dem Verdienste einen Glanz, der seine Wirksamkeit nicht wenig erleichtert. Alle Gaben des Glücks, wenn sie nur nicht auf Unwürdige fallen, flößen der Welt

eine gewiſſe Achtung ein, die den geheimnißvollen Wegen der Weltordnung gezollt wird. Dieſe Achtung zu benutzen, iſt nicht unrecht; ja, es iſt thöricht, ſie von ſich zu ſtoßen. Es iſt nicht meine Meinung, daß irgend einem dadurch etwas an Kraft und Mühe erlaſſen werden ſoll. Wehe dem, der auf dem Pfühle ausruht, den ihm Glück und Geburt unterlegt, oder der ihn zur Hülle ſeiner Gebrechen machen will. Das Urtheil der Welt, die ſich für die Täuſchung rächt, und das eigne Gewiſſen, das jeden Mißbrauch empfangener Gaben rügt, beſtraft auch dieſe leider nur allzu gemeine Verſündigung.

Deine Neigungen, mein Sohn, und die Talente, die ſich in Dir entwickelten, ſchienen Dich zu einer höheren Laufbahn zu rufen. Ich hing gern der Hoffnung nach, die, ich will es nicht leugnen, meiner Eitelkeit ſchmeichelte, Dich einſt auf einem Poſten zu ſehen, wo Du dem Vaterlande nützlich und Deinen Mitbürgern achtbar würdeſt; und ſo lange ich dieſe Hoffnung hegte, ſchien mir eine Verbindung mit dieſer meiner frommen und geliebten Tochter eine Verſündigung an ihr zu ſeyn. Manches ähnliche Verhältniß war mir bekannt geworden, und faſt immer war das arme Weib das traurige Opfer ihres Glaubens an die Billigkeit der Menſchen und ihres Zutrauens zu der vorurtheilsfreyen Liebe ihres Gatten geworden, dem ſie, wenn die Leidenſchaft verraucht war, wie der nie verſtummende Vorwurf einer Thorheit erſchien, die er nun ſelbſt in mannichfaltigen Beziehungen, und oft noch mehr ſeine Kinder in

kränkenden Zurücksetzungen büßen müssen. Ich habe die einsame Trauer manches weiblichen Herzens und ihre stillen Thränen gesehen, wie sie von ihren Jugend-Freundinnen verlassen, von den höhern Ständen nicht aufgenommen, oder mit mannichfaltigen, demüthigenden Beschränkungen aufgenommen, sich mitten in dem Geräusche der Hauptstadt zu einer traurigen Einsamkeit verurtheilt sah; wie sie, kaum besser geachtet, als eine unterhaltene Dirne, fast bei jedem gesellschaftlichen Genusse von ihrem Gatten getrennt war; und mit aller Liebe, aller Zuvorkommung doch den Verdruß des Mannes oder den Unmuth ihrer Kinder nicht besiegen konnte.

Ich erinnere mich wohl, unterbrach ich meinen Vater, daß Sie mir früher dieses und ähnliches zu Gemüthe führten; aber es fand damals wenigen Glauben bei mir. Die Beispiele, die Sie mir anführten, schienen auf mich nicht zu passen; ja, ich fühlte mich beleidigt durch die Vergleichung mit Männern, die den Zug einer flüchtigen Neigung oder die Eingebungen des Eigennutzes für Liebe gehalten, und die Kraft nicht besessen hatten, Genüssen und Auszeichnungen zu entsagen, die durch nichts als durch die Begünstigung eines armseligen Vorurtheiles gewürzt werden. Ich war sehr geneigt, Männer dieser Art für Ausnahmen zu halten, deren Anzahl von den wahrhaft Edeln unendlich übertroffen würde. Späterhin bin ich von diesem gutmüthigen Wahne zurückgekommen. Da die Sitten und das innere Leben der Menschen ein Haupt-Gegenstand meiner Beobachtungen

war, so ist mir die Abgötterey nicht entgangen, die in den meisten Häusern unserer Classe mit allen Arten des Scheines getrieben wird, und wie da die Rücksichten auf Rang und Glanz die Ansprüche der Liebe verstummen machen. Ich kann also nicht leugnen, daß ich nach meiner Rückkehr weit geneigter war, die Gültigkeit Ihrer Gründe anzuerkennen, ohne jedoch das Vorrecht einer Ausnahme für mich aufgeben zu wollen.

Ich sah es wohl, fuhr mein Vater fort, und meine Bekümmerniß wuchs. Je reiner Deine Liebe war, und je mehr ich — den Einen Umstand abgerechnet — Deine Wahl billigen mußte, desto mehr bekümmerte mich das mögliche Unglück Deiner Erwählten. Wie gesagt, ich konnte zu keinem Entschlusse kommen.

Unterdessen tratst Du mit Deiner Erklärung auf. Dieses verminderte die Schwierigkeiten wenigstens in Rücksicht auf Deine Person. Und ich will Dir gern gestehen, daß diese Erklärung, so wenig sie auch mit meinen früheren Planen zusammenstimmte, mir jetzt, bey der ganz veränderten Lage der Dinge, dem Geiste, der an unserm Hofe, und den Grundsätzen, die in unsrer Regierung herrschen, recht erfreulich kam.

Du hast den Abend nicht vergessen, wo ich Dir diese Erklärung von neuem abforderte, und Dich mit Ihrer Einwilligung in Deine Verbindung überraschte.

Es ist einer der Festtage meines Lebens geworden, erwiederte ich, der heilige Vorabend der glücklichen Tage, die ihm in ununterbrochener Reihe gefolgt sind. Sie hatten die Güte, mir eine Erklärung über

die ſchnelle Veränderung Ihrer frühern Ueberzeugungen hoffen zu laſſen.

Es war mehr eine veränderte Gemüthsſtimmung, fuhr mein Vater fort, als ein Wechſel meiner Ueberzeugungen. Ich war in der Reſidenz geweſen; ich hatte manches gehört, was mich empörte; vieles, was mich mit traurigen Ahndungen der Zukunft erfüllte. Der alte Frohſinn, die geſellſchaftliche Heiterkeit ſchien vernichtet; jedermann klagte oder zuckte bedenklich die Achſeln; und indem ich bei meinen redlichſten Freunden nach den Urſachen dieſer Erſcheinungen forſchte, erkannte ich nur allzu gut, wie durch Verachtung der öffentlichen Meinung, durch Leichtſinn, Trägheit und Launenhaftigkeit, alles Gute untergraben und der rechtliche, freye Sinn der vorigen Regierung immer mehr und mehr verbannt werde. Da wünſchte ich mir, nach der Weiſe alter Männer, Glück, bald am Ziele meiner Laufbahn zu ſeyn; und euch Dir, mein Sohn, wünſchte ich Glück, aus eignem Antriebe das Rechte ergriffen, und die edle Freiheit des Mittelſtandes den goldenen Ketten des Hofes vorgezogen zu haben.

Als meine Geſchäfte geendigt waren, fuhr ich auf das Gut des alten General von M., um mich mit dieſem Jugendfreunde noch einmal — zum letztenmale vielleicht — in den Erinnerungen einer beſſern Zeit zu verjüngen. Mehrere Jahre waren vergangen, ohne daß ich etwas von ihm vernommen hatte; aber nach der Gewohnheit alter Leute zweifelte ich nicht, ihn und alle ſeine *Umgebungen* ſo wieder zu finden,

wie ich sie zum letztenmale gesehen hatte. Ach es war alles anders geworden.

Schon beim Einfahren in den Hof nahm mich die Verwilderung Wunder, die ich überall wahrnahm. In dem Hause herrschte tiefe Stille; nicht einmal ein Jagdhund kam mir entgegen; und spät erst erschien ein alter Diener, der mich, nach mancherley Bedenklichkeiten, zu meinem armen Freunde führte, und auf der Treppe mit kurzen Worten von ihm Nachricht gab. Der unglückliche Mann war tödtlich krank, doch mehr noch am Gemüth, als körperlich. Er hatte eine blühende Tochter von großer Schönheit, sein einziges Kind, halb im Wahnwitze verlohren; ihre Mutter war ihr aus Gram kurze Zeit nachher gefolgt. Er selbst hatte hierauf seinen Abschied genommen, und in tiefer Traurigkeit die Einsamkeit aufgesucht. In einem düstern Zimmer lag er darnieder, der Sorge eines einzigen Dieners vertrauend, nach dem Tode seufzend und nach der Vereinigung mit denen, die — so sagte er — Opfer seiner Grausamkeit geworden wären.

Als ich mich dem Bette genähert und die Vorhänge geöffnet hatte, und nun vor der abgezehrten, bleichen Gestalt des vormals so kräftigen Mannes, und vor seinen brennenden, tiefeingesunkenen Augen unwillkührlich zurückfuhr, faßte er mich hastig bey der Hand und drückte sie krampfhaft. „Alter Freund,“ war das einzige, was er sagen konnte. Dann fiel er zurück, drückte die linke Hand auf seine Brust, und mühte sich vergebens zu sprechen.

Nachdem ihm sein Diener ein stärkendes Arzneymittel gegeben hatte, und seine Kräfte sich ein wenig belebten, ließ er meinen Stuhl ganz nah an sein Kopfkissen rücken, so daß sein Mund fast mein Ohr berührte, und erzählte mir, kaum athmend, und ohne meine Hand loszulassen, die ganze Geschichte seiner Leiden. Mit trostloser Bitterkeit klagte er seinen Stolz und die wahnsinnige Härte an, mit der er sich der unschuldigen Liebe seiner einzigen Tochter zu einem trefflichen Jünglinge bürgerlicher Abkunft, den er selbst sehr hoch geachtet, widersetzt; wie er lange, in seiner Verstocktheit, die schnelle Abnahme ihrer Kräfte, ja ihren Wahnwitz selbst für Verstellung gehalten; wie er den schüchternen Bitten dieses reinen und unschuldigen Engels und ihrer Mutter Ohr und Herz verschlossen; wie er ihr selbst die demüthigste Ergebung in seinen Willen nicht verdankt habe; wie das alles endlich ihren Geliebten, der die Stütze und der Trost seiner Mutter gewesen, aus dem Lande getrieben, so daß er im Kriege umgekommen; seine Sophie aber, das frömmste und gehorsamste Kind, getödtet, und ihre Mutter vor der Zeit in die Grube gebracht; und wie er nun hier so verlassen liege, immer brütend über seinem Elende, von einer fruchtlosen Reue gefoltert, seinen unseligen Stolz verfluchend, und um den Tod, als das einzige ihm noch übrige Glück, inbrünstig betend.

Was ich auch sagen mochte, um den Unglücklichen zu trösten, blieb ohne Wirkung. Laß das, Freund, sagte er. Der Thau Deines Trostes erreicht mein

glühendes Gewiſſen nicht. Ich höre Deinen guten Willen, aber Ueberzeugung ſpricht nicht aus Dir. Die Zeit wohlthätiger Täuſchungen hat für mich geendigt.

Nachdem er jetzt eine Zeitlang geſchwiegen, griff er haſtig unter das Kiſſen, auf dem er lag, zog eine Rolle Papier hervor, und reichte ſie mir mit emporgehobenen, thränenloſen Augen. Dieß, ſagte er, dieß, mein alter Freund, ſind die letzten Worte des ſcheidenden Engels. Nimm ſie hin; ich vermache ſie Dir: bewahre ſie heilig. Es iſt das Beſte, was ich Dir geben kann. Aber mich machen ſie wahnſinnig. *) — Dann ſetzte er nach einer Pauſe hinzu: Du haſt einen Sohn, Freund. Laß ſeinem Herzen die Wahl ſeiner Liebe.

Spät ſchied ich von dem unglücklichen, tief gebeugten Manne. Sein Schmerz laſtete, wie eine Bürde, auf meinem Herzen, und ich hatte keine Linderung, keine Erleichterung dafür.

Tief betrübt kam ich nach der Stadt zurück, und mit dem Bilde meines ſterbenden Freundes vor Augen. Es war mir zuwider, daß in dem Hauſe gegenüber ein Feſt war. Eine Reihe von Fenſtern war hell erleuchtet; man hörte Muſik und Tanz, und an der Thür war viel Hin- und Hergehen der Menſchen. Es half mir nichts, daß ich die Vorhänge zuzog; die Muſik und das Geräuſch verfolgten mich.

*) Dieſe Blätter, die ſich auch unter den Papieren des Unbekannten fanden, ſind dieſem Bande angehängt.

Was gibt es denn da drüben? fragte ich unmuthig meine alte Wirthin, die eben hereintrat. Das wird mich die ganze Nacht am Schlafe hindern.

Es wird wahrscheinlich nicht lange mehr dauern, erwiederte die freundliche Frau. Der Nachbar feyert seine goldene Hochzeit, und zugleich sein Sohn die silberne. Da tanzen denn die Enkelchen ein wenig, nachdem der alte Großvater mit der Jubelbraut vorgetanzt hat.

Nun das ist freilich ein seltenes Fest, da muß ich wohl ein wenig Geduld haben. —

Indem nun die Wirthin beschäftigt war, das Tischtuch aufzulegen, erzählte sie mir, was für wackere Leute diese Nachbarn wären, und wie mildthätig gegen die Armen. So sind alle die, fuhr sie fort, die jetzt in dem Hause aus- und eingehen, dürftige und hülflose Leute, die hier gespeiset werden, und noch Geld überdieß bekommen; den Kranken hat man es ins Haus geschickt. Und das ist nicht bloß heute so. Gar oft habe ich von meiner seligen Mutter gehört, wie klein der alte Mann seinen Haushalt angefangen, als er seine Frau heirathete. Sie hatte nicht mehr als er, und es war eben, als ob sich Hunger und Durst freyten; die Kleider, in denen sie sich trauen ließen, waren geborgt, und das Brautbett gemiethet. Aber da er alles mit Geschick angriff, seine Kunden gut und redlich bediente, und immer unverdrossen bey der Arbeit war, und die Frau auch nicht die Hände in den Schoos legte, kam er durch Gottes Segen bald zu einem kleinen Eigenthume, und so

immer fort, bis er endlich das große Haus kaufen, und sein Gewerbe so ausbreiten konnte, daß viele Menschen bei ihm Nahrung bekamen. Seine Tischlerarbeit war weit und breit berühmt. Denn was aus seiner Werkstatt kam, war schön und dauerhaft, und doch billig im Preis; weshalb denn auch von allen Seiten her Bestellungen kamen, und er kaum Gesellen genug halten konnte, um die bestellte Arbeit zu fördern.

Nun, erzählte die gute Alte weiter, habe er einen Sohn und eine Tochter gehabt. Die Tochter habe sich mit einem wohlhabenden Landwirthe versprochen; der Sohn aber habe im Stillen ein armes Mädchen in der Nachbarschaft geliebt, ein frommes und stilles Kind, die ihre kranke Mutter mühsam mit ihrer Hände Arbeit ernährte. Der Vater that nicht, als ob er es merkte; denn seine Gedanken waren auf die Tochter eines reichen Goldarbeiters gerichtet, die den Nachbarssohn auch gut leiden mochte. Die Eltern waren einig; der Sohn aber, der gegen die vorgeschlagene Braut nichts einwenden konnte, zögerte, seinen Entschluß von sich zu geben, weil er sich scheute, den wohlgemeinten Absichten des strengen Vaters entgegen zu seyn. Ja, er wurde ganz niedergeschlagen, und sang nicht mehr, wie sonst, um die Arbeit zu fördern. Jetzt kam das Verlöbniß der Schwester. Als nun die Verwandten zusammen waren, und der Sohn noch trauriger schien, rief der Vater seine Tochter bei Seite, und befahl ihr, die arme Nachbars-Tochter, die ihre Freundin war, zu bitten, während des

Essens herüber zu kommen, und es dann so einzurichten, daß sie eben hereinträte, wenn er die Gesundheit der Neu-Verlobten ausgebracht hätte. Bei Tische war nun der alte Meister seelenvergnügt, und man konnte ihm anmerken, daß er etwas Besonderes im Sinne habe. Auch währte es nicht lange, so befahl er eine Flasche Wein zu reichen, öffnete sie und sagte: Nun laßt uns auf die Gesundheit der Verlobten trinken. Und als das geschehen war, ging die Braut hinaus; der Meister aber kehrte sich gegen seinen Sohn und sagte: Wenn wir nun auch so auf Deine Gesundheit trinken könnten, Heinrich, und Du auch eine Braut neben Dir hättest! Aber Du willst eben nicht. — Da wurde Heinrich bis über die Ohren roth, und die hellen Thränen traten ihm in die Augen; und in dem Augenblicke trat die Braut mit Röschen herein; aber Heinrich sah sie nicht, weil er mit dem Rücken nach der Thüre zu saß. Der Alte aber, der sie eben erwartete, um sein Vorhaben auszuführen, rief ihr entgegen: Gott grüße Dich, Röschen. Du bist ja so schön wie eine Braut. Komm, Du gutes Kind — rückt zusammen, ihr andern — und Du setze Dich dem Heinrich zur Rechten.

Heinrich wurde jetzt noch röther, als vorher, und Röschen war auch verlegen, und der arme Mensch wagte es kaum, das schöne Mädchen mit seinen nassen Augen anzusehen. Wie sich nun alles geordnet hatte, entblößte der alte Meister sein Haupt, sprach ein kurzes Gebet und sagte: „Was Gott zusammenfügt, das soll der Mensch nicht scheiden. Die Ehe ist ein hei-

Greis der letzten Strahlen der Sonne im Garte erfreut hatte, schlummerte er ein. Sein graue Haupt sank auf die Brust. Wir wollten ihn wecken Er aber war leise hinübergegangen in die grenzen lose Zeit, zu der ewigen Jugend der Seligen, un sein verdunkeltes Auge, das die Strahlen des Lich tes nicht mehr erfreuten, hatte sich dem Anschauei der Herrlichkeit Gottes geöffnet.

Briefe. *)

Odo an Amanden.

Den 10. März 1793.

Du liebst mich, Amande; unsere Herzen haben sich verstanden und auf immer vereint. Du liebst mich, und alle meine Wünsche sind erfüllt. Du kannst nie mehr von mir weichen; ich nie von Dir. Ein ewiges Band ist um uns geschlungen, und die Welt kann diesen Bund sehen; sie darf unsere Liebe wissen; wir brauchen nicht mehr zu trauern. Frey kann ich Dich Freundin, Geliebte, Erwählte meiner Seele nennen; frey den Jubel meines Herzens aussprechen. Alle Dornen des Schmerzes haben sich in Rosen verwandelt, und mit dem Stolze erhörter Liebe kröne ich Dich mit diesen Rosen, holde Amande, und bald mit Myrten. Du bist Mein, bis die Banden dieses

*) Aus der Menge der Briefe, die sich vorfanden, sind nur Einige, aus mehreren derselben nur einzelne Stellen gegeben worden.

Lebens reißen; mein auch jenseits des Grabes, wo die ewige Liebe waltet, und alles Liebende in Einer Fülle unendlicher Seligkeit vereint. — Ach in diesem Thale der Verwirrung, das wir die Erde nennen, tritt nur allzu oft die scheue Liebe vor den Geboten der Selbstsucht zurück; und was alle Gesetze der Natur vereinigten, wird durch die harte Hand der Willkühr getrennt. Gott sey gedankt, daß wir uns in diesen bethörenden, verwirrenden Nebeln dennoch gefunden haben, und daß der Tag für uns aufgegangen ist, nach dem wir uns sehnten. Was wäre mir die Welt, was wäre ich selbst ohne Dich? — Von jenem Augenblicke an, wo Du mich zum erstenmale erröthend grüßtest, und meine Hand Dich über den wankenden Steg geleitete, an dem Du furchtsam verweiltest, von jener Zeit an bist Du das Ziel aller meiner Wünsche, die Freude und der Schmerz meines Herzens gewesen. Da begann ein neues Leben für mich, als ich Dir näher trat. Wie aus den Tiefen eines Nebelmeeres taucht' ich zum Lichte auf; in der Liebe zu Dir fühlte ich mich selbst; mein innerster Sinn ward erleuchtet; die dumpfe Decke, die ihn umgeben hatte, ward aufgerollt. Von Deiner Liebe durchdrungen wurde mein ganzes Wesen geläutert; jeder schlummernde Keim ward geweckt; und Dir brachte ich in stiller Huldigung die Erstlinge meines neuen Lebens dar. Kaum den Knaben-Jahren entwachsen, fand ich in Dir das leitende Gestirn meiner Bahn. Nur Dir wollt' ich gefallen; für Dich nur wollt' ich leben; nah und fern dacht' ich nur Dich. Nur um

Dich bat ich Gott. Nun gibt er Dich mir, und mit Dir alles Glück, was Menschen erfreuen kann. Wie ein Eden liegt das Leben jetzt vor mir, mit allen Kränzen der Freude behangen, und glückweissagende Sterne thauen freundliche Strahlen auf mich herab. Alles Gewölk zerrinnt; nur als Andenken voriger Thränen richtet sich der siebenfarbige Bogen noch auf, und bindet die Schmerzen der Vergangenheit mit der heitern, entzückenden Gegenwart.

Den 21. März.

Der letzte Zorn des Winters stürmt durch den Himmel; zerrissene Wolken fliegen vor seinem wilden Rasen, und scheu blickt nur hier und da aus der wüsten Verwirrung ein Stern. Lang sah ich dem wunderbaren Spiele zu, und freute mich der Heiterkeit an meinem innern Himmel. Was kümmert mich die Finsterniß umher und der Sturm? Scheint mir doch Dein freundliches Angesicht aus der Tiefe des Herzens; hör' ich doch die Musik Deiner Stimme aus meinem Innern heraustönen. Von Dir her kömmt das wogende Wolken-Meer; aber meine Gedanken ziehen ihm entgegen, und hin zu Dir. Ich sehe Dich in Deiner Stille, den Frieden auf Deiner freyen Stirn, Dein Auge gedankenvoll gesenkt, ein leises Lächeln um Mund und Wangen. Woran denkst Du, Amande? Begegnen sich unsre Geister in dem Sturme der Nacht, die Welt vergessend mit ihrem Zwist und Hader, nur Gott und Liebe gedenkend?

Glaube nicht, Holde, daß ich Dich je verlasse, wenn ich von Dir gehe. Meine Liebe bleibt bei Dir, wie die Deinige bei mir verweilt, und auf dem Wege, der mich von Dir entfernt, kehren alle meine Gedanken zu Dir zurück. — Auch Du, ich weiß es, trennst Dich nicht von mir. Wie ein schützender Engel gehst Du an meiner Seite, und ehe noch dieß Band so fest geknüpft war, ward ich froh und sicher durch Dich. Ich zog durch die Länder der Erde, Gottes Herrlichkeit zu schauen; aber wenn seine Wunder mich entzückten und rührten, bracht' ich Dir mein Entzücken als ein stilles Opfer dar, und genoß nun alles reiner und höher durch Dich. Und wenn ich durch das Gewühl menschlicher Thorheit und Nichtswürdigkeit unberührt gegangen bin, so war es die Kraft Deiner Tugend, die den andringenden Larven wehrte, und mich unversehrt durch Klippen und Flammen geführt hat. Und doch sagst Du, ich hätte Dir nichts zu danken, Amande?

Welche köstliche Stunden hast Du mir gestern geschenkt! Du ließest mich in der Tiefe Deiner Seele lesen; Dein ganzes Wesen lag offen vor mir; und nie hab' ich lebendiger gefühlt, daß Du mein wärest, auch wenn die Welt uns trennte, und mein seyn wirst, auch wenn die Fluth der Zeiten stille steht, und das unendliche Meer der Ewigkeit alles irdische Leben verschlungen hat. In diesem Gefühl, Amande, liegt die Ueberzeugung der Unsterblichkeit. Könnte eine so große Liebe nur den Punkt dieses irdischen Daseyns füllen? Breitet sie nicht ihre Flügel über die Ewig-

keit aus? und fühl' ich nicht in dieser überschwenglichen Seligkeit den Odem des Unendlichen, den nur ein unsterblicher Geist zu fühlen vermag?

Den 9. April.

Lange bin ich auf- und abgegangen in der schweigenden Nacht; die Sterne sahen mit liebenden Augen auf mich herab, und in meinem Herzen leuchteten andere Sterne jenen entgegen, auch liebend, wie jene, und ewig wie sie.

Kannst Du fühlen, Amande, wie glücklich ein Mann ist, dem Du angehörst? Warlich, seitdem ich Deiner Liebe gewiß bin, ist ein neues Wesen in mir geworden, das eben so Dein Eigenthum ist, als das Meinige, ja Deines noch mehr. Ich denke nicht mehr an mich, denn ich bedarf nichts mehr. Was meine Wünsche suchten, ist mir durch Dich geworden; Du bist mein, und Alles mit Dir. Wie klar und schön steht mir unser künftiges Leben, unser ungetrenntes Zusammenseyn vor den Augen; mein Glück und das Deinige. Denn auch Du wirst glücklich seyn durch das Glück, das Du mir verleihst. In diesen Gedanken gehen alle andere unter. Es ist wie ein Meer von Morgenroth und Himmelsbläue und Sonnenglanz, und ich umfasse Dich, Amande, und stürze mich mit Dir in diese Fluth unaussprechlicher Seligkeit.

Amande an Odo.

Den 14. April.

Ich ſah Dich dieſe Nacht im Traume weinen, mein Odo; aber ich konnte nicht ſehen, ob es Thränen der Freude oder des Schmerzes waren; und nun ich wach bin, ſteht das Bild noch immer vor mir, und es dünkt mich gar zu betrübt, daß Du weineſt, mein Odo.

Die Gegenden der Zukunft ſind dunkel; nur die Hoffnung erleuchtet ſie; aber die Farben der Hoffnung ſind täuſchend. Säh' ich nur ihr mich hin, welche blühende Auen lägen dann vor mir. Aber mein Herz zagt bei ſo vielem Glück, und mein Auge hebt ſich ſcheu und feucht zum Himmel, und ich wage nicht um die Erfüllung ſo goldener Träume zu bitten.

Gott wird uns gute Tage geben, wenn ſie uns frommen; aber auch in die böſen will ich mich mit Ergebung fügen. Gedeiht doch kein Gewächs in bloßem Sonnenſchein — und bedarf nicht der Menſch der Stürme noch mehr, damit ſein Glaube ſich ſtärke, damit er ſich feſter an die Genoſſen ſeiner Wallfahrt halte, und frömmer Schutz ſuche bey ihm, von dem die böſen Tage wie die guten kommen? — Und doch bebe ich bey dieſem Gedanken. Das, was mir Muth geben ſollte, dieſes Theilen des möglichen Unglücks mit einem theuern Genoſſen meiner irdiſchen Wallfahrt, eben das peinigt meine Phantaſie, und Deine weinende Geſtalt kömmt mir nicht aus dem Sinn.

Ode an Amanden.

Den 18. April.

Wie kurz ſind doch die Tage, die wir zuſammen leben, und wie lang die Stunden der Trennung! Unerträglich wäre mir dieſe Kluft, wenn nicht die Erinnerung ſie ausfüllte; wenn ſich nicht ein unſichtbarer Faden aus der Vergangenheit herüber in die Gegenwart ſpänne. Wie mich heute ſo viele Deiner Worte rührten! wie ich noch jetzt mit immer erneuter und erhöhter Freude unſer Geſpräch verfolge, das ſich ſo leicht entſpann, und uns allmählig in die Tiefen unſers Seyns und die Räthſel der Welt führte, die das fromme Ahnen eines weiblichen Gemüthes wohl beſſer löſ't, als aller Scharfſinn des ſich ſelbſt verwirrenden Verſtandes.

Wohl iſt es wahr, daß das Leben ein Traum iſt in mehr als einem Sinne; ein Traum in der Dämmerung zwiſchen Nacht und Tag, furchtbar und ſchrecklich oft; bisweilen auch heiter und ſüß. Wie das Kind in der Wiege ſchläft, ſo ſchlummert die Seele in ihrer irdiſchen Hülle; mattes Schattenwerk ſtreift an ihr vorüber, aus Licht und Nebel gewebt, mannichfaltig wogend, jetzt zerrinnend, jetzt neu ſich geſtaltend, ein Wahn von Wahrheit, aber ohne ſichern Gehalt. Aber wenn ein großes und göttliches Wort, wie ein Strahl der ewigen Wahrheit die Schlummernde trifft, da erwacht ſie zum Gefühl ihres rechten Daſeyns,

und ahnet mit Zuversicht den ewigen und unvergänglichen Tag, wo das Ahnen zum Wissen wird.

Was ist in der Liebe so göttlich? warum ist ihr Entzücken jeder andern Freude so ungleich? Weil sie die Tochter und Mutter einer höhern Wahrheit ist. Sich selbst muß der Mensch vergessen, wenn er zu der Quelle zurückkehren will, aus der sein besseres Wesen geflossen ist; und wo vergißt er sich selbst, als in inniger Liebe? Recht lieben ist der Anfang der Weisheit; und die rechte Weisheit ist der Weg zu Gott. Denn da fängt die Erkenntniß Gottes an, wo die Entäußerung von selbstsüchtigen Trieben beginnt. Ist es nicht das Vorrecht des Menschen, Gott zu erkennen? und ist nicht auch die Liebe der Menschheit Vorrecht und Abzeichen? Der Säugling jammert, wie das Thier, und kann nichts als jammern; denn ärmer, als das geringste Thier, kömmt ihm nur durch die Liebe Hülfe. An der mütterlichen erbarmenden Brust erwacht er in sich selbst; und wenn er zuerst die Mutter erkennt, wenn sein Auge freundlich das ihrige sucht, seine Arme sich liebend um den Nacken der Liebenden schlingen, da thut sich das Kind als Menschen kund. Ein göttlicher Funke ist in seinem Innern erglüht, und die Seele tritt in sein Auge, wie in sein Herz die Liebe trat. An dem Bedürfnisse seiner thierischen Natur hat sich ein Höheres entzündet, und der Faden ist angefangen, der die Erde an den Himmel knüpft.

An der Hand der Liebe bildet der Mensch sich fort, und, wie er immer nach Unabhängigkeit streben

mag, er kann der Liebe sich nicht entreißen, wenn er der Freiheit von irdischen Banden begehrt. In den Armen des Freundes, durch gleiches Streben nach dem Edelsten und Höchsten beglückt, frei sich bindend, und auch gebunden noch frei, tritt der Jüngling in den Tempel der höhern Weihe. Hier läßt er die Wirklichkeit mit ihrem Trug- und Schattenwerk hinter sich; eine unendliche Bahn thut sich auf vor ihm; hohe Ziele leuchten von fern. Jede Kraft ringt sich los. Er geht vielleicht unter in dem ruhmvollen Kampfe; aber unvergänglich wird die Idee, als ein leitender Stern, über seinem Grabe stehen, und andere werden, von diesem Grabe aus, mit gleichem Muthe die edle Laufbahn beginnen.

Hier laß mich an dem Hügel meines Victor einen Kranz heiliger Erinnerungen aufhängen, mit den Thränen eines dankbaren Herzens benetzt. Du hast sein Bildniß gesehen und in seinen Zügen den edelsten Geist erkannt. Ach dieß Gestirn erlosch der Erde und mir zu früh. Aber als es sich unter der Erde barg, und alles umher für mich mit Finsterniß umhangen war, da führte mir die ewige Güte, sich meiner Schmerzen erbarmend, Deine Liebe, meine Amande, entgegen, um das zu vollenden, was die Freundschaft begonnen hatte.

Seitdem ich Dich liebe, meine Amande, mit der ganzen Fülle meines Herzens Dich liebe, lichtet sich die Decke, die uns von der Wahrheit trennt. Ich trage den Himmel in meiner Brust; ich bin dem Guten näher befreundet; und was vormals mir schwer

war, erscheint mir jetzt leicht. Es gibt kein Opfer, dessen ich mich nicht fähig glaube, selbst das Opfer meines Lebens, und — wenn es Gott wollte — der irdischen Trennung von Dir. Du siehst mich nicht befremdet an über dieses Wort; denn Du verstehst mich. Bin ich nicht ewig an Dich gebunden? oder gibt es irgend etwas, das uns trennen könnte, als die Verleugnung dessen, was wir in unserer innersten Tiefe für Wahr, Recht und Gut erkennen? Nur dieß, dieß nur allein. Aber so lange ich Dich an meine Brust drücke, so lange der Gedanke an Dich in meiner Seele lebt, so lang ich Dein edles und reines Herz wie in meinem eignen Busen fühle, so lange weicht der Schutzgeist des ewig Guten nicht von mir. Ich will das Entsetzlichste denken, daß die Erde zwischen uns einsänke, und die Ufer des Abgrundes, der uns trennte, immer weiter und weiter zurückwichen, bis keines mehr das andere finden könnte, so schlügen dennoch unsere Herzen im sympathetischen Takte fort, bis der Tag des Wiedervereinens anbräche, und wir einander von neuem, mit nicht größerer Liebe, aber mit noch innigerer Freude in die Arme fielen.

Den 2. Mai.

Ich hatte diesen Abend den Weg über die Wiese an dem Bache hin genommen, um noch länger unter freiem Himmel zu seyn. Das murmelnde Geräusch des immer emsigen, hier und da, wie zu Scherz und

Kurzweil, abschweifenden Begleiters stimmte recht gut zu der Art meiner Gedanken; und so hatte ich fortgeträumt, als mir aus dem Jägerhause ein zweystimmiger Mädchen-Gesang durch die geöffneten Fenster entgegenkam. Neben einem feinen Discant ging ein schöner Alt — so daß ich die Stimmen unsrer Fanny und Friderike zu hören meinte — ich blieb unter dem Fenster stehen, und vernahm diese Worte:

Thut es mir gleich so weh,
wenn ich Nachts von Dir geh,
nicht mehr dein Aeuglein seh,
Treuliebend Herz;
wandert doch Schritt für Schritt
tröstend die Liebe mit,
macht mich des Kummers quitt,
lindert den Schmerz.
Wenn auch das Herz bricht,
bringt doch der Tod nicht
Qual mir noch Reu.
Liebe vergeht nicht,
Falschheit besteht nicht,
ewig hält Treu.

Mehr als einmal wurde das einfache Lied wiederholt, als ob es für mich gedichtet wäre, und ich brauche Dir nicht zu sagen, wie mir diese kunstlosen Worte zum Herzen sprachen, und mich freundlich den ganzen Rest des Weges begleiteten.

Noch immer schwebt die Weise und der doppelstimmige Gesang um mein Ohr. Was ist es nur,

das ſo einem Zuſammengehen zweyer Stimmen von verſchiedener Höhe einen ſolchen Zauber gibt? Dieſer Wechſel von Licht und Schatten, dieſes gegenſeitige Auseinandergeben und Wiederſuchen, dieſes Auflöſen und Zuſammenſchmelzen, dieſes Erſterben endlich in Einem Tone, iſt es nicht ein Wiederhall der Geſchichte liebender Herzen, und ein Bild recht zarter und inniger Liebe? Und iſt es nicht eben darum, daß ſolch' ein Geſang alle Luſt und Wehmuth der Liebe in dem innerſten Herzen erweckt?

Den 10. Mai.

Schwerlich haſt Du Dich gewundert, daß ich Dich geſtern früher als gewöhnlich verließ. Wie hätt' ich es in dieſer Luft aushalten können? Da Du und Deine Mutter mit den Willmanns beſchäftigt waret, ſo fiel ich Euerm Philoſophen allein anheim, der ſich für mich immer mehr und mehr in einen Baſilisken umſetzte, welcher die Kraft ſeiner Blicke und ſeines Athems an mir verſuchen mochte. Ich bin überzeugt, daß er mit ſeinem Verſuche zufrieden iſt. Was hätt' ich ihm groß antworten können? Kann man dem zum Herzen reden, dem die Lamien der Selbſtſucht das Herz aus der Bruſt genommen haben? oder zur Vernunft, wo ſich der Wahnſinn mit Krone und Zepter auf einem uſurpirten Throne ſchmückt? Oder wie kann man Dich lieben, Amande, und in Deiner Nähe ſolche Entweihung ertragen, ohne eine innere Empörung, die jedes Wort im Entſtehen erſtickt?

Wenn so ein Mensch, wie dieser Horb, der wie die fliehende Sünde aussieht, die gern der Reue trotzen möchte, und sich doch kläglich vor ihr versteckt, wenn so ein Mensch bescheiden aufträte in der Welt, mit gesenkten Blicken um Duldung für sein Daseyn flehend, so hätte die Welt wenigstens Mitleiden mit ihm. Aber da tritt er hin, macht sich breit und spricht: Ich habe die Länder Europens durchreis't, und die Menschen gesehen, und das Resultat meiner Beobachtungen ist, daß es ihnen, wie schlimm auch immer ihr Loos seyn mag, doch unendlich besser geht, als sie verdienen. — Du hast in das Wasser gesehen, Narciß, dacht' ich bei mir; was Du sahst, war immer Dein eignes Bild, und Dein sogenanntes Resultat, die misverstandene Stimme Deines Gewissens. — Dann sagte er weiter, mit der Hand auf seinem Maltheser-Kreuze und ohne Accent: „Aller Unterschied der Menschen beruht auf Reichthum, Rang und Macht. Das Laster in Lumpen gekleidet, füllt Galgen und Zuchthäuser; das im Wagen fahrende füllt die Salons. Wer auf der untern Stufe eine Beute der Häscher wird, regiert auf der obern die Welt." Und nun zog er die unverschämte Folgerung: „Es ist also kein innerer Unterschied zwischen den Handlungen der Menschen; und es gibt kein Mittel diese reißendsten aller Thiere im Zaum zu halten, als eine eiserne Gewalt." „In sofern," setzte er noch in einer Nutzanwendung hinzu, „sey die französische Nation, die überhaupt den meisten bon sens habe, ziemlich auf dem rechten Wege; und

das ſo einem Zuſammengehen zweyer Stimmen von verſchiedener Höhe einen ſolchen Zauber gibt? Dieſer Wechſel von Licht und Schatten, dieſes gegenſeitige Auseinandergehen und Wiederſuchen, dieſes Auflöſen und Zuſammenſchmelzen, dieſes Erſterben endlich in Einem Tone, iſt es nicht ein Wiederhall der Geſchichte liebender Herzen, und ein Bild recht zarter und inniger Liebe? Und iſt es nicht eben darum, daß ſolch' ein Geſang alle Luſt und Wehmuth der Liebe in dem innerſten Herzen erweckt?

Den 10. Mai.

Schwerlich haſt Du Dich gewundert, daß ich Dich geſtern früher als gewöhnlich verließ. Wie hätt' ich es in dieſer Luft aushalten können? Da Du und Deine Mutter mit den Willmanns beſchäftigt waret, ſo fiel ich Euerm Philoſophen allein anheim, der ſich für mich immer mehr und mehr in einen Baſilisken umſetzte, welcher die Kraft ſeiner Blicke und ſeines Athems an mir verſuchen mochte. Ich bin überzeugt, daß er mit ſeinem Verſuche zufrieden iſt. Was hätt' ich ihm groß antworten können? Kann man dem zum Herzen reden, dem die Lamien der Selbſtſucht das Herz aus der Bruſt genommen haben? oder zur Vernunft, wo ſich der Wahnſinn mit Krone und Zepter auf einem uſurpirten Throne ſchmückt? Oder wie kann man Dich lieben, Amande, und in Deiner Nähe ſolche Entweihung ertragen, ohne eine innere Empörung, die jedes Wort im Entſtehen erſtickt?

Wenn so ein Mensch, wie dieser Horb, der wie die fliehende Sünde aussieht, die gern der Reue trotzen möchte, und sich doch täglich vor ihr versteckt, wenn so ein Mensch bescheiden aufträte in der Welt, mit gesenkten Blicken um Duldung für sein Daseyn flehend, so hätte die Welt wenigstens Mitleiden mit ihm. Aber da tritt er hin, macht sich breit und spricht: Ich habe die Länder Europens durchreis't und die Menschen gesehen, und das Resultat meiner Beobachtungen ist, daß es ihnen, wie schlimm auch immer ihr Loos seyn mag, doch unendlich besser geht, als sie verdienen. — Du hast in das Wasser gesehen, Narciß, dacht' ich bei mir; was Du sahst, war immer Dein eignes Bild, und Dein sogenanntes Resultat, die misverstandene Stimme Deines Gewissens. — Dann sagte er weiter, mit der Hand auf seinem Maltheser-Kreuze und ohne Accent: „Aller Unterschied der Menschen beruht auf Reichthum, Rang und Macht. Das Laster in Lumpen gekleidet, füllt Galgen und Zuchthäuser; das im Wagen fahrende füllt die Salons. Wer auf der untern Stufe eine Beute der Häscher wird, regiert auf der obern die Welt." Und nun zog er die unverschämte Folgerung: „Es ist also kein innerer Unterschied zwischen den Handlungen der Menschen; und es gibt kein Mittel diese reißendsten aller Thiere im Zaum zu halten, als eine eiserne Gewalt." „In sofern," setzte er noch in einer Nutzanwendung hinzu, „sey die französische Nation, die überhaupt den meisten bon sens habe, ziemlich auf dem rechten Wege; und

wenn ſie, wie es über kurz oder lang geſchehen werde, wieder Einen Herrn, ſtatt ihrer hundert Zuchtmeiſter, bekomme, ſo werde dieſer, wenn er nicht auch das Schickſal des Königes haben wolle, Ketten und Banden der Gewalt bereit halten müſſen. Der jetzige blutige Verſuch ſey recht geeignet, um die Thorheit des Glaubens an das Phantom der Freiheit und den Popanz des Rechtes mit der Wurzel auszurotten; und wer die Gewalt in den Händen habe, müſſe künftig in ein Irrenhaus eingeſperrt werden, wenn er ſich auch nur ihres geringſten Theiles entäußere.“ Hätteſt Du gehört, wie gelaſſen ich auf dieſe ungeheuern Aeußerungen antwortete, Du würdeſt meine Mäßigung gelobt haben. Als er aber zuletzt noch mit dem höhniſchen Lächeln des verneinenden Geiſtes ſagte: „Ich bin jetzt zurückgekehrt, um eine reiche Frau zu heirathen, die ich noch nicht kenne; aber gleichviel; Heirathen iſt eine Thorheit, die man ſich bezahlen laſſen muß; alles übrige iſt Kinderei und nur eben gut genug zu einem Faſtnachtsſpaß.“ — Da ergrimmte ich in meinem Innerſten, und ohne ein Wort zu erwiedern, ließ ich den Narren mit ſeiner Weisheit allein.

Aehnliche Weſen ſind mir ſchon hier und da in den Weg gekommen, die Welt und Menſchen zu kennen glaubten, wenn ſie die Sümpfe der Erde durchkrochen haben. Selbſt ohne Tugend, erkennen ſie nichts Tugendhaftes, und leugnen dann frech ihr Daſeyn, wie etwa der Blindgeborne Farben und Licht, oder der Taube das Daſeyn und den Zauber der Töne

leugnen möchte. Wie mag ein Mensch das Göttliche ahnden, der Gott aus seinem Herzen getrieben, um Eitelkeit, Selbstsucht und wilde Genußgier an seine Stelle zu setzen? Aber was bleibt dann übrig von dem Menschen, was er nicht besser am Thiere fände, so daß er wohl mit Recht über Verkürzung klagen dürfte. So weit kömmt es dann. Wenn nun gar der Kern der Gesellschaft, wenn die sogenannte große und vornehme Welt sich in dieser Art zu fühlen und zu urtheilen zusammenfindet, dann tritt hier und da ein Denker auf, und thut mit Gründen dar, daß Weisheit Thorheit sey; daß es keine Tugend gebe; daß Eigennutz, nichts als Eigennutz die moralische Welt umtreibe; daß es also nichts Gutes gebe, als den Genuß, und keine Tugend, als die Kunst ihn klug zu vertheilen und sinnreich zu vervielfältigen; und aus diesem Hörsaale tritt Dein Herr höhnisch lächelnd heraus, und sagt vor sich hin: „Ich hab' es ja längst gedacht, daß es mit der Tugend Windbeutelei sey."

Und ob sich der Geck nur einbildet, die Lehre sey neu?

Sie ist eben so alt, als die Klage über die zunehmende Verderbniß der Welt, und eben so nichtig. Die Tugend ist eben so wenig ein Unding, als sie, die Göttliche, jemals ersterben kann.

Wenn es aber auch möglich wäre, daß alles Gute, daß alle Tugend der Welt entwiche, daß nichts übrig bliebe, als Mäkler und Käufer, eine schachernde Rotte, nur auf gegenseitigen Betrug bedacht, wenn alle diese

Knechte des Eigennutzes ſich von dem Willen zur That erhüben, und Diebe, Räuber und Mörder würden, die heut auf der Straße raubten, und morgen zu Gericht ſäßen über ihres Gleichen; wenn die Gerechtigkeit eine feile Dirne, die Religion eine Kupplerin, die Wahrheit eine Larve, die Unſchuld eine Schminke geworden, wenn mit Einem Worte alles ſo durch und durch verwirrt wäre, wie in der Welt, die dieſer Maltheſer ſchildert und der er ſelbſt angehören will, ſo daß auf keinem Grabe ein anderes Denkmal ſtehen dürfte, als Galgen und Rad — ſo würde doch auch dann der Glaube an Tugend, Wahrheit und Unſchuld unerſchüttert beſtehen. Mag immerhin der Feind der Menſchen in ſeinem Buche jede gute That auf die Seite des Vortheils ſchreiben; mag er die Geſchichte eine Lügnerin, und die Märtyrer der Tugend Phantaſten nennen — nie wird ſein Verneinen die Tugend ſelbſt zu einem Geſpenſte der Einbildung machen. So lange noch Ein Menſch übrig iſt, der aus vollem Herzen ſagen darf: Ich liebe meinen Freund mehr, als mich ſelbſt: alſo *glaube* ich an Tugend, ſo *iſt* ſie auch. Dieſer Glaube gibt Zeugniß für ſie, wie er für Gott Zeugniß gibt, wenn auch alle Sterne ihr Licht auslöſchten, und die Welt in das alte Chaos zurückſänke. — O ihr Strahlen der *ewigen Wahrheit*, die ihr das Dunkel unſerer Erkenntniß erleuchtet, ihr heiligen Offenbarungen Gottes, ihr ſeyd das unvergängliche Erbtheil, das ein himmliſcher Vater ſeinen Kindern gab, ihr ſeyd das unzerreißliche

Band, das den Menschen an Gott, und die Erde an den Himmel knüpft! — —

Voll von Unmuth verließ ich Dein Haus, Amande, wie einen entweihten Tempel; erst in freier Luft ward mir wohl. Ein lauer West spielte mit dem jungen Laub, und die Bäume hoben die neugeschmückten Arme zu dem klaren Himmel auf, und die zarten Blüthen zitterten wie Schneeflocken des Mais bei jedem Athemzuge der Luft. Auch schwamm der Mond, wie ein Silbernachen, auf dem stillen, blauen Meere hin, und goldene Wölkchen hüpften um ihn her, wie spielende Wellen. Jetzt wich aller Unmuth von mir, und ich schritt recht munter einher, die Sonne zur Rechten, zur Linken den Mond. An der Thüre eines der ersten Gärten von Mainau saß eine blasse Mutter mit einem Kinde auf dem Schooße, das sie zur Ruhe gesungen hatte, und zwei andere Kinder suchten Blumen im Gras, und immer kam eines um das andere, und legte der Mutter sein Blümchen in den Schooß mit einem frohen „Da, Mutter, noch eins.“ Und die Mutter sammelte alle die Blumen und band ein Kränzchen daraus, das dem schlafenden Kinde, wenn es erwachte, bestimmt war. Auf allen Gesichtern stand Ruhe und unschuldige Freude geschrieben. Und das war noch schöner und rührender als der klare Abendhimmel und das Blüthen-Meer in dem stillen, freundlichen Thal.

Den 20. Mai.

Mein Vater bedarf meiner heute zu einem Geschäfte, das vor Nachts schwerlich geendigt seyn wird. Ich kann also nicht hinüber kommen, und mein Philipp wird glücklicher seyn als ich. Bei jedem der Veilchen, die er Dir mitbringt, und die ich heut um Sonnen-Aufgang pflückte, dacht' ich an Dein dunkelblaues Auge, das Du wohl um dieselbe Zeit dem Tage öffnetest. Noch wenige Wochen und diese freundlichen Augen grüßen mich jeden Morgen mit dem Tage zuerst, und ich darf sie jeden Morgen küssen, und von Deinen Lippen den Morgen-Gruß haschen. Mögen dann immer die Wolken hin und her ziehen den übrigen Tag; ich habe Dich neben mir, Dich, meine Freude, mein Glück, meine Braut, und dann — mein Weib. In allem dem liegt ein Himmel, der sich niemals trübt. Fühlst Du auch, Amande, wie glücklich Du mich machst? wie reich — mich den Armen? Ach könnt' ich doch alle Gaben zu Deinen Füßen legen, die Menschen erfreuen! — Aber Du begehrst ihrer nicht, und Dein bescheidener Sinn achtet der Güter nicht, um die sich die Welt so rastlos müht. Deine Blicke sind aufwärts gerichtet; darum ist Dein Gemüth so heiter, so furchtlos Dein Herz. —

Ich ging einst in den Alpen zwischen den Trümmern einer alten Veste, die vormals den Weg verschlossen hatte; jetzt war er dem Wandrer geöffnet. Schroffe Felsen erhoben sich zur Linken; zur Rechten der Straße stürzten sie in die Tiefe hinab; unten

rauſchte der Strom zwiſchen Felſen und Trümmern und dichtem Gehölz. Ueber den Abgrund hin, dem Weg gegenüber, hatten ſich die Felſen zu einer Grotte geöffnet, und in ihr hatte die Andacht mit gefahrvoller Mühe ein Kreuz befeſtigt. An dem ſchroffen Rande des Abgrunds lag mit entblößtem Haupte ein Hirtenknabe auf ſeinen Knien dem Kreuze gegenüber; neben ihm ſtand eine junge Gais auf einem hohen Baustücke, und ſahe furchtlos in die ſchwindelnde Tiefe und den brauſenden Waldſtrom hinab. Dieſer Anblick rührte mich ſehr. Ich weilte, bis der Knabe geendigt hatte; dann frug ich ihn mancherlei, und hörte von ihm, daß, als er geſtern mit den Ziegen ausgezogen, ſeine kranke Großmutter recht ſehnſuchtsvoll um ein baldiges Ende gebetet habe. Das hab' er ſich zu Herzen genommen, und an derſelben Stelle das nemliche für ſie gebeten; und als er am Abend nach Haus gekommen, ſey ſie ſanft entſchlafen geweſen. Darum hab' er Gott hier wieder gedankt, und für ihre Seele gebetet. — Dabei traten ihm die Thränen in die Augen, und er ſah doch ſo froh und unſchuldig aus, daß mir noch jetzt die Geſtalt des armen, frommen Knaben lebendig vor Augen ſteht.

Geſtern beim Nachhauſe-Gehen kam mir dieſer kleine Vorfall wieder in den Sinn, als ich unſer Geſpräch wieder durchdachte, und wie Du ſo furchtlos vom Tode geſprochen, und ſo ruhig über den unermeßlichen Abgrund geſchaut. Was gibt Dir, Du Gute, dieſen frommen Sinn? — O gib mir ihn auch, wenn Du es vermagſt; reiche mir Deine treue Hand, und

ziehe mich zu den sonnigen Höhen, auf denen Du stehst, daß ich auch so ruhig wie Du, so Gott ergeben in die grausende Tiefe hinabschauen möge. —

Lebe wohl, holde Braut; sende mir ein liebes Wort von Deiner Hand. Grüße die Mutter.

Den 24. Mai.

Ich kann diesen Tag nicht endigen, ohne Dich noch einmal zu grüßen. Mit einem Gruße an Dich ist er erwacht, so soll er auch einschlummern, und mit ihm wird die Erinnerung, wie eine duftende Blume ihren Kelch schließen, bis die Strahlen der Sonne sie wieder wach küssen, und ihr gesenktes Haupt zu neuem Leben erheben. —

Da sich heut gegen Abend der Himmel erheiterte, ging ich noch ein wenig hinaus vor die Stadt, um Luft zu schöpfen, und kam, ich weiß selbst nicht recht wie, bis gen Unterkirchen. Unter der Linde vor dem Dorfe hatte sich eine Zigeunerwirthschaft gelagert; sie waren eben im Begriffe aufzubrechen. Ein Esel stand bereit mit Körben an beiden Seiten; in jedem Korbe ein schwarzbraunes Kind zwischen mancherlei Geräth eingeklemmt; die Mütter daneben; andre halb nackte Kinder, die zu eignem Ergötzen auf den Händen gingen und Räder schlugen. Als ich mich näherte, kam eines der Weiber auf mich zu, und bot mir seine Orakel an. Ich weiß nicht, wie ich in der Laune war; aber ohne etwas zu denken, hielt ich der schwarzen Sibylle die Hand mit einem Zwölfkreuzer-

stück hin. „O Du Glückskind,“ rief sie, und sah mir mit ihren brennenden Augen wie verwundert in das Gesicht, und dann wieder in die Hand; „Du Erz-glückskind! Du hast einen Vertrag mit dem Glücke gemacht. Da steht ein Frauchen, wie ein Engel — schön, sag' ich Dir, wunderschön und gar ein gutes Gemüth. Das gibt einen himmlischen Ehestand: und Kinderchen, eins, zwey — — Die leibhafte Mutter. Und hier steht ein Gut; ein nettes Haus, ein wunderschönes Haus, ein Haus, wie ein Schlößchen, und Hof und Garten, und Feld und Wald. Aber hier... Sie hielt ein wenig inne, zuckte mit den Achseln, sah mich an; aber eh' sie fortfahren konnte, besann ich mich selbst eines Bessern. Zufrieden mit dem Engel, den ich schon hatte, und mit den andern mir verheissenen Herrlichkeiten, wollte ich nicht abwarten, bis die Hexe zur Beglaubigung ihrer guten Orakel auch noch böse hinzu erfände, sondern zog meine Hand zurück, dankte für die gute Weissagung, und schenkte den kleinen, herumgaukelnden Furiosos noch einige Kreuzer zum Abschiede.

Wirst Du es glauben, aber die Worte der ägyptischen Pythonisse hatten doch Eindruck auf mich gemacht. Sie hatte das Eine so gut getroffen, warum das Andere nicht auch? Das Größere hatte mir der Himmel verliehen; das Kleinere konnte leicht noch als Zugabe kommen. Der Gedanke kam mir gar lieblich vor. Ich nahm den längern Weg nach Hause, und schmückte mir meine künftige Besitzung so vollständig, so nach allen Theilen aus, daß ich sie hätte hinma-

len können. Der Abend war schön, und so führte ich Dich auf den nächsten Berg, um von da die Aussicht auf unser Eigenthum zu haben, das ich in den Hintergrund eines gar anmuthigen Thales, zwischen herrlichen Teichen, und lachenden, durchsichtigen Birkenwäldern aufgebaut hatte, so daß der Garten daran nur ein kleiner Park in dem größern war. Es nahm sich alles von der Höhe ungemein zierlich aus, besonders wie unsre ansehnliche Heerde aus dem Seiten-Thale heraustrat und langsam dem Hofe zuzog. — So weit war ich ohngefähr, als ich zu Hause anlangte, und mir von fern schon durch die offnen Fenster die gellende Stimme des Jagdjunkers von M. entgegentönte. In diesem Augenblicke war der Zauber zerstört; mein Luftschloß stürzte zusammen, und ob ich gleich, um dem Junker auszuweichen, noch einen Seitengang machte, so konnte ich doch nicht wieder in den heitern Traum hineinkommen.

Amande an Odo.

Den 28. Mai.

Wär' es wohl wahr, mein Odo, was ein französischer Schriftsteller von großem Nahmen gesagt haben soll: „es gebe wenig Frauen, die so vollkommen wären, daß ihre Männer nicht wenigstens Einmal des Tages die Reue anwandelte, eine Frau zu haben, oder die Lust, den glücklich zu preisen, der keine hat?

Wär' es wahr? — Gewiß, es iſt nur eine freche Verleumdung Deines Geſchlechts; oder es iſt nur von franzöſiſchen Männern wahr, die wohl um vieles hartherziger ſeyn mögen, als die unſrigen. Mit welcher Bangigkeit müßte eine Frau in den Eheſtand treten, wenn ſie fürchten müßte, täglich wenigſtens Einmal die blaſſe Reue auf dem Geſichte des Mannes zu leſen? Wer iſt denn vollkommen? oder wer iſt thöricht genug, ſich für vollkommen zu halten? Glaube mir, Odo, ich käme nicht aus der peinlichſten Angſt heraus. Ich würde vom frühen Morgen an, wenn Du die Augen aufſchlügeſt, bis zum Abend, wo ſie Dir zufielen, aufmerkſamer an Deinen Mienen hängen, als ein Aſtrolog an dem Himmel; ſelbſt in der Nacht würd' ich Deinen Träumen nachſpüren, und den Worten, die Du im Schlafe ſprechen möchteſt. — Wer könnte auch anders? Sind wir nicht alle Töchter der Schwäche? oder gibt es irgend einen Eifer, wie raſtlos er auch ſey, der einen hartherzigen, in Selbſtſucht verſunkenen, immer mit ſeinen Umgebungen, nie mit ſich ſelbſt rechnenden Mann befriedigen könnte? — So biſt Du nicht; mein Odo. Gewiß verkennſt Du auch den guten Willen nicht, und erläßt mir eine Vollkommenheit, die auch das redlichſte Weib niemals erſtrebt. So ſoll mir auch vor Deiner Reue nicht bangen. — Guter Gott, welcher Mann möchte einer ſolchen Reue Preis gegeben ſeyn, und doch das Joch noch fortſchleppen? Welche Frau möchte ſie verurſachen und doch noch leben? —

Aber heiliger Gott, wenn ich um mich herum-

sehe, — wie viele schlechte Ehen unter Vornehmen und Geringen, wo eine solche Reue auf beiden Seiten wohl mehr als Einmal des Tages vorkommen mag! Da wohnt mir zur Rechten eine Wittwe, die durch Verschwendung, thörichte Eitelkeit, und strafbare Liebeleien ihren rechtschaffenen Mann unter die Erde gebracht hat. Sie selbst darbt jetzt, und ihre schlecht erzogenen Kinder verachten die Mutter noch mehr als die übrige Welt. — Zur Linken liegt ein armes Weib auf dem Todtenbette, und stirbt am Jammer. Sie hatte ihren Mann aus Liebe genommen; er sie um einiges Vermögen willen. Dieses drang er ihr ab und verschwendete es. Seine Stelle hätte ihn ehrlich genährt, aber er ergab sich dem Müßiggange, spielte und trank, während die Frau Tag und Nacht arbeitete; und alles ihr Bitten, alle ihre Thränen vermochten nicht ihn zurück zu bringen. Müssiggang und Unordnung verführten ihn zur Treulosigkeit. Vor wenigen Tagen ist er zum Gefängnisse abgeführt worden. Die Frau liegt todtkrank danieder, und jammert um ihre armen Kinder, die, verlassen von der Welt und hülflos vielleicht auch zu Grunde gehen. — Diese Beispiele sind grell und hart; aber wie manche andere sind mir bekannt, die, minder hart, doch noch schreckend genug sind. Wie häufig mögen diese in großen Städten seyn, und wie oft mag da die Reue bei Tag und Nacht in dem Haushalte einkehren!

Es mag wohl wahr seyn, daß keine äußern Umstände, keine Berechnung der Verhältnisse, vielleicht

nicht einmal die Liebe eine hinlängliche Gewährleistung einer glücklichen Ehe gibt. Hab' ich doch selbst mehr als ein Paar gekannt, das auf Liebe zu bauen schien, und doch war es nur Triebsand gewesen; das Gebäude ihres Glücks fiel in Kurzem zusammen, und sie wußten nicht, wie sie wieder unter Dach kommen wollten. Freilich mag es auch mit mancher Liebe eine närrische Sache seyn, wohl wie mit einem Rausche, oder einem kurzen Fiebertraum voll reizender Erscheinungen, die aber nur aus dem verbrannten Blute kommen. Wer mag aber da Wahrheit von Irrthum scheiden? Und wenn denn Alles nur Trug war, und endlich, früh oder spät; das Erwachen kömmt — welche Entdeckung muß das seyn! So ein Feld voll zerstörter Hoffnungen! eine Hölle vielleicht, wo ein Himmel verheissen war! Haß und Unmuth und alle Furien des Lebens, zerstörend und zerreissend, statt Wohlwollens und zarter Liebe! Wie schrecklich! Ich könnte mich mit solchen Gedanken ängstigen, wenn ich nicht wieder dächte, daß ja das alles in Gottes Hand liegt. Kömmt nicht, wie jedes Glück, so auch das Höchste von Allem, Eintracht und Friede, von ihm? Und wird er diese köstlichen Gaben dem versagen, der um sie mit reinem und liebendem Herzen bittet? — In diesem Gedanken liegt ein unerschöpflicher Schatz. Und dann denke ich auch wieder an Dein ernstes und edles Wesen, mein Odo, und danke der göttlichen Güte, die meine Liebe so geleitet hat. Könnte hier Irrthum seyn? Könnte das Vertrauen auf Gott in einer *solchen* Sache uns täuschen?

Ode an Amanden.

Den 3. Junius.

Als ich gestern, auf dem Rückwege, durch Mainau kam, begegnete mir am Ende des Dorfes ein Sarg von einigen Laternen begleitet, und vieles Volk umher. Ich fragte nach, und erfuhr, daß man einen jungen Burschen begrübe, der sich aus Liebe ums Leben gebracht. Und als ich weiter fragte, sagte ein junges Weib, mit einem Kinde auf dem Arm: „Es ist eben eine traurige Geschichte. Wohl heißt es mit Recht, daß der Geiz die Wurzel alles Uebels und alles Unglücks ist; und so hat er auch dem schönen jungen Menschen das Leben gekostet.“ Und nun erzählte sie mir im Fortgehen, daß der Verunglückte der einzige Sohn eines reichen Mannes gewesen, daß er ein schönes und unbescholtenes, aber armes Mädchen geliebt, und nicht von ihr habe lassen wollen. Der Alte habe ihn aber übel deshalb angesehen, und wenn jener ihm gesagt, er nähme sich das Leben, wenn er das Mädchen nicht bekäme, habe er ihn nur ausgespottet. Das Mädchen sey ihm auch sehr gut gewesen; da ihre Eltern aber gesehen, daß aus der Heirath nichts werden solle, hätten sie sie endlich einem alten reichen Wittwer gegeben, der auch lange um sie gefreyt. Vor einigen Wochen sey die Hochzeit gewesen, und die Braut habe sich dabei bald die Augen aus dem Kopfe geweint; der junge Mensch aber sey von der Zeit an ganz tiefsinnig herumgegangen, und vor zwei

Tagen habe man ihn im Waſſer gefunden. Nun reiße ſich freilich der alte Geizhals die Haare aus, und ſtoße ſich den Kopf gegen die Wand. „Das iſt nun aber alles zu ſpät,“ ſetzte die Erzählerin hinzu; „er hätte früher bedenken ſollen, daß, wenn ſich zwei Menſchen recht lieben, es doch eben Gottes Wille iſt, daß ſie bei einander bleiben ſollen.“

Ich folgte der Leiche auf den Gottesacker, wo der Unglückliche abgeſondert von den Gräbern anderer Chriſten beerdigt wurde. Sein Schickſal jammerte mich; ich dachte mir ſein armes gequältes Herz, das ſo treu an ſeiner Liebe hing und an nichts anderm in der Welt, und alle Güter der Erde und das Leben ſelbſt gleichgültig von ſich ſtieß, weil ihm das Eine genommen war, worauf er ſein Glück hatte bauen wollen. Wohl, dachte ich, Du gutes Weib, haſt Du Recht, daß es Gottes Wille iſt, wenn zwey Menſchen ſich recht von Herzen lieben! und zu dem umwölkten Himmel aufſehend, ſagte ich in mir ſelbſt: O ewige Liebe, die Du über den Sternen wohnſt, Du haſt Deinem Geſchöpfe Liebe und Sehnſucht gegeben, um Ein Herz zu ſuchen, das ihm die Welt wäre, und ohne das Welt und Leben nur ein Schatten iſt. Aber da haben die Menſchen ſo vieles dazwiſchen gebaut, was ſie Glück nennen, und meinen dann, daß einer ſeinem Glücke im Wege ſey, wenn er thut, was ſein innerſtes Herz ihm gebietet. — Die Umſtehenden mochten nicht anders denken. Das ewige Geſetz der Natur, wie auch immer die Menſchen daran wühlen mögen, hängt doch mit ſeinen Wurzeln tief in ihrer

Bruſt; und wie man es immer mit nichtigem Truge bedeckt und vergräbt, wenn der Athem des Todes gewaltſam einherfährt, ſo zerſtiebt all der Wuſt, wenigſtens für einige Augenblicke, und die flammende Schrift des ewigen Geſetzes ſcheint ihnen frei in die Augen. Auf allen Seiten hörte ich Töne tiefen Mitleids und lauter Mißbilligung gegen den, der für den Urheber des Unglücks galt. Aber kein Geſang hallte tröſtend in das Grab hinab; kein Gebet verſöhnte den Zorn der Umgebenden. — Armer Menſch! auch nach dem Tode noch ergreift dich die unerbittliche, ſtarre Willkühr. Sie drückte dein Herz zuſammen, weil es nicht an gemeinen Gütern genug hatte; und nun entfernt ſie auch die Diener des menſchlichſten Glaubens von deiner Gruft, die der Habſucht, der Gewaltthätigkeit, dem Uebermuthe, der hartherzigſten Grauſamkeit, dem Tyrannen und ſeinem Schmeichler, wenn ſie nur das Ende ihres nichtswürdigen Lebens feig und zitternd erwarteten, ihr letztes Gebet willig verkaufen, und das Grab des Laſters mit feilen und erlogenen Lobſprüchen ſchmücken.

* * *

Ich konnte heut nicht zu Dir hinüber. Ein leichtes Fieber war mir angeflogen, und da der Regen ſo in Strömen herabgoß, mußte ich mich ſchon entſchließen, mit meiner Sehnſucht nach Dir zu Hauſe zu bleiben. Jetzt iſt alles wieder vorbei, und die Sterne ſchauen ſo freundlich aus dem dunkeln Himmel, daß ich mir leicht einen frohen und heitern Morgen herausleſen kann. — —

Als ich diesen Abend mit dem Vater zusammensaß, erzählt' ich ihm die Geschichte der gestrigen Nacht, und verbarg meinen Grimm über die Art des Begräbnisses nicht. Mein Vater schwieg eine Zeitlang; dann hub er an, als sey von andern Dingen die Rede gewesen: Glaubst Du, mein Sohn, daß das Rechte immer und überall Recht seyn kann? — Ob es seyn kann, weiß ich nicht; aber es sollte seyn. — Freilich stände es dann anders um die Welt. Aller Zwiespalt des bürgerlichen und sittlichen Rechtes wäre aufgehoben; es wäre dann nicht nur nichts verboten, was nicht sittlich unrecht wäre, sondern auch das letztere würde nicht nach Einer Regel, sondern nach den verschiedenen Stufen der Sittlichkeit geschätzt und bestraft. Meinst Du nicht? — Allerdings, erwiederte ich; ob schon diese Schätzung große Schwierigkeiten haben dürfte. — Vielleicht, sagte mein Vater; aber doch schwerlich größere, als wenn überhaupt das Rechte überall an die Stelle des Rechtes treten sollte. Man darf nur Richter haben, die scharfsichtig genug sind, um in das Innere der Handlungen einzudringen, ihre verborgenen Triebfedern und ihren Zusammenhang mit der äußern Welt zu erforschen, den verschlungenen Gang eines ganzen Lebens zu enthüllen, und es wird nicht die geringste Schwierigkeit kosten, das wahrhaft Böse von dem scheinbaren zu sondern, und alle Stufen der Sittlichkeit darin auf das Schärfste zu bestimmen. — Aber dieß ist keinem Sterblichen verliehen; der Herzenskündiger ist Gott allein. — Auch ich glaube dieß; aber Du wolltest doch vorhin,

daß das Rechte überall an die Stelle des Rechtes träte. — So weit es der menschliche Scharfsinn verstattet. — Sage, die menschliche Kurzsichtigkeit, und Du hast richtiger gesprochen. Aber wie Du willst; auf jeden Fall hast Du so Deiner Forderung sehr enge Grenzen gesetzt. — Ich fühle es, aber muß man nicht bei allen Forderungen, die man an menschliche Dinge macht, immer diese Grenzen menschlicher Beschränktheit hinzudenken? — Allerdings, sagte mein Vater lächelnd; und ich hätte das wohl vom Anfang an bedenken sollen. Aber sage mir, hältst Du die Gesetze für Werke der Menschen oder Gottes? — Mich dünkt, antwortete ich, gute Gesetze könnten nichts anders seyn, als die richtige Anwendung des göttlichen Willens auf menschliche Dinge. — Und diese Anwendung, fuhr mein Vater fort, wird sie nicht von Menschen gemacht, die, wie wohlwollend wir sie uns immer denken mögen, oder wie ein sichtsvoll, doch dem Irrthume ausgesetzt sind, und auf keine Weise aus ihrer menschlichen Beschränkung treten können? Es ist aber dieser Beschränkung gemäß, die Dinge der Welt nach gewissen Eigenschaften zusammen zu ordnen oder zu trennen: die Gegenstände der Natur, wie die Handlungen der Menschen. Wir können nicht anders. Und wenn diese Handlungen Gesetzen unterworfen werden, müssen sich diese nicht auf jene Eintheilungen beziehen, und auch wieder, aus dem nemlichen Grunde, eine Allgemeinheit bekommen, die in einzelnen Fällen wie ein Unrecht aussieht? — Ich mußte das zugestehen. — Die vollkommenste Gesetz-

gebung, fuhr mein Vater fort, wird also immer die Gebrechen haben, die kein menschliches Werk vermeiden kann. Daß es aber Gesetze geben müsse, leugnest Du nicht; daß gegebene Gesetze gehalten werden müssen, eben so wenig; auch nicht, was im Grunde das nemliche ist, daß sich die Obrigkeit an die bestehenden Gesetze halten müsse. Denn was würde aus der Freiheit werden, wenn der, in dessen Händen die Gewalt, oder ein Theil der Gewalt ruht, wie er auch heissen möge, Fürst oder Minister, Richter oder Pfarrer, in jedem besondern Falle, seine Einsicht — seine menschliche, beschränkte, vielleicht irrige und durch Leidenschaften verwirrte Einsicht — als Gesetz aufstellen und an den Platz des bestehenden Rechtes treten lassen wollte? Jeder würde glauben, und ganz gewiß behaupten, daß er das Rechte wolle; diesen würden andere ein anderes entgegensetzen; und so kämen wir mit einemmale auf den Weg jener blutigen Art von Gerechtigkeit, die jetzt jenseits des Rheines so eifrig beschäftigt ist, das für Recht gehaltene an die Stelle des Rechtes zu setzen, und den täglich schwankenden und neugebohrnen Willen jedesmal mit jedem nur vorhandenen Mittel geltend zu machen. Mit dieser Sinnesart, die sich mit einem sehr edeln Gemüthe verträgt, hätten die Einwohner von Mainau vielleicht ihren Pfarrer gezwungen, den Unglücklichen, dessen Beerdigung Dich so sehr gegen die Gesetze empört hat, nach gewöhnlicher Weise mit Gesang und Gebet zur Erde zu bestatten; und wenn er sich hinter das Verbot des Gesetzes hätte setzen wollen, würden sie

ihm geantwortet haben, die Gesetze taugten nichts; sie verständen es besser, und hätte er endlich sein Gewissen vorgeschützt, so würde er kaum der Beschimpfung, ja, vielleicht nicht einmal wirklichen Mißhandlungen entgangen seyn. Wäre das wohl das Rechte gewesen, das besser wäre, als das Recht? — Ich mußte auch hier nachgeben. Aber sollte nicht, fuhr ich fort, das Gesetz ungerecht und empörend seyn? — Es kann Fälle geben, wo es so erscheint, antwortete mein Vater mit gewohnter Ruhe; im Allgemeinen ist es gewiß nicht so. Ist nicht der Selbstmord eine Empörung gegen die Natur? Ist er nicht ein Auflehnen gegen Gott? und würde es der Kirche anstehen, durch Anwendung ihrer geheiligten Gebräuche eine Handlung zu bestätigen, die man nur beklagen, nie aber loben kann? Muß sie nicht vielmehr diese Handlung, wo sie nur immer vorkömmt, ohne weitere Rücksicht verurtheilen, wie sehr auch immer der Mensch, der sie begeht, entschuldigt, oder bemitleidet werden mag? Jenseits des Grabes fängt Gottes Gericht an; das Gericht der unendlichen Weisheit; diesseits desselben urtheilt der beschränkte Mensch. Ich fürchte nicht, daß der Pfarrer von Mainau, den ich als einen wohlgesinnten und wahrhaft gottesfürchtigen Mann kenne, durch seine gesetzmäßige Abwesenheit von dem Grabe des Unglücklichen, dadurch ein Verdammungsurtheil über ihn ausgesprochen zu haben meint, das auch für jene Welt gültig sey. Vielmehr hoffe ich, daß er diese Gelegenheit benutzen wird, seiner Gemeinde das einzuschärfen, was nach göttlichen

und menschlichen Gesetzen Recht ist; die Liebe der Eltern gegen die Kinder; den Gehorsam der Kinder gegen die Eltern; die schwere, aber unerlaßliche Pflicht, den eignen Willen zu bändigen; die rechte Schätzung irdischer Güter und ihre Ungenüglichkeit zum Glück; aber auch, wie strafbar es sey, wenn Menschen gegen uns und unsere Wünsche fehlen, uns durch Verletzung des göttlichen Gesetzes an ihnen zu rächen. Dieses ist mein Glaube, und ich zweifle auch nicht, daß es der Deinige sey, wenn Du etwas tiefer greifen, und nicht blos den Eingebungen eines gereizten, obschon sehr menschlichen Gefühls folgen willst.

Ich hatte gegen diese Aussprüche nichts Bedeutendes einzuwenden. Was ich aber dem gütigen Vater antwortete, und wie ich ihm noch mehr im Herzen als mit Worten dankte, mir bei der Wahl meines Glücks harte Prüfungen erspart zu haben, — das, meine Amande, will ich Dir morgen selbst erzählen, oder Du sollst es aus meinen Augen lesen, wenn ich Dir gegenüber sitze, und bei dem Gedanken Deines Besitzes alle Freuden des Himmels und der Erde fühle. Noch acht Tage, Amande, und Du bist mein. Ungeduldig zähle ich die Stunden, und nehme alles zusammen, um mich über die Länge der Zeit zu täuschen. Langsam ziehen die Sterne am Himmel hin, und noch will der Tag in Osten nicht dämmern. Ich muß den Schlaf wohl suchen, und Dich in seinen Träumen, holde geliebte Braut. Träumst Du jetzt auch von mir? — —

Von Amandens Hand.

Meine Mutter war heute, am Sterbetage meines Vaters, mehr als gewöhnlich weich. Es war für uns Beide ein ſtiller Trauertag, voll Wehmuth und doch auch ſo voll Heiterkeit. Wie viel Herrliches erzählte mir die gute Mutter von dem theuern Abgeſchiedenen! wie rühmte ſie das Glück ihn gekannt und beſeſſen zu haben, wenn auch nur auf kurze Zeit! Ach, warum hab' ich Dich nicht auch gekannt, du guter Vater? Warum biſt Du ſo früh von der Erde genommen worden, eh' Du Dein Kind lehren und ſegnen konnteſt? Doch hat auch ſo Dein Segen über mir gewaltet durch die Liebe der zärtlichſten Mutter. Hat ſie mich nicht mit Deinem Andenken umgeben, das ſie ſelbſt unaufhörlich umgibt; und weiſ't mich dieſes heilige Andenken nicht auf den Himmel hin, wo Du bei Gott biſt? Vor Deinem Bilde hab' ich heute Gott gedankt, daß mein Odo auch iſt, wie Du, mein Vater, warſt, und habe ihn um Segen für unſern Bund gefleht — daß er auch ſo glücklich werden möge, wie der der geliebten Eltern war, aber, wenn es ſein Wille iſt, dauernder! — Muß ich jetzt daran denken, faſt an dem Vorabend meiner Hochzeit? Doch warum nicht? Stehen wir nicht immer an den Pforten der Ewigkeit? und drängt ſich nicht der Gedanke an den Tod, wie ein heilſamer Erinnerer, unwillkührlich in jede Freude ein? So will ich ihn denn auch nicht fliehen! Er ſoll mich hinweiſen nach dem

rechten Ziel; er ſoll mich eifriger machen in meinem Streben, ehe die Zeit verrinnt: er ſoll mich lehren, alles Gute, was mir die ewige Liebe verleiht — und wie viel verleiht ſie mir nicht? — recht innig, recht dankbar und unſchuldig anzunehmen; keinen Augenblick zu verlieren in dieſer kurzgemeſſenen Zeit, um denen Freude zu ſchaffen, die ich liebe, und mich ſelbſt zu erfreuen durch fremdes Glück. —

Einen recht herrlichen Schatz hat mir heute die gute Mutter gegeben, den ſchönſten und beſten Theil meiner Mitgabe, eine Sammlung von Lehren, Bemerkungen und Erfahrungen von ihrer eigenen Hand *). Das ſoll mir ein treuer Wegweiſer durch das Leben ſeyn; ein freundlicher Führer auf der Bahn, die ich nicht ohne Bangigkeit betreten kann. Dieſe Lehren, und ihr Beiſpiel — darf ich bei ſolchen Leitſternen einen Schiffbruch fürchten?

* * *

Den 10. Juni 1793.

Wie ſchnell iſt dieſer Tag gekommen, und obgleich ſchon lange beſtimmt, wie hat er mich überraſcht!

Ich will die Stille dieſes heitern Morgens, ich will dieſe Einſamkeit benutzen, um mich noch einmal zu ſammeln, um noch einmal vor Gott zu treten, eh' ich dieſen erſten Act meines Lebens beſchließe, und in den heiligen Tempel eines neuen Standes trete. Ich ſtehe vor ſeinen Pforten mit bangem, klopfendem

*) Sie ſind dieſen Briefen als ein Anhang beigefügt.

Herzen. Hinter mir liegt eine glückliche Zeit; was mich erwartet, iſt von der Zukunft verhüllt. Nur das weiß ich, daß ſich meine Verhältniſſe vervielfältigen, und die Gefahren, die das Leben des Menſchen umringen, ſich vermehren müſſen. Von morgen an werde ich in dieſem Hauſe, wo ich zum Leben erwachte, wo ich an der Hand meiner Mutter heranwuchs, — ach von morgen an, werd' ich hier in dieſer ſtillen Kammer, der Zeugin meiner Zufriedenheit und meines Dankes, nicht mehr einheimiſch ſeyn; dann werd' ich eintreten in ein fremdes Haus, um ein fremdes Schickſal zu theilen; ich werde neue Sitten lernen; ich werde von einer geliebten Mutter getrennet, oft bei mir ſelbſt Rath und Hülfe ſuchen müſſen. Sollte ich dieſen unbekannten Weg mit Leichtſinn betreten; ſollte ich nicht mehr als je die Hülfe deſſen ſuchen, der mich von meiner Kindheit an ſo väterlich berathen hat? Gott ſieht mein Herz; es iſt voll des Dankes für die Fülle des Guten, die ich von ihm empfangen habe. Sprach er nicht immer durch das Herz einer Mutter zu mir, die mich durch ihre Liebe Gott fühlen, durch ihre Lehren ihn erkennen, durch ihr Beiſpiel ihm folgen lehrte? Von ihrem frommen Sinne bewacht, floſſen die Jahre meiner Jugend gefahrlos dahin; und auch die kurzen Leiden meiner Kindheit wurden mir heilſam. Ich hatte wenige Sorgen, als die der Liebe um meine Mutter, und keinen Kummer, als daß es mir an Mitteln des Dankes fehlte. So glücklich war dieſe Zeit! Mit Wehmuth tret' ich aus ihr heraus; und indem ſie

ſich wie ein Tempel des ſtillen Glücks hinter mir ſchließt, falle ich noch einmal auf meine Knie nieder, und benetze mit den Thränen meines Dankes die Schwellen, über die mich der Wille der Vorſehung führt.

Und mein eigner Wunſch! denn warum ſollt' ich es mir verbergen wollen? Früh keimte in meiner Bruſt die Liebe zu dem edeln Mann, deſſen Hand mich ferner durch das Leben zu leiten gelobt. Ich war mir ſelbſt noch fremd, als mich eine geheime Neigung zu ihm zog; und als ich anfing, die Natur meiner Gefühle zu ahnden, entdeckte ich, nicht ohne Beſtürzung, daß mein Glück an dem ſeinigen hing. Er warb um meine Liebe, und ſein Bewerben erſchreckte mich. Da warf ich mich an das Herz meiner Mutter und vertraute ihr alles. Sie kannte meinen Oyo, und achtete ihn; aber ſie verkannte auch die Gefahr ſeiner Bewerbung nicht. Nie hab' ich lebendiger das Glück gefühlt, eine ſolche Mutter zu haben. Wie ergoß ſich ihr liebendes Herz! wie warnte ſie ſchonend! wie rief ſie allen Troſt des Glaubens in mir auf! Sie billigte meine Liebe und bekämpfte ſie; ſie gab mir Troſt in meinen Schmerzen; ſie richtete mich in Verzagtheit auf; ſie gab mir Kraft zu den ſchwerſten Opfern, auch zu dem meiner Liebe, wenn es der Wille der Vorſehung wäre. Die Güte des Ewigen nahm den Willen für das Opfer ſelbſt. Sie hatte mir das Herz des Geliebten auch in der Ferne bewahrt; und ſchon erblaßte der Stern unſerer Hoffnungen, da fügte ſie unſere Hände zuſammen.

In den Schooß der ewigen Liebe hatte ich mein Glück gelegt; aus ihm empfang' ich es zurück. Dankbar empfang' ich es, und mit dem festen Entschlusse, es zu verdienen, so viel in meinen Kräften steht.

Aber ach! was ist die Kraft des Menschen? was sind seine Entschließungen? Leicht beweglich ist sein Herz; sein Wille wie ein wankendes Rohr. Wenn das Glück ihm noch fern steht, verheißt er sich viel; in dem Besitze des Glücks vergißt er seine Gelübde, und die ungebrauchte Kraft stirbt allmählig dahin. Nicht so sehr im Unglücke prüft uns Gott, als im Glück. O Gott, laß mich diese Prüfung bestehen! Erhalte in meiner Brust die lebendige Erinnerung der Schwüre, die ich im Stillen Dir that, und verleihe mir die Kraft, sie mit der Freudigkeit und in dem Umfange zu erfüllen, wie ich mir schwur. Stelle mir täglich meine Pflichten vor Augen, und wenn sie schwer sind, so stärke Du selbst meinen Muth. Laß mich des Mannes würdig werden, der mich zur Seinigen erkohr; dem ich frei meine Liebe schenkte, und der sie mit aller Innigkeit seines schönen Herzens erwiedert. Erhalte diese Liebe in seinem Herzen, und laß mich durch sie zum Guten erstarken; und wie wir vor Deinem Altar uns unzertrennlich vereinen, so laß auch unsere Ehe einen unauflöslichen Bund der Frömmigkeit und Tugend seyn. Gib uns gleichen Sinn und gleiches Streben zu dem Ziele des Guten. Laß uns endlich in Frieden unsere Tage beschließen, auch dann noch frohen Herzens, wenn der Todes-Engel

winkt, um uns durch die dunkle Gruft zu dem Anschauen Deiner Herrlichkeit einzuführen.

So will ich mit Vertrauen auf Deine leitende Huld vor Deinen Altar treten. Du haſt meine Liebe geheiligt; Du haſt Dir mein Herz durch dieſe Liebe zugekehrt; ich habe Dich beſſer erkannt, und mich ſelbſt. Laß mich nie dieſe reinen Flammen entweihen; laß mein Herz einen Altar frommer Liebe ſeyn. Nimm das Opfer meines Dankes gnädig an; und wie ich mich jetzt, o Allgütiger, mit freiem Herzen vor Dir demüthige, ſo laß mich nie vergeſſen, daß all mein Glück aus Deinen Händen kam, daß dieſes Glück durch Uebermuth verwirkt wird, und daß ein ſchnödes Vergeſſen Deiner Wohlthaten dieſe ſelbſt zerſtört. Du haſt mich Deine Gebote und meine Pflichten gelehrt. Du haſt mir den Weg zu meiner irdiſchen und ewigen Wohlfahrt gebahnt. Laß mich nie von ihm weichen; laß mich zu jeder Zeit mit eben ſo freudigem Gemüthe, wie heute, meiner Pflichten gedenken; damit die Bangigkeit, die jetzt noch mein Herz erfüllt, ſich in Zuverſicht wandle.

Amande an Odo.

Den 16. Mai. 1795.

Du biſt fort, mein Odo? Iſt es auch wohl wahr? — Ach meine Augen ſuchen Dich umſonſt — und jeder Augenblick trennt Dich weiter auf dem Wege, wo ich noch immer den Staub wirbeln ſehe, der Dich und

Dein freundliches Nachgrüssen vor wenigen Stunden meinen Augen entzog.

Es mag wohl kindisch seyn — aber könntest Du zürnen? Ich mag mir immer sagen, daß es ja seyn mußte — und doch fließen meine Thränen. So schwach bin ich! Aber darfst Du mich schelten? oder ist es meine Schuld, daß Du mein Wesen so an das Deinige gekettet hast, daß mir auch die kürzeste Trennung wie ein Vorabend, oder eine Vorbedeutung der längsten erscheint? Kann man irgend ein großes Gut ohne Sorgen besitzen? und wie sollt' ich mich ihrer entschlagen bei meinem größten? „Wo einer seinen Schatz hat, da hat er sein Herz." Wo das Meinige ist, weißt Du. In Deiner Nähe ist es wohl ruhig; wohl Stunden lang kann ich Dich da vergessen; aber wenn Du nicht bei mir bist, dann suchen Dich meine Gedanken unruhig auf, und spinnen das Gewebe der Liebe über den Raum, der uns trennt; so wie ich Dich jetzt verfolge, und Dir sogar vorzueilen hoffe; damit, wenn Du in M. ankömmst, mein Brief Dich zuerst mit einer bekannten Stimme begrüsse.

Still und hehr zieht die Sonne mit Dir nach Abend hin; die Lüfte ziehen desselben Weges und treiben die goldenen Wolken vor sich her. So ziehe ich denn auch mit der Sonne, mit den Lüften und den Wolken Dir nach. Sieh nur auch nach ihnen auf, und sie werden Dir sagen, daß sie Boten Deiner Amande sind.

Gern säß' ich heut über meinen Gedanken und meiner Sehnsucht allein; aber da hör' ich schon vor der

Thür das Geplauder meiner kleinen Strickerinnen. Nun, sie sollen mir auch willkommen seyn, und ich will ihnen Geschichten erzählen von guten Leuten, die sollen alle aussehen wie Du, mein Odo, und alle heißen, wie Du. So spinn' ich ja doch den Faden fort, den ich hier angefangen habe!

* * *

Den 30. Mai.

Daß Du auch gerade jetzt so fern seyn mußt, Du böser, lieber Mann! daß ich nicht zu Dir hereinschleichen, hinter Deinen Stuhl treten, Dir die Augen zuhalten, Dich küssen und fragen kann: rath, wer ist's? Und doch ist der Morgen so schön, und ich bin so früh auf, und die Vögel vor meinem Fenster hüpfen von Zweig zu Zweig und singen in die blaue Luft hinein, daß es eine Lust ist. Das könntest Du hier auch mit hören, und dann wär' es noch einmal so schön. Und gibt es dort wohl so schöne Wiesen, als diese hier, die eben, der Sonne zu Ehren, ihren schönsten Schmuck, Millionen von Juwelen, angelegt hat? — Doch magst Du das dort immer haben, Aber was Du nicht hast, mein Odo, das ist ein kleines, süßes Geheimniß, das ich weiß, und das ich Dir, wenn Du hier wärest, ganz leise in das Ohr flüstern würde. — Aber wie soll ich es hier anfangen, hier, mit der pedantischen Feder in der Hand, und mit den hölzernen Buchstaben? Das sind schlechte Stellvertreter für ein einziges lebendiges Wort zwischen Mann und Frau!

Also . . . . . Doch ich muß Dir erst etzählen, was mir gestern Abend begegnet ist. —

Ich saß, wie fast immer an schönen Abenden, im Garten in der untern Laube, an meinem Rahmen, und stickte an einem Rosenzweig. Die Dämmerung kam; ich ließ die Nadel ruhen, und besah meine Arbeit nicht ohne Wohlgefallen: ein kleines, noch fest umschlossenes Knöspchen zwischen zwei aufgeblühten Rosen, und von beiden beschattet. Dabei ließ ich die Hände im Schooße ruhen, lehnte mich zurück und dachte, mit halbgeschlossenen Augen, an Dich. Da trieben zwei Grasemücken ihr Wesen über mir mit einem ihrer Jungen, das zum erstenmale zu fliegen versucht hatte, und eh' ich mich's versah, fiel mir das kleine ungeschickte Thier von dem Zweig in den Schooß, und die Alten mit Zeter-Geschrei hinterdrein. Ich war recht erschrocken. Als ich aber sah, was es war, nahm ich das kleine Geschöpf in die Hand, und trug es wieder in sein niedriges Nest, und gleich waren auch die Alten wieder darauf, und als ich weg ging, schrien sie hinter mir drein, daß ich lachen mußte; und doch kamen mir die Thränen in die Augen; ich wußte nicht wie.

Es wurde kühl; ich ging über den Hof nach dem Hause. Da schritten zwei Hennen mit gestrecktem Gang neben mir hin, jede mit ihrer kleinen pieyenden, zappelnden Schaar um sich her; und jede nahm Platz auf ihrem Nest, und die kleinen flatterten nach, und liefen durch einander, und wühlten sich unter die Flügel der Mütter ein, jedes ohne Irrthum und Fehl.

Und da sich der Haushund in der Nähe zeigte, um mich zu begrüssen, wie sträubten sich da die Federn der ängstlichen Mütter, und wie sorgsam sahen sie dem Feinde nach, bis er vorüber war! —

Jetzt war es Nacht geworden. Ich legte mich an das Fenster, und freute mich des Mondes, der still durch die Sterne zog, und der Sterne, die um ihn her wimmelten. Eine große Heiterkeit war in meiner Seele. Ich dachte an das liebende Auge Gottes, das auch so still über der Welt ruht, und sich des Gewimmels seiner Geschöpfe, ihres Lebens und ihrer Ruhe freut . . . Aber in diesem Augenblicke fühlte ich mich doch allzu einsam. Ich war voll Wehmuth, weil ich in meinem Innern so vergnügt war, und doch Niemanden hatte, der sich mit mir freute.

Der Schlaf kam schnell; auch die Träume blieben nicht aus. Der Rosenzweig, bei dem mich die Dämmerung gefunden, lag jetzt in meinem Schooße, und des verhüllte Rosenkind öffnete seine Schleier, und sah mit purpurrothen Wangen heraus, und ich freute mich der neuen Schöpfung, und drückte das Knöspchen, wie ein liebes Kind, an mein klopfendes Herz.

Und da mir jetzt vor Freuden die Augen aufgingen, und ich halbschlummernd noch nach meinem rosenwangigen Röschen suchte, da fühlt' ich ein so wunderbares Regen in mir — und ein unaussprechliches Ahnden von Liebe — ein Gefühl mütterlicher Zärtlichkeit, wie ich nie noch gehabt.

Ich lauschte — horchte — zitternd vor Hoffnung und Freude. Mein Ahnden ward zur Gewißheit. —

Also . . . . . Doch ich muß Dir erst erzählen, was mir gestern Abend begegnet ist. —

Ich saß, wie fast immer an schönen Abenden, im Garten in der untern Laube, an meinem Rahmen, und stickte an einem Rosenzweig. Die Dämmerung kam; ich ließ die Nadel ruhen, und besah meine Arbeit nicht ohne Wohlgefallen: ein kleines, noch fest umschlossenes Knöspchen zwischen zwei aufgeblühten Rosen, und von beiden beschattet. Dabei ließ ich die Hände im Schooße ruhen, lehnte mich zurück und dachte, mit halbgeschlossenen Augen, an Dich. Da trieben zwei Grasemücken ihr Wesen über mir mit einem ihrer Jungen, das zum erstenmale zu fliegen versucht hatte, und eh' ich mich's versah, fiel mir das kleine ungeschickte Thier von dem Zweig in den Schooß, und die Alten mit Zeter-Geschrei hinterdrein. Ich war recht erschrocken. Als ich aber sah, was es war, nahm ich das kleine Geschöpf in die Hand, und trug es wieder in sein niedriges Nest, und gleich waren auch die Alten wieder darauf, und als ich weg ging, fuhren sie hinter mir drein, daß ich lachen mußte; und doch kamen mir die Thränen in die Augen; ich wußte nicht wie.

Es wurde kühl: ich ging über den Hof nach dem Hause. Da [illegible]

Sieh, das ist mein Geheimniß!

Wie mir zu Muth ist seitdem — wie könnt' ich Dir es sagen? Weiß ich's doch selbst kaum. Aber selig bin ich seitdem, recht in meinem innersten Herzen, und es ist mir, als müßt' ich mein Glück recht in mich verhüllen, damit es mir Niemand raubte: als wenn ich es allen verbergen müßte, dieses liebe Geheimniß, damit es nur recht Dein bliebe, guter Odo, und mein.

Mein' ich doch, ich liebte Dich jetzt erst recht, da ich Dich doch vorher mehr zu lieben glaubte, als Alles. Aber vormals hatte ich Dich allein; jetzt hab' ich Dich auch und noch ein Wesen zwischen uns, das Du und Ich, mein und Dein ist; und wie wir uns vordem jedes in dem Herzen des andern suchten, so finden wir uns jetzt in einem dritten Herzen, in der Liebe zu einem Geschöpfe zusammen, das unser Kind seyn wird.

O du allbeglückende Liebe, laß mich dieser Seligkeit theilhaft werden!

Sieh, mein Odo, jetzt werd' ich recht inne, daß die Liebe vor der Kenntniß ihres Gegenstandes vorausgeht; ja, daß es gar keine Liebe geben würde, ohne dieses Vorherahnden, ohne dieses unbegreifliche Vermissen eines unbekannten Wesens, für das ich mich mit Lust meines Selbst entäussere, das ich mit meinem eigensten Wesen durchdringe, von dem mein eigenstes Wesen durchdrungen wird. Mag dieses Wunder gewirkt werden, wie es will; genug, es ist; und es ist mir, als ob ich es jetzt besser verstände, ob ich

es gleich nur glaubend ergreife, und ohne es faſſen und begreifen zu können.

Ich muß ſchließen, wie ich angefangen: Du lieber, böſer Mann, warum mußt Du nun gerade jetzt abweſend ſeyn?

* * *

Den 15. Junius.

Vielen herzlichen Dank, mein guter Mann, für Deinen lieben Brief. Ich hatt' es wohl gedacht, daß Du Dich jetzt noch ein wenig mehr nach mir ſehnen würdeſt; und wenn es wahr iſt, daß die Gedanken der Liebe, wie treue Boten, aus einem Herzen in das andere gehen, und es auch ohne Worte bewegen können, ſo muß ſich ja wohl Deine Sehnſucht auch in dem meinigen regen. Die Wahrheit iſt, daß ich Früh und Abends, und wieder Abends und Früh, und in jeder Stunde des Tages und der Nacht an Dich denke, und daß, was ich auch thun mag, immer der Gedanke an Dich, Dein Bild, mein Odo, darneben oder dahinter ſteht. Wie ſchön, wenn Du nun ſelbſt wieder an die Stelle des Bildes treten wirſt; wenn meine Arme nicht mehr nach einem Schatten haſchen, meine Gedanken nicht mehr auf das Ungewiſſe hin zu Dir flattern, ſondern ſich an Dein Ohr und an Deine Seele legen, und Antwort fordern, und Antwort empfangen!

Du willſt wiſſen, ob ich mich wohl fühle? Freilich fühl' ich mich wohl, denn mein Herz iſt vergnügter als je. — Magſt Du immerhin lächeln; ich muß

Sieh, das ist mein Geheimniß!

Wie mir zu Muth ist seitdem — wie könnt' ich Dir es sagen! Weiß ich's doch selbst kaum. Aber selig bin ich seitdem, recht in meinem innersten Herzen, und es ist mir, als müßt' ich mein Glück recht in mich verhüllen, damit es mir Niemand raubte: als wenn ich es allen verbergen müßte, dieses liebe Geheimniß, damit es nur recht Dein bliebe, guter Ode, und mein.

Meint' ich doch, ich liebte Dich jetzt erst recht, da ich Dich doch vorher mehr zu lieben glaubte, als Alles. Aber vormals hatte ich Dich allein: jetzt hab' ich Dich auch und noch ein Wesen zwischen uns, das Du und Ich, mein und Dein ist; und wie wir uns vordem jedes in dem Herzen des andern suchten, so finden wir uns jetzt in einem dritten Herzen, in der Liebe zu einem Geschöpfe zusammen, das unser Kind seyn wird.

O du allbeglückende Liebe, laß mich dieser Seligkeit theilhaft werden!

Sieh, mein Ode, jetzt werd' ich recht inne, daß die Liebe vor der Kenntniß ihres Gegenstandes vorausgeht; ja, daß es gar keine Liebe geben würde, ohne dieses Vorhandenen, ohne dieses unbegreifliche Vermissen eines unbekannten Wesens, für das ich mich mit Lust meines Selbst entäußere, das ich mit meinem eigensten Wesen durchdringe, von dem mein eigenstes Wesen durchdrungen wird. Mag dieses Wunder gewirkt werden, wie es will; genug, es ist; und es ist mir, als ob ich es jetzt besser verstände, ob ich

ob gleich nur glaubend empfinden, und ohne es fassen und begreifen zu können.

Ich muß schließen wie ich angefangen: Du lieber, böser Mann, warum mußt Du mir gerade jetzt abwesend seyn?

[illegible]

Vielen herzlichen Dank mein [illegible] Deinen lieben Brief. [illegible] Du Dich jetzt noch zu retten [illegible] würdest; und wenn [illegible] der Liebe, wie meine Herrin [illegible] das andere geben, und [illegible] können, so muß sich [illegible] in dem meinigen regen. [illegible] Früh und Abends, und [illegible] und in jeder Stunde des Tages [illegible] Dich denke, und daß, was ich auch [illegible] der Gedanke an Dich, Dein Bild, [illegible] neben oder dahinter steht. [illegible] selbst wieder an die Stelle des [illegible] wenn meine Arme nicht mehr [illegible] haschen, meine Gedanken nicht [illegible] wisse hin zu Dir flattern, [illegible] und an Deine Seele legen, [illegible] und Antwort empfangen!

Du willst wissen, ob [illegible] lich fühl' ich mich wohl, [illegible] ter [illegible] Magst Du

es Dir doch ſagen. Wenn mir zu einſam iſt, und ich doch gern froh ſeyn will, nehm' ich den Korb mit dem niedlichen Kinderzeug auf die Knie, den mir die alte Tante an unſerer Hochzeit ſchenkte, und ich damals vor Erröthen kaum anſehen konnte. Den muſtere ich dann durch, und freue mich — ach ſo kindiſch darüber; drücke auch wohl dieß und das an mein Herz, und die Thränen kommen mir vor Freude in die Augen. Und dann denke ich wieder recht lebhaft an Dich, mein Odo, und an Deine Wiederkehr, und an alle die goldenen Tage, die wir zuſammen gelebt haben. — —

* * *

Den 28. Junius.

Ich erhielt Deinen letzten Brief gegen Abend, eben da ich Henrietten erwartete. Da wollt' ich einmal ſehen, was ich wohl über mich ſelbſt vermöchte, und legte ihn uneröffnet hin, damit wir ihn zuſammen läſen. Aber wie er ſo auf dem Tiſche vor mir lag, griff ich ſo oft darnach, wie ein Kind nach einem verbotenen Naſchwerke; und eh' ich es mich verſah, war er offen, ſo daß ich eben mitten im Leſen war, als Henriette hereintrat.

Wirſt Du wohl böſe, mein Odo, wenn ich Dir ſage, daß ich mir die Augen mehr als einmal trocknen mußte, als wir zuſammen die Stelle laſen, wo Du Dich anklagſt über das, was Du Deine Verſtocktheit nennſt? — Deine Verſtocktheit? — Weißt Du auch, was Du ſchreibſt, und an wen?

Ich habe oft gehört, daß die Reichen am ungenügsamsten sind, und darum Goldmacherei treiben. Sind das aber nicht die, von denen geschrieben steht, daß sie in Versuchung fallen? Hüte Dich vor Versuchung, mein verstockter, mein gefühlloser Mann!

Kennt ihr euch wohl, ihr Männer, die ihr so viel außer euch seyd; in fremde Geschäfte, fremde Gedanken, fremdes Wissen so vertieft, daß ihr vergeßt und verlernt, eure eigne Tiefe auszumessen? Wann ihr dann einmal einen Blick auf euch thut, so ist er wie von der Seite, oder auch durch ein Teleskop, das, wie man es eben wendet, den Gegenstand entweder viel zu groß, oder viel zu klein zeigt. Darum seyd ihr oft so kleinmüthig und verzagt ohne alle Noth, und ein andermal wieder so hoch hinaus über alles Maas, immer im Kriege mit euch selbst, und darum so oft auch im Krieg mit andern.

Glaube mir, Lieber, glaube Deinem Weibe, das Dich ruhiger betrachtet und darum besser kennt, als Du Dich selbst — jene Verstocktheit, deren Du Dich anklagest, ist in Deinem Kopfe, nicht im Herzen. Wohl hab' ich Dein Auge trocken gesehen bei so manchem Ereignisse des Lebens, wo wir Weiber gar nicht aus den Thränen kamen, ob wir es gleich lange vorher gesehen, lange vorher besprochen hatten, und es als ein ganz natürliches, unvermeidliches, ja wohl wünschenswerthes Ereigniß betrachten mußten. Ruhig und thränenlos sahst Du oft in die Tiefe der Gräber; aber nie hab' ich Dein Auge trocken gesehen, wenn es sich von der Erde zu dem Himmel wendete,

es Dir doch sagen. Wenn mir zu einsam ist, und ich doch gern froh seyn will, nehm' ich den Korb mit dem niedlichen Kinderzeug auf die Knie, den mir die alte Tante an unserer Hochzeit schenkte, und ich damals vor Erröthen kaum ansehen konnte. Den mustere ich dann durch, und freue mich — ach so kindisch darüber; drücke auch wohl dieß und das an mein Herz, und die Thränen kommen mir vor Freude in die Augen. Und dann denke ich wieder recht lebhaft an Dich, mein Odo, und an Deine Wiederkehr, und an alle die goldenen Tage, die wir zusammen gelebt haben. — —

* * *

Den 28. Junius.

Ich erhielt Deinen letzten Brief gegen Abend, eben da ich Henrietten erwartete. Da wollt' ich einmal sehen, was ich wohl über mich selbst vermöchte, und legte ihn uneröffnet hin, damit wir ihn zusammen läsen. Aber wie er so auf dem Tische vor mir lag, griff ich so oft darnach, wie ein Kind nach einem verbotenen Naschwerke; und eh' ich es mich versah, war er offen, so daß ich eben mitten im Lesen war, als Henriette hereintrat.

Wirst Du wohl böse, mein Odo, wenn ich Dir sage, daß ich mir die Augen mehr als einmal trocknen mußte, als wir zusammen die Stelle lasen, wo Du Dich anklagst über das, was Du Deine Verstocktheit nennst? — Deine Verstocktheit? — Weißt Du auch, was Du schreibst, und an wen?

Ich habe oft gehört, daß die Reichen am ungenügsamsten sind, und darum Goldmacherei treiben. Sind das aber nicht die, von denen geschrieben steht, daß sie in Versuchung fallen? Hüte Dich vor Versuchung, mein verstockter, mein gefühlloser Mann!

Kennt ihr euch wohl, ihr Männer, die ihr so viel außer euch seyd; in fremde Geschäfte, fremde Gedanken, fremdes Wissen so vertieft, daß ihr vergeßt und verlernt, eure eigne Tiefe auszumessen? Wann ihr dann einmal einen Blick auf euch thut, so ist er wie von der Seite, oder auch durch ein Teleskop, das, wie man es eben wendet, den Gegenstand entweder viel zu groß, oder viel zu klein zeigt. Darum seyd ihr oft so kleinmüthig und verzagt ohne alle Noth, und ein andermal wieder so hoch hinaus über alles Maas, immer im Kriege mit euch selbst, und darum so oft auch im Krieg mit andern.

Glaube mir, Lieber, glaube Deinem Weibe, das Dich ruhiger betrachtet und darum besser kennt, als Du Dich selbst — jene Verstocktheit, deren Du Dich anklagest, ist in Deinem Kopfe, nicht im Herzen. Wohl hab' ich Dein Auge trocken gesehen bei so manchem Ereignisse des Lebens, wo wir Weiber gar nicht aus den Thränen kamen, ob wir es gleich lange vorher gesehen, lange vorher befürchtet hatten, und es als ein ganz natürliches, unvermeidliches, ja wohl wünschenswerthes Ereigniß betrachten mußten. Ruhig und thränenlos sahst Du oft in die Tiefe der Gräber; aber nie hab' ich Dein Auge trocken gesehen, wenn [illegible] zu dem Himmel wendete,

bei großen Opfern, edeln Thaten und erhabenen Gedanken.

Da dacht' ich immer und denk' es noch, das Herz des edeln, des wahrhaften Mannes ist für den gemeinen Weltlauf zu groß, für dieses ewige, unveränderliche, mechanische Treiben der Natur, die in ihrer täglichen Arbeit so unendlich viel Stoff verbraucht, um unendlichen Stoff wieder von sich zu geben! Wahrlich, es ist kaum der Mühe werth darauf zu achten. Wozu der ewige Jammer über Flucht der Zeit, verblühende Frühlinge und schwindende Leben? Und doch können wir Weiber das gar nicht lassen, ob wir schon wissen, daß die Katarrakten von Thränen, die wir so leicht dahin weinen, gar bald durch ein ganz gewöhnliches Geschäft, einen Putz vielleicht, oder eine Ueberraschung gehemmt und getrocknet werden können.

Und ist nicht auch das eine recht gute und herrliche Einrichtung der Natur? Wären wir gebohren, die Welt zu regieren, wie ihr Männer es seyd, wozu wäre dann diese leichte Erregbarkeit, dieses schnelle Ergreifen eines Gefühls? Doch nicht so sollt' ich fragen, sondern vielmehr: Würde mit dieser leichten Erregbarkeit nicht alles verdorben werden? Wir wissen das wohl, und der feste, aufrecht stehende, thränenlose Mann, dem der Sturm nur die Locken verwirrt, nicht den Sinn; der den Freund neben sich fallen sieht in der Schlacht und nur sagt: „Auch Du, Guter?“ und vorwärts dringt, den Feind schlägt, und am Abend den Helm mit Lorbeeren und Cypressen

umschlingt; der sein Theuerstes opfert, damit das Höhere gerettet werde; der sein Gefühl dem Willen unterwirft, und bei der Nachricht von dem in der Schlacht gefallenen Sohne, mit heiterer Andacht das begonnene Opfer vollbringt, nur den Kranz aus den Locken zikhend, und dann sagt: ich wußte, daß er sterblich gebohren war." — Der Mann, der so die freie Brust den Pfeilen des Schicksals entgegensetzt, ohne Murren und Thränen — nur der ist in unsern Augen ein Mann, und seines Nahmens und unserer Ehrfurcht werth. Solche Ansprüche machen wir nicht. Aber das leicht zerfließende Herz des Weibes, dieses schnelle Eingehen und Austreten aus dem Gefühl, diese zärtliche Anhänglichkeit an das Gegenwärtige, und was der Einbildungskraft gegenwärtig scheint — diese unversiegbare Quelle von Schmerzen und Freuden, aus der es sich bei den unendlichen Sorgen der mütterlichen und häuslichen Sorgen erquickt — was möchte sie dem Manne nützen? oder wie könnte — um auch das zu sagen — das Gesetz der Natur ohne diese Schwachheit des Weibes, in der seine Stärke liegt, in Erfüllung gebracht werden? —

Also kein Anklagen weiter; alles ist gut, so wie es ist.

Du hättest heute unsere Henriette sehen sollen. Sie trug ihr Aennchen auf dem Arme, als sie kam, und das blasse Kind sah aus dem rothen Shawl wie eine weiße Rose heraus. „Sieh nur," sagte die glückliche Mutter, „wie ihr die Bäckchen sich wieder färben. Leise zwar erst; aber es wird schon besser

Dein freundliches Nachgrüſſen vor wenigen Stunden meinen Augen entzog.

Es mag wohl kindiſch ſeyn — aber könnteſt Du zürnen? Ich mag mir immer ſagen, daß es ja ſeyn mußte — und doch fließen meine Thränen. So ſchwach bin ich! Aber darfſt Du mich ſchelten? oder iſt es meine Schuld, daß Du mein Weſen ſo an das Deinige gekettet haſt, daß mir auch die kürzeſte Trennung wie ein Vorabend oder eine Vorbedeutung der längſten erſcheint? Kann man irgend ein großes Gut ohne Sorgen beſitzen? und wie ſollt' ich mich ihrer entſchlagen bei meinem größten? „Wo einer ſeinen Schatz hat, da hat er ſein Herz.“ Wo das Meinige iſt, weißt Du. In Deiner Nähe iſt es wohl ruhig; wohl Stunden lang kann ich Dich da vergeſſen; aber wenn Du nicht bei mir biſt, dann ſuchen Dich meine Gedanken unruhig auf, und ſpinnen das Gewebe der Liebe über den Raum, der uns trennt; ſo wie ich Dich jetzt verfolge, und Dir ſogar vorzueilen hoffe; damit, wenn Du in M. ankömmſt, mein Brief Dich zuerſt mit einer bekannten Stimme begrüſſe.

Still und hehr zieht die Sonne mit Dir nach Abend hin; die Lüfte ziehen deſſelben Weges und treiben die goldenen Wolken vor ſich her. So ziehe ich denn auch mit der Sonne, mit den Lüften und den Wolken Dir nach. Sieh nur auch nach ihnen auf, und ſie werden Dir ſagen, daß ſie Boten Deiner Amande ſind.

Gern ſäß' ich heut über meinen Gedanken und meiner Sehnſucht allein; aber da hör' ich ſchon vor der

Thür das Geplauder meiner kleinen Strickerinnen. Nun, sie sollen mir auch willkommen seyn, und ich will ihnen Geschichten erzählen von guten Leuten, die sollen alle aussehen wie Du, mein Odo, und alle heißen, wie Du. So spinn' ich ja doch den Faden fort, den ich hier angefangen habe!

* * *

Den 30. Mai.

Daß Du auch gerade jetzt so fern seyn mußt, Du böser, lieber Mann! daß ich nicht zu Dir hereinschleichen, hinter Deinen Stuhl treten, Dir die Augen zuhalten, Dich küssen und fragen kann: rath, wer ist's? Und doch ist der Morgen so schön, und ich bin so früh auf, und die Vögel vor meinem Fenster hüpfen von Zweig zu Zweig und singen in die blaue Luft hinein, daß es eine Lust ist. Das könntest Du hier auch mit hören, und dann wär' es noch einmal so schön. Und gibt es dort wohl so schöne Wiesen, als diese hier, die eben, der Sonne zu Ehren, ihren schönsten Schmuck, Millionen von Juwelen, angelegt hat? — Doch magst Du das dort immer haben, Aber was Du nicht hast, mein Odo, das ist ein kleines, süßes Geheimniß, das ich weiß, und das ich Dir, wenn Du hier wärest, ganz leise in das Ohr flüstern würde. — Aber wie soll ich es hier anfangen, hier, mit der pedantischen Feder in der Hand, und mit den hölzernen Buchstaben? Das sind schlechte Stellvertreter für ein einziges lebendiges Wort zwischen Mann und Frau!

Also . . . . . Doch ich muß Dir erst erzählen, was mir gestern Abend begegnet ist. —

Ich saß, wie fast immer an schönen Abenden, im Garten in der untern Laube, an meinem Rahmen, und stickte an einem Rosenzweig. Die Dämmerung kam; ich ließ die Nadel ruhen, und besah meine Arbeit nicht ohne Wohlgefallen: ein kleines, noch fest umschlossenes Knöspchen zwischen zwei aufgeblühten Rosen, und von beiden beschattet. Dabei ließ ich die Hände im Schooße ruhen, lehnte mich zurück und dachte, mit halbgeschlossenen Augen, an Dich. Da trieben zwei Grasemücken ihr Wesen über mir mit einem ihrer Jungen, das zum erstenmale zu fliegen versucht hatte, und eh' ich mich's versah, fiel mir das kleine ungeschickte Thier von dem Zweig in den Schooß, und die Alten mit Zeter-Geschrei hinterdrein. Ich war recht erschrocken. Als ich aber sah, was es war, nahm ich das kleine Geschöpf in die Hand, und trug es wieder in sein niedriges Nest, und gleich waren auch die Alten wieder darauf, und als ich weg ging, schrien sie hinter mir drein, daß ich lachen mußte; und doch kamen mir die Thränen in die Augen; ich wußte nicht wie.

Es wurde kühl; ich ging über den Hof nach dem Hause. Da schritten zwei Hennen mit gestrecktem Gang neben mir hin, jede mit ihrer kleinen pievenden, zappelnden Schaar um sich her; und jede nahm Platz auf ihrem Nest, und die kleinen flatterten nach, und liefen durcheinander, und wühlten sich unter die Flügel der Mütter ein, jedes ohne Irrthum und Fehl.

Und da sich der Haushund in der Nähe zeigte, um mich zu begrüssen, wie sträubten sich da die Federn der ängstlichen Mütter, und wie sorgsam sahen sie dem Feinde nach, bis er vorüber war! —

Jetzt war es Nacht geworden. Ich legte mich an das Fenster, und freute mich des Mondes, der still durch die Sterne zog, und der Sterne, die um ihn her wimmelten. Eine große Heiterkeit war in meiner Seele. Ich dachte an das liebende Auge Gottes, das auch so still über der Welt ruht, und sich des Gewimmels seiner Geschöpfe, ihres Lebens und ihrer Ruhe freut . . . Aber in diesem Augenblicke fühlte ich mich doch allzu einsam. Ich war voll Wehmuth, weil ich in meinem Innern so vergnügt war, und doch Niemanden hatte, der sich mit mir freute.

Der Schlaf kam schnell; auch die Träume blieben nicht aus. Der Rosenzweig, bei dem mich die Dämmerung gefunden, lag jetzt in meinem Schooße, und das verhüllte Rosenkind öffnete seine Schleier, und sah mit purpurrothen Wangen heraus, und ich freute mich der neuen Schöpfung, und drückte das Knöspchen, wie ein liebes Kind, an mein klopfendes Herz.

Und da mir jetzt vor Freuden die Augen aufgingen, und ich halbschlummernd noch nach meinem rosenwangigen Röschen suchte, da fühlt' ich ein so wunderbares Regen in mir — und ein unaussprechliches Ahnden von Liebe — ein Gefühl mütterlicher Zärtlichkeit, wie ich nie noch gehabt.

Ich lauschte — horchte — zitternd vor Hoffnung und Freude. Mein Ahnden ward zur Gewißheit. —

Sieh, das ist mein Geheimniß!

Wie mir zu Muth ist seitdem — wie könnt' ich Dir es sagen? Weiß ich's doch selbst kaum. Aber selig bin ich seitdem, recht in meinem innersten Herzen, und es ist mir, als müßt' ich mein Glück recht in mich verhüllen, damit es mir Niemand raubte: als wenn ich es allen verbergen müßte, dieses liebe Geheimniß, damit es nur recht Dein bliebe, guter Odo, und mein.

Mein' ich doch, ich liebte Dich jetzt erst recht, da ich Dich doch vorher mehr zu lieben glaubte, als Alles. Aber vormals hatte ich Dich allein; jetzt hab' ich Dich auch und noch ein Wesen zwischen uns, das Du und Ich, mein und Dein ist; und wie wir uns vordem jedes in dem Herzen des andern suchten, so finden wir uns jetzt in einem dritten Herzen, in der Liebe zu einem Geschöpfe zusammen, das unser Kind seyn wird.

O du allbeglückende Liebe, laß mich dieser Seligkeit theilhaft werden!

Sieh, mein Odo, jetzt werd' ich recht inne, daß die Liebe vor der Kenntniß ihres Gegenstandes vorausgeht; ja, daß es gar keine Liebe geben würde, ohne dieses Vorherahnden, ohne dieses unbegreifliche Vermissen eines unbekannten Wesens, für das ich mich mit Lust meines Selbst entäussere, das ich mit meinem eigensten Wesen durchdringe, von dem mein eigenstes Wesen durchdrungen wird. Mag dieses Wunder gewirkt werden, wie es will; genug, es ist; und es ist mir, als ob ich es jetzt besser verstände, ob ich

es gleich nur glaubend ergreife, und ohne es fassen und begreifen zu können.

Ich muß schließen, wie ich angefangen: Du lieber, böser Mann, warum mußt Du nun gerade jetzt abwesend seyn?

* * *

Den 15. Junius.

Vielen herzlichen Dank, mein guter Mann, für Deinen lieben Brief. Ich hatt' es wohl gedacht, daß Du Dich jetzt noch ein wenig mehr nach mir sehnen würdest; und wenn es wahr ist, daß die Gedanken der Liebe, wie treue Boten, aus einem Herzen in das andere gehen, und es auch ohne Worte bewegen können, so muß sich ja wohl Deine Sehnsucht auch in dem meinigen regen. Die Wahrheit ist, daß ich Früh und Abends, und wieder Abends und Früh, und in jeder Stunde des Tages und der Nacht an Dich denke, und daß, was ich auch thun mag, immer der Gedanke an Dich, Dein Bild, mein Odo, darneben oder dahinter steht. Wie schön, wenn Du nun selbst wieder an die Stelle des Bildes treten wirst; wenn meine Arme nicht mehr nach einem Schatten haschen, meine Gedanken nicht mehr auf das Ungewisse hin zu Dir flattern, sondern sich an Dein Ohr und an Deine Seele legen, und Antwort fordern, und Antwort empfangen!

Du willst wissen, ob ich mich wohl fühle? Freilich fühl' ich mich wohl, denn mein Herz ist vergnügter als je. — Magst Du immerhin lächeln; ich muß

es Dir doch sagen. Wenn mir zu einsam ist, und ich doch gern froh seyn will, nehm' ich den Korb mit dem niedlichen Kinderzeug auf die Knie, den mir die alte Tante an unserer Hochzeit schenkte, und ich damals vor Erröthen kaum ansehen konnte. Den mustere ich dann durch, und freue mich — ach so kindisch darüber; drücke auch wohl dieß und das an mein Herz, und die Thränen kommen mir vor Freude in die Augen. Und dann denke ich wieder recht lebhaft an Dich, mein Odo, und an Deine Wiederkehr, und an alle die goldenen Tage, die wir zusammen gelebt haben. — —

* * *

Den 28. Junius.

Ich erhielt Deinen letzten Brief gegen Abend, eben da ich Henrietten erwartete. Da wollt' ich einmal sehen, was ich wohl über mich selbst vermöchte, und legte ihn uneröffnet hin, damit wir ihn zusammen lasen. Aber wie er so auf dem Tische vor mir lag, griff ich so oft darnach, wie ein Kind nach einem verbotenen Naschwerke; und eh' ich es mich versah, war er offen, so daß ich eben mitten im Lesen war, als Henriette hereintrat.

Wirst Du wohl böse, mein Odo, wenn ich Dir sage, daß ich mir die Augen mehr als einmal trocknen mußte, als wir zusammen die Stelle lasen, wo Du Dich anklagst über das, was Du Deine Verstocktheit nennst? — Deine Verstocktheit? — Weißt Du auch, was Du schreibst, und an wen?

Ich habe oft gehört, daß die Reichen am ungenügsamsten sind, und darum Goldmacherei treiben. Sind das aber nicht die, von denen geschrieben steht, daß sie in Versuchung fallen? Hüte Dich vor Versuchung, mein verstockter, mein gefühlloser Mann!

Kennt ihr euch wohl, ihr Männer, die ihr so viel außer euch seyd; in fremde Geschäfte, fremde Gedanken, fremdes Wissen so vertieft, daß ihr vergeßt und verlernt, eure eigne Tiefe auszumessen? Wann ihr dann einmal einen Blick auf euch thut, so ist er wie von der Seite, oder auch durch ein Teleskop, das, wie man es eben wendet, den Gegenstand entweder viel zu groß, oder viel zu klein zeigt. Darum seyd ihr oft so kleinmüthig und verzagt ohne alle Noth, und ein andermal wieder so hoch hinaus über alles Maas, immer im Kriege mit euch selbst, und darum so oft auch im Krieg mit andern.

Glaube mir, Lieber, glaube Deinem Weibe, das Dich ruhiger betrachtet und darum besser kennt, als Du Dich selbst — jene Verstocktheit, deren Du Dich anklagest, ist in Deinem Kopfe, nicht im Herzen. Wohl hab' ich Dein Auge trocken gesehen bei so manchem Ereignisse des Lebens, wo wir Weiber gar nicht aus den Thränen kamen, ob wir es gleich lange vorher gesehen, lange vorher besprochen hatten, und es als ein ganz natürliches, unvermeidliches, ja wohl wünschenswerthes Ereigniß betrachten mußten. Ruhig und thränenlos sahst Du oft in die Tiefe der Gräber; aber nie hab' ich Dein Auge trocken gesehen, wenn es sich von der Erde zu dem Himmel wendete,

bei großen Opfern, edeln Thaten und erhabenen Gedanken.

Da dacht' ich immer und denk' es noch, das Herz des edeln, des wahrhaften Mannes ist für den gemeinen Weltlauf zu groß, für dieses ewige, unveränderliche, mechanische Treiben der Natur, die in ihrer täglichen Arbeit so unendlich viel Stoff verbraucht, um unendlichen Stoff wieder von sich zu geben! Wahrlich, es ist kaum der Mühe werth darauf zu achten. Wozu der ewige Jammer über Flucht der Zeit, verblühende Frühlinge und schwindende Leben? Und doch können wir Weiber das gar nicht lassen, ob wir schon wissen, daß die Katarrakten von Thränen, die wir so leicht dahin weinen, gar bald durch ein ganz gewöhnliches Geschäft, einen Putz vielleicht, oder eine Ueberraschung gehemmt und getrocknet werden können.

Und ist nicht auch das eine recht gute und herrliche Einrichtung der Natur? Wären wir gebohren, die Welt zu regieren, wie ihr Männer es seyd, wozu wäre dann diese leichte Erregbarkeit, dieses schnelle Ergreifen eines Gefühls? Doch nicht so sollt' ich fragen, sondern vielmehr: Würde mit dieser leichten Erregbarkeit nicht alles verdorben werden? Wir wissen das wohl, und der feste, aufrecht stehende, thränenlose Mann, dem der Sturm nur die Locken verwirrt, nicht den Sinn; der den Freund neben sich fallen sieht in der Schlacht und nur sagt: „Auch Du, Guter?“ und vorwärts dringt, den Feind schlägt, und am Abend den Helm mit Lorbeeren und Cypressen

umschlingt; der sein Theuerstes opfert, damit das Höhere gerettet werde; der sein Gefühl dem Willen unterwirft, und bei der Nachricht von dem in der Schlacht gefallenen Sohne, mit heiterer Andacht das begonnene Opfer vollbringt, nur den Kranz aus den Locken zidhend, und dann sagt: ich wußte, daß er sterblich gebohren war." — Der Mann, der so die freie Brust den Pfeilen des Schicksals entgegensetzt, ohne Murren und Thränen — nur der ist in unsern Augen ein Mann, und seines Nahmens und unserer Ehrfurcht werth. Solche Ansprüche machen wir nicht. Aber das leicht zerfließende Herz des Weibes, dieses schnelle Eingehen und Austreten aus dem Gefühl, diese zärtliche Anhänglichkeit an das Gegenwärtige, und was der Einbildungskraft gegenwärtig scheint — diese unversiegbare Quelle von Schmerzen und Freuden, aus der es sich bei den unendlichen Sorgen der mütterlichen und häuslichen Sorgen erquickt — was möchte sie dem Manne nützen? oder wie könnte — um auch das zu sagen — das Gesetz der Natur ohne diese Schwachheit des Weibes, in der seine Stärke liegt, in Erfüllung gebracht werden? —

Also kein Anklagen weiter; alles ist gut, so wie es ist.

Du hättest heute unsere Henriette sehen sollen. Sie trug ihr Aennchen auf dem Arme, als sie kam, und das blasse Kind sah aus dem rothen Shawl wie eine weiße Rose heraus. „Sieh nur," sagte die glückliche Mutter, „wie ihr die Bäckchen sich wieder färben. Leise zwar erst; aber es wird schon besser

kommen. Da das böse Fieber vorüber ist, erholt sie sich bei den schönen, warmen Tagen recht sichtbar.“ Und dabei erzählte sie mir noch einmal, wie groß ihre Sorgen gewesen um das Kind; wie sie es schon fast verloren gegeben, und Tag und Nacht bei ihm aufgesessen. Und dabei herzte und küßte sie es, und weinte zugleich über die vorige Angst und die jetzige Freude.

Erst als das Alles vorüber war, und wir uns recht satt geküßt und geplaudert hatten, lasen wir Deinen Brief andächtig und ungestört mit einander, und der kleine Engel sah mit seinen schwarzen Augen bald mich, bald die Mutter an, und lächelte, als ob er alles verstände.

Am Abend kam Albert, seine Frau abzuholen. Er war in Geschäften auf dem Lande gewesen, und erzählte uns, er habe versucht ein Ehepaar auszusöhnen, das einige Jahre in ziemlichem Frieden zusammen gelebt. Da sey der Frau eine kleine Erbschaft zugefallen, die, bei kluger Anwendung, das Geschäft des Mannes recht sehr hätte verbessern können. Aber die Frau sey nicht dazu zu bewegen gewesen, und habe überhaupt angefangen, geizig zu werden und den Herrn zu spielen. Darüber sey ihnen nun der Unfrieden über den Kopf gewachsen, so daß sie sich schlechterdings scheiden wollten. „Ich habe viele Worte verloren, setzte er hinzu. Hätten sie Kinder gehabt, so wäre alles leicht gewesen, und die Verkehrtheit wahrscheinlich nie so eingerissen.“

Indem Albert dieß sagte, erwachte Aennchen, das

die Mutter bisher unter dem Shawl verſteckt gehalten hatte. Leiſe zog ſie das Tuch von dem blonden Köpfchen weg, und da das Kind den Vater erblickte, ſtreckte es gleich die kleinen Aermchen nach ihm aus. Und nun hatten ſie wieder ein Weſen mit dem Kinde, daß es eine Freude war. —

Doch genug für heute. Schon lange winkt mir mein Bett, und der Abendſtern ſieht mir gerade zum Fenſter herein, und ich ſende ihm noch einige freundliche Blicke zu, in der Hoffnung, daß Du vielleicht auch dahin aufſiehſt und an Deine Amande denkſt.

Den 29. Junius.

So eben komme ich von einem Beſuche von der Oberforſtmeiſterin zurück, den ich geſtern mit Henrietten verabredet hatte, und ich habe nur noch ſo viel Zeit, ein wenig mit Dir zu lachen, ehe der Schlaf mich in ſeine weichen Arme nimmt.

Du weißt, der Beſuch war lang verſprochen, und immer aufgeſchoben. Einmal mußte er ſchon abgelegt werden, und ſo fuhren wir heute nach Tiſch zuſammen hinaus.

Wir mochten der armen Frau wohl einen großen Schrecken machen. Als der Wagen nach dem Hauſe wendete, ſahen wir ſie durch die Fenſterſcheiben blicken, und dann ſchnell zurückfahren. Wir ſchickten unſern Diener hinein, um uns anzumelden; es dauerte ein Weilchen, eh' er zurückkam; und während dem hörten wir Thüren ſchlagen, und mancherlei Bewe-

gung im Hause. Jetzt trat ein Jäger an unsern Wagen, und ersuchte uns auszusteigen; die gnädige Frau würde gleich erscheinen. In dem Zimmer sahen wir noch Spuren der Flucht. Ein Shawl auf der Erde; auf der Fußbank ein umgestürzter Strickkorb, der seinen Inhalt auf den Boden ausgeschüttet hatte; auf und unter den Stühlen ein Chaos der mannichfaltigsten Dinge; eine Jagdtasche und Hirschfänger auf dem offnen Clavier; über dem Spiegel die Hornfessel, an die der Knabe ein hölzernes Pferdchen gebunden hatte; in den Fenstern Arznei- und andere Gläser, Tabacks-Pfeifen und ein Stock; ein Hut mit bestaubtem Federbusche auf den Ofen gestülpt; aufgeschlagene Bücher und Schreibereien mit Halsbinden und anderm Geräth vermischt. Man ließ uns Zeit alles zu mustern; denn noch erschien Niemand. Zwar kamen die Kinder von Zeit zu Zeit, und sahen neugierig zu der halbgeöffneten Thür hinein; aber wenn wir sie anreden wollten, schlugen sie sie schnell wieder zu, und liefen davon. Endlich trat das Stubenmädchen zu einer Seiten-Thür herein, entschuldigte ihre gnädige Frau, die eben im Ankleiden begriffen gewesen, und machte zu ihrem baldigen Erscheinen Hoffnung; zugleich raffte sie von der Erde zusammen, was sie konnte, und warf und stopfte es in eine gemeinsame Truhe, die beim Oeffnen eine überquellende Fülle mannichfaltigen Inhaltes verrieth. Nach einigem Verzuge erschien endlich die herzensgute Frau mit unendlichen Entschuldigungen über ihr Verweilen, die angetroffene Unordnung und dergleichen, und mit nicht

wenigern Freudensbezeugungen über unſern eben ſo angenehmen als überraſchenden Beſuch. Nachdem dieſes abgethan und der Sopha abgeräumt war, ſprang ſie mit ihrer Lebhaftigkeit von einer Frage auf die andere; ſprach von Allem und von Nichts; klagte über die Zeiten und das Geſinde; befahl die Kinder herein zu bringen; fing an Caffee einzuſchenken; vergaß es wieder über einen genähten Kragen, den ſie uns zeigen wollte und nicht finden konnte; ſchalt auf die Kinder, die alles vertrügen, und ſo fort. Jetzt kamen die Kinder herein; recht hübſche gelbe Lockenköpfchen mit großen blauen Augen; aber gewaſchen — ſo ſo; die Strümpfe herabhängend; die Knöpfe der Jacken zur Hälfte abgeriſſen. An dem ſeidenen Caput der älteſten Tochter war der rechte Ermel halb ausgeriſſen. „Aber, mein Gott, Julchen, was iſt denn das?“ rief die Mutter, als ſie es gewahr wurde. „Ja,“ ſagte das neunjährige Kind, „der Schlüſſel zur Commode war nicht da; weil aber der Zipfel vom Kleide heraushing, zog es Philippine daran, und da ging der Ermel entzwei. Es thut aber nichts, man kann es wieder zunähen.“ In dieſem Augenblicke ſtieg der Oberforſtmeiſter an der Treppe vom Pferde. „Da kömmt Dein Vater, Julchen,“ rief die Mutter beſtürzt und trieb das Kind von ſich; „geh' geſchwind, daß er es nicht ſieht.“ Das Kind entkam mit Noth; der alte Herr trat herein, und kaum hatte er uns begrüßt, als er nach einer Rechnung fragte, die er auf dem Tiſche liegen gelaſſen. Sie war nirgends zu finden. Der alte Herr brummte erſt leiſe,

dann lauter und immer lauter. Die arme, geängstete Frau lief hin und her. Alles wurde herbei gerufen, befragt, ausgezankt. Umsonst. Die chaotische Truhe wurde umgestürzt, wieder angefüllt, und nochmals umgestürzt. Abermals umsonst. Die Gewitterschläge wurden immer heftiger, und jetzt stürmte der Alte hinaus, wo er sich weniger Zwang anzuthun brauchte, um die Hausuchung fortzusetzen; und bald hörten wir den Wiederhall seiner donnernden Stimme, und ein Kindergeschrei dazwischen, wie bei der Erscheinung des Knecht Ruprecht. Die Rechnung fand sich zuletzt stückweis auf dem Hofe, wo Junker Karl sie zum Schweife eines fliegenden Drachen verwendet hatte. Das unmäßige Geschrei des Knaben verkündigte uns aus der Ferne den Ausgang der tragischen Begebenheit.

Ich wollte mich anfänglich über die arme Frau ängstigen; aber als ihr Mann die Thüre hinter sich zugeschlagen hatte, war sie wieder so heiter und sprach so unbefangen über tausenderlei Dinge, die ihr in buntem Wirrwarr durch den Kopf gingen, daß ich wohl sah, diese Ereigniſſe gehörten zu den alltäglichen Erscheinungen des Hauses. — Wir hielten uns jetzt nicht lange mehr auf, da ja jeden Augenblick ein neues Gewitter sich zusammenziehen konnte; und nachdem wir noch einige Gänge durch den wüsten Küchengarten gemacht hatten, wo wir einen Zug welscher Hühner fanden, die sich recht gütlich thaten, setzten wir uns wieder ein, und kehrten bei dem schönsten Himmel nach Hause zurück. — —

Amande an Odo.

Den 5. Julius.

Deine Hipparchia oder wie ich ſie nennen ſoll, lieber Odo, iſt hier geweſen und wieder abgereiſt, und noch ſtehen einige unſerer Herrn mit ihren Teleſcopen, und verfolgen den Weg, den dieſer Phönix nahm, der nur in Flammen lebt, dieſer bunte Paradies-Vogel, der nirgends ruht, ſondern immer wie ein duftiger Farbenſtraus durch die Luft zieht. Sieh, ich bin auch ganz poetiſch geworden. Aber auch zwei ganze Tage lang hab' ich, mein gebietender Herr, um Deiner Empfehlung Ehre zu machen, meiner Eitelkeit zugemuthet, ſich von den Strahlen dieſes Meteors demüthig ausſcheinen zu laſſen; aber ſo ganz und gar, daß ich erſt jetzt wieder anfange, einiges Licht um mich her zu ſammeln. Auch unſern andern Frauen geht es nicht beſſer. Wir flattern alle noch ganz verdutzt umher, wie die Vögel bei einer Feuersbrunſt.

Ich war eben aus der Kirche nach Hauſe gekommen, als ſie in den zierlichſten Reiſekleidern, hoch geſchminkt, den Spitzenſchleier zur Hälfte gelüftet, bei mir eintrat, und mir Deinen Brief und Grüſſe brachte. Darf ich es ſagen, Odo? Aber ſo oft ich dieſen lieben, frommen, zärtlichen Brief leſe, muß ich bei mir denken: „ihr theuern Friedens- und Liebes-Worte, wie ſeyd ihr in ſolche Hände gekommen? Hätte mein Odo an dieſem Weſen Gefallen gehabt? Unmöglich!“

O gewiß, nur als eine Merkwürdigkeit haſt Du ſie uns zugeſandt; ſo als ein Cabinets-Stück, das man freilich nicht alle Tage ſieht; als einen Phönix, wie geſagt, der auf ſeinem Flammenwagen über den Städten einherzieht, damit die großen und kleinen Kinder die Hände nach ihm ausſtrecken und rufen ſollen: Mir, mir den bunten Vogel!

Ich hatte einige Frauen und Männer zu mir eingeladen, von denen ich hoffte, daß ſie die Ehre unſers kleinen Abdera retten könnten. Die Männer kamen wie gewöhnlich ſpät; und die Unterhaltung ſchleppte ziemlich, ſo lange wir Frauen allein mit ihr waren. Sie griff in kein Geſpräch recht ein; antwortete nur mit nothwendiger Höflichkeit, und jener trocknen Mäßigung, die ſich für beſſere Zeiten ſpart. Ihr ganzes Weſen ſchien durchkältet; ihre Blicke irrten bedeutungslos umher; ihr Mund öffnete ſich langſam; ſie war einer Perſon gleich, die ſich nur mit Mühe wach erhält. So ging es, bis Albert mit ſeinen Brüdern hereintrat und noch einige andere Männer. Jetzt kam Leben in den magnetiſchen Schlaf. Die geſunkenen Muskeln erhoben ſich; die Schleuſſen der Beredtſamkeit gingen auf; Zung' und Auge war gleich regſam. Wie eine geübte Clavierſpielerin griff ſie auf dem neuen Inſtrumente mannichfaltige Accorde, um die rechte Stimmung zu finden, und in kurzem war das Conzert in vollem Gange.

Doch das iſt nicht das rechte Bild. Es war mehr eine Academie, wo die Männer durch hingeworfene Worte ein Thema aufgaben, das unſere Virtuoſa

nach ihrer Weiſe ausführte. Ein Geſpräch war es nicht. Denn über die Einreden der Männer, die etwa hier und da fielen, wehte der ſtürmende Flug ihrer Rede raſch und kühn hinweg, daß bald, wie in einer Sandwüſte, keine Spur mehr zu ſehen war. Sie ſprach ſchnell, und wenn ſich die Gedanken auch eben nicht im engſten Zuſammenhange hielten, ſo fehlte es doch den Worten nicht am verbindenden Cement. Nur wenn ſie ein kühnes Paradoxon ausgeſprochen, oder den Sinn auf die ſubtilſte Spitze getrieben hatte, hielt ſie ein wenig inne, und ſah mit fragenden Blicken umher. Mir war es dann immer, als müßt' ich den Männern eine Trompete reichen, um die Fanfare anzuſtimmen.

Am folgenden Tage ging es noch beſſer. Ich war zu einer zahlreichen Geſellſchaft bei Frau von Camoran eingeladen, und unſere Virtuoſa hatte die Gefälligkeit, dort an meiner Seite erſcheinen zu wollen. Dieſesmal war ſie vom Anfange an und ſchon beim Hinfahren ſo voll herablaſſender Güte gegen mich, daß ſie mich ſogar über ihren Putz zu befragen würdigte, der in der That ſehr ausgeſucht und von der neueſten Form war. Als ich ihr meinen Beifall darüber bezeigte, war ſie ſo artig zu ſagen, ſie verachte dieſe müßigen Verzierungen von ganzem Herzen; aber ſie halte es für Pflicht, der flachen Meinung der Menge wenigſtens in dieſem Punkte nachzugeben.

Der Ruf von ihrem Erſcheinen hatte ſich ſchon verbreitet; die meiſten Perſonen der Geſellſchaft waren neugierig, ſie zu ſehen und zu hören; wie ge-

wöhnlich aber zog das Spiel stärker an als der Geist, und es blieb nur ein kleiner Kreis übrig, in dem sich auch, unverdienter oder unverschuldeter Weise Deine demüthige Frau befand. Die Hauptperson aber war der Malteser, den sie gleich vom Anfang an auszeichnete und zu sich zog. Nach seiner Art warf er einige Paradoxen hin, um deren Schicksal er sich nicht zu bekümmern schien, und die er, wenn es sich so traf, mit entgegengesetzten vertauschte; alles mit dem scheinbaren Froste, der seine Eitelkeit umpanzert hält. Und ich müßte mich sehr irren, wenn es nicht eben diese Eisrinde war, die sie anzog, und die sie, was es auch immer kosten möchte, zu schmelzen entschlossen war.

Und es gelang wirklich. Sie manövrirte mit so vieler Geschicklichkeit, schmiegte sich seinen kecksten Behauptungen mit solcher Leichtigkeit an, und wußte allem, was ihm zu entfallen schien, einen solchen Werth zu geben, daß er immer mehr und mehr aufthaute, und ordentlich verliebt wurde, so wie ein Hord eben verliebt werden kann. Jetzt begann ein Wetterleuchten des Witzes, wie ich nicht leicht gesehen habe. Feuerräder rollten, Leuchtkugeln stiegen auf; es war ein Funken- und Feuer-Sprühen gegen einander, daß man ganz geblendet wurde. Erleuchtet wurde dabei freilich nichts weiter, als die Eitelkeit derer, die sich und uns das Feuerwerk gaben. Oft kamen mir auch ihre so weit hergeholten, so wunderbar sich kreuzenden Gedanken vor, wie jene Pulverfrösche, die platzend und krachend, recht wunderlich umherspringen, fast immer *nach einer* andern Richtung hin, als man erwartet

hatte, und immer ohne Zweck und Absicht. Ich mußte oft in mich hineinlachen über das tolle Spiel; und doch war es wieder nicht lächerlich, weil die Narrheit mit einem so frostigen Ernste getrieben wurde, und für baare und ächte Weisheit gehalten seyn wollte.

Zu behalten war von dem Schnack nicht viel; nur einiges ist mir so zufällig hängen geblieben. So sagte sie unter andern, nachdem Horb sie auf den rechten Weg der Ruchlosigkeit gebracht hatte: Es gefalle ihr ungemein, daß man die Frömmigkeit, mit der es in den Kirchen nicht recht mehr fort wolle, auf das Theater verpflanze. Das geschmacklose Einerlei eines sogenannten Gottesdienstes, wo die Gemeinde durch einander schreye, um sich dann bei einer geistarmen Predigt durch Schlafen zu erholen, habe sich unter Leuten von höherer Bildung nicht mehr erhalten können. Vom Theater her gewinne auch das Alte einen neuen Anstrich. Und ob es nicht ungemein pikant sey, auf denselben Bretern heute die gottseligste Mystik predigen, morgen die aufgeputzteste Schlüpfrigkeit scherzen zu sehen? Auch der Contrast der spielenden Personen, wenn z. B. eine büssende Magdalene von einer recht sündhaften vorgestellt werde, sey hier noch anziehender, als im Trauerspiele. — Für diesen Contrast, meine Gnädige, fiel der Malteser ein, sorgen auch die Prediger; die geistliche Maskerade, die Ihnen so pikant scheint, ist in der Kirche gar nicht so ungewöhnlich, wie man sagt. — Schön, schön, sagte sie, leise in die Hände klopfend, nous voilà donc dans le temple des mystères. — Auch la fête des

Ines haben wir wieder, setzte Horb mit trockener Bitterkeit hinzu.

So ging es eine gute Zeit fort, und noch tanzen mir die Irrlichter jener Abende vor den Augen, doch ohne mich zu äffen oder zu verführen; denn ich liege ganz ruhig dabei in dem Fenster, und lasse den Teufel seinen Spuck treiben nach Herzenslust. Du glaubst mir wohl, daß ich gar keine Mißgunst gefühlt, daß ich mir auch nicht einen Augenblick gewünscht habe, so ein großer Geist zu seyn, der die Systeme der Philosophie mit fester Hand abwägt, und vom Kantianismus und Spinozismus spricht, als hätte sie Zeitlebens statt der Cornette einen Doctorhut getragen. Bei einer solchen kühnen Prüfung sagte sie unter andern: Sie neige sich täglich mehr zum Spinozismus hin, und würde sich gar nicht scheuen, wenn sie zu voller Ueberzeugung gelangt sey, ihn frei zu bekennen. „Die Wahrheit über alles, setzte sie hinzu; und dann ein Platz in dem Pantheon der Frauen ohne Vorurtheil.“ — „Wenigstens im Dictionaire des Athées“ sagte Albert.

Die anderen Frauen hier, wenigstens die, mit denen ich umgehe, denken ziemlich so wie ich, und kümmern sich wenig um die sophistischen Spinneweben, in denen keine Mücke hängen bleibt. Nur die kleine Seemund, die auch gern auf die Stelzen der Philosophie steigt, hüpfte einigemal auf ihrem Sitze in die Höh', und rief aus: O wie schön! wie geistreich! ah mon dieu que cela est sublime, ah quil est beau d'être philosophe! — Dafür erhielt sie auch

einige Blicke von der Präſidentin der Academie; und heute hat ſie ſchon zu mir geſchickt, ob ich ihr nicht Spinoza's Werke aus Deiner Bibliothek leihen könnte.

Ich, mein guter Odo, hülle mich recht gern in meine Unwiſſenheit, und ſage ganz leiſe zu mir: Lieber eine gute Frau ſeyn, und künftig eine gute Mutter! — Und kann man nicht beides ſeyn, ohne das, was ſie Philoſophie nennen? — Sage mir das, Odo.

* * *

Den 10. Julius.

Jetzt eben iſt die Sonne zur Ruhe gegangen; die leiſe Dämmerung deckt den Tag ſchon zu, und die Nacht ſteht hoch und hehr im Abend am Himmel. Ich aber ſitze noch auf und ſehe dem frohen und wehmüthigen Tage nach, der nun hinter die Berge getreten iſt, und ſende meine Gedanken von neuem zu Dir; und da die Gedanken an Dich, mein Odo, ſo leicht zu lauten Geſprächen werden, ſo iſt mir die Feder, ich weiß ſelbſt nicht wie, in die Hand gefallen, und das Papier liegt vor mir und ich ſchreibe, eh' ich noch daran gedacht habe, an Dich zu ſchreiben. Aber geſprochen habe ich den ganzen Tag mit Dir; und mich recht geſehnt nach Dir; auch wohl ein Thränchen geweint. Schmäle nur nicht! War es doch der erſte Geburtstag, wo Du fern von mir warſt! — Doch meinem Herzen ſtandeſt Du nicht fern, und es war mir den ganzen Tag, als wenn ich den Arm

um Deinen Nacken werfen und Dich fragen müßte: Warum so stumm, lieber Mann? — Doch auch eine Sprache wußt' ich dem stummen Bilde zu geben — Du erräthst schon wie. — O wie dank' ich Dir, Du guter, guter Mann! — Aber ich muß Dir nur den ganzen Tag beschreiben, um mit meinen Gedanken in Ordnung zu kommen, wie er anfing und endigte, damit ich ihn noch einmal feyere und Du mit mir.

Ich erwachte früh und war schnell in den Kleidern. — Er könnte ja kommen, dacht' ich, mit mir selber scherzend, wie damals, da Du als Bräutigam vor Aufgang der Sonne kamst, und mich im Garten erwarten wolltest, und mich schon auf dem Hügel fandst, die Sonne erwartend und Dich. — Wer lebt sich nicht gern in den Brautstand zurück? Du warst ja jetzt auch, wie damals, nicht bei mir, und die Ferne (zürne nur nicht) machte Dich mir wieder zum Bräutigam. Daß Du aber darum nicht meinst, mir recht oft davon fliegen zu müssen, um von der poetischen Täuschung Nutzen zu ziehen! So ist es nicht gemeint. Sonst zieh' ich alle Strahlen, mit denen Dich meine Einbildungskraft so freigebig ausstattet, Dir wie Schwungfedern aus, und zwinge so meinen Phönix in seinem Neste und unter meiner Pflege zu bleiben.

Wie vor drei Jahren also war jetzt auch mein erster Gang nach dem Garten, ohngefähr in gleichem Anzuge, weiß und blau, nur noch etwas sorgfältiger eingewickelt. Ueber dem Himmel hing ein grauer Schleier; die Vögel saßen noch auf ihren Nestern,

ohne zu ſingen, und die ſchlafenden Blumen athmeten noch nicht. Still und leiſe ſchlich der Morgen heran, als ob er ſich ſcheue, den Schlummer der Natur zu ſtören. Ich ging raſch die Stufen hinauf, und ſetzte mich mit dem Geſichte nach der Heerſtraße hin, auf der Du vor acht Wochen — mein Gott, welche lange Zeit! — von hinnen gezogen warſt; und ich hatte kaum meinen Platz eingenommen, als ſich der Himmel erhellte, und das leiſe Sonnenlicht die Gipfel der höchſten Pappeln begrüßte. Der düſtere Schleier über mir zerriß, und fiel in zarten Tropfen zur Erde. Ein goldenes Meer fluthete in Morgen, und als die Sonne in königlicher Herrlichkeit ihren Wagen beſtieg, erhob ſich ihr gegenüber ein Regenbogen, wie eine Ehrenpforte, und ſpannte ſich über die Landſtraße aus, auf die meine Blicke geheftet waren, während mein Herz ſich wie von ſehnendem Erwarten hob, ob Du nicht kommen und einziehen wollteſt durch das herrliche Thor. Aber da Du nicht kamſt, und der Triumphbogen ſeine ſiebenfarbigen Lampen wieder auslöſchte, ſchickt' ich Dir meine Wünſche zu, und recht herzlichen und innigen Dank für all' die Freude, die Du mir in dieſen drei Jahren und früher ſo reichlich bereitet haſt. Deine ernſte, ſtille Liebe ſtand jetzt groß und rührend vor mir. Meine Augen floßen über, und ich ſank nieder in Demuth vor der ewigen Güte, die mir, ohne mein Verdienſt, ſo vieles Gute gegeben, die mir Dich gegeben, mein Odo, die Dein treues und edles Herz mir zugewendet, und als die Hoffnung ſchon faſt er-

ſtorben war, Alles ſo glücklich zu unſerm Vereine geleitet hat. — Was wär' ich ohne Dich? was wäre aus mir geworden, da eine ſo tiefe Liebe — um ſo tiefer, je ſtiller ſie war — in meinem Herzen Wurzel geſchlagen hatte? wenn ich Dir hätte entſagen, wenn ich alle meine Wünſche — denn alle waren in Einem enthalten — vor dem Throne der Allmacht, ſtumm und thränenlos, aber in mir ſelbſt verzagend, hätte niederlegen müſſen? Nun iſt alles anders. Statt trauriger Entſagung iſt mir eine überſchwengliche Fülle der Freude geworden. Nicht zu tröſten hab' ich mein Herz, ſondern zu warnen, nicht um Kraft zum Dulden darf ich Gott bitten, ſondern um Demuth, um Dankbarkeit, um treues Erkennen ſeiner unendlichen Güte.

Jetzt wollt' ich wieder in's Haus zurück, um mir Arbeit zu holen; da kamen meine vier kleinen Schülerinnen in weißen Kleidern, mit Kornblumen-Kränzen in den Haaren, und die älteſte ging voran mit einem großen, bunten Kranze in der Hand, der mir beſtimmt war, und brachte einen wohlgeſetzten Glückwunſch vor, und die andern riefen alle mit: „Glück, Glück, zum Geburtstage! noch viele, viele Jahre!" und dabei hingen ſie ſich alle an meine Hände und an mein Kleid, hüpfend und jubelnd. — Auch unſere alte Juſtine kam jetzt, und brachte einen großen Kuchen, den ſie mir heimlich gebacken hatte, „damit ich doch auch etwas hätte, ſagte ſie, da der Herr nicht da wäre." Und auf dem ſtattlichen Kuchen ſteckte — o wie groß war meine Freude! — leicht in Papier

geſchlagen, Dein lieber Brief, der ſo eben im Hauſe abgegeben war.

Nun hatten wir alle etwas; die Kinder Kuchen — ich, Deinen Brief. O wie oft hab' ich ihn geleſen und wieder geleſen! Er hat mich den ganzen Tag nicht verlaſſen, und, wie ſich ſo eine Erinnerung an die andere knüpft, las ich zugleich auch Deine andern Briefe, und das geheime Käſtchen ſtand lange offen vor mir. So ging der Morgen ſchnell vorbei, und da es Mittag war, ließ ich mir in der Laube decken; und da ſtand auch ein Stuhl für Dich mir gegenüber, und auf Deinem Platze lag Dein Brief. So blieb ich ganz allein, und doch auch nicht ganz allein, und ich hätte auch Niemanden bei mir haben mögen, — ſelbſt Henrietten nicht, ſo ſehr ich ſie liebe. Es gibt Zeiten, wo man das Herz ſo voll hat, ſo voll von Freude und Wehmuth und Sehnſucht, daß es auch die leiſeſte Berührung ſcheut. Da ſitzt man denn gern allein, ſo ganz ſtill über ſich ſelbſt, und iſt recht innerlich glücklich; und wenn da eines dazu kömmt und ſpricht, ſo iſt es wie beim Schätze graben; gleich iſt die Herrlichkeit dahin. Du kennſt das, Odo.

Nach eingenommenem Mahle, dem die aufmerkſame Juſtine eine Lieblingsſchüſſel zugeſetzt hatte, zog ich um, und erhob mich nach dem kühlen Schatten des Dickichts, wo meine Arbeit ſchon an dem Brunnen bereit ſtand. Nachdem ich dort mit dem Kranze, den mir die Kinder geſchenkt, das Denkmal Deines unvergeßlichen Vaters geſchmückt hatte, umhing ich alles umher und mich ſelbſt mit den ſchönern Krän-

gen der Erinnerung, und saß da recht wie Petrarcas Laura an der kühlen und frischen Quelle, in meinem umschlossenen Thale; und die schönen Blüthen der Vergangenheit wirbelten auf mich herab, und deckten mein Herz ganz ein und zu. Und zu gleicher Zeit öffnete mir die Zukunft ihre Blumenkelche, und ich erbaute mir aus Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft ein Paradies voll Liebe und Seligkeit.

Indem ich so träumte und die Nadel nur mechanisch fortbewegte, hörte ich fahren. Es hielt an der Hausthüre, und eine schlimme Ahndung überfiel mich. Glücklicherweise war Justine in der Nähe. Ich schickte sie schleunigst nach der Thür und befahl ihr, wenn es nicht jemand sehr Bekanntes wäre, mich zu verleugnen. O glückliches Ahnden! der Oberforstmeister mit seiner Frau und der Jagdjunker waren vorgefahren, um mich mit nach der Fasanerie zu nehmen. Justine hatte versichert, es werde mir sehr leid thun; aber ich sey ausgegangen; vielleicht eben nach der Fasanerie.

Ich mußte über mich selbst lachen. Hatte ich nicht ordentlich vor Angst gebebt, bis meine Iris mit der Nachricht von ihrer schlau erfundenen Nothlüge zurückkam, und die Bangigkeit, die ich schon vor dem Eindringen eines lästigen Besuches fühlte, in Freude verwandelte? Gestört war ich indeß doch. Mein poetisches Gewebe war durchbrochen, wie das kunstvolle Netz einer Spinne vor mir, das in eben dem Augenblicke eine lästige Wespe durchriß; und ich mußte, wie

sie, mein Geschäft von vorn beginnen; was doch nicht so gut gelang, als das erstemal.

Jetzt nahte der Abend; die Wärme hatte nachgelassen, und ich verließ mein heimliches Gebüsch, um wieder auf den Hügel zu eilen, und die Sonne noch einmal zu grüßen, die sich in dem grünen Schleier der Bäume vervielfältigte, und ihre zitternden Blätter mit Gold und Purpur färbte. Auf der Heerstraße war alles lebendig. Wagen und Reiter zogen heim; der Staub wirbelte hoch empor; aber Du, mein Odo, warst nicht unter den Heimkehrenden.

Nun tauchte sich die Sonne in den Purpur, den sie um sich her ausgegossen, und die Stille kam wieder, und wiegte die Welt ein, wie ein müdes Kind.

So ist mir dieser Tag vergangen, fern von Dir und doch mit Dir.

Wenn Du schreibst: „Der Flug der Zeit überrasche Dich oft, und mehr jetzt als sonst; und es komme Dir vor, als drängten sich die bedeutenden und angestrichenen Tage des Lebens immer enger zusammen,“ so bin ich, seit Deiner Abwesenheit, in einem entgegengesetzten Fall. Ueberhaupt aber theile ich dieses Gefühl nicht. Seit ich Dich habe, mein Odo, bin ich wie ein Kind, das in seiner Wiege schlummernd, mit dem Strome fortschwimmt, und wenig weiß von Morgen und Abend, Neu-Mond und Voll-Mond, Tag- und Nacht-Gleiche, und der übrigen Calender-Noth. Ich freue mich auf den Morgen, wie ich mich auf den Abend freue, und lebe so recht eigentlich in den Tag hinein, ohne zu zählen, wie

viele Tage und Jahre hinter mir liegen. Erst seitdem Du meinen Händen entschlüpft bist, zähle ich — vorwärts und rückwärts, und rechne mit dem Calender. — Aber das ist hoffentlich bald vorbei, und dann kömmt alles wieder in das vorige Un-Geleis.

Mag also immerhin die Zeit fliehen, wie sie, trotz dem Jammer der Menschen, thut; es soll mich nicht grämen. Dankbar will ich aus ihren Händen nehmen, was sie mir bringt; aber was sie mir auch nehmen mag, Eines kann sie mir doch nicht rauben, meine Liebe zu Dir. Mit dieser hab' ich alles; denn ich habe auch die Deinige durch sie; und Du vergibst mir schon jeden andern Verlust, die frische Farbe, das blonde Haar, und was sonst noch die harte Hand des Alters im Vorübergehen von unsern Schmetterlings-Flügeln streift. Gewiß Du thust es. Oder gäb' es auch in der Liebe ein Alter? Nimmermehr. Weiß ich doch von Bergen, die ein ewiger Schnee bedeckt, und doch glüht in ihren Busen ein unauslöschliches Feuer, So, hoff' ich, soll es mit uns auch seyn. Glaube mir, ich kann mich oft recht in die Zeit vertiefen, wo wir beide alt seyn werden, und grau, und uns nicht mehr um die Welt bekümmern, noch die Welt sich um uns. So ein Zusammenleben von Philemon und Baucis, und — so ein Zusammensterben, mein Ode! —

Mein Licht geht zu Ende. Ich muß eilen, wenn ich Dir noch gute Nacht sagen soll. Nun also eine stille Nacht, Lieber, und ein heiteres Erwachen. Noch

einmal Dank für Deinen lieben Brief und Deine herrlichen Wünsche.

* * *

Den 12. Julius.

Die kleinen Unbequemlichkeiten, die mein Zustand nun eben mit sich bringt, dürfen Dich nicht beunruhigen, lieber Odo; sie sind, wie gesagt, klein, und auch wenn sie größer wären, würden sie durch die Freude über ihre Veranlassung reichlich aufgewogen. Was für ein schöner Ausdruck „in der Hoffnung seyn" oder „guter Hoffnung seyn!" Es liegt alles darin, was das Herz eines Weibes vor Freuden hüpfen macht. Das ist Eins. Dann hab' ich noch ein zweites, das mir auch nie fehlschlägt; ich setze mich hin, an Dich zu schreiben. Sind nur einmal meine Gedanken im Gange, so umwickeln sie mich wie ein weinendes Kind, dem man nur etwas vorsingen darf von Vater und Mutter, und gleich ist es still. So bist Du mir nicht nur in der Nähe ein Lehrer, sondern auch in der Ferne ein Arzt. Kein Wunder fürwahr. Bist Du mir nicht Alles in Allem?

Ich weiß nicht, wer gesagt hat, die Ferne mache große Menschen größer, wie die Sonne am größten scheint, wann sie am weitesten entfernt ist. Das mag von denen wahr seyn, die man nur bewundert, ohne sie zu lieben; Du aber erscheinst mir überall gleich. Ich will Dir gar nicht verbergen, daß ich mich oft in Gedanken recht schüchtern vor Dir beuge; aber

dann erhebst Du mich gleich wieder mit Deiner Liebe; und wenn ich mich so an Dir hinaufgerankt habe, so kann ich wieder recht stolz herab sehen, weil Du es bist, der mich hält. Mit dieser Erhebung denk' ich an Dich, Du magst mir nah' oder fern seyn; aber es ist mir jetzt, als liebte ich Dich noch mehr als sonst — weil ich jetzt auch noch die Sehnsucht auf die Wagschale der Liebe lege.

Wie schrecklich muß es doch seyn für eine gutgesinnte Frau, an einen Mann gekettet zu seyn, den sie weder achten, noch lieben kann, und so fortgeschleppt zu werden, wie Orlandos edles Roß an dem Fuße des wahnsinnigen Herrn! Gewiß ist das unter allen Prüfungen die größte und schrecklichste! und mich dünkt, daß ein Mann, der seines Verstandes nicht gänzlich beraubt ist, schon darum vor dem Laster fliehen müßte. Von welchem großen Mann war es denn, daß man gesagt hat, er lasse sich nicht einmal vor seinem Kammerdiener gehn, weil er immer vor dem Angesichte des Ruhmes zu stehen glaube? Noch schöner, dünkt mich, wäre es von einem Manne zu sagen, er lasse sich auch vor seiner Frau nicht gehn, weil er immer vor Gottes Angesicht stehe. — Sich denen verächtlich zu machen, denen man ein Vorbild seyn soll — Entsetzlich!

Wenn ich so ein armes Weib sehe, das an einen Wüstling geschmiedet ist, so geh' ich mit Jammer an ihr vorüber, und es kann mir durch die Seele gehen, wenn ich mir ihre angstvollen Tage denke, ihre durchweinten Nächte, alle Schaam, die sie fühlt für einen

Mann, der ihr Ehre bringen sollte, und die doppelte und dreifache Noth, die sie hat, um nur immer nach Kräften zurecht zu rücken, was er verwirrt hat! Welche Prüfung ist das! Und ist es wohl ein Wunder, wenn ihr da oft die Geduld nicht ausreicht, oder sie sich, wie das auch wohl geschieht, ähnlicher Unordnung ergibt? Dann geht so ein ganzes Hauswesen zu Grunde; alle Zucht verschwindet; die Kinder verwildern .... allen Verbrechen ist dann die Thüre geöffnet. Es ist ängstlich zu denken.

Da erinnere ich mich eines Haushaltes bei uns, der auch so am Abgrund hing, wo aber doch noch zur rechter Zeit Hülfe von oben kam. Der Mann hatte sich dem Spiele und Trunk ergeben, und alles ging rückwärts, wie natürlich. Die Thränen seiner Frau waren umsonst; was er am Morgen versprochen hatte, war am Abend vergessen; und so gut sein Gemüth von Natur war, so schwach war es auch. Doch gab die Frau ihre Hoffnung nicht auf, und betete Tag und Nacht, und legte allen ihren Kummer in Gottes Hand. Da geschah es nun eines Abends, wo der Mann nach Hause ging, er im Vorbeigehen durch die Fensterscheiben seiner Stube sah, und sein Weib erblickte, die auf den Knieen lag, heiße Thränen vergießend, und ihre zwei kleinen Kinder knieeten neben ihr, und weinten auch, da sie die Mutter so weinen sahen. Wie er das gewahr wurde, ergriff es ihn wunderbar; er entblößte sein Haupt, und blieb so vor dem Fenster stehen, bis sie drinn mit Beten fertig waren. Dann erst trat er hinein, und sein Weib grüßte ihn recht

freundlich; er aber war still und in sich gekehrt. Nachdem er aber eine Weile im Winkel gesessen hatte, sagte er: „Mutter, ich will morgen zur Kirche gehen.“ Das war lange nicht geschehen. Da sagte die Frau noch freundlicher: „Das wird schön seyn, Heinrich. Es ist so morgen unser Hochzeittag und Miekchens Geburtstag; und die Kinder freuen sich darauf, geputzt in die Kirche zu gehen. Wenn Du aber mitgehst, sind sie noch Eins so vergnügt.“ Da reichte er seinem Weibe die Hand, und es kamen ihm Thränen in die Augen; aber er sagte nichts weiter.

Den andern Tag gingen sie alle zur Kirche.

Da traf es sich nun, daß der Pfarrer über die Worte predigte: „Selig sind die Gottes Wort hören und bewahren.“ Das ging dem Manne sehr zu Herzen, weil er so lange Gottes Wort nicht gehört hatte. Auch dacht' er wieder an das Gebet seiner Frau und Kinder, und als der Prediger einigemal mit Nachdruck sagte „in dem Munde der Kinder und Säuglinge hat sich Gott Ruhm bereitet“ da vergoß er heiße Thränen, und nahm sich ernstlich vor, sich zu bekehren und alle Sonntage zur Kirche zu gehen.

Von der Zeit an ward es sichtbar besser mit ihm, und mehr als einmal hab' ich seine Frau erzählen hören, wie sie recht Gottes Finger in der Besserung ihres Mannes gesehen habe. Er entwöhnte sich von seinem vorigen Umgange, sah nach dem Hauswesen, war in der Arbeit emsig, hielt seine Kinder zum Guten an und war selbst wie ein Kind. — —

Da dacht' ich dann immer, gute Weiber können

doch also auch gute Männer machen. Warum sollten sie nur schlimm durch sie werden, wie ja auch nur allzuoft geschieht? Kann also nicht das Weib des Mannes Engel seyn, sein guter und böser, je nachdem ihr Sinn ist?

Ich habe viel auf das Wesen der Eheleute geachtet, um daraus Nutzen für mich zu ziehen, und es ist recht mein Bestreben gewesen, den Quellen des Unfriedens nachzuspüren, der in so vielen Ehen herrscht. Von großen und wüsten Lastern will ich nicht sprechen; sie bringen überall die Hölle auf Erden; aber in vielen Ehen, wo jede Partey für sich recht gut scheint, ist doch das Ganze voll Widerwärtigkeit. Da hab' ich denn in den meisten Fällen gefunden, daß das, was die Menschen von einander hielt, ein unverständiger Hochmuth war. Hartnäckiges Bestehen auf dem eignen Willen, oft in recht armseligen Dingen, Rechthaberei und Eigensinn zogen sie zuerst aus einander; und war einmal ein Zwiespalt da, so säte leicht der Feind Unkraut hinein. Nun wurde dem Manne sein Haus verhaßt, und er ging auswärts seinen Neigungen nach; die Frau forderte gleiches Recht. So wurde in Kurzem das Böse mächtig in ihnen, und das Böse wuchs ihnen über den Kopf. Ist es aber nicht schrecklich, wenn da Zwiespalt herrscht, wo, nach göttlichen und menschlichen Gesetzen, die allergrößte Einigkeit und Innigkeit herrschen sollte?

Wenn mir der Himmel eine Tochter schenkt, so hab' ich mir meinen Erziehungsplan schon entworfen, und ich hoffe, daß Du ihm Deine Unterschrift nicht

versagen wirst. Das meiste ist darin auf den einfachen Grundsatz unserer Alten gebaut: „Bete und arbeite.“ Beides zusammen und ungetrennt. Ich will aber, daß sie für das Haus arbeite, nicht für den Prunk. Ein Mädchen, das gelernt hat, die Hände fleißig zu regen, und mit Freuden sieht, daß sich der Kasten mit seiner Aussteuer füllt, wird gewiß auch ein treues und emsiges Weib; und man darf nicht lachen, wenn es bei jedem Stück Linnen, womit es den Vorrath vermehrt, an die künftige Wirthschaft denkt. Ich werd' es ihm auch nicht verdenken, wenn es alle Abend mit dem Gedanken einschläft „Guter Gott, mache eine rechtschaffene Frau aus mir, und schenke mir einen guten Mann, und recht fromme Kinder!“

Aber siehe nur, wie ich da einmal die Feder lassen lasse! zürne nur nicht, und gönne abwesend meinen schriftlichen Plaudereien die Geduld, die Du zu Hause meinen mündlichen gönnst. Wie ich es nur so lange ertragen mag, Deine Stimme nicht zu hören! Wenn man sich selbst sieht, so bedeutet es nahen Tod, sagt man. Aber wenn man den Geliebten, den Mann, das zweite Ich in der Abwesenheit sieht; was bedeutet das? Nicht wahr, ein verdoppeltes Leben? — Nun sieh, Dein Platz ist auch jetzt nicht leer, und ich sehe manchmal von der Arbeit verstohlen in die Höhe, ob Du auch nach mir blickst. Ich hörte einmal von einem Manne, dem die Geliebte gestorben war, und der sie nun immer vor Augen sah. Seine Freunde wollten ihn heilen, fanden eine ähnliche Per-

ſen auf, und brachten ſie plötzlich in ſeine Nähe. Da rief er erblaſſend aus: Bisher ſah ich Eine; jetzt Zwei — und ſank todt zur Erde. — Du magſt es immer darauf verſuchen. Setze Dich nur recht bald ſelbſt an die Stelle, wo jetzt Dein Bild ſitzt; und dieſes Bild ſoll ganz ſtill in mein Herz zurückkehren, während ich Dich, mein zweites, ja mein einziges Leben, in die Arme ſchließe, und von aller Sehnſucht geneſe.

Du magſt immer ein wenig ſtolz ſeyn, mein Odo; den Mann ziert ja der Stolz. Wie vor dem leeren Throne ihres fernen Monarchen Höflinge an Feſttagen den Rücken beugen, ſo beugt ſich mein Herz täglich und ſtündlich vor Deinem leeren Throne, und ich huldige Dir abweſend, als ob Du mir nahe wäreſt. Aber freilich denken und fühlen jene nichts bei ihrem eiteln Reverenz; aber in meiner Bruſt, mein Odo, iſt ein ganzes liebendes Volk, das dem fernen Gebieter mit frommen Wünſchen huldigt und ihn mit heißer Sehnſucht zurückruft.

* * *

Den 15. Julius.

Geſtern, mein lieber Mann, hab' ich einen recht herrlichen Tag gehabt.

Albert hatte mich gebeten, ſeine Frau zu ihrem Hochzeittage zu überraſchen, und mit ihm nach Mainau zu fahren, wo ſie ſeit dem Anfange des Monats badet und Brunnen trinkt, und da ich im Grunde nichts zu verſäumen hatte, ſagte ich es ihm recht gerne zu.

Wir machten uns früh auf, um die Gute noch schlafend zu überraschen, und ihr Bett mit den Blumen zu bestreuen, die Albert bei mir mitnahm. In unserm Wagen hatten wir noch vier von seinen Kindern; das Kleinste, mit zwei andern der jüngern ist bei der Mutter. Es war ein Leben in dem Wagen, und eine Fröhlichkeit! Der Morgen war köstlich, und überall schlief alles noch dem Sonntag entgegen.

Unterwegs sprach Albert von nichts, als von seiner Frau. Es war mir rührend, den ernsten Mann, der sich sonst um wenig als um seine Geschäfte kümmert, an der eilften Feier seines Hochzeittages mit der Wärme eines Bräutigams von seiner Henriette sprechen zu hören. Er schien recht glücklich zu seyn, mir ihre unvergleichlichen Tugenden rühmen zu können, ihre Ordnung in Allem, so ohne lästige Pedanterei; die Ruhe, mit der sie Alles vollbringe; die Klarheit, mit der sie auch das Mühsamste entwirre; die köstliche Gleichförmigkeit ihrer Laune; die Heiterkeit endlich, mit der sie alle Pflichten einer Mutter und Hausfrau erfülle, und unvermerkt alle Mühe und Sorgen der Hausverwaltung von ihm nehme und sich aufbürde. Er wußte alles mit Beispielen zu belegen, und die Augen gingen mir über, als er meine beiden Hände faßte und sagte: „Nach zehn Jahren danke ich Gott wie in dem ersten, und immer inniger und inniger, daß er mich mit einer solchen Frau beschenkt, und mich durch sie so unbeschreiblich glücklich gemacht hat.“ Ich drückte ihm dafür die Hände mit so herzlicher Dankbarkeit, als ob er mich selbst

so gelobt hätte; und wahrhaftig solche Worte aus Alberts Munde klingen wie eine Lobrede auf das ganze weibliche Geschlecht. Ich sagte ihm das, und er war bewegter, als ich ihn je gesehen habe. Er sprach dann noch Manches über die Weiber mit Gefühl und Einsicht; auch über die Verkehrtheit und Ungerechtigkeit der Männer, die sehr nachsichtig gegen sich selbst, und sehr streng gegen ihre Frauen, oft Unmögliches verlangten, und dadurch die Eintracht und den Frieden der Ehe vernichteten. Dann kam er wieder auf die Seinige, und sagte mit noch größerer Wärme: „Wenn eine schöne Frau, die aller Liebe werth, treu und fest an Mann und Kindern hält, mit einem Gemüthe, das jede gefällige Erscheinung freudig aufnimmt, und doch keiner unterliegt, mit einer Reinheit, die alles um sie her heiligt; wenn eine solche Frau, die durch ihr bloßes Daseyn schon erfreut und bessert, nicht ein Ebenbild Gottes ist, was ist es denn? Oder wo gibt es etwas, das den alten Ausspruch der Schrift vollkommener rechtfertigt, als eben ein solches Weib?“

So kamen wir schnell und angenehm zu dem Birkenwäldchen. Hier stiegen wir aus und ließen den Wagen einen andern Weg nehmen. Die Blumen wurden in Körbchen von den Kindern getragen. Wir schlüpften durch die Gartenthür hinein; aber ach! — schon waren Henriettens Fenster geöffnet, sie war eben so früh mit den Kindern aus den Federn gewesen als wir, und machte schon ihren Spaziergang. Die Kinder waren eben noch unter den Händen des Mäd-

chens, und jubelten in ihren Kittelchen dem Vater und den ältern Geschwistern entgegen. Julchen sprang gleich an mir hinauf und vertraute mir, daß sie der Mutter einen dicken, dicken Kranz von Blumen gewunden hätten, der würde vor der Laube aufgehängt, wo die Mutter frühstücke. „Aber daß Du mir ja nichts sagst" setzte sie hinzu, und hob drohend ihr Fingerchen auf. Während dem stand Mathilde, die ein Jahr älter ist, vor uns am Stuhl, auf den sie ihre Aermchen gestützt hatte, und mit dem braunen Lockenköpfchen in den Händen, sahen ihre schwarzen Augen recht verständig zu uns herauf, als ob sie fragen wollte: Nun was meint ihr? Wird es nicht schön so?

Es dauerte nicht lange, so waren die Kinderchen marschfertig; auch Aennchen, das nun eben gehen kann; alle in weißen Kleidern; jedes einen Blumenkranz auf dem Kopfe und einen in der Hand. So zogen wir nach dem Garten. Der große mystische Kranz wurde an dem Eingange der Laube befestigt, und wie er schwebend da hing, sagte Julchen ganz schelmisch: „da kann Mutterchen nun gar nicht hinein." Dann wurde der Tisch mit Rosen bestreut, und ein schöner Korb voll von Zierblumen in die Mitte gesetzt, an dessen Henkel ein Papierstreifen flatterte mit schönen Versen von Albert. Wie nun alles geordnet war, begaben wir uns in einen Hinterhalt in das Gebüsch, ganz nah' der Laube, indem wir die Kinder vor uns hielten, die vor freudigem Erwarten zappelten.

Ach es ist doch ein seliges Wesen mit so einer kleinen Schaar! Wenn ich ein solches Heer um mich denke, das mein wäre, so krauskopfige, rothbäckige Schelme mit schwarzen Augen, wie die Deinigen, Odo! Liebe ich schon die fremden so, was würde es erst mit den Meinigen seyn! — Es ist wohl schön, wenn sich zwei Eheleute an den Händen halten, und der Funke des Gefühls und der Liebe so von einem zu dem andern schlägt, hinüber und herüber. Aber wenn man noch so ein Dutzend kleine warme Händchen mit anfassen kann, und der Strom der Liebe durch alle diese Herzen und Hände pulsirt.... Was geht da darüber?

Es währte nicht lange, so kam Henriette in Gedanken vertieft, wie es schien, und sie stand schon fast vor der Laube, ehe sie die ganze Anstalt sah. Jetzt waren die Kinder nicht mehr zu halten; alles sprang auf aus dem Versteck, und umringte die Mutter, die Frau, die Freundin. Man hörte nichts als „Du guter, lieber Mann" — „ihr lieben, theuern Kinder" — „Du geliebtes Weib". — und es war eine Freude und ein Herzen und Küssen von dem ersten zu dem letzten, daß einem die Augen übergingen. Jedes brachte jetzt sein Kränzchen und hing es der Mutter an den Arm; das einjährige Nennchen aber hielt das Seinige fest, und da es die Mutter aufnahm, drückte es ihr den blauen Kranz auf das blonde Haar, schlang ihr dann die Aermchen um den Hals, und drückte sie fest, fest an sich. Nun traten wir aus den Vorhallen in den Tempel selbst und zu dem eigentlichen Altar.

Alberts Verse wurden gelesen, die Blumen des Korbes wurden ausgepackt, und auf dem Boden kam ein Miniaturbild von Henriettens Bruder zum Vorschein, das sie sich lange gewünscht, und Albert für diesen frohen Tag bestellt hatte. Henriette war überrascht, entzückt. Sie liebt ihren fernen Bruder sehr, und hat ihn seit mehrern Jahren nicht gesehen. Und das Bild war so gut gelungen „zum Sprechen" sagte sie, und „zum Küssen" und dabei küßte sie ihren guten Mann.

Nach dem Frühstücke führte uns Henriette im Garten herum, und zeigte ihrem Manne manches, was sie schon selbst gepflanzt hatte. Alles stand gut und frisch. „Henriette hat eine glückliche Hand," sagte Albert, „alles geräth ihr," und dabei sah er auf Aeunchen, das der Mutter noch auf dem Arme saß, und ihr das blonde Engelsköpfchen an die Schultern drückte, und wie ein kleiner, Glück verkündender Friedensbote einen weißen Liliensteugel in den Händen hielt. Die übrigen Kinder schwärmten im Garten umher, jagten und versteckten sich, und hier und da guckte so ein freundliches Gesichtchen aus dem Busche heraus, und rief, „nun so sucht mich doch!" Ein großer bunter Schmetterling vereinigte sie einige Augenblicke zu einer gemeinschaftlichen Jagd, bis er über den Zaun entflog; aber das größte Fest machte ein Haase, der sich auf einem Kohlbeete im Winkel des Gartens gedrückt hatte, und jetzt durch das Geschrey der Kinder aufgetrieben wurde. Mit unglaublichem Jubel wurde er durch den ganzen Garten ver-

folgt, bis auch er einen Ausweg fand, und durch den Zaun in das Feld fuhr, nach einer Baumschule hin, die ihm ein sicheres Versteck zu bieten schien. Aber ach, der Gärtner, der hier arbeitete, erlegte das arme Thier, und die Kinder drängten sich nun trauernd um die Leiche, und meinten, es hätte sich lieber von ihnen fangen und füttern lassen sollen. Julchen aber hob ihr Händchen gegen den Gärtner auf und sagte: „Du garstiger Mann, hast das arme Thier tod macht, daß es nun gar nicht so hübsch springen kann.“

Lache mich immer aus, lieber Mann, daß ich Dir das alles so ausführlich erzähle. Du mußt es mir schon einmal zu gute halten. So lebe ich den frohen Tag noch einmal durch, und Du hättest Dich ja auch gefreut, alles das lebendig zu sehen, was uns wohl auch auf der Leinwand als bloßer Traum der Einbildung gefällt. Solche Kinder-Gruppen, und so herrliche Menschen, wie diese, und so ein bunter, duftender, mit allen Regenbogen-Farben übersponnener und durchwebter Armida-Garten, und darüber das klare, blaue Zelt mit seinen goldnen Flatter-Wölkchen — wär' es nicht ein anmuthiger Albano? — Und nun das Alles nicht bloß Farben und Kunst, sondern lebendige, warme Herzen, und die liebe, reine Natur! Ich sage Dir, Odo, es war köstlich.

Der Mittag kam schnell herbei; wir aßen im Garten unter einer Art von Zelt. Niemand hätte sich in das Zimmer einsperren mögen. Deiner wurde fleißig gedacht; und als Albert Deine Gesundheit trank, brachte jedes von der kleinen Schaar sein Gläschen

und stieß mit mir an. Henriette hatte Aennchens Kranz in den Locken behalten, und sah, trotz der zahlreichen Nachkommenschaft, schön und blühend aus, wie eine Braut. Und so glücklich! — O mütterliche Liebe! o Du köstliche Gabe Gottes, die Du wie die Rosen auf Dornen wächst, und eben darum so hold in das Leben lächelst! Warlich, Odo, es ist eine rührende Freude, so eine glückliche Mutter und Gattin zu sehen, mit all den Kleinen wie Blumen um sie her; jedes anders und doch jedes so hold in seiner Art, und ihre Sorge für Alle, und ihre Freude an jedem!

Albert beging den frohen Tag durch mannichfaltige Erinnerungen aus der ersten Zeit seiner Liebe, und baute eine ganze Reihe von Ehren-Pforten und Triumph-Bogen über seine Frau auf, alle von so zartem Gewebe und mit so herrlichen Blüthen seines tiefen Gemüthes geschmückt, daß keiner königlichen Braut ein schönerer Weg gebaut werden könnte. Sie sah ihn dankbar an und erwiederte wenig mit Worten. Einmal sagte sie: „Wahrhaftig, mein guter Albert feiert seine eigenen Triumphe, und steht wie begeistert vor seinem eignen Werk. Oder bin ich etwa nicht, was ich etwa bin, durch ihn allein?“

Während wir so zusammen saßen, recht herzlich vergnügt, und die Nachtigallen von den Zweigen neugierig auf uns herunter sahen, und der blaue Himmel durch das Gitterwerk der Bäume hereinschaute, tönten einige Waldhörner aus dem Gebüsch, in das sie der wackere Gärtner versteckt hatte, und die herr-

liche Weise von „Nun danket alle Gott“ wehte uns über die Blumen her an. Da fielen wir uns alle um den Hals, und weinten vor Freude, und auch die kleinsten Kinder schienen durch die frommen Töne gerührt, und drängten sich zu, und stiegen Vater und Mutter auf die Knie, und küßten ihnen die Thränen ab. Es war eine Seligkeit ohne Gleichen!

Den ganzen Nachmittag hallten die Töne der Andacht, der Liebe und Freude in unsern Herzen wieder. Jedes sprach von dem, was ihm das theuerste war, mit aufgedeckter Brust. Wir waren uns alle näher gebracht, alle einander befreundeter geworden. Jetzt entdeckte ich auch Henrietten in einem einsamen Augenblicke meine frohen Hoffnungen, und die Freude der Guten war fast nicht geringer als die Meinige. Und nun knüpfte auch die Theilnahme des Geheimnisses ein neues Band.

Wie nun der Tag sich senkte, und das milde Auge des Abendsternes aufging, trennten wir uns, mit dem Bilde des freudevollen Tages, und mit gegenseitigem Danke für den gemeinsamen Genuß. Jetzt da es zum Einsteigen kam, erfuhren die ältern Kinder, daß sie die Nacht bei der Mutter schlafen, und den folgenden Morgen im Wagen abgeholt werden sollten. Das war ein neues Fest. Und so fuhren wir unter dem fröhlichsten Durcheinander der glücklichen Kinderschaar ab.

Wir fuhren schnell. Albert war still; auch ich war es. Jedes horchte auf den Nachklang des Tages in seiner Brust, und dachte an das, was ihm das

Liebste war. Wohin mich meine Gedanken zogen, mein Odo, will ich Dir zu errathen überlassen.

Wie es doch aber nie an Gegensätzen fehlt! Als wir in die Vorstadt kamen, sahen wir bei einem der Gartenhäuser ein Zusammenlaufen von Menschen, und als wir nach der Ursache frugen, hörten wir, die Baronin R. habe sich zum Fenster herabgestürzt, und sey eben schwer verwundet aufgehoben worden. Ich hörte diesen Namen zum erstenmal; Albert kannte sie. Er erzählte mir, sie sey zuerst an einen wackern Edelmann verheirathet gewesen, der in der Residenz von seinem Vermögen gelebt. Hier habe sie sich sehr bald einem unordentlichen Leben ergeben, und sey endlich, auf einer Untreue von ihrem Manne ergriffen, von ihm geschieden worden. Sie hatte hierauf einen ihrer frühern Liebhaber, einen Offizier, geheirathet, ohne ihre Lebensart zu ändern, bis auch dieser zweite Mann sie verließ. Nach dieser Zeit zog sie hierher. Die Dürftigkeit, in die sie sich versetzt sah, mochte ihr Gewissen erweckt haben. Sie wurde schwermüthig, und glaubte sich von ihren Männern und Kindern verfolgt; und so mochte sie wohl in einem solchen Anfalle von Wahnsinn die letzte schreckliche That an sich verübt haben.

So waren wir mit einemmal aus unsern Träumen von Paradiesen und Unschuld in die gräßliche Verwirrung des Lebens geworfen! Ich hatte Mühe, mich von der häßlichen Geschichte zu befreyen, und noch im Schlafe setzte ich mir aus den contrastirenden Erscheinungen des Tages ein wunderbares Chaos von

Himmel und Hölle zusammen, das sich aber zuletzt in den anmuthigen Traum einer Wasserfahrt auflöste, die mit flatternden Wimpeln über einen spiegelhellen See zu einem Ufer ging, auf welchem Du standest und mich mit offenen Armen erwartetest. Nun erwachte ich heiter und froh, zählte die Tage bis zu Deiner wahrscheinlichen Rückkehr, und setzte mich dann zum Schreiben nieder. Dieß ist ja auch eine Fahrt mit fliegenden Wimpeln zu Dir, mein Ode, und auch ein Traum, wo Bilder und Worte die Wirklichkeit ersetzen müssen! Lebe wohl, Du Guter, und laß mich bald hören, daß Du gesund und vergnügt bist.

* * *

Den 20. Julius.

Bald wirst Du glauben, mein guter Mann, daß ich in meiner Einsamkeit recht unordentlich werde, wenn ich Dir schreibe, daß ich schon wieder aus war. Aber sieh mir immer ein wenig nach. Die Tage sind so schön, und das Haus kömmt mir ohne Dich bisweilen so einsam vor! Ich nahm also Alberts Vorschlag, ihn und seine Frau zur Generalin Berg zu begleiten, ohne große Umstände an. Und wahrhaftig es hat mich nicht gereuet. Ich habe einen recht frohen und belehrenden Tag da zugebracht.

Und vor dem Wegfahren hatte ich noch eine große Freude — Etwas, das ich seit acht Tagen entbehrt hatte — Deinen Brief. Glaube nicht, daß ich schmähle oder schmolle, wenn Du auch bisweilen einen Posttag

überspringst! Weiß ich doch, wie leicht das dem Beschäftigten wiederfährt! Wär' es doch mir fast selbst neulich so gegangen, mir, der Geschäftlosen! — Freilich will es dann nicht immer an Sorgen fehlen; und ich bilde mir mancherlei ein — wie es so geht — meist das Schlimmste am ersten. Wenn ich aber auch ein Weilchen schlimm geträumt habe, so faß ich mir ein Herz, und werfe mich in mein Vertrauen zu dem, der Dich und mich in seiner liebenden Obhut hält; und dann werd' ich wieder ganz still; froh wohl gar. So ging es mir vorgestern. Ich hatte mich ganz einsam in mein Kämmerchen gesetzt, und dachte an Dich, und rechnete, wie lange Du wohl noch ausbleiben könntest, und kramte in Deinen Briefen. Und da mir das Herz vor Sehnsucht schwer wurde, und immer schwerer, und ich dabei seufzen mochte, war es mir als ob ich Dich seufzen und mit mir sprechen hörte. Es wurde mir wunderlich bang. Sieh, da fiel mir ein Blättchen in die Hand, worauf Du geschrieben hattest: Du gleichest dem Töpfer, der sich ein Bild von Erde macht, dann vor ihm niederfällt, es anbetet und davor bebt. Laß die Bilder Deiner Einbildungskraft ihren Weg ziehen, und wenn sie Dich necken, so geh' keck auf den Spuck los, und Du magst sicher glauben, daß er zerfließt, eh' ihn noch die Mitternachts-Stunde zerstört." Das waren recht Worte zur guten Stunde. Ich drückte das Blättchen an meine Brust, faltete beide Hände darüber, und sagte in meinem Herzen: „Ewige Liebe, beschütze ihn!" — Dann ging ich so ruhig zu Bett wie ein Kind. Und

als ich die Augen aufschlug, und der Tag heiter durch die Gardinen schien, waren alle Sorgen verschwunden, und ich konnte Gott mit recht inniger und ungetrübter Freude danken. Gegen sieben Uhr kam Albert angefahren, und überbrachte mir Dein Briefchen, das er dem Boten beim Aussteigen im Hause abgenommen hatte. — Meinen herzlichen Dank für Deine freundlichen Worte und Deine guten Nachrichten. Was Du mir aufträgst, soll pünktlich besorgt werden. Möchtest Du doch auch einen so heitern Morgen gehabt haben, als Du mir gemacht hast, und möge Gott Dir die zärtliche Liebe vergelten, die ich Dir jetzt, so fern von Dir, nur mit Gedanken und dankenden Worten erwiedern kann!

Mit meinem Briefchen im Strickbeutel und meiner Freude im Herzen, fuhr ich nun mit Albert nach Mainau, seine Frau abzuholen. Sie stand unter der Gartenthür, wie ein Madonnenbild in der Blende, mit Aennchen auf dem Arme, die mit beiden Händen nach dem Vater verlangte. Auch die andern Kinder waren herbeigesprungen, da sie den Wagen fasseln hörten. Wir mußten aussteigen, es half nichts. Mathilde hing sich an den Vater, Julchen aber, die mir ihre Gunst geschenkt hat, an meine Hand, und wir wurden in den Garten gezogen, und mußten die Beete der Kinder, ihre Gärtchen in dem Garten, sehen, und es war so vieles zu erzählen und zu zeigen, daß wir gar nicht fertig werden konnten. Endlich mußten wir doch scheiden; aber auch da wir eingestiegen waren, und der Wagen fortrollte, hörten wir

noch lange das Rufen: „Lebt wohl, lebt wohl! Adieu! — Kommt bald wieder!“ hinter uns her.

Der Weg geht eine Strecke zwischen Kornfeldern hin, dann an der Seite eines Baches durch eine Art von Thal, das sich nach Morgen zu in eine fruchtbare Ebene öffnet. Hier hatten wir hier und da lichte Birkenhölzchen zur Rechten, zwischen denen sich herrliche Wiesen, wie Sammtstücke, hinzogen. Alles war belebt; wir grüßten rechts und links, und viele blühende Gesichter lächelten uns unter gelben Strohhüten an. Bei einer der schönsten Wiesen fragten wir, wem sie gehöre. Dem Herrn General, antwortete ein junger Bursche. „Welchem General?“ fragte Albert. Der Bursche sah uns gedankenlos an. — „Von Berg“ sagte ein älterer Mann, jenem zu Hülfe kommend. — „Vortrefflich! — So sind wir ja schon in Freundes Land.“ — Etwas weiter hin gingen einige Fischer vor uns her mit Netzen auf den Schultern und einem schweren Gefäße voll Fische. — „Wem gehören diese Fische?“ fragten wir. Der Frau Generalin. — „Und der niedliche Maierhof da drüben über dem Gebüsch?“ — Er gehört zu dem Gute der Frau Generalin. — Jetzt mußte ich an den Marquis von Carabas und seinen gestiefelten Kater denken; und die Erinnerung an das Mährchen machte uns alle lachen. — Die Gegend wurde immer schöner. Eine Felsenwand erhebt sich zur Rechten mit Epheu wie einem Netz überstrickt; aus allen Ritzen dringt das Gebüsch hervor; wilde Rosen und Geniſt, und üppiges Farrenkraut hängt an allen Seiten herab; sammt-

nes Moos bekleidet die grauen Wacken, zwischen denen sich Bäche wie Silberfäden ergießen und rauschend und schäumend in die Wiesen verlieren, die zur Linken prangen; und oben ein Kranz von Bäumen, die auf ihren weißen Füßen am Abhange zu tanzen scheinen, und neugierig auf uns herabhingen, während die Luft in ihren zarten Locken spielte. Auf der andern Seite breitet sich die reiche Ebene aus, mit schwellendem Hügel gemischt, mit Wiesen und Fruchtfeldern üppig bekleidet, von den Krümmungen des Flusses durchrankt, der hier und da aus dem grünen Gebüsch blinkt; freundliche Dörfer überall mit Gärten und Bäumen umhüllt, und am äußersten Rande das blaue Gebirg, das diesen Claude-Lorrain mit einem magischen Rahmen umgibt. Als wir uns an dem herrlichen Anblicke recht ergötzt hatten, machte uns Albert auf die nächsten Felder aufmerksam, durch die wir auf einem schönen und bequemen Wege fuhren. „Jetzt sind wir recht eigentlich in dem Gebiete des Marquis von Carabas, sagte er. Hier waltet überall der Geist der wackern Frau, die Sie gleich werden kennen lernen. Denn sie ist es, die, während ihr Gemahl bei seinem Regimente bleiben muß, diesen weitläuftigen Besitzungen vorsteht, und der Schutzgeist der ganzen Gegend ist.“ — Mit Bewunderung sahen wir jetzt, daß alles umher mehr einem Garten, als einem Felde glich. — Albert erzählte mir nun, wie diese seltene Frau bei ihrer Verheirathung das Gut, das sie jetzt bewohne — den Stammort des Bergischen Hauses — in großem Verfall ge-

funden. Seit einer Reihe von Jahren war es von keinem seiner Besitzer bewohnt, sondern Verwaltern und Pachtern zur Bewirthschaftung überlassen worden. Mit jedem Jahre verminderte sich der Ertrag, und ihr Gemahl, statt, wie seine Vorfahren, als ein freier Edelmann von seinem Einkommen zu leben, sah sich fast auf den Gehalt seiner Stelle beschränkt. In den ersten Monaten seiner Ehe brachte er einmal seine junge Gemahlin auf dieses vernachläßigte Gut. Sie sah mit Erstaunen den Umfang der Besitzung; hörte mit noch größerem den geringen Vortheil, der daraus gezogen wurde, und, der Landwirthschaft nicht fremd, beschloß sie, obgleich noch sehr jung, durch eigene Verwaltung diesem Unwesen ein Ende zu machen. Sie theilte ihrem Gemahl diesen Vorsatz mit, der ihn anfänglich belächelte, da aber nicht viel dabei zu wagen war, seine Einwilligung zu einem Versuche gab. Die Zeit des Urlaubs, den ihr Mann auf ihre Bitten hier zubrachte, wurde von der thätigen Frau benutzt, um sich mit dem Umfange des Gutes, seinen mannichfaltigen Theilen, der Art von Wirthschaft, welche die Gegend mit sich brachte, und mit den Einwohnern ihrer Dörfer bekannt zu machen, die durch die lange Abwesenheit der Guts-Herrschaft, durch die Untauglichkeit eines trägen und bestechlichen Gerichtshalters, und das schlechte Beispiel eines gewissenlosen Pfarrers fast eben so verwildert waren, als das Gut selbst. Nachdem sie sich die vorläufigen Kenntnisse, so weit es nur möglich war, verschafft hatte, übernahm sie das schwere Geschäft der Ver-

waltung selbst, nicht ohne Bangigkeit, wie sie oft sagte, aber mit festem Vertrauen auf den Beistand des Himmels, der ihr hier einen so würdigen Wirkungskreis angewiesen habe. Ihre ersten Schritte that sie mit dem Beirathe eines erfahrenen Landwirthes aus der Nachbarschaft, der ihr gutes Gesinde zuwies; und da im Herbste das Getraide in gutem Preise war, und die Ernte reichlich ausfiel, sah sie sich im Stande, die bedeutenden Ausgaben zu decken, welche die ersten verbessernden Einrichtungen forderten. Dieß stärkte ihren Muth, und da ihr Gemahl sah, wie viel er ihrer Klugheit verdankte, so gab er ihr in Allem freie Hand. Jetzt entfernte sie auch den Gerichtshalter, und besetzte seine Stelle durch einen redlichen und gewissenhaften Mann, den sie gut besoldete, und dafür verpflichtete, die Streitigkeiten der Bauern, so viel möglich, in Güte zu schlichten, und überhaupt dem Unfrieden lieber zuvor zu kommen, als ihn zu strafen. Glücklicherweise starb auch der Pfarrer, und sie vertraute seine Stelle ihrem Jugendlehrer an, der ganz Eines Sinnes mit ihr war, und theils durch sein Beispiel, theils durch Lehre, Ermahnung und Rath die verwilderten Sitten seiner Gemeinden allmählig verbesserte. Wo die geistlichen Mittel nicht ausreichten, wo eine Wirthschaft ganz verfallen und auch durch den besten Willen der Eigenthümer nicht herzustellen war, da griff die Gutsbesitzerin ein, streckte Früchte, Geräthschaften, auch wohl Zugvieh vor, und indem sie die Trägern und Unordentlichern zur Wiedererstattung des Geliehenen anhielt, den Fleissigen

aber es meist erließ, machte sie in kurzem den Fleiß zu einer herrschenden Tugend ihrer Unterthanen, und es war bald in allen ihren Dörfern keine Hand, die sich nicht emsig und mit segensreichem Erfolge rührte.

So weit hatte Albert erzählt, als unser Wagen unter den Linden am Schloßthore hielt. Wir schickten hinein, um uns anmelden zu lassen, und als wir auf die freundliche Antwort ausgestiegen waren, sahen wir unter dem vorspringenden Dache des Vorhauses Frau von Berg im Gespräch mit einigen Männern, die ihr aufmerksam zuzuhören und mit Bescheidenheit zu antworten schienen. Als wir in den Hof herein getreten waren, wendete sie sich nach uns um, und kam uns mit leichtem und gefälligem Anstande einige Schritte entgegen, um uns zu bewillkommen. Sie war in einfachem Hauskleide, das ihrem feinen Wuchse knapp anlag; ein großer Strohhut, mit einem grünen Bande unter dem Kinne befestigt, bedeckte ihr zierliches Köpfchen, das braune Locken umschatteten, und wir sahen jetzt das anmuthige Gesicht einer Frau von einigen vierzig Jahren, von gesunder Farbe und einem klaren, lebhaften Auge, das uns schon aus der Ferne freundlich begrüßte. Albert und seine Frau wurden als Bekannte mit Freude aufgenommen; ich, mit etwas mehr Umständlichkeit, aber doch mit so einfachen Aeußerungen des Wohlwollens, daß ich mich sogleich einheimisch fühlte. Nachdem die erste Bewillkommung vorüber war, bat sie um die Erlaubniß, ihr kleines Geschäft mit den wartenden Leuten abzumachen. „Es sind Hausväter," setzte sie entschuldi-

gend hinzu, „aus dem benachbarten Dorfe, die wegen meiner Angelegenheiten hierher gekommen sind. Ich darf sie nicht zu lange von ihren Geschäften zurück halten. Unser Freund hier wird indeß die Güte haben, Sie in den Garten zu führen.“ Dieß wurde auf die unbefangenste Weise gesagt; sie selbst ging bis zu der Thüre des Gartens mit, und verließ uns hier mit der Versicherung, in wenigen Minuten nachzukommen.

Recht angenehm und erfreulich war der Eindruck, den die Gestalt und das Benehmen der Frau auf mich gemacht hatte. Es war etwas so Harmonisches darin. Ich äußerte das gegen Albert. „So ist sie immer, sagte er, und diese Harmonie, die in Allem herrscht, was sie thut, ist der reine Wiederklang ihres Innern. Ihr Verstand ist nicht von außerordentlichem Umfange, aber von einer seltenen Klarheit; und da sie von dem lebendigsten Eifer beseelt ist, immer das Rechte zu thun, und keine Mühe scheut, sich von dem Umfange einer Pflicht, eines Geschäftes, auf das genaueste zu unterrichten, so geht sie mit sicherm Schritte immer auf das Ziel los, das sie sich gesteckt hat. Sie hat sich eben dadurch, und durch ihre große Aufmerksamkeit auf Alles eine seltene Fertigkeit in Geschäften erworben, so daß sie immer noch Zeit übrig behält, die sie auf die Erziehung ihrer Kinder und auf ihre eigne Belehrung und Bildung wendet. Rechnen Sie zu dem Allen noch das beste Herz und eine einfache, prunklose Frömmigkeit, so werden Sie das Bild unserer Wirthin so ziemlich vollständig haben.“

Während Albert dieſes ſagte, waren wir zwiſchen den Blumenbeeten hin in den Küchengarten eingetreten. Es war eine Freude zu ſehen, wie der weite Raum abgetheilt und mit den ſchönſten Gemüſen aller Art bedeckt war! Nirgends Unkraut; jedes Plätzchen benutzt! Wir ſtanden noch und freuten uns über den Anblick, als Frau von Berg zu uns kam, ſich noch einmal entſchuldigte, und uns einlud, ſie zu dem Gebüſche zu begleiten, das den Baumgarten umgibt, und gegen die Hitze des Tages eine angenehme Zuflucht gewähre. „Hier wollen wir unter meinen alten Linden frühſtücken, und dann, wenn es Ihnen gefällig iſt, zu meinen guten Eltern gehen, die ich von meinem angenehmen Beſuche habe unterrichten laſſen.“

Im Gebüſch iſt ein gar herrlicher Platz. Uralte Linden umgeben ihn. Das dichte, weite Laubdach der gewaltigen Zweige überſchattet einen bequemen Sitz, hinter dem ſich an verſchiedenen Stellen üppige Roſenbüſche erheben, bis zu dem Laube der Bäume hinauf, ſo daß hier und da die Blüthen aus den grünen Linden-Zweigen hervorſchauen, als ob ſie daran gewachſen wären. Wir hatten hier kaum Platz genommen, als ein nettes Frühſtück erſchien, an dem zwei der Töchter des Hauſes Theil nahmen, Mädchen von geſunder Farbe, denen man es anſah, daß ſie die Luft nicht ſcheuten, das Ebenbild ihrer Mutter, beſcheiden und aufmerkſam. Es möchte ſchwer ſeyn, liebenswürdigere Kinder zu ſehen, und eine ſorgſamere Mutter, eine glücklichere Miſchung von

Ernst und Freundlichkeit, und überhaupt einen Haushalt, in dem mit so weniger sichtbaren Bewegung so viel geleistet wird. Ich bemerkte unserer Wirthin, wie viele Freude wir bei dem Anblicke ihrer schönen Besitzungen gefühlt, und wie wir uns das Geheimniß gewünscht hätten, einer so ausgedehnten Wirthschaft mit solchem Erfolge vorzustehen. „Dieses Geheimniß, antwortete sie mit ungesuchter Bescheidenheit, wie Sie es zu nennen belieben, ist das einfachste von der Welt: Jede Sache zu ihrer Zeit zu thun; nichts, was heute geschehen muß, auf morgen zu verlegen; bei jedem Geschäfte mit aller Aufmerksamkeit zu seyn; nichts gering zu achten, aber doch immer das Kleinere dem Größern unterzuordnen. Im Anfange ward mir das freilich schwer; aber da der Himmel meine ersten Bemühungen segnete, gewann ich immer mehr Lust an der Sache, und die Uebung brachte die Erfahrung mit. Ich bin nun einmal so gemacht, setzte sie hinzu, daß ich das Glück, das Andere in Bequemlichkeit und Ruhe suchen, in der Geschäftigkeit finde, und ich habe die Freude zu sehen, daß derselbe Geschmack unter den Einwohnern meiner Dörfer immer allgemeiner wird. In keinem Bergischen Dorfe gibt es jetzt einen Müssiggänger; und seitdem die Neigung zur Arbeit herrschend geworden, sind die meisten Laster verschwunden, die sonst hier, wie anderwärts, einheimisch waren. Niemand hat weniger zu strafen nöthig, als mein Gerichtshalter; Prozesse sind selten; desto häufiger Kauf, Handel und Bau. Glauben Sie aber auch ja nicht, daß ich Alles allein

thue, fuhr sie scherzend fort. Meine gute alte Mutter trägt Sorge für den Garten; mein Schwiegervater für die Forste und die Jägerei; auch meinen Kindern sind kleine Departements angewiesen, in denen sie sich üben, und mit denen sie bisweilen wechseln müssen. Durch diese einfache Organisation meines kleinen Staates wird vieles erleichtert; und da ich mich gewöhnt habe, früh aufzustehen, so reicht der Morgen meist vollkommen hin, die gewöhnlichen Geschäfte auf die Seite zu bringen. Der Nachmittag ist dann weiblichen Arbeiten und mütterlicher Unterhaltung gewidmet; der Abend aber versammelt uns alle beim Thee, und es fehlt nie an einem guten Buche, oder an einer angenehmen Gesellschaft, an einem erheiternden Gespräch."

So fragten wir mehreres mit Theilnahme; und unsere freundliche Wirthin beantwortete alles mit Klarheit ohne Anmaßung. Jetzt sahen wir von weitem die beiden Eltern einen Gang herabkommen, im Gespräch begriffen; der alte Herr mit festem Tritt, obschon etwas gebeugtem Rücken; die Mutter unserer Wirthin am Stock, aber mit lebhafter Bewegung der freien Hand. Wir standen alle auf, ihnen entgegen zu gehen. Die Kinder waren voran gehüpft; Frau von Berg stellte uns vor. Wir wurden herzlich begrüßt; Henriette nach ihren Kindern, Albert nach seinen Geschäften, ich nach Dir befragt. Dann kam die Reihe an andere Bekannte. Wir mußten viel erzählen — und die lieben alten Leute waren so heiter, Tochter und Enkelinnen so aufmerksam und doch so

zwanglos um sie bemüht, daß es eben so erfreulich als rührend zu sehen war. Auch dieser Familienverein gab, wie alles hier, ein Bild der Eintracht und Ordnung.

Der Morgen und Mittag gingen gleich heiter hin. Mehr als einmal wurde unsere treffliche Wirthin abgerufen. Wenn auch mitten im Gespräch, hörte sie doch jedesmal die kommende Bothschaft ohne Mißmuth an; mit heiterer Miene kehrte sie zurück, und fast jedesmal spann sie ohne Zwang den abgebrochenen Faden des Gespräches weiter fort. Zu meinen großen Geschäften, sagte sie einmal nach einem solchen Wiederkehren, gehört das Friedenstiften unter den Eheleuten. Jetzt eben ist es mir gelungen, ein Paar auszusöhnen, wo jedes für sich brav und gut, aus einer gewissen Sprödigkeit des Wesens sich dem andern nicht hinlänglich fügen mag. Die Klagen, die sie gegen einander führen, betreffen die armseligsten Dinge von der Welt, über die ich sie endlich selbst zum Lachen brachte; so daß sie mir zuletzt versprachen, es noch sechs Monate mit einander auszusehen, und binnen dieser Zeit keine Klagen gegen einander zu führen. Ich bin überzeugt, setzte sie hinzu, daß sie sich noch recht gut werden vertragen lernen; aber das erste Jahr hat immer seine großen Schwierigkeiten. Sonderbar ist es, daß die Männer immer bei mir ihre Klagen anbringen, und das meiste Zutrauen zu mir haben, die Frauen aber sich meist an den Pfarrer wenden." Solche praktische Bemerkungen machte sie oft in dem Laufe des Gespräches; und

wenn mir der Himmel einmal ein Gut zu verwalten gibt, so werde ich, mit Deiner Erlaubniß, bei Niemanden anders, als bei Frau von Berg in die Schule gehen. Daß wir recht gute Freundinnen geworden sind, kannst Du mir glauben. Beim Abschiede wurden wir sämmtlich zu einem ländlichen Feste eingeladen, das am Ende der Heu-Ernte auf dem Edelhofe gegeben wird; und wir sagten es freudig zu. Vielleicht bist Du, liebster Odo, bis dahin zurück, und begleitest uns dann, wie denn die Einladung Dich auch ganz ausdrücklich mit umfaßte.

Bei der Rückfahrt wurden wir von einem Gewitter überrascht, das aber doch noch schnell genug vorüberging, nachdem es eine ziemliche Masse Wasser herabgegossen hatte. Ein rascher Wind vertrieb das Gewölk, und trocknete, was naß geworden war, wieder ab. Die Luft war heller geworden, der Himmel klarer; die Sonne trat in größerer Pracht hervor, und schoß breite Strahlen auf die erquickte Erde; und als sie sich zum Untergange neigte, den Rand des zarten Gewölkes berührend, das die Berge wie ein lockiges Haar bekrönte, breitete sie goldene und purpurne Schwingen aus, und senkte sich mit wunderbarer Herrlichkeit in das krause, glühende Wolken-Meer. Wir drückten uns die Hände bei dem köstlichen Anblicke; recht selig über den herrlichen Beschluß des Tages, den wir so heiter durchlebt hatten.

Als wir gegen Mainau kamen, hörten wir schon den Jubel von Alberts Kindern, die wartend am Eingange des Dorfes saßen, und nun in den Wagen ge-

nommen wurden. Jedes hatte jetzt eines der Kinder auf dem Schooße, und um die Freude zu verlängern, wurden sie bis zu dem Birkenwäldchen mitgenommen, wo Henriette ausstieg, und mit ihrer kleinen Schaar zu Fuß nach Mainau zurückkehrte.

So endigte dieser Tag und meine lange, lange Beschreibung. Und wie vieles hab' ich doch nicht geschrieben, was ich Dir in der mündlichen Erzählung sicher nicht geschenkt hätte. Nun es ist darum nicht vergessen. — Komm nur bald zurück, guter Mann, und meine Feder, die jetzt in ununterbrochener Bewegung für Dich ist, soll dann einer langen, langen langen Ruhe genießen. Dann wird auch die gute alte Ordnung in unser Haus zurückkehren. Du siehst, wie wenig Widerstand ich thue, wenn man mich zur Unordnung verleitet; denn Jedermann will mich zerstreuen und wegen Deiner Abwesenheit aufheitern. Seit einigen Wochen rückt meine Stickerei nur wenig vor, theils aus dem angeführten Grunde, theils — weil ich andere Dinge zu thun habe. O wenn Du kömmst, mein Odo, sollst Du einen ganzen Vorrath des niedlichsten Kinderzeugs sehen! Ich bin doch nicht unfleißig gewesen. Komm nur bald, bald, bester Mann!

* * *

Den 26. Julius 1795.

Wie vergnügt ich heute aufgestanden, wie froh gestern zu Bett gegangen bin! Ich habe die halbe Nacht vor Freude kein Auge geschlossen, und die andere

Hälfte so anmuthig und heiter geträumt, ob ich gleich jetzt kein Wort mehr von meinen Träumen weiß. Du magst wohl auch darin vorgekommen seyn. Aber gleich viel! Hab' ich Dich doch nun bald wachend wieder. Laß sehen, wie lange es noch ist. — Acht Tage noch. — Eine lange Zeit. Und in dieser langen Zeit keinen Brief weiter; es müßte denn seyn, daß Du mir auf der Reise schriebst, was ich nicht glaube. Aber von mir sollst Du diesen Brief noch unterwegs finden, und er soll Dir erzählen, wie wohl ich bin, wie ich mich auf Deine Rückkehr freue; wie ich mit meinen Gedanken Dir entgegenziehe; erst bis M.; dann rückwärts von Station zu Station, wie mein rechnender und messender Finger auf der Landcharte.

Recht betrübt saß ich gestern Abend in meinem Kämmerchen, und hörte dem Sturm zu, der gegen die Fenster braußte, und dem Regen, der den ganzen Tag auf dem Dache geraſſelt hatte. Es war schon über die gewöhnliche Zeit, und ich hatte noch keinen Brief. Warum er nur nicht schreibt? dachte ich. Und dann holte ich alle Möglichkeiten zusammen, um mich selbst zu täuschen, und wenn ich es recht weit gebracht zu haben glaubte, kam doch immer wieder die alte Frage dazwischen. Da pochte etwas an die Thür; ich fuhr zusammen, und der Briefträger trat herein, mit seinem gewöhnlichen: „Da bring ich einen Brief vom Herrn Gemahl.“ — Nun zankte ich mich selbst über mein Zweifeln aus, und setzte mich bei meiner Lampe zurecht, um mit Andacht zu lesen. Vom Regen und Sturm hört' ich nichts mehr. Ich war ganz bei Dir,

und mein einziger Kummer war, daß ich mich so allein freuen mußte, und Du nicht neben mir saßest, damit ich Dir Deinen Brief vorlesen könnte. Die alte Justine wurde aber herauf beschieden, und ihr mitgetheilt, was ich unmöglich allein auf dem Herzen behalten konnte. Gewiß, der Mensch ist nicht für die Einsamkeit geschaffen, was auch einige Männer davon sagen mögen. Zur Abwechselung mag es seyn, etwa wenn man so einmal in sich hinein denken will, wie die Nachteule. Aber Lachen und Weinen, froh und betrübt seyn — das geht allein gar nicht recht. — —

Eben war Henriette hier, die heut' einmal von Mainau hereingekommen ist. Ich konnte ihr meine frohe Nachricht mittheilen; aber sie erzählte mir, was ich kaum glauben konnte, daß die Mutter unserer guten Frau von Berg nicht mehr ist. Wie mich der Tod der muntern alten Frau erschreckt hat, die ich vor wenigen Tagen noch so lebensfroh sah! Auch den Tag darauf war sie wie gewöhnlich beschäftigt gewesen, und beim Abendessen fast noch heiterer als gewöhnlich. Da an demselben Tage ein armes lahmes Weib auf dem Hofe gewesen, das vom Schlage getroffen, nicht mehr ohne fremde Hülfe gehen konnte, äußerte die heitere Greisin, ihr größter Kummer würde seyn, wenn es ihr begegnete, durch ein langes Krankenlager und körperliche Hinfälligkeit den Ihrigen zur Last zu fallen. Ihr Wunsch sey ein schneller Tod; sie sey immer bereit, aus dieser Welt zu scheiden, wenn Gott sie rufen wollte, und sie möchten nur nicht erschrecken, wenn sie eines Morgens nicht wie-

der erwachen sollte. Dem alten Herrn von Berg waren bei diesen Worten Thränen in die Augen gekommen; doch sagte er scherzend: „Fein wäre es doch nicht, wenn Sie so ohne Abschied hinweggehen wollten. Mich sollten Sie es wenigstens wissen lassen. Noch gefällt es mir ganz wohl in der Welt, und die Neige im Glase des Lebens hat einen eignen Wohlgeschmack, zumal wenn sie einem von so lieben Händen gereicht wird. Indeß der Tag der Abreise kömmt einmal doch; und mit wem möchte ich lieber reisen als mit Ihnen, gute Mama?“ — Da faßte Frau von Berg die Hände der guten alten Leute, und sagte: „Ich denke, Gott soll uns noch lange in diesem friedlichen Verein zusammen lassen. Wir sind ja noch alle so wohl auf. Warum sollten wir an das Scheiden denken?“ Nun, wie Gott will! sagten die beiden Alten zu gleicher Zeit. Dann wurde noch mancherlei gesprochen über denselben Gegenstand, alles mit Heiterkeit und einem frommen gottergebenen Sinn, bis man sich zur gewöhnlichen Zeit trennte. Die beiden ältesten Töchter begleiteten die Großmutter wie gewöhnlich, und als sie sich ausgezogen hatte, betete sie mit ihnen, und die Kinder erzählten, die Großmutter hätte so rührend und innig gebetet, und Gott mit großer Freudigkeit und heller Stimme ihr Leben und Sterben empfohlen; und sie hätte recht verklärt dabei ausgesehen. Hierauf sey sie, wie gewöhnlich, ohne Hülfe in ihr Bett gestiegen. Die Kinder aber waren noch aufgeblieben, um kleine Arbeiten für eines ihrer Geschwister fertig zu machen. Nach einer

Stunde etwa wird die alte Frau etwas unruhig; ihre Großkinder sehen nach ihr, und finden sie ohne Sprache; und als Frau von Berg herbeigerufen wird, empfängt sie nur noch den letzten Händedruck und die letzten Blicke ihrer Mutter, die wenige Augenblicke nachher schmerzlos und mit heiterer Miene starb. — So wurde der fromme Wunsch der guten Frau recht wunderbar erfüllt. Das ganze Haus ist tief betrübt, aber Niemand mehr, als ihr alter würdiger Freund, dem die zärtlichste Aufmerksamkeit seiner Schwiegertochter den Verlust der Genossin seines Alters nicht vergessen machen kann. Es sey ihm immer, sagt er, als ob ihm seine alte Freundin die blasse Hand aus dem Grabe biete. — Frau von Berg blieb sich auch hier gleich. Sie beschickte die Leiche selbst, und indem sie Ströme von Thränen vergoß, entfiel ihr doch kein klagendes Wort; vielmehr tröstete sie ihre Kinder, die mit ganzer Seele an der Großmutter hingen, und ermahnte sie, nach dem Beispiele ihrer guten Mutter zu leben, um einst auch eines so schönen und leichten Todes gewürdigt zu werden. „Hat Gott sie nicht recht sichtbarlich geliebt, sagte sie, indem er ihren letzten Wunsch erfüllte, und sie ohne Schmerzen fast mitten in ihrem letzten Gebete hinwegnahm? Warum sollten wir klagen? Hätten wir ihr ein langes Siechthum wünschen mögen, um uns leichter trösten zu können? Und wollen wir es besser wissen als die göttliche Weisheit?“

So erzählte mir Henriette, und ich nahm mir das alles recht zu Herzen. Ich will Dir nicht verbergen,

daß mich jetzt wohl öfter noch als sonst Gedanken des Todes beschäftigen, und daß ich mit ihnen das allzublendende Licht meiner Freude umflore. Und warum sollt' ich nicht, da ich einer so wichtigen Zeit meines Lebens entgegengehe? Wär' es fromm, wär' es vernünftig, sie unbedachtsam zu erwarten, oder mir die Gefahr zu verbergen, die die lang ersehnte Freude mir bringen kann? Wie eng ist hier Tod und Leben verknüpft! wie nah steht die erste Wiege neben der letzten! Glaube darum nicht, daß ich traurig und trübe in die Zukunft sehe, oder geflissentlich schwermüthige Gedanken nähre. Keineswegs. Ich bin fast immer heiter und selbst gleichmüthiger als sonst, wenn schon körperlich reizbar genug. — Warum überhaupt die Gedanken des Todes so weit von uns bannen? Ist es nicht eine eitle Mühe, da er ja doch durch alle Pforten des Lebens hereinblickt, und immer um desto mehr erschreckt, je weniger wir seiner gewärtig waren? Ich bin früh mit ihm befreundet worden, und so weit ich nur zurück denken kann, habe ich die frohesten Stationen meines Lebens, ja jeden heitern und glücklichen Tag mit Todtenkränzen behangen, und jede meiner Freuden, wie einen lächelnden Engel mit einem Füllhorn voll Blumen an mein Grab gestellt, und hier hoff' ich sie wieder zu finden, wenn mich Gott den letzten Schritt aus den Gefilden des Lebens thun läßt. Vielleicht ist er noch weit entfernt — wenn in diesem kurzen Leben überhaupt etwas weit ist — und wir mögen uns noch eines langen Zusammenseyns erfreuen, und frohe Kinder mögen um uns

aufblühen, und diese Engel einst die Lebensmüden an Einem Tage, in Einem Grabe, zum langen Schlafe betten. — Laß mich immer mit diesem Gedanken spielen, guter Odo, und glaube mir auf mein Wort, daß er mich nicht verstimmt. Komm nur bald — und Du sollst sehen, wie heiter meine Stirn ist, wie herzlich ich mich freuen kann, und was für lange Plane ich spinne. — Könnt' ich doch recht viele Küsse in diesen Brief legen, der vier volle Tage früher bei Dir seyn wird, als Du bei mir. Wär' es Dir möglich, mich den Tag Deiner Ankunft wissen zu lassen, so käm' ich Dir einige Stunden entgegen. — Doch das wird nun nicht gehen. — Aber wenn die Zeit kömmt, so zieh' ich in das grüne Eckstübchen, von wo aus ich die Landstraße sehen kann, und setze mich mit meiner Arbeit an das Fenster, und dann soll gewiß kein Wagen unbemerkt heranrollen, bis der eine, lang gewünschte kömmt, den ich mit freudigem Herzklopfen begrüssen darf.

Amande an Henriette Albert.

Den 12. November 1799.

Wie ich Deine Nähe immer schmerzlicher vermisse, meine gute Henriette! Glaube mir, es vergeht kein Tag, wo ich nicht an Dich denke, mich mit Dir unterhalte, mich nach Dir sehne. Das waren doch glückliche Tage, wo wir uns so nahe waren, wo

wir uns fast täglich sahen, alle unsere großen und kleinen Freuden uns mittheilen, mit einander über einen Weihnachten, eine Haube oder dergleichen zu Rathe gehen, und uns immer mit dem Gedanken des baldigen Wiedersehens trennen durften! Nun ihr weggezogen seyd, kömmt mir die Stadt oft wie ausgestorben vor; es ist nichts, was mich anzieht; ich mag nirgend hingehen, weil ich Dich nirgend finde; und wüßt' ich nicht, daß Du in G. zufrieden bist, ich würde noch betrübter seyn. Gestern spielte mein Karl um mich her mit dem Pferde, das Du ihm geschenkt hast; es war ein recht ausgelassenes Treiben und Peitschen. Auf einmal ließ er das Spielwerk stehen, kam zu mir gelaufen, und auf meine Kniee gestützt fragte er mich: aber warum kömmt denn die Pathe Albert gar nicht? — Ich sagte ihm, die gute Pathe wäre jetzt weit, weit von hier. Und dabei kamen mir die Thränen hell über die Wangen, daß mich der Knabe mit großen Augen ansah. „Nun, sagte er darauf, so will ich zu der Pathe hinreiten.“ Und nun setzte er sich wieder auf sein Roß, und das Treiben ging ärger als vorher.

Das ist nun eben wie mit dem meisten Thun auch der großen Menschen. Viel Treiben mit Planen und Hoffnungen, um das zu vergessen, was ihnen in der Gegenwart nicht ganz recht ist. Und am Ende sind diese Plane auch nur so ein hölzernes Roß, auf dem wir uns herumbewegen, ohne nur einen Schritt weiter zu kommen.

Da hatte ich mir auch mit Odo mancherlei aus-

gedacht, was wir auf den Sommer in unserm Hause anders einrichten wollten. Ein Bau sollte unternommen werden, um noch eine Erweiterung des Wirthschaftgebäudes zu erhalten; und durch eine Veränderung der Treppe hätte auch ich ein Zimmer mit Alcoven neben Odo, und eine noch freundlichere Aussicht gewonnen, als ich jetzt habe. Der Riß war fertig, alles war mit dem Baumeister besprochen; und schon war mein Mann im Begriff, die nöthigen Bestellungen des Bau-Materials zu machen. Wir waren recht glücklich auf unserm hölzernen Pferd. Und damit ich gar keine Beschwerde dabei hätte, wollte mich Odo mit den Kindern zu Dir schicken. „Du hast es der guten Albert heilig versprochen, sagte er; und da schickt es sich gerade recht gut. Wenn zu Ende des Winters alles angefahren wird, so kann der Bau in vier Wochen vollendet seyn, und Du ziehst dann gleich ein.“

Wie froh mir das in das Herz klang! Nie hab' ich den Ablauf des Winters mit solcher Sehnsucht erwartet. Die ersten Frühlingstage sollten mir die Vorboten einer großen Freude seyn. — Und nun ist das Alles nichts. Der Riß ist eingepackt und verschlossen; die Bestellungen werden nun nicht gemacht; der ganze Plan ist aufgegeben. Es ist nicht mehr die Rede davon, ein Versprechen zu erfüllen, das bei unserer Trennung mein bester Trost war. Wie ungewiß ist doch alle menschliche Berechnung! wie wenig ist auch selbst dem Mäßigsten gewiß! —

Als wir uns heiratheten, waren wir in recht gu-

ten Umſtänden. Wir hatten mehr als wir brauchten; auch eine größere Familie hätte mit Anſtand von unſern Einkünften leben können. Aber in dieſen letzten Jahren iſt ein Verluſt auf den andern gefolgt. Zuerſt ging mein kleines Vermögen in dem T. Bankerut faſt ganz hin; im folgenden Jahre büßten wir wiederum bei der ***iſchen Anleihe ein; und jetzt ſind wir durch den Fall des R. Hauſes, wo mein Mann ein anſehnliches Capital hatte, auf ein Viertheil unſerer Einkünfte zurückgebracht. Wir müſſen uns auf alle Weiſe einſchränken, und es wird vielleicht nicht einmal möglich ſeyn, unſer jetziges Haus zu behaupten. Doch hat ſich Odo hierüber noch nicht beſtimmt. Er weiß, wie ſehr mein Herz an dem Garten hängt, und gewiß um meinetwillen mehr, als um ſeinetwillen, würde er dieſen Beſitz gern erhalten wollen. Da muß ich mich denn nun freilich ſehr zuſammen nehmen, um meine Wünſche nicht allzu laut werden zu laſſen; und dabei fehlt mir Deine Gegenwart gar ſehr. Ich will nicht ſtärker ſcheinen, als ich bin, und ſo will ich Dir gern geſtehen, daß mich dieſe Veränderung unſerer Lage wohl bisweilen eine Thräne koſtet. Deine Gegenwart würde mir größere Stärke geben; ich würde eher in's Gleichgewicht kommen; mein getroſter Muth würde früher zurück kehren. Doch hoff' ich auch ſo noch obzuſiegen, wie es auch immer kommen mag, und mich nicht von einem Schickſals überwältigen zu laſſen, das, wie herb es auch ſeyn mag, doch in Vergleichung mit ſo vielen andern Möglichkeiten, noch immer ſehr erträglich iſt.

Odo iſt oft recht niedergeſchlagen. Er ſitzt den ganzen Tag und rechnet, und iſt dann Abends ſo einſylbig, daß mir das Herz ganz ſchwer wird. Manchmal gelingt es mir denn aber doch, ihn mit Hülfe der Kinder aufzuheitern, und dann iſt mir zu Muth, als ob ich einen großen Sieg gewonnen hätte, und meine Kraft wächſt durch den Erfolg. Aber immer geht es nicht. Ich darf es mich auch nicht merken laſſen, daß ich es auf ſeine Erheiterung anlege; ſonſt wird er noch düſterer, oder thut ſich eine Gewalt an, die mir weh thut. Mit Dir, Gute, würde mir das alles leichter werden.

Schreibe mir bald, theure Seele, und melde mir recht vieles Gute von Dir, Deinem Manne und Deinen herrlichen Kindern. Küſſe die lieben, fröhlichen Geſchöpfe vielmals in meinem Nahmen. Du glaubſt nicht, wie ich mich nach Deinen Briefen ſehne, und wie ungeduldig ich jeden Poſttag erwarte, der mir Nachricht von Dir bringen kann.

An Dieſelbe.

Den 28. April 1800.

Mitten in der Verwirrung, in der ich jetzt lebe, meine geliebte Henriette, kann ich doch nicht unterlaſſen an Dich zu ſchreiben, damit Du nicht glaubſt, ich ſey krank. Ich träumte dieſe Nacht, Du ſuchteſt mich ängſtlich in Deinem Garten, und riefſt mich; und über dem Rufen wacht' ich auf, und konnte

nicht wieder einschlafen. Da ist es nun nach dem Aufstehen mein Erstes, daß ich mich an eine ledige Ecke des Tisches setze, um mit Dir, Du theure und geliebte Freundin, bis die Kinder erwachen, zu plaudern.

Seit drei Tagen ist das Oberste bei mir zu Unterst gekehrt. Wir haben entbehrlich gewordenes Geräth verkauft; und da ist ein Hin- und Hergehen der Käufer und Träger, und ich muß überall bei der Hand seyn. Ist das vorbei, so geht es an das Ausziehen, wobei wieder des Kramens und Ordnens kein Ende ist. Niemand ist dabei vergnügter als die Kinder. Die kommen durch so ein Zerstören und Durcheinanderwerfen eben recht in ihr Element.

Einige der ältern Möbeln habe ich als Andenken meiner Mutter doch erhalten. Von dem schönen Mahagoni-Schreibtisch aber hab' ich mich trennen müssen. Es war in unserer künftigen Wohnung kein Platz dazu. Es hat mir Schmerzen gemacht. Auch die meisten Kupferstiche und andere Bilder sind verkauft; nur etwa ein Dutzend der Besten haben wir zurückgestellt, und die sollen Odos Zimmerchen zu einer kleinen Bilder-Galerie machen. Vieles ist schon recht artig darinne aufgeputzt. Uebermorgen schlafen wir zum erstenmal dort; mein Mann aber soll das Haus nicht eher betreten, als bis Alles geordnet ist. Ich denke, es soll ihn erheitern, wenn er aus aller der Wirthschaft hier in die neue, reinliche Wohnung tritt. Der erste Eindruck thut da viel. Oft ist er gar zu trübe, und ich fürchte fast, er ist es um meinetwillen. Dar-

um geb' ich mir auch alle Mühe recht heiter zu seyn, und scherze oft mehr, als mir um's Herz ist. Doch muß ich auch dabei mich vorsehen; denn oft ist er für den Scherz allzu weich.

Unter der Hand hab' ich in diesen Tagen einige Abschiedsbesuche gemacht. Da kam ich auch zu der armen Sophie Wieland, die seit einigen Monaten an einem schleichenden Fieber langsam stirbt. Ich hatte sie lange nicht gesehen, und wahrhaftig ich fuhr zusammen, als ich die vormals so blühende Gestalt blaß und abgezehrt in ihrem Krankenstuhle sah. Sie hatte meine Ueberraschung bemerkt und sagte in Beziehung darauf: „Ich habe mir schon seit mehreren Wochen den Spiegel nicht mehr reichen lassen; die Personen, die die Güte haben, mich zu besuchen, lassen mich in ihren Augen die Zerstörung lesen, die die Krankheit in mir macht. Sie hat nur noch wenig zu thun übrig.“ Ich setzte mich zu ihr; frug und tröstete, so gut ich konnte; aber gegen meine Ueberzeugung, und vielleicht auch gegen die ihrige. Doch ist ihr Aug' noch sehr hell; ihr Geist wie immer; ein leises Roth spielt noch dicht unter den Augen auf ihren Wangen. Auch die liebenswürdige Anmuth ihrer bessern Zeit ist noch nicht von ihr gewichen. Ich hatte im Treibhause einen Strauß für sie mitgenommen. Sie nahm ihn freundlich und dankbar an: „Diese Blumen sollen mich in mein Grab begleiten,“ sagte sie mit schmerzlichem Lächeln. „Ich habe mich immer an Blumen gefreut, fuhr sie fort, und in meinem Garten konnte ich bei dieser Beschäftigung die Welt und

Alles vergessen. Mit welcher Sehnsucht hab' ich diesem Sommer entgegengesehen! Ich hoffte, er sollte mir Genesung bringen. — Nun, was er mir bringt, ist auch ein Genesen.“ Da sie diese traurigen Worte mit ruhiger Fassung sprach, hielt ich meine Thränen nur mit Mühe zurück; aber ganz in ihr Schicksal ergeben schien sie doch nicht. Ihre forschenden Blicke schienen tröstende Worte zu fordern. Ich sprach meine Wünsche als Hoffnungen aus, und da mich ihr Zustand sehr rührte, und ich ihr das nicht verbergen konnte, so schien sie Freude über meine Theilnahme zu fühlen, und drückte mir mehr als einmal recht dankbar die Hand.

Wie störend war mir in diesem Augenblicke das Hereinflattern des Mannes, der, nach einigen flüchtigen Worten an seine Frau, sich mit mancherlei Fragen an mich wendete, den Verlust der angenehmen Nachbarschaft beklagte, mir zum Einzuge in die neue Wohnung Glück wünschte, sich meinem Manne angelegentlichst empfehlen ließ, und so wieder verschwand, ohne etwas anderes als die Erinnerung an ein nichtiges, hohles, in Weltformen verlohrenes und aufgelöstes Wesen zurück zu lassen. — Gleich darauf kam noch anderer Besuch, und ich entfernte mich mit der traurigen Ueberzeugung, diese liebenswürdige Frau zum letztenmale gesehen zu haben. Ihre leidende Gestalt steht mir immer vor Augen, und daneben ihr blühendes Bild, wie sie noch vor wenigen Jahren war, die Freude aller, die sie kannten; von mancher beneidet, doch von den meisten geliebt. Kein Wun-

der, daß es ihr schwer wird, aus einem Leben zu scheiden, wo sie so viele Freude um sich verbreitete. Ach und wie ist dieses Scheiden selbst so hart! wie wird so langsam jeder einzelne Faden zersägt, bis endlich auch der letzte mühsam und zögernd reißt!

Warum muß ich mit einem so traurigen Bilde schließen? — Aber es wird schon ganz lebendig in der Schlafkammer meiner Kleinen, und da habe ich auf das Schreiben keine Gedanken mehr. Nun, das ist ja doch wieder etwas heiteres. — Sobald ich aus meinem jetzigen Gewirr heraus bin, erhältst Du wieder einen Brief. Bis dahin, Theure, lebe wohl. Schreibe mir bald und viel. Ein Brief ist freilich kein Besuch; aber er ist doch der einzig mögliche Ersatz, und wahrhaftig, ein recht erfreulicher, wenn er Gutes bringt. Grüße und küsse alle Deine Lieben von mir.

An Dieselbe.

Den 9. Mai.

Seit acht Tagen, liebe Henriette, bin ich in meiner neuen Wohnung eingerichtet, und obgleich auf weniger als auf die Hälfte des vorigen Raumes beschränkt, doch immer noch bequem genug. Wie vieles ist nicht überflüssig für das Bedürfniß in einem Haushalte, wie unser voriger war! und wie unendlich viele Menschen begnügen sich mit weniger, als ich jetzt habe, und sind vergnügt! Auch ich will es seyn. Ich

nur Odo erſt wieder ganz in dem vorigen Gleis, ſo ſoll, denk' ich, mit Gott Alles gut gehen. — —

Sehr ſchwer wurde mir freilich das Herz, als es nun dazu kam, daß wir unſer liebes Haus verlaſſen ſollten. So viele theure Erinnerungen! das Andenken ſo ſchöner und glücklicher Tage! die heitere Ausſicht! der Garten mit ſo vielen lieben und traulichen Plätzchen! Alles das ſollte nun nicht mehr mein ſeyn; ich ſollte es zurücklaſſen, vielleicht ohne es je wieder zu ſehen! — Aber was war zu thun? Der neue Beſitzer drängte; in den entlegenern Zimmern wurde ſchon für ihn gearbeitet; und als in den letzten Tagen der Verkauf unſerer Geräthſchaften und die Vorbereitungen zum Auszuge angefangen hatten, wurde ich allmählig in meinem eigenen Hauſe — freilich auch nicht mehr mein eigen — ganz fremd. Das half auch. Und da nun alles ausgeräumt war, durchlief ich noch einmal die ausgeleerten Zimmer, dann zum Garten hinab, zu jeder theuern Stelle, auf den Roſen-Hügel, unter die große Laube, in das Gebüſch und zu dem heimlichen Sitze, wo wir am Vorabende Deines Weggehens noch eine ſo wehmüthige Stunde hatten. Ich weinte mich noch einmal recht ſatt, und ich hätte mich wohl ſo bald nicht losgeriſſen, wenn mich Odo nicht gerufen hätte. Nun trocknete ich mir die Augen, ſo gut es gehen wollte, und wir gingen zuſammen in das neue Haus — ſchweigend freilich und ohne uns anzuſehen. Auch ihm war das Herz allzuvoll.

Als wir auf die Brücke kamen, hüpfte uns Karl

schon entgegen, und hing sich dem Vater an die Hand, und in der Hausthüre stand meine Justine mit Ida auf dem Arme, und das Kind streckte beide Hände nach mir aus. Da war doch alles vergessen über dem süßen Willkommen. Wie könnte auch in einem Mutterherzen der Schmerz gegen das Lächeln eines Kindes wiederhalten? Ich nahm den kleinen Engel auf den Arm; Karl führte den Vater im Hause herum; alles stand schon recht ordentlich nach der vorhergemachten Anordnung. Mein Mann fand jetzt auch alles viel besser und wohnlicher. Ich führte ihn nun selbst in sein Zimmerchen ein. Es ist ganz mit Bildern behangen; am Fenster der Schreibtisch; etwas weiter unten das Piano; gegenüber der Sopha. Er fand alles gut, heiter und bequem. Da war ich wieder froh, ihn so zufrieden zu sehen.

Neben der Stube meines Mannes ist eine schmale Schlafkammer, gerade groß genug, um neben zwei großen Betten auch die der Kinder aufzustellen. Karl freute sich sehr über das seinige, und daß er zwischen Vater und Mutter schlafe. „Da brauch' ich mich gar nicht zu fürchten, sagte er, und wenn ich des Nachts aufwache, so kann ich gleich fühlen, ob der Vater und die Mutter da ist.“ — Dann kömmt mein Stübchen, und auch an diesem eine ausgeweißte Kammer mit einem Fenster nach dem Garten unsers Nachbars. Aufgemacht darf das Fenster freilich nicht werden; aber ich sehe doch in das Grüne hinein, und gerade um das Fenster wölben sich zwei Silberblüthen-Bäume, und die Blumentrauben hängen wie Kränze dar-

um her. An dieser Stelle hab' ich mir ein Tischchen eingerichtet, und ich kann im Sommer hier recht bequem sitzen und arbeiten.

Auch ein eigenes Gärtchen hab' ich mir eingerichtet, zwar nur ein schwebendes; aber waren die Gärten jener alten Königin nicht auch schwebend? Vor dem Saalfenster nach Morgen zu, haben etwa zwei Dutzend Töpfe Platz, in denen ich mir eine artige Blumen-Flor halten kann. Das ist dann doch auch etwas. Unser Philipp zwar, der sonst sein Wesen in dem großen Garten hatte, und dort immer auf neue Anlagen und Einrichtungen sann, schüttelt gar sehr den Kopf bei diesen Semiramis-Gärten, die er kaum seiner Aufmerksamkeit werth hält, indem er meint, es käme doch dabei nichts rechtes heraus. Ueberhaupt ist dieser der Unzufriedenste im Hause. Er klagt über zu viele müssige Zeit; er sey ein altes, unnützes Hausgeräth, und was dergleichen mehr ist. Ja manchmal hadert er recht mit dem Himmel, daß er ihn so lange leben lasse. — Es ist wohl wahr, daß er uns jetzt ziemlich unnütz ist. Aber hätten wir den alten treuen Diener, der uns vom Vater zugeerbt ist, der meinen Mann noch auf den Armen getragen, hätten wir ihn verabschieden können? Gestern ist ihm endlich eingefallen, um doch etwas zu thun, wie er sagt, sich Geräthe zu Papp-Arbeiten anzukaufen, und heute sitzt er dabei und schneidet zu, und mißt und klebt zusammen, als wenn er um das tägliche Brod pappte. So wird er mir auch schon wieder heiter werden.

Meine Juſtine hingegen iſt ſchon jetzt recht vergnügt. Sie ſetzt ihren Stolz darein, alle Arbeit allein zu beſtreiten, und ſie hat ſich ordentlich wieder verjüngt, ſeitdem ſie keine Gehülfen mehr hat. Sie hört auch nicht auf die helle, bequeme Küche zu preiſen, und das geräumige Waſchhaus daran — ob ſie gleich das Alles ſonſt viel ſchöner hatte — aber eben als ob ſie mich tröſten wollte; und es gibt nichts, womit ſie mir Freude zu machen glaubt, was ſie nicht thäte. Iſt es nicht ein Glück, ſo gute Leute um ſich zu haben? — Noch einige Wochen und wir ſind alle eingewohnt, und dann wahrſcheinlich eben ſo glücklich in unſerer Beſchränkung, als wir früher bei einem größern Wohlſtande waren. —

Die arme Sophie W. iſt vorgeſtern geſtorben. Schmerzlich riſſen die letzten Fäden ihres verkümmerten Daſeyns. Sie ſah ſich recht eigentlich ſterben, denn ihr Bewußtſeyn blieb klar bis zum letzten Augenblicke. Sie wird ſehr beklagt. Auch in ihrem Hauſe iſt ein großes Wehklagen, ob ſie ſchon während ihres Lebens wenig Freude da hatte, und die Schweſter ihres Mannes, die ihr alles nur mögliche Ungemach zufügte, kann nicht aufhören, den Umfang und die Tiefe ihres Schmerzes mit Worten zu ſchildern. Das iſt nun das Leben ſo vieler Menſchen. Ein Betrügen hinüber und herüber, ein Repräſentiren und Heucheln, ſelbſt an dem Sarge, der doch wohl am erſten Wahrheit und Aufrichtigkeit predigen ſollte! Aber es iſt nur allzu wahr, daß die ſchlimmſten Tauben die ſind, die nicht hören wollen; und was mag es helfen, ſo

härten Herzen Propheten zu senden? Es ist doch nur ein Predigen in der Wüste, und ich möchte eher glauben, daß sich Felsen und Bäume nach dem Worte der Wahrheit wenden, als daß jene Hartöhrigen am Herzen die Stimme der Liebe und des Todes hören und verstehen könnten. —

Ich muß Dich verlassen für heute. Tausend Grüße an alle die Deinen. Karl küßt die gute schöne Pathe. Du glaubst nicht, was mir der Knabe für Freude macht! Doch warum solltest Du es nicht glauben, da Du selbst so viele Freude an Deinen Kindern hast? Küsse sie alle die holden Engel in meinem Nahmen.

Den 26. December 1800.

Ich glaube nicht genug eilen zu können, liebste Henriette, um Dir zu schreiben, daß wir uns alle Gott Lob wohl befinden, damit Du nicht durch frühere Nachrichten von dem, was unser Städtchen betroffen, unsertwegen in unnöthige Besorgniß geräthst. Dem Himmel sey es gedankt, wir sind bei diesem großen Unglücke frei von Gefahr und Schaden geblieben. Möchte ich dasselbe auch von unsern armen Mitbürgern sagen können, und möchte das Elend, das ich täglich vor Augen sehe, mich nicht immer von neuem an die Schrecknisse erinnern, die uns in der Nacht vor dem heiligen Abend umringten. Die ganze Seite der Stadt, wo wir sonst wohnten, von der Annen-Kirche bis an die Bleichen liegt in der Asche,

und von der ganzen Reihe von Hütten, die dort an der Wiese hinauf liegen, ist nur die letzte erhalten worden. Also die ärmsten Leute ohne Obdach in der strengsten Jahreszeit, und die meisten ihrer geringen Habe beraubt, also ohne Kleider und Nahrung. Das Feuer brach gegen Mitternacht, da alles noch im ersten Schlafe lag, mit gewaltiger Wuth aus; mehrere Menschen werden vermißt. Wir waren glücklicherweise noch auf, da Odo mir vorlas. Die Kinder wurden sogleich aus den Betten genommen und angezogen; mein Mann und Philipp eilten zu Hülfe; ich entwarf meinen Rettungsplan im Falle die Flamme uns näher käme. Aber Odo schickte mir bald Nachrichten, die für uns beruhigend waren; das Feuer hatte sich ganz nach der Abendseite gewendet, und da liegt denn nun auch unser ehemaliges Haus über die Hälfte in Schutt und Asche. Erst als der Tag anbrach, kam mein Mann zurück, um sich umzuziehen; er war ganz durchnäßt und mit Asche bedeckt. Eine Stunde darauf schickte er mir durch Philipp drei Kinder, die zwischen den brennenden Häusern mit Lebensgefahr umherirrend nach ihren Eltern geschrieen hatten. Eines davon ist seitdem wieder von den Eltern abgeholt worden; aber zwei sind mir noch geblieben, arme kränkliche Geschöpfe, die fast nackt den Flammen entronnen waren. Gegen Mittag hörte das Feuer auf, und nun sah man erst den ganzen Umfang des Elends. Es mußte Hülfe geschafft werden für die vielen, aller Mittel beraubten Abgebrannten, und da kamen mir meine kleinen Vorräthe für

das Fest gut zu statten. Von einem Christabend war natürlich nicht mehr die Rede; fast der ganze Kleidervorrath der Kinder mußte geleert werden. Jedes gab her, was es nur immer entbehren konnte, und doch wie wenig war das bei der Menge der Bedürfnisse! — Wie das Alles die Thätigkeit meines Mannes in Anspruch genommen hat, kannst Du Dir vorstellen. Seine ganze Kraft, ja, alle seine Heiterkeit scheint zurückgekehrt. Während wir im Hause für die Abgebrannten backen und kochen und zusammen nähen, was wir finden, ist er beschäftigt, die Dürftigen unterzubringen, Mittel von allen Seiten herbei zu schaffen, und in der allgemeinen Verwirrung Ordnung zu machen. Er ist die Seele des Ganzen. Jedermann wendet sich an ihn, und er weiß für Alles Rath. Ich biete mit Freude zu Allem die Hand, und Odo's Glaube an meine Anstelligkeit scheint ordentlich gewachsen. Er zieht mich oft zu Rath, und vertraut mir manches an, was er selbst nicht sogleich bestreiten kann. Sieh das macht mich recht stolz, und noch mehr glücklich als stolz. Oder gäb' es eine größere Freude auf Erden, als von einem solchen Manne geachtet zu seyn?

Meine Kleinen gedeihen auch recht wundersam. Karl fängt schon an zu lesen, und bringt oft mit Selbstzufriedenheit sein Buch auf meinen Schoos und liest die Sylben mit großem Eifer zusammen. Daß man ihm hülft, mag er nicht leiden. So lebhaft er ist, so folgsam ist er doch, und die Aeußerungen seiner Zärtlichkeit, oft mitten im wilden Spiel, bringen

mich oft zu Thränen, oft auch zum Lachen. Bisweilen thu' ich auch wohl beides zugleich. Jetzt erst fühl' ich recht, wie man sich um eines andern Wesens willen seiner selbst so ganz entäußern kann, und wie man erst durch diese Entäußerung recht glücklich wird. Auch meines Mannes Gefühl ist das, und alle Strahlen unserer Liebe brennen in diesem Einen Punkte, in der Liebe zu unsern Kindern, zusammen. Auch Ida ist gar lieb und hold. Seitdem sie anfängt zu sprechen, sieht sie so klug in die Welt, und horcht so verständig auf jedes fremde Wort! — Wie man aber oft wunderlich ist! Wenn ich mich so recht innig an den geliebten Wesen freue, fährt es mir bisweilen durch den Sinn, ob ich nicht mein Herz gar zu sehr an sie hänge. Kann das Herz einer Mutter zu sehr an ihren Kindern hängen? — —

Ode verlangt mich; ich muß schließen. Wann werden wir wieder einmal recht von Herzen mit einander plaudern, wie in der vorigen, guten Zeit? — Ach ich darf gar nicht daran denken. — —

Den 14. Januar 1801.

Allmählig fängt es an ruhiger bei uns zu werden; die alte Ordnung kehrt wieder zurück, und ich darf, ohne beständige Unterbrechungen zu fürchten, wieder an Dich, meine geliebte Freundin, schreiben. Dein letzter, lieber Brief hat mir sehr wohlgethan, und gerade weil er in die Verwirrung, in welcher

wir lebten, ein so schönes und stilles Bild von Heiterkeit und Ruhe stellte. Wie kann ich Dir sagen, wie innig mich das gerührt hat? Möge Dir Gott das Alles auch in der Zukunft erhalten, dieses Zusammenstimmen Deiner äußern Lage mit Deinen innern Verhältnissen, diese Freude an Deinen herrlichen Kindern, diese ungetrübte Eintracht mit Deinem trefflichen Manne, und dabei die glückliche Heiterkeit Deines Wesens, die all das Glück so recht zu genießen weiß, und es zum Theil eben erst schafft! — Oft wenn ich den Schmerz über unsere Trennung noch nicht besiegen kann, und mir bei diesem und jenem Anstoße, am meisten aber so recht mitten in einer innigen Freude, Deine Nähe fehlt, so danke ich doch Gott, sie mir eine Reihe von Jahren hindurch gegönnt zu haben. Laß mich das immer aussprechen; es ist mein wahrstes und innigstes Gefühl. Oft bist Du, meine Henriette, das Licht und der Stern gewesen, der meinen Weg erleuchtet und meine Schritte gelenkt hat. Mein guter Wille hätte mir nicht genügt. Aber da kam zuerst Deine Erfahrung meiner Ungewißheit zu Hülfe. Du nahmst mein Vertrauen so freundlich auf; meine Zuversicht wuchs; Dein heiterer heller Sinn erweckte den Meinigen. Und wenn ich jetzt mit einem freiern Blick in die Welt schaue, wenn ich mich in meinen Verhältnissen mit größerer Sicherheit zu bewegen weiß, wem bin ich es schuldig, als Dir, als Deiner Nähe, und Deinem Beispiele? Aber glaube mir, ich bin auch gewiß dankbar dafür. Ich habe Dich immer in Augen und im Herzen, und

es vergeht kein Tag, wo ich Gott nicht für das Glück Deiner Freundschaft danke.

In unserm Hause ist jetzt wieder ein ganz heiteres Leben. Seit dem Brande hat Niemand Zeit gehabt an sich selbst zu denken, und während jedes so viel mit andern zu thun hatte, sind wir einander alle, ich weiß nicht wie, näher gerückt und unentbehrlicher geworden. Philipp selbst, der wortkarge, ist mit einem Mal, als ob ihm ein Glück wiederfahren wäre, ganz beredt geworden. Er hat meinem Manne treffliche Dienste geleistet, und sonst auch jedem, wo sich Gelegenheit fand. Da er gerade eine Kiste seiner zierlichen Papparbeiten, womit er sich in müßigen Stunden beschäftigt, zum Neujahrsmarkt in die Residenz geschickt hatte, hat er den ganzen Erlös davon zur Unterstützung der Abgebrannten verwendet, und wo er sich sehen läßt, begegnen ihm freundliche Gesichter dankbarer Schuldner. Seine vorzügliche Sorge wendet er auf die Kinder, und er verschneidet, was er entbehren kann, zu den nöthigen Kleidungsstücken für die armen Kleinen. Auch meine zwei Waisen hat er ganz unter seine Obhut genommen, als ob sie seine eignen Kinder wären. Justine kann jetzt gar nicht aufhören, ihn zu preisen, und vergibt ihm sein in sich gekehrtes Wesen und seine Sarcasmen auf die weibliche Geschwätzigkeit, die ihr sonst immer ein Anstoß waren. Wie diese selbst aber mir in diesen Wochen beigestanden und Alles erleichtert hat, ist kaum zu sagen.

Von meinem trefflichen Odo hab' ich Dir schon

geschrieben, wie sehr seine Thätigkeit in Anspruch genommen worden ist. In den ersten Tagen, nachdem das Unglück geschehen war, sah ich ihn kaum, und immer nur auf wenige Augenblicke. Auch dankt ihm hier Jedermann die schnelle Wiederherstellung der Ordnung und die wirksamen Anstalten, die für das Unterbringen und die Erhaltung der armen Leute getroffen worden sind. Am Sylvester-Abend hatt' ich ihn endlich, wie es mir denn auch nach Weiberrechte gebührte, einmal wieder, und wir saßen recht froh und heimlich zusammen, und gedachten, wie in voriger Zeit, des Jahres, das uns eben den Rücken kehren wollte. Dankbar ließen wir alles Gute vor unsern Augen vorüberziehen, was es uns gebracht und erhalten hatte, und immer fiel bald diesem, bald jenem etwas neues ein, dessen wir uns zu freuen hatten. Es war ein recht seliger Abend. Immer ging es bei mir nicht ohne Thränen ab; aber es waren die erquickenden Thränen der Freude, die wie ein frischer Thau auf das Herz fallen, und so recht in Gott vergnügt machen. Meine Kinder lagen in ihren Betten in der Ecke des Zimmers; die Zeit glitt über sie hinweg, ohne daß ihre Schwingen sie berührten; sie schliefen so leise aus der Gegenwart in die Zukunft hinüber! Als es Mitternacht schlug, stand ich mit Odo vor ihnen. Ihre Wangen glühten; Karl zog einigemal die Augenbraunen zusammen, als ob er zürnte; Ida lächelte. Wir sahen sie lange an; dann uns, dann sie wieder. Die Freude der Gegenwart und die Hoffnung der Zukunft mischte sich in unsern

Herzen. Es war ein Vorgefühl des Himmels; solche Fülle der Freude; Alles so nah' um uns, in uns; so eng beschränkt, und doch so reich, so unendlich reich!

Wir sprachen noch lange über das, was glücklich macht, und waren ganz einig, daß wir jetzt, ob schon in weit beschränktern Verhältnissen, doch nicht minder glücklich wären als ehedem. „Es ist ein gar gemeiner und thörichter Wahn, sagte Odo unter andern, daß der Mensch glaubt, sein Glück nach dem Umfange der Gegenstände messen zu müssen, die er als die seinigen umfaßt, ob er schon täglich gewahr werden kann, daß nichts sein ist, als was er im Herzen trägt. Ich träumte sonst auch, fuhr er fort, von solcher Größe, und um den an sich gemeinen Gedanken zu veredeln, knüpfte ich Plane von politischer Wirksamkeit und Weltverbesserung an, die, so meint' ich, auf einem hohen Standpunkte von Reichthum und Ansehen unfehlbar gelingen müßten. Der erfahrungslosen Jugend erscheint Alles, was in der Ferne liegt, groß, und weil sie von der Höhe ihrer Hoffnungen über alle Unebenheiten des Weges hinwegsieht, leicht auszuführen. So ging es mir auch. Und als mich Erfahrung und Weltkenntniß allmählig von jener Hoffnung herabzog, und auf den rauhen Boden der Wirklichkeit stellte, ward ich zuerst ganz schwermüthig, als ob mir etwas Wesentliches entrissen wäre, und ich klagte die Welt und die Menschen an, die keinen Sinn für das Große hätten, und die Gelegenheit es zu thun, muthwillig verabsäumten. Diese Klagen sind vielleicht nicht ganz ungerecht; aber

es ist thöricht, über die Unthätigkeit anderer zu trauern, während man selbst die Hände in den Schoos legt. Ein jeder, wie hoch er auch stehe, kann doch nur das recht thun, was ihm zunächst liegt; und es ist nie der Umfang dessen, was einer treibt, sondern die fromme Gewissenhaftigkeit, mit der er es treibt, was ihn zufrieden und glücklich macht. Die Ereignisse der Zeit stellen mich immer mehr auf diesen Weg, und ich erkenne immer deutlicher, daß die meisten umfassenden Unternehmungen, wie gut sie auch gemeint und berechnet seyn mögen, anders erfolgen müssen, als sie gemeint waren, und oft, für die Beschränktheit unsers Blickes wenigstens, mehr Uebel als Gutes hervorbringen. Ist es nicht also frömmer und gewissenhafter, uns an unsere nächsten Umgebungen zu halten, die wir allenfalls noch überschauen können, und hier, wo wir unsers Erfolges gewisser seyn dürfen, unsere Kräfte mit redlichem Eifer anzuwenden? Was ist denn groß oder klein vor Gott? Gewiß nicht das, was nach unserm elenden Maasstabe dafür gilt. —

Indem Odo so sprach, rief Karl im Schlafe mit ängstlicher Stimme: „Vater, Vater, zu Hülfe! das böse Pferd," und schlug dabei mit den Armen um sich. Ich stand auf, deckte ihn zu, und er schlief wieder so ruhig als vorher. — Glücklicher Kindersinn! sagte Odo. Ist aber der erwachsene Mensch nicht auch so, nur daß seine Zustände etwas weiter von einander liegen? Was ihn jetzt ängstigt, wovor er flieht, was ihn vielleicht niederwirft — wie lange währt es, und er hat es vergessen, und schläft auf dem Pfühle

seiner Sorglosigkeit fort, als ob nichts geschehen wäre. Und wenn es einmal zum rechten Erwachen kommt, werden wir nicht dann die schweren Träume belächeln, die uns in dem, was wir Leben nennen, geängstigt haben?"

Alles, was Odo sagte, war mir wie aus dem Herzen genommen. Ich habe oft über das Loos der Frauen nachgedacht, das so eng und beschränkt ist. Stolze Männer belächeln es oft; auch hab' ich große Geister unter den Weibern gekannt, die über Mangel an Raum in der Anwendung ihrer Kräfte klagten. Mir ist mein Loos immer recht glücklich vorgekommen. Wenn man sein Haus eingerichtet, Mann und Kinder besorgt hat, und nun so ganz einsam und still bei einem armseligen Geschäft sitzt, das aber auch geschehen muß, und das armselige Geschäft nun seiner Vollendung naht, und so immer eines nach dem andern, so kann man doch wahrlich recht selig in sich seyn, so daß man nichts anders wünscht, als daß es nur eben so fortdauern möchte. Du kennst das, Henriette, und fühlst es, wie ich. Wenn ich am Schlusse des Tages meine Arbeit noch einmal mit zufriedenem Blicke durchgemustert und in mein Körbchen gelegt, wenn ich dann noch einmal nach meinen Kindern gesehen und sie der Obhut Gottes empfohlen habe, dann geh' ich so ruhig zu Bett, als ob die Welt mein wäre, und steh' am Morgen eben so ruhig wieder auf, um denselben Kreis zu durchlaufen, und so immer fort. — Ob wohl der Held, der jetzt die Erde mit seinem Nahmen und seinen Siegen erfüllt, einen

Theil dieſer Ruhe fühlt? — Was meinſt Du? Es mag herrlich ſeyn, bis zum Schwindeln, ſo ſiegbekrönt einher zu gehen. Aber iſt man glücklich dabei? Macht man glücklich? Und ſind wohl die Tedeum auf blutigen Schlachtfeldern die Abendlieder und Opfer, die Gott wohlgefallen? Sieh', da kannt' ich eine Pfarrwittwe in unſerer Gegend, eine hochbejahrte Frau, die uns bisweilen in dem mütterlichen Hauſe beſuchte, die ſchien mir glücklicher, als alle Helden der Zeit und der Vorzeit, von denen ich je gehört und geleſen habe. Sie hatte ihren Mann, nachdem ſie ihm das zehnte Kind geboren, nach einer muſterhaften Ehe, an den Folgen einer epidemiſchen Krankheit verlohren, der ihn ſein Beruf ausgeſetzt hatte. Ihr Vermögen war ſehr beſchränkt, und das älteſte ihrer Kinder erſt funfzehn Jahre alt; aber ſie verlohr den Muth nicht. Da ſie ſelbſt eine gute Erziehung genoſſen hatte, ſo erzog und unterrichtete ſie auch ihre Töchter ſelbſt, und als ihre Söhne die Schule beſuchten, wachte ſie über ihren Fleiß, und brachte ſie bald ſo weit, daß ſie wieder andern Kindern Unterricht ertheilen konnten. Eben ſo unterrichteten die älteſten Töchter ihre jüngern Geſchwiſter, und auch, mit Hülfe der Mutter, andere Kinder aus der Stadt; und es war in dieſem Hauſe, ſo wenig als in einem Bienenſtaate, irgend Jemand, von früher Tageszeit bis ſpät in die Nacht, unbeſchäftigt. Alle Hände mußten ſich regen, und doch waren alle Geſichter heiter und blühend. Die raſtloſe Mutter waltete über Allem, und war allen ein Beiſpiel unverdroſſener Thätigkeit. Oft

war sie in großer Bedrängniß, wie sie zu erzählen pflegte, aber ihr Vertrauen auf Gott hielt sie aufrecht; und indem sie mit gewissenhafter Treue ihrem mütterlichen Berufe oblag, sah sie ihr Bemühen in ihren Kindern gesegnet. Ich bin jung gewesen, sagte sie oft, wenn sie von ihren Schicksalen erzählte, und bin alt worden, und nimmer sah ich den Rechtschaffenen verlassen, noch seine Kinder um Brod betteln. — Ihre fünf Söhne studirten und genießen noch jetzt, in und außer dem Vaterlande, Ansehen und Ehre; ihre fünf Töchter sind an rechtschaffene Männer verheirathet, und sind eben so musterhafte Frauen geworden, als ihre Mutter war. Diese, obgleich oft von ihren Kindern eingeladen, bei ihnen zu wohnen, verließ doch nur selten, und immer nur auf kurze Zeit, ihren Geburtsort, wo sie großer Achtung genoß, ihrer Haushaltung vorstand, und sich bis in ihre spätesten Jahre mit der Erziehung und dem Unterrichte ihrer Enkelinnen beschäftigte. In ihrem achtzigsten Jahre starb sie nach einer leichten Krankheit in den Armen von zweien dieser Enkelinnen, die ihr mit rührender Zärtlichkeit anhingen. Nur selten war sie während ihres langen Lebens krank gewesen, hatte keines ihrer Kinder durch den Tod verlohren, und wurde von mehr als funfzig Söhnen, Enkeln und Urenkeln zu Grabe begleitet. War diese Frau nicht glücklich zu nennen? oder war ihr Verdienst kleiner vor Gott, als das Verdienst eines großen Staatsmannes, der ja auch nicht viel mehr thun kann, als das Leben und Treiben der Menschen in dem Gleise

der Ordnung zu halten? Gewiß nicht. Es ist ja doch immer nur der Sinn, mit dem jeder das Seine thut, worin das Gute liegt; und das Scherflein der Wittwe war Gott angenehmer als der Reichen Ueberfluß. Wahrhaftig, das Lob der Frauen ist nicht zu verachten! —

Ich muß aber wohl endlich meiner Plauderei ein Ziel setzen. Aussprechen kann ich mich doch nicht mit Dir — also für das nächstemal. Lebe wohl, Du Gute, und küsse Deine Kinder von mir; Julchen aber zweimal. — Mit mir ist es jetzt nicht ganz recht. Ich fühle oft gegen Abend eine flüchtige Hitze, wie Fieber, bisweilen stärker, bisweilen schwächer, wie meine Mutter in dem letzten Jahre ihres Lebens. Doch bin ich munter dabei, und auch der Arzt scheint nicht besorgt zu seyn. — Noch einmal, lebe wohl. Alle die Meinigen grüßen herzlich.

Den 16. April 1801.

Ganz verlassen und einsam sitze ich hier neben dem Bette meines armen kranken Karl, um mich durch Schreiben zu zerstreuen oder zu sammeln, wie Du es nennen willst. Mein Mann ist vor acht Tagen in Angelegenheiten der Stadt nach der Residenz gereist, und ich bin hier mit meiner Justine ganz allein, und ängstige mich um den lieben Knaben, vielleicht mehr als recht und vernünftig ist. Gleich am zweiten Tage nach Odo's Abreise klagte er sich, und war — wie es bei lebhaften Kindern zu seyn pflegt, gleich sehr hin-

fällig. Ich fürchtete ein Scharlachfieber; und so war es auch. Nun ist der Friesel noch nicht recht heraus, und das Fieber stark. Er schläft viel, und bisweilen, wenn er die Augen aufschlägt, sieht er mich so fremd an, daß ich glaube, er kennt mich nicht. — Wie mich das Alles ängstigt! Und die Abwesenheit meines Mannes dazu! Und daß ich auch Dich, Du Gute, und Deinen Trost entbehren muß!

Ida ist noch ganz wohl auf, aber ich fürchte, sie wird der Ansteckung nicht entgehen. Wäre nur Odo hier! Ich wage noch nicht, ihm etwas zu schreiben, um ihn nicht vergeblich zu beunruhigen und seine Geschäfte zu stören. Sein Herz hängt an den Kindern, wie das meinige.

Ich rechne etwas auf ihre kräftige Gesundheit — aber ach, was sind solche Rechnungen? Hab' ich sie nicht so oft bei andern getäuscht gesehen? — Der Arzt ist geschickt und sorgsam; er ist unser Freund; er liebt die Kinder. Ich darf also keine Vernachlässigung fürchten. — Und doch — Dir darf ich es wohl vertrauen, wie ich in meinem Innersten bebe, wenn sich mir der schreckliche Gedanke aufdrängt, und immer wieder aufdrängt. Ich weiß, daß ich Gott vertrauen, daß ich Alles in die Hände der ewigen Liebe legen sollte. Ach ich bitte Gott, mir dieses Vertrauen zu geben; aber ich habe nicht den Muth, ihm mein Schicksal anheim zu stellen. Ich kann nicht sagen „Vater, Dein Wille geschehe!“ das Wort erstirbt auf meinen Lippen, und wandelt sich in Bitten um die Erhaltung des Theuersten, was wir haben.

Könnte das Herz der ewigen Liebe zürnen über die Angst einer Mutter? Doch such' ich mich aufzurichten, und so lang' ich am Tage um den armen Kranken beschäftigt bin, und Ida mir zu thun gibt, vergeß' ich mich wohl. Aber wenn alles im Hause schläft, und ich so allein in dem dunkeln Zimmer bei der Lampe sitze, und jeden hastigen Athemzug des fieberglühenden Kranken höre, und nur einzelne verworrene Laute des Träumenden die tiefe Stille unterbrechen, ach, da bin ich meines Kummers nicht Herr, und ich kann stundenlang über seinem Gesichte hängen und spähen und zittern.

Den 17. April.

Ich mußte vorige Nacht die Feder weglegen; der Knabe wurde so unruhig. Ich gab ihm einigemal ein und setzte mich an sein Bett, um ihn zu beobachten. Einmal schlug er die trüben Augen auf, fragte nach seinem Vater, schlang dann seine heissen Arme um meinen Nacken, und drückte mich an sein glühendes Gesicht. Gleich darauf schlief er wieder ein, und seitdem hat er sich nicht wieder ermuntert. Ach und denke Dir mein Schrecken — seit einer Stunde ist aller Friesel verschwunden. —

Und nun zeigt sich auch bei Ida der Anfang des Fiebers, und sehr heftig.

Ich habe Mühe, mich aufrecht zu halten; meine Knie sinken unter mir ein. Bete für mich, für die Rettung meiner Geliebten, und für meinen Mann.

Den 18. Nachts.

Ach, meine geliebte, meine einzige Freundin. Gott hat mein Gebet nicht erhört. — Hart, hart bin ich darnieder geworfen. — Eine kinderlose Mutter — und noch kaum so glücklich. — Kein Trost — überall Tod. Ach und Odo ist fern! Mein armer, armer Mann! — Ich kann nicht mehr schreiben. Gott erhalte Dich und die Deinigen.

Amande an Odo.

Den 19. April.

Lies, mein geliebter Mann, dieses Blatt, das mir an einem dieser Tage unter dem schriftlichen Nachlasse meiner Mutter in die Hände fiel: *)

„Als einst Assa am Sabbath in der Schule lehrte, geschah es, daß seine beiden Söhne, die vom Felde kamen und auch nach der Schule eilten, in einem angeschwollenen Strome ertranken. Sie waren jung und schön und des Gesetzes kundig, und bei Gott und Menschen beliebt. Die Knaben wurden gefunden und der Mutter gebracht. Da weinte die Mutter über ihnen und trug sie auf den Söller, legte sie auf ein Bett, und deckte ein weißes Tuch über sie und betete bei ihnen, bis es Abend ward. Und als die Sonne unterging, kam Assa heim und sein Weib ging ihm entgegen,

*) Die folgende Erzählung war von der Hand der Mutter Amandens geschrieben.

und als er sie gegrüßt hatte, sprach er: wo sind meine Knaben, daß ich sie segne? Und das Weib antwortete: Sie sind zur Schule gegangen, um das Wort des Herrn zu vernehmen. Er aber sagte: Wie sagst Du, daß sie zur Schule gegangen, da meine Augen sie doch nicht gesehen haben? Da schwieg das Weib, und reichte ihm einen Becher Weines, daß er tränke und den Herrn lobe. Und als er getrunken und gelobet hatte, sprach er wiederum: Wo sind meine Knaben, daß sie auch von dem Weine trinken, und Gott ihren Schöpfer preisen? Da sagte das Weib: Sie werden nicht weit seyn; aber iß und trink und sey wohlgemuth.

Und als Assa gegessen hatte, und fröhlich war in seinem Gott, trat sein Weib vor ihn und sprach: Rabbi, gib mir Antwort auf meine Frage. Jüngst kam ein Mann zu mir und gab mir zwei Perlen, daß ich sie ihm aufhübe, und heut kömmt er wieder und verlangt sie zurück. Soll ich sie ihm geben? — Da sah der Rabbi sie zürnend an und sagte: Will Assa's Weib sich bedenken, ob es wiedergebe, was es empfangen? Denke an das Gebot des Herrn, nicht zu begehren, was nicht Dein ist. Und das Weib antwortete: Ich weiß das Gebot, aber aus Deinem Munde wollte ich's hören, und nicht wiedergeben ohne Dein Wissen."

„Und als sie so gesprochen hatte, führte sie ihn hinauf zu dem Söller, und weinte bitterlich. Und da Assa sie um die Ursache fragte, zog sie das Tuch von den todten Knaben hinweg. Da weinte auch Assa

laut, und jammerte und zerriß seine Kleider. Das Weib aber wendete sein Antlitz weg, und ergriff die Hand des Mannes und sprach: Hast Du nicht gesagt, daß man wiedergeben müsse, was man empfangen? Sieh', der Herr hat sie gegeben, der Herr hat sie zurückgefordert. Sollen wir murren? — Da fiel Assa ein, und hob seine Hände zum Himmel und sprach: Der Nahme des Herrn sey gelobt! Und beide gingen und lobten Gott!"

* * *

Was Du hier gelesen, geliebter Mann, laß es Dich nicht wundern. Laß uns vielmehr auch, wenn ein Unglück uns treffen sollte, sagen: Der Nahme des Herrn sey gelobt. Haben wir Gutes empfangen, sollten wir nicht auch das Böse annehmen? Wir wollen es annehmen mit stiller Ergebung — wenn es auch das Schmerzlichste wäre.

Das Schmerzlichste! — Ahndet Dir, guter Odo, was uns geschah? Soll ich es aussprechen? Hab' ich nöthig, es auszusprechen? Oder sagt Dir Dein bebendes Herz, was wir verlohren? — Ach es sagt Dir nicht Alles. Muß ich es Dir sagen? muß ich zum Boten dieses Unglücks erkohren seyn?

Du verließest eine so glückliche Mutter — selbst so glücklich durch Deine Kinder! — Mit frohem Herzen schiedest Du, auf kurze Zeit nur, und mit frohen Hoffnungen. Ach wie schrecklich sind diese Hoffnungen zerstört!

Sie starben an meiner Brust, glühend von Fieber. Meine Gebete konnten sie nicht erhalten; meine Thränen konnten sie nicht erwecken. Ach diese süßen Blumen verwelkten an meiner Brust. Lächelnd schlummern sie nun neben einander und harren des Tages, der sie zu einem neuen Leben erwecken wird. Ach warum darf ich nicht neben ihnen schlummern, und in meine Arme sie nehmen und so vor Gott treten?

Ich kann Dir nicht mehr schreiben. Unser Freund, unser Arzt übernimmt das Uebrige. Es wird Dich trösten — wenn hier etwas trösten kann — seine Fürsorge und den Antheil zu sehen, den er an unserm großen Unglücke nimmt. — Ich bin wohl — wenn man in so tiefer Betrübniß es seyn kann. Ach ich will alles in mir zusammen suchen, was mir Kraft geben kann — wenn Du nur erst bei mir bist. — O mein Odo — o Du mein Alles, jetzt mehr als jemals mein — da ich außer Dir nichts, nichts mehr habe.

Amande an Henriette.

Den 12. Mai 1801.

Dein Brief, meine innig geliebte Freundin, hat mich unaussprechlich erquickt. Er hat die Quellen meiner Thränen von neuem eröffnet, und diese Thränen haben mir wohlgethan. Deine Liebe hat sich mit der Herbigkeit meines Schmerzes gemischt, und die tiefe, brennende Wunde gekühlt, die mir der Tod gerissen hat; und so oft ich jetzt meines Verlustes ge-

denke, ſteht Dein Bild vor mir, wie ein tröſtender Engel, und deutet mir hinauf zu dem, von deſſen Liebe das Leiden, wie das Gute kömmt. Ich kann jetzt wieder mit mir ſelbſt ſprechen; ich kann beten; und wenn auch Thränen meine Worte erſticken, ſo fühl' ich doch jedesmal das drückende Band des tiefen, ſtummen Schmerzes gelüftet, das um meine Bruſt gelegt iſt. Habe Dank auch für dieſe Wohlthat, Du Gute! Gott vergelte Dir in dem frohen Gedeihen Deiner Kinder die Fülle der Liebe, die Du mir, der Kinderloſen, erzeigſt. — Auch Odo hat Deinen lieben Brief geleſen. Als er mir ihn wiedergab, zog er mich ſchweigend an ſeine Bruſt, und lag lange in meinen Armen, ſein Geſicht an meine Schultern gedrückt. Dann ſah er auf, die Augen voll Thränen, faßte meine Hand, und ſagte mit wankender Stimme: Sollen wir gegen Gott ſtreiten, Amande?

Seitdem gewinnt der kräftigere Wille ſichtbar in ihm die Oberhand. Er iſt wieder zu den gewohnten Geſchäften zurückgekehrt; er lieſt mir wieder vor, wie ehedem; er ſpricht mehr, und wenn auch unſere Unterhaltung oft die ſchwermüthige Farbe der Trauer hat, oder durch die ſchmerzlichen Erinnerungen, die ſich freilich oft auch bei der leiſeſten Veranlaſſung vordrängen, unterbrochen wird, ſo löſt doch das Wort die Wurzeln des Schmerzes allmählig los, die ſich bei dem tiefen Schweigen immer tiefer und tiefer ſenkten. Ich will Dir gern geſtehen, daß ich mir bis dahin noch allzu wenig Gewalt angethan, daß ich mich der Heftigkeit meines Jammers vielleicht allzuſehr

überlassen hatte. Wie schwach ist ein Weib! aber ach wie grenzenlos unglücklich ist auch eine Mutter, die — ach! ich kann es nicht ausschreiben. Jetzt richtet mich doch Odo's Beispiel ein wenig auf, und ich suche alle Reste zertrümmerter Kraft in mir zusammen, um nicht durch mein Trauern das Seinige immer von neuem aufzuwecken. Die Aufmerksamkeit, die ich auf ihn richte, mein Spähen nach seiner Miene und seinem leisesten Lächeln trennt mich von mir selbst, und verschleiert die blassen Todesbilder wenigstens von Zeit zu Zeit. Bannen kann ich sie nicht. Würd' ich es wollen, wenn ich es könnte? Ach es ist ja der einzige Trost, der mir übrig geblieben, das Bild dieser holden Engel in meinem Innern zu beschauen, und jede Freude, jede Hoffnung, die mir ihr kurzes Daseyn gab, in meinem Herzen aufzuheben.

Wie ich die Tage hingebracht, in denen mich mein bitteres Schicksal getroffen, will ich nicht sagen. Kaum weiß ich es selbst. Die wenigen Zeilen, die ich, mit möglichster Fassung, an meinen Mann schrieb, hatten meine ganze Kraft erschöpft. Ich konnte nichts sprechen noch denken. Ein ungeheurer Abgrund lag vor mir offen; ich mußte unablässig hinabschauen; alle meine Gedanken gingen in Einem Worte zusammen. Auch weinen konnt' ich nicht, bis der Sarg geschlossen war, der beide umfaßte; — aber dann versiegten meine Thränen wieder, und ich sah nur das Grab, das sie aufgenommen, und den Hügel, der die Lust meines Lebens und alle meine Hoffnungen in sich barg, vor meinen starren Blicken. So vergingen acht Tage,

die schrecklichsten Tage, furchtbarer als Tod. — Da kam Odo zurück. Es war spät am Abend. Als der Wagen an der Thüre hielt, erschrack ich so heftig, als wär' ich mir eines schweren Verbrechens bewußt, das jetzt aufgedeckt und bestraft werden sollte. Meine Füsse zitterten; meine Knie brachen unter mir zusammen; ich vermochte nicht ihm entgegen zu gehen. So fand er mich neben meinem Bette niedergesunken. Nur die Arme konnte ich nach ihm ausstrecken, und er stürzte an meine Brust. Lange vermochte keines das andere anzusehen. Da aber Odo meine Hülflosigkeit sah, faßte er mich mit seinen Armen, und setzte mich nieder; lag dann lange vor mir auf den Knieen und verhüllte sein Gesicht. Es waren schreckliche Augenblicke. Endlich ermannte er sich, setzte sich neben mich, faßte meine Hände, und sprach mit bebender Stimme von unserm Verlust. Ich hatte nur wenige Worte. Unsere Herzen waren zerrissen.

So ging ein großer Theil der Nacht hin; an Schlaf war nicht zu denken. Ach der Anbruch des Tages war nicht minder schrecklich. Immer pflegte mein Mann den Knaben zu wecken, ihn aus dem Bette zu nehmen und zu mir zu führen; oft auch erwachte Ida um dieselbe Zeit; dann nahm er auch diese auf den Arm, und brachte beide, und an seiner Hand und von seinem Arm herab riefen sie mir ihr „Guten Morgen" zu. — Ach es war kein Augenblick, der uns nicht an unsere Verlassenheit mahnte! — Und ist nicht noch jetzt die tiefe Stille um mich her eine immer erneuerte Erinnerung an die Stille des Grabes? Ist

mir nicht jedes Ueberbleibsel meiner Lieben, ihr Spielwerk, ihre Kleider, wie ein entseelter Leib, über dem ich Thränen vergießen muß? Alles, alles umher erscheint mir wie ein großer Gottesacker, auf dem wir arme Eltern die Schatten unserer Kinder suchen, und die Ruhestätte bestellen, die uns neben sie betten soll. Ach, ein geliebtes Kind nimmt durch seinen Tod nicht bloß die Freuden hinweg, die es uns gab, sondern auch die, welche es von uns empfing. Das mütterliche Herz unterscheidet sie nicht. Immer ist es mir jetzt, als ob mein Tagewerk vollendet wäre, seitdem diese Engel nicht mehr erwachen, und als ob mir nichts mehr übrig wäre, als mit meinem Schmerz und meinen Thränen auf immer zur Ruhe zu gehen.

Doch will ich fortfahren, mir Gewalt anzuthun; ich will nicht nachlassen; ich versprech' es Dir auf das heiligste. Was wäre denn unser Glaube, wenn wir bei jeder Prüfung an Gott und uns selbst verzweifelten? Nicht im Sonnenschein nur und bei heiterem Himmel erscheint er uns ja; auch im Ungewitter und Sturm; und seine Hand, auch wenn sie schwer auf uns lastet, hebt uns hinauf. Zeigen uns nicht die, welche vor uns sterben, den Weg zu ihm? Gehen nicht meine Kinder wie lichte Engel vor mir her? Soll ich mich vielleicht nicht freuen — da mein Ziel wohl nicht lange gesteckt seyn dürfte — daß diese Lieblinge meiner Seele in ihrer blühenden Unschuld hinweggenommen worden, ehe die gefahrvollen Prüfungen des Lebens sie erreichen konnten? Dorthin, wo sie so früh hingerufen worden, will ich meine Blicke

richten, und von dem, der mir so große Leiden sendete, wird mir auch Trost kommen. Ist mir nicht schon die Liebe meines Odo ein großer Trost? Gott wird helfen, daß ich mich seiner würdig mache. —

Lebe wohl, liebe, theure, einzige Freundin. Ach Du glaubst nicht, wie ich mich nach Deinen milden Worten sehne, wie weich und labend sie sich an mein wundes Herz legen! Laß mich nicht lange auf solche Tröstungen harren. Erzähle mir viel, viel von Deinen Kindern. Glückliche Mutter! Gott erhalte Dir dieses unaussprechliche Glück lange, lange!

Amande an Henrietten.

Den 16. April 1805.

Gottlob, meine theure Freundin, die peinlichen, qualvollen Tage sind vorbei, die in diesen drei Monaten auf uns gelastet haben; aber noch immer sind wir wund von dieser Bürde, und die Ereignisse der Zeit haben einen bittern Nachgeschmack zurückgelassen, der sich vielleicht nie wieder ganz verlieren wird. Von dem Verlaufe der Sache schreib' ich Dir nichts weiter; Du kennst ihn. Wäre Dein Albert vom Anfange an hier gewesen, so hätte die gräßliche Cabale ihr Haupt nie so erhoben; wie er denn in den wenigen Tagen seines Hierseyns ihr den giftigen Schädel wohl auf immer zertreten haben mag. Ohne ihn wäre vielleicht der edelste und unschuldigste Mann ihr Opfer geworden, und hätte die größten Anstrengun-

gen und den uneigennützigsten Eifer mit dem Verluste seiner Ehre belohnt gesehen. Daß dieses nicht geschehen, daß Odo nach so heftigen Angriffen noch aufrecht steht, daß seine Ehre rein und unbefleckt aus dieser Feuer-Probe hervorgegangen, das danken wir größtentheils der Freundschaft und Kaltblütigkeit Deines trefflichen Mannes. Möge ihm Gott dafür lohnen. Wir können es nur durch unsere herzliche Dankbarkeit, und durch die immer erneute Erinnerung an den glücklichen Erfolg seiner Bemühungen.

Wenn ich in dem Laufe dieser Ereigniſſe oft mit Schrecken und Angſt wahrgenommen habe, wie mächtig die Lüge iſt, und wie ſchnell ſie emporſchießt, wenn ſie einmal Wurzel gefaßt hat, und unter ihrem Schatten Alles vergiftet, ſo daß ich oft ganz verzagte, ſo hat denn doch der Ausgang die alte und ewige Kraft der Wahrheit bewährt, und Ein Mann, der muthig in das Netz der Lüge zu greifen wagte, hat gezeigt, daß es eben nur eitel Spinngewebe ſind, die aus der Ferne ſo gefährlich ausſehen. So rankt ſich doch der Glaube an die Wahrheit wieder auf, und das Beiſpiel Eines edeln Mannes bekräftigt ihn mehr, als ihn die übelwollende oder feige Menge hat erſchüttern können. Auch mitten in dieſer peinlichen Zeit hat es nicht immer an lichten, ja, an recht glücklichen Stunden gefehlt, wo wir uns recht eng und innig an einander ſchloſſen, unter dem Schutze der Unſchuld über die Anklagen und das Urtheil des charakterloſen Haufens erhuben. Viele von denen, die uns damals auffallend vermieden und ſich bei Seite drückten, nä-

hern sich jetzt wieder, und möchten gern ihren Zweifel an uns vergessen machen, was ihnen auch bei Odo etwas besser als bei mir gelingt. Wer verachten kann, dem wird auch das Vergessen leichter; aber mich dünkt, daß eben dieses Verachten eine Kälte in ihm zurücklässt, die ihm sonst fremd war. Er verschließt sich jetzt mehr in sich selbst, und die Wolken des Unmuthes sind noch nicht von seiner Stirn weggezogen. So viele Mühe ich mir auch gebe, den ganzen Handel zu vergessen, und die Aufmerksamkeit meines Mannes auf andere Gegenstände zu lenken, so kehrt doch immer die Verwunderung über die Dreistigkeit so schaamloser Lügen zurück, und an diese Verwunderung hängen sich leicht wieder Gefühle an, die man gern verbannen möchte. Das hämische, tückische Wesen mancher Menschen setzt sich doch gar zu tief; und Odo mag wohl recht haben, daß, wenn jeder andere Schmerz in der Erinnerung seine Dornen verliert, die Kränkung der Ehre und des guten Nahmens, wenn auch die Wunde gänzlich vernarbt ist, doch immer nach langer Zeit gleich empfindlich wie im Anfang schmerzt.

Meine Gesundheit beunruhigt mich jetzt bisweilen. Die abendlichen Fieberanfälle, die einige Jahre hindurch fast ausgeblieben waren, haben sich heftiger wieder eingestellt; meine Hände sind fast immer heiß, und Odo erschrack neulich recht, da er mich unvermuthet bei der Hand faßte. Doch wußt' ich es ihm auszureden. Auch meine Nächte sind oft schlaflos, und ich fühle mich dann den Tag über so matt und

hinfällig, daß ich mich ordentlich auf das Abendfieber freue. Dann fliegt mich bisweilen eine gewisse Heiterkeit an, und ich meyne stärker zu seyn. Wenn dieß so fortdauert, so fürcht' ich, daß es meine Kräfte allmählig aufreibt, wie es auch bei meiner guten Mutter geschah. Meine vormalige Lust am Leben hat sich sehr vermindert. Freilich wünsche ich auch noch jetzt, länger mit meinem Manne zusammen zu seyn. Seine treue, innige Liebe macht mich ja so glücklich; und sie bleibt sich in allen Verhältnissen gleich; ja, es ist als ob das mannichfaltige Unglück, das wir zusammen erfahren, ihn noch enger an mich gebunden hätte. Darum wird es mir schwer, den Gedanken zu fassen, daß ich mich von ihm trennen, daß ich ihn hinter mir zurücklassen soll. Aber ist nicht unser Leben in Gottes Hand? Ist nicht auch das Ziel, das er uns setzt, ein Beschluß seiner Weisheit, und gewiß dem Heile eines jeden das Beste?

Die beiden Waisen, die mir seit dem Brande geblieben sind, machen mir viele Freude. Sie sind gesund und kräftig geworden, seit sie bei uns sind, und jetzt recht brav. Im Anfange kostete es Mühe, sie von manchen schlechten Gewohnheiten abzubringen und zur Arbeit zu gewöhnen; jetzt ist dieses gewonnen, und da wird alles Uebrige leicht. Auch diese Kinder haben Stoff zu schändlichen Verleumdungen geben müssen, und es hat nicht an dem guten Willen der Lügner gelegen, wenn ich jetzt nicht mit meinem Manne in Zwiespalt lebe. Was ist nur das für eine Verkehrtheit in den Menschen, die sie so geneigt macht,

ohne den geringsten eigenen Vortheil, andere herabzuwürdigen und ihren guten Nahmen zu beflecken? Ist es denn so erfreulich, unter Lasterhaften und Entehrten zu leben? oder ist es der Haß gegen Heucheley und Schein, was die Menschen geneigt macht, auch guten oder gleichgültigen Handlungen schlimme Beweggründe unterzuschieben? Sollte es das seyn, Henriette? und könnte ein reiner Quell solches Gift ausschütten? — —

Wird es Dir nicht möglich seyn, diesen Herbst zu uns zu kommen? Dein Besuch vor zwei Jahren war allzu kurz; und — es war vor zwei Jahren! Dein jetziger könnte Dein letzter seyn. Nimm das zu Herzen und gönne mir, wenn es möglich ist, die Erquickung Deiner Nähe noch einmal. Bringe von Deinen Kindern so viele mit, als der Wagen faßt. Sie sollen bei mir alle untergebracht werden. Gott gebe Dir und den Deinigen Gesundheit und Freude.

Den 21. Februar 1806.

In der Stille, die mich umgibt, in dieser Einsamkeit, in welcher ich die Uhr meines Lebens ablaufen sehe, den Augenblick erwartend, wo mir die letzte Stunde schlägt, wende ich mich so gern zu Dir, meine geliebte Freundin, und flechte die Erinnerungen an die heitern Tage unsers Zusammenseyns und der schönsten Zeiten meiner Ehe, und an die geliebten Todten, die jene Tage verschönerten, zu Einem Kranze zusammen, den ich Blume für Blume, Blatt für

Blatt, mit den Thränen der Wehmuth benetze. Auch die schönen Tage des vorigen Herbstes liegen vor mir, wie ein anmuthiges und freundliches Land, das die Sonne noch einmal mit liebenden Augen beschaut, ehe der Schleier der Nacht sie einhüllt. Wie wir da jeden Platz, den uns in früheren und besseren Zeiten die gegenseitige Liebe verschönert hatte, emsig aufsuchten, und jedes Andenken froher Vergangenheit erneuerten — eine lange Reihe von Festen der heitersten und unschuldigsten Art — so geh' ich jetzt mit der Seele die eben so reiche als einfache Geschichte jener Tage durch, beschaue in ihrem Spiegel die ältere Zeit, und vervielfältige mir so die letzten Freuden unserer so innigen, so lang und treu genährten Liebe. Auch meinen Odo stelle ich oft an die Pforten dieser Aussicht, und er liebt Dich so sehr, daß, wo ich Dich ihm zeige, er mir mit freudiger Seele folgt. In Mainau weilen wir dann am öftersten und liebsten. Dieses freundliche Oertchen, mit seinen Gärten und Wäldchen, in denen es wie ein stilles Kind im mütterlichen Schooße liegt, ist auch ihm von den Zeiten meines Brautstandes lieb, und wir schmücken es wetteifernd mit den Idyllen unserer glücklichsten Tage aus. Wenn Du uns dann hörtest, Du würdest kaum glauben, daß es die kranke, sterbende Freundin sey, die so viel und so heiter spricht: wie denn auch Odo gestern noch mitten im Gespräche wie verwundert inne hielt, und mich mit Lächeln betrachtend sagte: wie hell Dein Aug' ist, Amande! wie blühend Deine Farben! Die Erinnerung an Deinen Brautstand hat

Dich wieder mit allen bräutlichen Reizen geschmückt. Und dabei drückte er mich mit froher Rührung an sein Herz. Ach er täuscht sich; aber ich lasse ihm gern den Wahn, daß der Frühling und eine Brunnen-Cur in Mainau mir Gesundheit bringen werde. Dieser Wahn macht ihn so glücklich, und ich helfe ihm selbst die Bilder der heitern Tage ausmahlen, die er dort mit mir zu leben hofft. Wollte Gott, diese Hoffnungen könnten in Erfüllung gehen! Wie gern blieb' ich noch unter den Lebenden, an der Seite des geliebten Mannes, der mein Freund, mein Lehrer, mein Trost, der der Vater meiner Kinder ist, den ich liebe wie mich selbst, der mich liebt wie sich selbst, und den ich nicht ansehen, an dessen Verwaisung ich nicht denken kann, ohne daß mein Herz in Zähren schwimmt. Aber ich kann mich nicht selbst hintergehen; und wenn ich es auch wollte, so steht mir das Bild meiner Mutter vor Augen, und der Gang der Krankheit, an der sie in meinen Armen verschied. Alle Mittel, die ich bis jetzt habe anwenden müssen, diese verzehrende Fieber-Gluth zu dämpfen, haben sie nur angefacht; und stärker als alle Gründe spricht ein inneres Gefühl in mir, das mir jede irdische Hoffnung abschneidet, und mich über sie erhebt. Ich ergebe mich auch in den Willen Gottes, und es ist kein Unmuth, kein Murren in mir, wenn gleich Trauer. Bisweilen gelingt es mir, selbst den Gedanken an die schmerzlichste der Trennungen zu besiegen, und dann sehe ich in das Leben hinein als in etwas Fremdes, das mich nichts mehr angeht, und woran ich nichts mehr zu fordern habe. Dann

wird mir Alles zum Bilde darin, und was ich vom Glück und Unglück erfahren, erscheint mir wie einzelne Auftritte, oder wie Licht und Schatten in einem Gemälde, das wir, ohne Beziehung auf uns, nur um sein selbst willen, mit Vergnügen beschauen, aber auch ohne Verdruß verlassen, um uns zu einem andern zu wenden. Dieses andere ist noch verhüllt; aber durch den Schleier leuchtet mir eine höhere Klarheit entgegen, und ich sehe meine Kinder in ihr wandeln und andere Geliebten, nach denen mein Herz sich sehnt. Wenn mich Gott in solchen Augenblicken von hinnen nähme, wer wäre glücklicher als ich! Doch bin ich auch schon so glücklich genug, da ich mit Heiterkeit an meine letzte Stunde denken, und mit ruhiger Fassung auf mein einfaches und stilles Leben zurückblicken darf. Das war mein Wunsch von Jugend auf, und ich habe mich oft in der Blüthe meiner Jahre an den Rand meines Grabes gestellt, mit dem Gedanken, wie ich einst wirklich daran zu stehen wünschte. So hatte mich meine Mutter gelehrt; so würde ich meine Kinder gelehrt haben, wenn Gott sie mir erhalten hätte. Lehre auch Du, meine geliebte Freundin, Deine Kinder so; dieser Gedanke des Todes wird den Tod aus ihren irdischen Freuden nehmen, und eine reine und glückliche Heiterkeit über ihr Leben, wie über ihre letzte Stunde verbreiten. Ich hoffe, mein Kampf soll nicht lang seyn. Aber was auch Gott in seinem Rathe beschlossen hat, wenn ich nur in den Armen meines Odo sterbe, so werd' ich auch das letzte schmerzliche Zerreissen der Lebens-Ban-

den mit unerschüttertem Muthe ertragen. Ihn wird es trösten, meinen ruhigen Tod zu sehen; und wenn er mir die Augen zugedrückt hat, wird er sich freuen, daß meiner Leiden ein Ende ist. Lebe wohl, geliebte Freundin, und nimm noch einmal den Dank meines gerührten Herzens für Deine Liebe, Deinen Rath, Dein Beispiel, für alles Gute, was ich von Dir und durch Dich empfangen habe. Mit unaustilgbarer Schrift steht es in meinem Innern geschrieben, die auch jenseits des Grabes nicht erlöschen wird. Grüße Deinen edeln Mann. Alle Deine lieben theuern Kinder küsse von mir. Wenn ich es vermag, schreibe ich Dir noch. Deine Dich bis in den Tod

Treu und dankbar liebende
Amande.

Einzelne Blätter von Amandens Hand *).

Umsonst suchst Du Gott ausser Dir, hast Du ihn nicht in Dir selbst erkannt. Aus Deinem Herzen spricht er zu Dir, und wenn sein Wort Deinen Geist erleuchtet, dann erscheint Dir auch in der Sonne sein Ebenbild, und Du hörst seine Stimme im Sturm und in dem Brausen des Waldes. Aber denen, die nicht in ihre eigene Tiefe hinabsteigen, und die sich

*) Diese Blätter waren, der Handschrift zufolge, zu sehr verschiedenen Zeiten geschrieben. Der Herausgeber hat sie in der Ordnung gelassen, in der er sie vorfand.

selbst zu erforschen scheuen, wird auch der nicht kund, der über der Welt thront. „Wärest Du, o Gott, nur ein Körper ohne Leben und der Schatten eines Wesens, so würde Deine nichtige Natur die Eitelkeit der Menschen beschäftigen. Aber weil Du so tief in ihnen selbst wohnst, wo sie nie einsprechen, so bist Du ihnen ein verborgener Gott.“

* * *

Wenn ich an meine Nichtigkeit denke, an die Hinfälligkeit dieses sterblichen Leibes, an die Beschränktheit meines Geistes, dem durch die Dunkelheit rings umher nirgends ein lichter Pfad erscheint, an die Schwäche meines Willens, an alle die eiteln Dinge, denen so oft die ernstesten Betrachtungen weichen müssen, und dann emporsteige zu dem Ewigen, aus dessen Worte dieses grenzenlose, unermeßliche All entsprang, zu ihm, dem Allmächtigen, dem Gerechten, dem Heiligen, so erbeb' ich in meinem Innersten; ein unendlicher, bodenloser Abgrund scheint sich vor mir aufzuthun, und ich stehe wie verlohren an seinem schroffen Rande. Wenn ich aber dann zittere vor Furcht, und meine Kniee unter mir brechen wollen, und mein Herz sich in Demuth vor dem Heiligsten beugt, da geht mir der Stern der ewigen Liebe jenseits des Abgrundes auf, und es ist mir, als ob ihre Strahlen ihn ausfüllten, und eine Brücke über ihn webten, die mich zu ihr hinüber leiten soll. Ach dann schwillt in meiner Brust eine unendliche Sehnsucht nach dem, der diesem All nicht nur zu seyn gebot, sondern es

auch an seinem liebenden Herzen trägt; der auch mich an seinem Herzen trägt, und mich seiner Gemeinschaft würdigt, wenn ich ihn mit Ernst und Eifer suche. In diesem Gefühle verhallt die Stimme der Furcht, und ich ahnde, daß die Seligkeit des Himmels schon diesseits des Grabes ihren Anfang nimmt.

* * *

Für wen schmückte sich die Erde mit einem so wunderbaren Reiz, wenn es kein fühlendes Herz gäbe, das sie gleichsam an sich drücken und durch seine eigene Wärme beleben könnte? Ach sie selbst ist kalt und stumm; nur durch Deine Liebe erwarmt sie; nur Deine Worte wiederholt sie, dem Echo gleich. Aber indem sie uns wiedergibt, was sie von uns empfing, wird sie uns eben dadurch theuer, wie der Hülfsbedürftige durch das Gute, das wir ihm thun. Dann glauben wir sie besser zu verstehen, indem wir uns selbst hören, aber mit einer unschuldigen Täuschung und von Selbstsucht rein.

* * *

Die Stimme der äußern Natur, die so mild sich an unser Herz legt, kömmt sie nicht eben aus unserm Herzen hervor, in welchem das Bild der Harmonie in wechselnden Gestalten, die Idee der ewigen Schönheit und Vollkommenheit ruht? Und jenes Bild und jene Ideen, was sind sie anders als der Abglanz des Unendlichen, die Offenbarung seines heiligen und unerforschlichen Wesens?

* * *

Alle Gegenstände, die zwischen Gott und dem Herzen des Menschen liegen, ohne mit Gott oder dem Herzen verknüpft werden zu können, sind klein, schlecht oder gleichgültig.

* * *

Kann man wohl genug kämpfen gegen die eitle Freude an Dingen, die keinen Werth in sich tragen? Was ist hinfälliger als die Blüthe der Jugend, und die zufällige Gabe der Wohlgestalt? Soll ich mich dieser Gabe überheben? soll ich nach ihrer Bewunderung geizen? soll ich mich höher achten deshalb? Mein Gewissen sagt nein, und ich erkenne die Gefahr, die ein eitles Schönthun mit einem so hinfälligen Gute bringt. Ist nicht die Schaam, die ich fühle, wenn ich mich auf solcher Eitelkeit überrasche, eine gültige Zeugin meines Unrechtes, und eine Ermahnerin zur Demuth? — Was kann der Baum werth seyn, dessen Früchte Schaam und Reue sind?

* * *

Die Gewalt der Eitelkeit ist so groß, daß, wenn ihr einmal ein Platz im Herzen eingeräumt worden, sie bald alles umstrickt und allein zu herrschen begehrt. Wie ein Unkraut, das sich anfangs nur scheu und einzeln auf dem Acker zeigt, aber, wenn es nicht schnell vertilgt wird, bald die gesunden Früchte überwältigt; oder wie der faule Schwamm, der aus feuchtem Gebälk hervorbricht, und oft den Einsturz des Hauses nach sich zieht, so besiegt das selbstsüchtige Wohlgefal-

len an dem eigenen flüchtigen Reize, das eitle Beschauen der eigenen, oft nur eingebildeten Vorzüge, bald jeden Keim des guten Saamens, und lösche in dem Herzen die Funken wahrhafter und edler Liebe aus. Dann flieht die Wahrheit und macht der Lüge Raum, die dem hohlen übertünchten Götzen des vergötterten Ichs ihren widrigen Weihrauch bringt. Aber nicht im Innern nur, auch von Aussen umringt Einsamkeit und Oede ein solches, in sich selbst verliebtes Geschöpf. Wer Niemanden liebt, Niemanden achtet als sich selbst, den liebt und achtet Niemand; und wenn er dem Menschen goldene Fesseln anlegte, sie zerbrechen sie, und fliehen mit dem Golde davon. Ein solches Wesen erscheint seinen Umgebungen wie ein unheilbarer Kranke, der doch nicht für krank gehalten seyn will, und selbst das Mitleiden wie ein herbes Arzneimittel flieht. Es verlangt keine andere Stimme zu hören, als die Stimme der Schmeichelei, und so stirbt es physisch und sittlich mit dem Wahne der Gesundheit und Unverbesserlichkeit dahin, so lang es lebt, von keinem geliebt, und ist es gestorben, von Niemand beklagt.

* * *

Wenn es sich um Recht und Unrecht handelt, so frage Dich nicht: Warum soll ich das thun? warum soll ich das lassen? Solche Fragen verrathen die Neigung zum Unrecht, die Hülfe von Gründen hofft und verlangt. Was die böse Neigung sucht, das findet sie auch leicht, und so treibt sie Dich mit scheinbaren

Gründen dahin, wo Du nicht hin solltest. Die Reue kömmt dann zu spät, um Dir die Nichtigkeit jener Gründe zu zeigen, die den bessern Willen zum Weichen gebracht haben. Hat einmal Dein Gewissen für das Recht oder Unrecht einer Handlung entschieden, so bleibe dabei, und sieh seinen Ausspruch für unwiderruflich an. Wenn Dir aber dieß schwer wird, so nimm Gott zu Hülfe, der immer auf der Seite des Rechtes ist. Durch ihn bist Du stark. Er wird Deine Kraft aufrichten, wenn sie zu sinken droht, und die Irrlichter der trügerischen Klugheit, die sich gegen den gewissen Geist in Dir empören will, auslöschen.

* * *

Warum zürnen wir auf die, welche von unsern Fehlern sprechen, und sachen thuen wohl, wenn wir könnten, Uebels zu thun? Macht uns das unserer Fehler ledig? oder werden sie sich in Tugenden wandeln, wenn wir sie auf eine solche Weise in Schutz nehmen? — Aber der Tadel schmerzt. Allerdings. Er erbittert uns. Gegen den, welcher unsere Fehler erkannt hat? Warum in aller Welt? Was soll einen Menschen verpflichten sich gegen unsere Mängel zu verblenden, oder da Schönheit zu sehen, wo Häßlichkeit ist? Wäre es nicht besser diese Erbitterung gegen uns selbst zu kehren, und den schmerzenden Tadel als eine herbe Arznei zu unserer Besserung zu brauchen?

* * *

Eine reiche Quelle großen Elendes in der Welt ist *das Bemühen*, den Schein von dem erzwingen zu

wollen, was man nicht ist, und das, was man ist, verbergen zu wollen. Es ist kein Ruhm, reich, und keine Schande, arm zu seyn; deshalb ist es thöricht, nach dem Scheine des Reichthums zu streben, wenn man arm ist, und sich der Armuth zu schämen, die man nicht verschuldet hat. Diese Thorheit legt den Menschen auf Dornen, und noch dazu meist umsonst. Eine Frau der großen Welt sagte einmal: „Ich habe mir fest vorgenommen, nie zu lügen, weil ich bemerkt habe, daß man doch Niemanden überzeugt.“ Der Grund ist schlecht; aber an sich ist die Bemerkung vollkommen wahr. Also außer der peinlichen Mühe, die jene Art von Eitelkeit fordert, macht sie auch noch lächerlich. Daß sie sogar die Quelle sehr strafbarer Handlungen werden kann, will ich gar nicht berühren. Aber was ist achtungswerther, als eine arme Familie, die sich ihrer Armuth gemäß einrichtet, auf die Genüsse der Wohlhabenden Verzicht thut, in treuer Arbeitsamkeit ihr Auskommen sucht, nicht klagt und nicht prahlt, und in ihrer Beschränkung ihr Glück in gegenseitiger Liebe und in Erfüllung aller christlichen Pflichten sucht?

* * *

Daß mein Geist das Unendliche denkt, daß er in diesem Gedanken eine Seligkeit fühlt, die weit über alle sinnlichen Genüsse hinausgeht, ja mit diesen gar nicht verglichen werden kann, daß eben diese Seligkeit, wenn ich ihren Quellen nachspüre, mit der Trauer über das Verschwinden des Sinnlich-Großen so eng

zusammenhängt; alles das beweist, daß nicht diese engbegränzte Welt die Heimath meines Geistes ist. Die besten Freuden, die sie ihm gibt, sind doch nur der Schein einer höhern Freude; so wie alles Gute, was sie bietet, nur ein trüber Abglanz des höchsten Gutes ist. Das höchste Gut aber ist nirgends als in Gott und außer den Grenzen des Endlichen; auch ist die Sehnsucht darnach, so wie die Idee der Heiligkeit, ja, der Tugend selbst, nicht aus der endlichen Welt der Erscheinungen, sondern aus dem Reiche der ewigen Wahrheit geflossen.

* * *

Von Irrthum umringt, der Schwachheit Preis gegeben, wie kann sich der Mensch zu Gott erheben? Wie kann er die Finsterniß durchdringen, die ihn von allen Seiten umgibt, und den Schleier zerreißen, der ihm das Licht der ewigen Wahrheit verhüllt?

Meine Augen sehen Gott nicht; meine Arme erreichen ihn nicht; aber in der Tiefe meines Herzens ist Sehnsucht nach ihm. Es verlangt mich Gott zu nahen; aber an die Erde gefesselt, steh' ich ihm allzufern.

Soll ich darum vergehen in Hoffnungslosigkeit? Soll die Stimme meines Sehnens keine Erhörung finden? Ist die Liebe, die mich zu Gott zieht, nur ein eitler Traum?

* * *

Die Wandelbarkeit der Dinge um uns her, die Täuschungen, denen wir nicht entgehen können, die

Ergötzung, die uns viele dieser Täuschungen gewähren, machen den Menschen oft gegen die Wahrheit gleichgültig. Leicht wähnt er dann, es sey Alles ein eitles Spiel, oder das Gold der Wahrheit liege in unergründlichen Schachten, ihm unzugänglich verborgen.

So hart ist das Loos des Menschen auf Erden nicht. In der Tiefe seines eigenen Herzens wohnt die Wahrheit, unverletzlich und heilig, aber oft unerkannt. Recht und Unrecht ist kein Betrug. Blicke nur in Dich selbst hinein, und leihe Dein Ohr der Stimme, die aus der Tiefe Dich warnt. Gott ist die Wahrheit. In Deinem innersten Heiligthume wohnt Gott, und spricht mit Dir noch jetzt, wie er in den Tagen der Unschuld mit den Menschen sprach. Laß nur Stille um Dich her seyn; laß nur die Wellen der Begierden sich legen, und die Stürme der Leidenschaft schweigen, und Du wirst den Tröster vernehmen, der in Ewigkeit unveränderlich ist.

Aber rein sey Dein Herz. In den Wohnungen der Lüge und des Truges wohnt der Heilige nicht. Wahr sey Dein Wesen, ohne Falsch und ungeschminkt, wie Deine Gestalt. Wen möchtest Du auch betrügen durch Heuchelei? Die Welt? die Dir doch endlich die Larve vom Gesichte zieht. Dich selbst? Kann auch der Mensch sich selbst entfliehen? Oder den Allwissenden?

Was rührt uns mehr, als die offene Unschuld der Kinder, die für uns ein Spiegel ist? Ein offenes Gesicht und eine freie Stirn, auf der jeder Gedanke sich mahlt? Die reine Heiterkeit des Gemüthes, wo

die ganze Seele in die Gestalt tritt, und unschuldig aus dem Auge spricht? Ist es uns nicht, als sähen wir durch das helle Aug' hinab in das Heiligthum Gottes? und hat jenes Entzücken, das sich oft in Thränen ergießt, eine andere Quelle, als die Freude über die Erscheinung des Göttlichen in der Mitte der menschlichen Natur?

Wer möchte nicht wünschen, das Innere seines Herzens zu jeder Zeit und vor jedem Auge enthüllen zu können, und sich der Welt zu zeigen, wie er ist? Wer erschrickt nicht vor dem Gedanken, daß einst doch alles kund wird, was er mühsam verbirgt? oder daß hienieden schon der täuschende Schleier zerreissen könne, der seine Häßlichkeit umhüllt? Ist Betrug nicht schimpflich? oder ist es ein schlimmerer Betrug, falsche Münze für ächte zu geben, als glänzende Worte ohne Wahrheit, Schein ohne Gehalt, und falsche Schminke statt aufrichtiger Farbe?

* * *

So schwach ich bin, so arm an Kraft, so hülflos in mir, und doch so bedürftig der Hülfe, seh' ich zu Gott hinauf, und an dem Vertrauen zu ihm schlingt sich das schwache Reis empor und darf wagen, auf den Staub herabzuschauen, aus dem es entsprang. Eine Welt ohne Gott, der Mensch einsam irrend in seiner Verworrenheit, die schwachen Arme ausstreckend vor sich hin, aufwärts und hinab, ohne etwas zu fassen, das ihm Hülfe verhieße gegen die raubgierige, ewig hungrige, gottleere Natur! — Was bliebe ihm

übrig in solcher Verlassenheit, als sich verzweifelnd mit eigner Hand ein Grab zu wühlen, und, um der Angst der Vernichtung zu entgehen, sich selbst in den Rachen des zerstörenden Ungeheuers hinabzustürzen?

* * *

Wenn der Mensch allein auf der Erde steht, und alle Herzen, die ihn liebten, in ihr und unter ihr ausgeschlagen haben, und in dem Gewühle der Menge, die ohne Rast nach ihrem Ziele drängt, keiner bei ihm verweilen will; wenn sein Schmerz einsam auf dem harten Lager stöhnt, und keine Stimme ihm antwortet, als der herzlose Wiederhall; sein thränenloses, glühendes Aug' umsonst ein anderes sucht, und seine starre Hand umsonst nach einer andern greift, und die Kälte der Menschen ihn noch empfindlicher quält, als die Kälte des Winters in seiner düstern Kammer, — in diesem Jammer, den so viele jammern, ist doch Eines, was den Verlassenen nicht verläßt, was die Dornen des Schmerzes zerdrückt; Ein Auge ist, das liebend auf ihm ruht, und Eine Hand, die ihn von seinem Strohlager aufrichtet. An dem liebenden Herzen des Vaters der Menschen ruht er denn doch, wie ein krankes Kind an der Brust der Mutter, und vergißt seinen Jammer an dieser Quelle nie versiegender Liebe.

* * *

Tempel und Kirchen dem Höchsten zu bauen, sie auszuschmücken mit mancherlei Prunk, und unter ihren wunderbaren Gewölben, an ihren geschmückten

und erleuchteten Altären die Menschen zu versammeln — alles das kann eben so gut Eitelkeit als Frömmigkeit seyn.

Ein Anderes ist es, in demuthvoller Stille einen Altar zu bauen in der Tiefe des eigenen Herzens; dieses zu heiligen zu einem Tempel des Heiligsten; hier seine Begierden, seinen Stolz, seine Mißgunst zu opfern; ein Brandopfer der Liebe hier anzuzünden, und in Eintracht mit sich selbst und den Geboten Gottes Kraft zum Rechtthun zu sammeln, im festen Glauben an Gottes Gerechtigkeit. Auf diesem prunklosen Bau ruht das Auge des Ewigen mit liebendem Wohlgefallen; in dieser unsichtbaren Kirche will er wohnen; in ihr thut er sich durch fromme Thaten kund, und seine Kraft geht von hier aus, und ruft zur Heiligung und zur Gerechtigkeit auf.

Die Tempel werden einfallen, aber die Frömmigkeit wird nicht vergehen. Die rechte Frömmigkeit aber wird in Thaten erkannt.

In diesem Glauben sind alle guten Menschen Eins. Auch die Bösen erkennen ihn in ihrem Gewissen, wenn sie ihn schon durch die That verleugnen.

Ein jeder Baum wird an seiner Frucht erkannt.

Wer Gott fürchtet, und seinen Nächsten liebt, und die Sünde mehr fürchtet, als den Tod, der hat den rechten Glauben.

* * *

Recht thun ist des rechten Glaubens Frucht; durch recht thun aber wird auch der Glaube gestärkt. Wenn Du mit dem Munde sagest: ich glaube an Gott, und

thust doch Böses, so ist keine Wahrheit in Dir. Wer an Gott glaubt, der liebt ihn, und wer Gott liebt, thut den Willen Gottes; und wer seinen Willen thut, der erkennet ihn. So sagt Christus: „Meine Lehre ist nicht mein, sondern dessen, der mich gesandt hat. So Jemand den Willen dessen thut, der wird inne werden, ob diese Lehre von Gott sey, oder ob ich von mir selber rede.“

* * *

Edle Worte, aus der Tiefe des Herzens gesprochen, gehen zum Herzen und treiben edle Thaten hervor. Edle Thaten werden in feurigen Reden gepriesen, und so erzeugt sich fort und fort aus dem Guten das Gute, und Großes aus Großem.

Die Rede soll der Dollmetscher des Gemüthes seyn; dem Dollmetscher steht Treue an. So soll Wort und Glaube zusammenstimmen. Zeugniß der Uebereinstimmung gibt die That.

Der Gedanke ist der Herr; das Wort ist der Diener des Herrn. Es ist übel im Hause bestellt, wenn der Diener den Herrn spielt.

So wenig der Rock der Mann ist, so wenig ist das Wort die That. Wo aber Worte für Thaten gelten, da gilt auch der falsche Schwur für Wahrheit, und das Unrecht wird Recht durch den Schein, und die Lüge erhebt frech ihr Haupt.

Es ist schwerer Gutes zu thun als Gutes verkündigen. Aber wer es thut, der verkündigt es auch durch die That, und er ist eine Zunge Gottes, wenn schon sein Mund stumm ist.

Du aber lehrst: Kleide den Nakten, speise den Hungrigen, sey ein Vater dem Waisen! — und verschließest doch dein Haus dem Armen, und jagest den Waisen mit Scheltworten von Deiner Thür. Wie kann da Deinen Reden Glauben kommen?

Desgleichen lehrest Du: Du sollst Deinen Nächsten lieben, als Dich selbst; und Du verfolgst Deinen Nächsten; — „Du sollst den bösen Willen bändigen;" und Du treibst Ueppigkeit und unkeusche Werke. — Wie soll da Glaube seyn in der Gemeinde? Du rufest den Glauben auf durch das Wort, und durch die That tödtest Du ihn. Du führest Christum im Munde; aber Deine Thaten verleugnen ihn, nicht dreimal, sondern tausendmal.

* * *

Die christliche Lehre war noch nicht lange verkündigt, als sich der geistige Glaube verkörperte. Das Wort ward höher geachtet, als der Sinn; der Körper höher als der Geist; das Gefäß höher als sein Inhalt.

Wie sich dieselbe Rede in jedem Munde anders gestaltet, so auch die Lehre in jedem Gemüthe, nach Verschiedenheit der Bildung und des ganzen innern Wesens. So bei dem Einzelnen, so bei ganzen Völkern. Derselbe Glaube erschien in der verschiedensten Tracht, und kleidete sich in die verschiedensten Formen.

Hierbei war nichts, was den Menschen entehrt hätte. So wie der Mensch selbst in den verschiedensten Gestalten Achtung gebietet, weil in ihm Ver-

nunft und Tugend iſt, ſo verkündigen auch die mannichfaltigſten Formen des Glaubens, wenn ſie von Demuth und Liebe durchdrungen ſind, wenn ſie das Herz reinigen und zu guten Werken führen, den hohen Geiſt des Chriſtenthums. Ein Gott ſpricht aus allen; Ein Geſetz; Ein heiliger Wille. Und wie die Sonne und der Mond und die Sterne des Himmels, wie das Meer und die Berge, wie das Thier auf dem Felde und in dem Walde der Baum Gottes Weisheit verkündigen, jedes nach ſeiner Art; ſo ehrt der vernünftige Menſch den Glauben der ewigen Liebe in ſich, jeder auf ſeine Weiſe.

Dem Stolze und der Beſchränktheit ſcheint das Frevel. Der Sinn iſt ihm nicht genug; er hängt an der Form. Nur Eine Rede ſoll Gott verkündigen; mit denſelben Worten, ja, wo möglich, auch in Einer Sprache nur ſoll der Glaube ſich kund thun. Dunkle und mühſam geſpaltene Begriffe ſollen ſich in jedem Kopfe auf die nemliche Weiſe bilden. Auf dieſelbe Frage ſollen tauſend und aber tauſend Lippen dieſelbe Antwort wiederhallen, alle mit derſelben Deutung, ohne Wanken und Zweifel. Jeder Abweichung wird das Urtheil der Verdammniß geſprochen.

In dieſem Geiſte ſammeln ſich Kirchen, die ſich von Chriſto nennen, und eine verflucht die andere. Sie preiſen Gott und Chriſtum mit dem Munde; aus den Herzen hat ihn Stolz und Haß getrieben. In den Köpfen ſpukt theologiſches Schulgezänk. Sie wollen das Reich des Herrn ausbreiten mit menſch-

licher Rechthaberei; und das Evangelium lehren mit Haß und Groll.

In welche ungestalte Form sie das einfache Christenthum verhüllt haben, weiß jeder, der es wissen will. Und nachdem sie in Thorheit wetteifernd, Schicht auf Schicht gehäuft hatten, wie ein tiefes Grab, worin die Seele des Glaubens verdeckt war, verlangten sie Anbetung für den Schutt des Grabes, und nannten das Religion, wenn der Glaube sich an Erde und Moder hielt.

Sie vergaßen, daß Gott ein Geist ist, und daß wir ihn im Geist und in der Wahrheit ehren sollen — nicht durch Bilder und ein Babel von Symbolen, das, wie hoch man es auch immer aufthürmen mag, doch nie den Himmel erreicht.

Aber sie halten die Wolken und den Nebel der Erde für den Himmel.

* * *

Ich glaube an Gott; ich weiß, daß er ist; ich weiß es mit derselben Gewißheit, mit der ich mein eignes Daseyn und das Daseyn einer Welt außer mir weiß; aber sein Wesen zu erforschen vermag ich nicht. Ist der Mensch ein Funke der Gottheit aus ihrer unendlichen Fülle auf die Erde geworfen, so mag er in seiner ihm selbst unerklärlichen Natur die Natur jener ewigen Flamme ahnden, die ihm das Daseyn gab; er hat Kraft sie anzubeten; zu begreifen vermag er sie nicht. Aber in jener Anbetung quillt ihm eine unversiegbare Quelle voll Seligkeit. Sie dehnt die

Schranken seines Wesens aus; sie erhebt ihn über sich selbst; sie macht ihn der Tugend würdig; sie ist die Quelle der Weisheit. Alle Weisheit ist Streben nach Gott. Aus Gottes Hand wird ihr Saame auf die Erde geworfen, und wurzelt in der Erde; ihre Zweige aber streben aufwärts und strecken sehnende Arme nach der Quelle ihres Daseyns aus. Diese Richtung der Wissenschaft ist ewig und unveränderlich, und sie allein reicht hin, den Menschen Lügen zu strafen, der in seinem Hochmuthe sagen wollte: „was ich weiß, weiß ich aus mir. Alles das, was mein Geist umfaßt, ist Fleisch von meinem Fleisch, und Bein von meinem Bein. Es gibt keinen Gott.“

* * *

All unser Wissen ist Stückwerk. Ein Tag lehrt den andern, und was heute Weisheit ist, kann morgen Thorheit seyn. Willst Du auf diesen Triebsand bauen? Die Wellen gehen hin und her, und keine bleibt, ob sie schon die Wurzeln des Felsen durchwühlen. Darum ist auch immer Streit gewesen um Wahrheit und Irrthum, und es wird immer Streit seyn, bis die Welt untergeht.

Die Räthsel der Welt sind eine Aufgabe, zu deren Auflösung einige Data fehlen. Diese fehlenden Data sucht der menschliche Geist, der nach Wahrheit strebt, mit unermüdlichem Eifer. Werden sie je gefunden werden, oder liegen sie menschlicher Einsicht zu fern? Ihr Daseyn ist gewiß, aber nicht der Ort, wo sie zu suchen sind. Dieser mag gemuthmaßt wer-

den; aber was dem einen zu muthmaßen vergönnt ist, ist dem andern erlaubt zu bezweifeln. Hier das eigne Meinen für das alleingültige, das Maaß des eignen Geistes für das Aeußerste jeder möglichen Einsicht zu halten, ist frevelnder Hochmuth.

Was mir zu wissen frommt, woran ich ohne Gefahr meiner Seele nicht zweifeln darf, das ist mit leserlicher Schrift in mein Gewissen eingegraben. Ich erkenne den Finger Gottes in seinen Geboten. Ich fühle sein Daseyn in dem Innersten meines Herzens, und daß ich von ihm weiß, das erhebt mein Wesen über den Staub. In dieser Erhebung schau' ich über das Grab hinaus in eine andere Zeit, in ein anderes Seyn, von dem ich ahnde, daß es reiner, heiliger, göttlicher seyn wird, als mein irdisches Seyn. Ich unterscheide Gutes und Böses deutlich in mir, und die Gewißheit, mit der ich diesen Unterschied erkenne, überzeugt mich, daß diese Kenntniß eines höhern Ursprunges ist, daß sich mir Gott durch meine Vernunft kund thut, und daß das Gebot meiner Vernunft eben deshalb mir ein unverletzliches Gesetz seyn muß. Wie mir aber die Kenntniß des Guten von Gott kömmt, so kömmt mir auch die Liebe des Guten von ihm. Ein doppelter Weg breitet sich vor mir aus; die Wahl ist mein. Zu dem einen ruft mich die Stimme Gottes, die wilde Begier zu dem andern. Diese Begier muß ich bekämpfen, um Gott zu gefallen. Aber auch die Kraft zu dem Kampfe und der Sieg darin kömmt von Gott, und ist der Preis eines frommen und gottergebenen Wollens.

Dieß ist der Glaube, an welchem ich fest halte, der mich beruhigt, der aus der Tiefe meines Herzens quillt, und durch die Schriften gottbegeisterter Männer bekräftigt wird. Was mir in meinem eigenen Wesen räthselhaft ist, diese Verbindung eines vernünftigen Geistes, welcher von Gott weiß und nach dem Unvergänglichen trachtet, mit einem thierischen und vergänglichen Leibe, der mich durch seine täglich erneuten Bedürfnisse demüthigt und an die Erde kettet; diese Freiheit des Willens, die mich zu Gott erheben und auch abwärts zum Bösen führen kann; diese Mischung kämpfender Richtungen in mir — alle diese dunkeln Zeilen in dem Buche meiner Natur ziehen zwar meine Aufmerksamkeit an sich, aber sie beunruhigen mich nicht. In Demuth erkenne ich mein Nichtwissen, und ohne mich in die Irrgänge einer trügerischen Weltweisheit zu verlieren, erwarte ich die Erklärung jener Räthsel vertrauensvoll von der Zeit, wo die Strahlen der ewigen Weisheit, nicht mehr durch trügende Sinnen gebrochen, meinen Geist erleuchten werden.

* * *

Der Spruch: „Thue Recht und scheue Niemand," enthält mehr Weisheit, als alle Werke über den Umgang mit Menschen lehren können. „Thue Recht und scheue Niemand," das ist der einzige, sichere Compaß auf dem Meere des Lebens.

* * *

Was würde es wohl groß schaden, wenn wir jede Uhr für eine Todten-Uhr nähmen, und dabei an das

dächten, was sie eben bezeichnet, an die Flucht der Zeit? Leuchten nicht helle Farben noch schöner und heller auf dunkelm Grund? Laß nur Deine Freude einen reinen Diamant von recht hellem Wasser seyn, und Du wirst bald sehen, wie sehr sie sich durch die untergeschobene Folie eines tiefen Ernstes erhöht.

* * *

Was wir recht innig ehren und lieben, wird uns durch den Tod nicht zerstört. Es bekömmt durch ihn ein neues Daseyn in der Tiefe unsers Herzens, und aus der Asche selbst dringen die Flammen der Liebe reiner empor. Hat mir schon der Tod die körperliche Gegenwart meiner Mutter entrissen, so kehrt doch ihr Andenken täglich bei mir ein, und täglich bekränze ich ihr verklärtes Bild mit den Blüthen meiner Dankbarkeit und Liebe. Dieses freundliche Bild, das mir aus den Gefilden einer andern Welt herüberstrahlt, tröstet mich, wenn ich traure; belehrt mich, wenn ich zweifle; warnt mich, wenn ich wanke. Sie geht mir wie ein schützender Engel zur Seite. Der Tod hat sie mir entnommen; die Liebe hat sie mir verklärt wiedergegeben.

* * *

Die Lebens-Philosophie, die in der großen Welt noch heute durch Wort und That gepredigt wird, ist sie eine andere, als von der das Buch der Weisheit sagt: „Es gibt rohe Leute, die sagen, es ist eben ein kurz und mühselig Ding um unser Leben, und wenn ein Mensch dahin ist, so ist's gar aus mit ihm.

Von Ohngefähr sind wir geboren und fahren wieder dahin, als wären wir nie gewesen; denn unser Athem ist ein Rauch und unsere Rede ein Funke, der aus unserm Herzen sich regt. Wann der verloschen ist, so ist der Leib dahin, wie Loderasche, und der Geist zerflattert, wie dünne Luft. Unsere Zeit fährt dahin, wie ein Schatten, und wenn wir weg sind, so ist keine Wiederkehr. So lasset uns wohl leben, weil es da ist; und unsers Leibes gebrauchen, weil er jung ist. Lasset uns erfüllen mit dem besten Weine, und mit Salben bestreichen. Lasset uns nicht versäumen die Blumen des Mais. Lasset uns Kränze tragen von jungen Rosen, ehe sie welk werden. Unser keiner lasse es fehlen am Prangen, auf daß man allenthalben spüren möge, wie fröhlich wir gewesen sind. Wir haben doch nicht mehr davon, denn das."

Dieß war die Rede roher Leute in uralter Zeit.

* * *

Mit Freude und froher Aneignung hab' ich gelesen, was eine edle Frau von ihrem Krankenbette an einen Freund schreibt: „Ich leide sehr, aber ich bin nicht unglücklich. Ich bin zufrieden an der Stelle, wo ich bin. Trotz einiger Unbequemlichkeit will ich doch, wenn es seyn muß, mit Dankbarkeit noch länger hier bleiben; soll ich aber meinen Weg beschleunigen, so werde ich mich freuen in meine Heimath zu kommen; denn Sie werden zugeben, daß man die Ewigkeit so nennen kann. Ich hoffe dort das Glück zu finden; Belohnung wage ich nicht zu sagen. Hat

man ein Recht auf Belohnung, weil man Tugend geliebt und gefühlt hat?“

* * *

Selten vergeht eine Nacht, wo ich nicht meine Kinder im Traume sehe. Hand in Hand gehen sie vor mir her, wie in den frohen Tagen ihres kurzen Lebens; aber schöner noch und blühender und leichtern Schrittes. Sie zeigen mir den Weg, den auch ich gehen soll. Da, wo sich ihre Gestalten mit dem Abendrothe mischen, da ist die Pforte des Lebens.

Wie mich diese holden Erscheinungen trösten! wie sie mich nach sich ziehen! wie sie mir das Scheiden vom Leben durch frohe Hoffnung erleichtern! Ich werde euch wieder mit meinen Armen umfassen, ihr reinen und unschuldigen Seelen, ich werde euch an dieß Herz drücken, das voll unauslöschlicher Sehnsucht nach euch schlägt, und in Thränen des Jammers schwimmt. Dann wird mein Schmerz in Freude verwandelt werden.

Mein Ziel wird nicht lang seyn; der Engel des Todes kömmt bald. Ich fühle sein Nahen und zage nicht. Steht nicht der Tod schon an der Wiege des Menschen? und ist wo ein Weg, den er nicht mit uns ginge? Immer warnt er ja, und mahnt an sein Kommen, und oft mitten in der Freude läßt er uns die dunkeln Blumen seiner Heimath sehen. Nie habe ich seine Nähe verkannt; nie hab' ich mein Ohr seiner Warnung verschlossen. Warum sollt' ich denn jetzt beben, da er mir freundlich die Hand reicht, um mich zu denen zu führen, die vor mir über den dunkeln Weg zur Seligkeit eingegangen sind?

* * *

Daß Odo meinen nahen Tod nicht ahndet, daß ihn der falsche Schein einer Lebenskraft täuscht, die das Fieber in meine Nerven gießt, soll ich mich darüber freuen? Wenn am Morgen seine Hoffnungen sinken, so steigen sie am Abend wieder auf, und er zweifelt nicht, daß der Frühling mit seinen Blumen mir Genesung bringt. Ja — Genesung zum Tode. Aber wie vermöcht' ich es doch, ihm diesen Wahn zu entreissen? ihm schonungslos die Zerstörung in meinem Innern und das nahe Grab aufzudecken? Wird sein Schmerz geringer seyn, wenn er mich eine lange Reihe von Tagen hindurch hat sterben sehen, als wenn ihm mit einemmal von dem Baume der Hoffnung die herbe Frucht des Todes in den Schoos fällt? Gewiß nicht. Es wäre ein zwiefaches Sterben für ihn und mich. Lieber will ich zugleich mit ihm diese Hoffnung pflegen, und, indem ich still in mich hinein weine, mich an seiner vergänglichen Freude erwärmen.

* * *

Meine Kraft verwelkt und schwindet dahin; meine Tage verfliegen wie ein Rauch. Nur schwach noch hängt die Flamme meines Lebens an dem verglimmenden Docht. Die Hand des Todes hat mich ergriffen, und ich stehe am Grabe mit wankendem Fuß. Warum soll ich beben? Hab' ich nicht einen gütigen Vater, der mich in seinen Schoos aufnimmt? und hat nicht Christus den Tod überwunden? Der, welcher mich lehrt, daß wir Kinder eines Vaters sind,

der Barmherzigkeit übt, und den Schwachen, den Strauchelnden nicht zürnend straft, der hat dem Tode seinen Stachel genommen. An dieser tröstlichen Lehre hält mein Herz. Sie soll mir die Stunde des Abschieds erleichtern, wenn ich mit zitternder Hand noch nach dem Leben greife, und mich alle Liebe meines brechenden Herzens zu dem geliebten Manne hinreißen will, der hinter mir zurückbleibt, und jammernd mir nach in das dunkle Grab schaut. Aus seinen Armen will ich in die Arme des ewigen Vaters übergehen; von seiner edeln Liebe durchglüht, will ich an die Brust der ewigen Liebe fallen, dort die zu finden, die vor mir starben, und die zu erwarten, die hier in dem Reiche des Todes der Ewigkeit harren. Mein Geist sieht heiter über das Grab hinaus, und ich bitte Gott, mir die Kraft zu verleihen, wenn der Schleier der irdischen Täuschung zerreißt, den Mann meiner Liebe zu trösten, und ihm die Freudigkeit zum Erbtheil zu lassen, die ich jetzt bei der Annäherung meines Todes fühle. Wenn er aber unter der Last der Prüfungen sinken will, die du, o Gott, ihm auferlegst, so richte Du ihn selbst wieder auf, und umgib und erfülle ihn mit Deiner Kraft. Und vielleicht, wann ich von ihm geschieden bin, ist es mir doch noch verstattet, in seiner Nähe zu weilen, ihm unsichtbar zur Seite zu gehen, und seinem sehnenden Herzen Trost einzuhauchen, bis auch ihm der irdische Nebel zerrinnt, und er mir in die Arme fällt, und wir in ewiger ungetrübter Liebe uns nie mehr trennen.

Von Odos Hand.

In den ersten Monaten des Jahres 1805 ward mir, nach einem langwierigen Siechthume, dessen Natur mich täuschte, das Theuerste, was ich hatte, die liebenswürdigste und geliebteste Gattin, die Freude und der Trost meines Lebens entrissen.

Sie starb in meinen Armen. Ihre Lippen ruhten noch auf den Meinigen, als der Engel des Todes ihr mit leiser Hand die Augen schloß. Ihr Herz hatte an dem Meinigen ausgeschlagen. Still, wie ihr Leben gewesen, war auch ihr Sterben. Lächelnd hatte sie den Tod begrüßt, und sie lächelte fort in ihrem letzten Schlummer.

Ich hatte jetzt alles verlohren. Nichts war gerettet; als das Andenken an die Geliebteste, und die Erinnerung an eine Zeit, die mir für immer untergegangen, und einen unermeßlichen, furchtbaren Abgrund hinter sich gelassen hatte.

Meine geschwächte, tief erschütterte Kraft widerstand dem Andrange des Schmerzes nicht. Lange hielt mich eine tödtliche Krankheit schwebend zwischen dem Leben und dem Grab. Das Leben siegte für jetzt; oder vielmehr, ich fuhr fort zu seyn, ohne zu leben.

In diesem hülflosen Zustande, mit dem Keime des Todes in der Brust, sah ich oft in schlaflosen Nächten das Bild der Vergangenheit vor meine Augen treten; aber nicht heiter, sondern düster und schrecklich bot sie mir Dornen dar. Umsonst bemüht, sie zu entfernen, griff ich erbittert hinein, und die Wun-

den, die ich mir schlug, erquickten mich. Immer und immer drängte sich jetzt der Gedanke zu, ich sey zum Unglück bestimmt, ich hätte wider den Willen des Himmels die Herrliche in die Wirbel meines Schicksals gerissen, und sie sey ein Opfer der Leiden geworden, die ich erbarmungslos auf sie gewälzt. Furchtbar quälte mich das, wie eine Anklage aus der Tiefe meines Gewissens, oder wie eine Stimme aus der andern Welt. Auch das quälte mich, daß ich in trüben Stunden nicht immer meines Unmuthes Herr gewesen war. Bitter warf ich mir jetzt selbst die himmlische Freundlichkeit vor, mit der mir die Gute zu allen Zeiten entgegen gekommen, und die Sanftmuth, die sie meinem heftigen Wesen entgegengesetzt. Was mich hätte trösten sollen, ward meine Pein. Jede ihrer Thränen, die ich nicht getrocknet, oder die sie mir verborgen geweint haben mochte, brannte auf meinem Gewissen, das mich der Undankbarkeit und strafbaren Härte anklagte. So lag ich auf der Folter unbeschreiblicher Angst, und wenn der Morgen kam, fiel doch kein Thau des Trostes auf meine glühende, von den Bildern der Nacht geängstete Brust.

Lange dauerte das. Wie über schroffe Klippen und verwundendes Gestein trieb mich ohn' Unterlaß der Gedanke, Amande zürne mir, und dieser Zorn störe die Ruhe ihres seligen Lebens.

Da geschah es auch wohl, daß ich im Schlafe ihr Bild vor mir vorüberrauschen sah, und meine Arme nach der fliehenden Gestalt ausstreckte, die sich nicht nach mir umwenden wollte. Oder ich suchte sie ängstlich

mit beklommener Bruſt in labyrinthiſchen Gängen, wo ich täuſchende Stimmen hörte, die der ihrigen glichen, aber dumpf durch Wände und Thüren tönten. Und wenn ich dann ungeſtüm und immer ungeſtümer mich nachdrängte, und immer kein Ende fand, und es immer enger um mich wurde und dunkler, dann erwacht' ich mitten in meiner Angſt und von Fieber glühend. In dieſem Zuſtande hatte ich bald nur Einen Wunſch, der mich nicht mehr verließ, daß das geliebte Weib mir nur Einmal verſöhnt erſcheinen, nur mit Einem liebenden Worte, mit Einem freundlichen Blicke nur den Sturm beſchwören möchte, der mein ganzes Weſen zerſtörte.

Mein Wunſch blieb ohne Erhörung.

Der Frühling kam, und ſeine weichen Schwingen legten ſich kühlend an meine wunde Bruſt. Sein milder Athem, der über Blumen und Blüthen ging, wehte mich erquickend an; ich badete mich wieder in den Strömen des Lebens, die er aus ſeinen unerſchöpflichen Urnen goß. Meine Kräfte kehrten langſam zurück. Der dichte ſchwarze Schleier, der über meinem innern Auge gehangen hatte, ſchien zu zerrinnen, und löſte ſich in Thränen auf. Ich genoß etwas Schlaf und mein Schmerz wurde milder. Aber noch immer hörte die Selbſt-Peinigung nicht auf, und es gab Stunden, wo mir jene innern Anklagen das Herz auf das Heftigſte zerriſſen.

Endlich kam mir Beruhigung durch die Erfüllung meines heiſſen Wunſches.

Ich hatte mich ſpät niedergelegt; meine Seele war

voll von Bildern der Vergangenheit, und die Erinnerung färbte das düstere Gewölk meiner Trauer mit ihren milden Farben. Mit größerer Heftigkeit drückte ich das Andenken der geliebten Todten an mein Herz, das voll des alten Wunsches sich in dringenden innigen Bitten ergoß.

Sie blieben nicht unerhört. Heitere Träume mannichfaltiger Art zogen durch meine Seele, und warfen aus ihrem Füllhorne Blumen und Sterne in meinen ruhigen Schlaf. Ich erkannte mich in den Blüthen-Gärten von Mainau, die nun paradiesischer geworden waren, und reicher an Blumen, und alles glänzender als sonst. Mit großer Sehnsucht und erwartungsvoll schaute ich umher, und meine ungeduldigen Blicke drangen tiefer und tiefer zwischen die weißen Stämme der Birken ein, die sich leicht in die blaue Luft emporschwangen und vor Lust zu beben schienen. Alles war still. Und indem ich mit zurückgehaltenem Athem spähte, zog in weiter Ferne eine zarte Gestalt durch das Gebüsch hin, und ein langes weißes Gewand schwebte ihr nach. Die Gestalt verschwand, aber das Wehen ihres Schleiers dauerte fort, und kühlte mich, wie ein leiser Athemzug der Luft, und aus der wehenden Kühle hört' ich ein Flüstern, wie „Weile nicht." Jetzt drang ich ein in den Wald, und öffnete das Gebüsch mit den Händen vor mir, und wieder sah ich Amanden langsam und sinnig gehen, und ich eilte rascher nach ihr hin, als plötzlich aus blauer Luft ein Blüthen-Regen herabwirbelte, weiß und rosenroth, und so dicht wie Schneeflocken, und die Wandelnde verhüllten. Ich wollte rufen, aber keine Stimme folgte der Anstrengung; und ich war, ich weiß nicht wie, einge-

preßt zwischen wildem Gesträuch, das sich immer fester und fester zusammendrängte und an schroffen Felsen hinaufstieg. Immer enger wurde der Pfad; immer tiefer drückten die Felsen herab; nur gebückt wand ich mich hindurch, und mit den Händen über mir, macht' ich mir Bahn. Meine Brust war ängstlich beklommen; die Füsse zitterten unter mir; Sehnsucht, Erwartung, Zweifel hemmten meinen Athem. Jetzt griff ich noch einmal mit angestrengter Kraft in das verschlungene Geäst; und ich stand vor einem Felsen-Thor, hochgebaut, tief und vielfach geschichtet, und eine unermeßliche Grotte öffnete sich, von glänzenden Felsen gewölbt. Ich athmete wieder, und sah hinein in den wunderbaren Bau, wo dem Krystalle hoch herab springender Bäche aufschiessende Wasserstrahlen begegneten, während von allen Seiten Ströme von Licht durch die Spalten drangen, die ein neues Gewölbe von Regenbogen aufbauten, einen weiten nnd tiefen Gang wogender Farben, in deren letzter Tiefe ich die vorige Gestalt wieder sah. Wie das Bild einer Heiligen stand sie in der wunderbaren Blende, ihre Arme eng in ihren Schleier verhüllt, mit gesenkten Blicken und sinnvoll trauernd. Mit geöffneten Armen eilt' ich nach ihr hin; aber meine Augen schloßen sich, wie zu einem tiefen Schlafe, und wie Rosen aus Rosen, so sprießte aus dem ersten Traume ein zweiter auf. Alles war verschwunden, was ich vor mir gesehen hatte, und ich fand mich in dem Garten meines väterlichen Hauses wieder. Es war Alles wie sonst, und Amande saß, wie gewöhnlich, im Morgenkleide in der Laube, ein himmelblauer Shawl hing von ihren Schultern herab, ihr Gesicht war auf ihre Kinder gebückt, die an ihre Kniee ge-

lehnt zu ihr hinauf sahen. Sie hielt sie mit beiden Händen umfaßt. Ich trat zu ihr hin; sie blickte auf, und alle Liebe, alle Freundlichkeit ihrer glücklichsten Tage war in ihren Augen. Sie schien nicht verwundert mich zu sehen, auch nicht, daß helle Thränen von meinen Augen flossen; und da ich mit beiden Armen nach ihr reichte, wand sie den langen Shawl um sich, ihre Kinder und mich, und sagte, als wir so fest verschlungen waren, leise und liebend: „Nun hast Du uns wieder, mein Odo.“ Und ich mußte laut vor inniger Freude weinen, und über dem Weinen erwachte ich, und mein Gesicht war mit Thränen bedeckt.

Mit großer Freudigkeit dankte ich Gott für diesen Traum, der mir zugleich wie ein Unterpfand der Versöhnung, und wie eine Vorbedeutung meines nahen Todes erschien. Hoffend sah ich jetzt in die Zukunft, und heiterer in die Vergangenheit. Oft hab' ich seitdem die geliebte Gestalt in meinen Träumen gesehen, und immer hat ihre Erscheinung, wie ein Lichtstrahl aus einer höhern Welt, die düstern Zweifel zerstreut, die mich noch bisweilen befeinden, und indem sie mir den Trost des Himmels brachte, mich in die süße Schwermuth gewiegt, die aus der Ahndung eines überschwenglichen Glücks, für das die sterbliche Brust zu eng ist, quillt. Das sind die Freuden, die mir jetzt allein noch übrig sind; auch Blüthen jener heiligen Liebe, mit denen Amande mein Leben geschmückt hat, und die ich unaufhörlich an mein tödtlich verwundetes Herz drücke. Meine Kraft ist gebrochen. Ich habe nur noch Einen Wunsch, und ich darf hoffen, daß auch dieser bald in Erfüllung gehen wird.

Die Mitgabe.

Durch weise Weiber wird das Haus erbaut; eine Närrin aber zerbricht's mit ihrem Thun.

An Amanden, von ihrer Mutter.

Da ich im Begriff bin, meine geliebte Tochter, Dich aus meinen Armen zu entlaſſen, und da eine Verbindung anderer Art, die Deinem Leben eine neue Richtung geben wird, das glückliche Zuſammenſeyn trennt, das eine Reihe von Jahren hindurch meine Freude und mein Troſt war, hab' ich mir vorgenommen eine Sammlung der Grundſätze anzufangen, die mir bei Deiner Erziehung vorgeſchwebt haben, und der Bemerkungen, die ich über unſer Geſchlecht, vornemlich in Beziehung auf den Eheſtand, zu machen Gelegenheit gehabt habe. Da es mein eifriges Beſtreben geweſen iſt, jene Grundſätze nicht ſowohl Deinem Gedächtniſſe einzuprägen, als ſie von ſelbſt in Deinem Gemüthe aufkeimen zu laſſen, ſo gebe ich Dir jetzt dieſe Blätter als ein Vermächtniß mit, durch das Du an den zurückgelegten Weg erinnert und zu einer wiederholten Betrachtung deſſelben aufgefordert werdeſt. Auch iſt es in Deinem Alter und auf dem Scheidewege, auf den Dich die Vorſehung jetzo geſtellt hat, nützlich, das, was Du weißt, deutlich zu erkennen. Nur das, was man deutlich erkennt, kann

man auf die beste und kürzeste Weise, und mit der Besonnenheit vollbringen, ohne welche alles Gelingen nur ein Zufall ist.

Niemanden wird einfallen, für jeden einzelnen Fall seines Handelns irgendwo eine bestimmte und untrügliche Vorschrift zu finden; er weiß, daß er sie aus der Anwendung gewisser allgemeiner Grundsätze selbst auffinden muß; aber auch die allgemeinen Grundsätze selbst, wenn sie wahrhaft förderlich seyn sollen, müssen nicht angelernt, sondern gefunden seyn. Was bei dem Leibe ohne weiteres erkannt und zugestanden wird, daß jeder Theil sich aus der organischen Kraft seiner Natur frei entwickelt haben muß, wenn er zu dem Ganzen passen, mit seinen Nachbarn zusammenstimmen, und seine Bestimmung erfüllen soll, das ist in der Bildung des Geistes zwar weniger sichtbar, aber nicht weniger gewiß. Es ist eine Eigenthümlichkeit unsers Geschlechtes, sich auch das, was ihm von Aussen gegeben wird, auf eine leichte Weise anzueignen, das Fremde mit dem Eignen so zu verschmelzen, daß das eine von dem andern nicht mehr unterschieden werden kann, und den Saamen einer jeden Idee so zu entwickeln, daß er, wenn ich so sagen darf, für unsern Boden und unser Clima geschaffen scheint. Es ist also gar nicht gleichgültig, welche Saamen man ergreift, oder welches Senkreis man sich einpflanzt; obschon das meiste auf die erste Richtung ankömmt, welche Geist und Character empfängt. Der Boden muß gut, die Luft muß gesund seyn, wenn eine Pflanze mit frischer Kraft aufwachsen soll. Um ver-

ständig zu handeln, muß man einen geübten Verstand haben; und ein harmonisches, in sich selbst zusammenstimmendes Betragen setzt innere Harmonie des Gemüthes voraus. Ein Stamm, der sich einmal schief gezogen hat, ist durch keine Gewalt und Kunst gerade zu ziehen; und ein Weiberkopf, der einmal verkehrt steht, ist nicht wohl recht zu setzen. Wie es Frauen gibt, die, bei vielem Aufwande, immer ihren Anzug auf dem Trödel zusammengekauft zu haben scheinen, während andere, ohne Kosten und sichtbare Mühe, immer ein geputztes Ansehen haben; so gibt es auch manche, die immer mit einem Krame von fremden Gedanken erscheinen, der, wie die Ziergärten der Kinder, über Nacht verwelkt, ohne Früchte zu bringen, ja selbst ohne Wohlgefallen zu erregen, indeß andere mit einem geringern Vorrathe, der aber als ihr Eigenthum erscheint, gefallen und erfreuen. Ich habe auch wohl einige gekannt, die mit eigenthümlicher Schiefheit mühsam auflasen, was andere weggeworfen hatten, und, indem sie nur dem Auffallenden und Sonderbaren nachjagten, sich mit dem Nimbus einer höchst lächerlichen Originalität umgaben; noch mehrere aber, die zwar das Rechte gelernt hatten, aber es auch bloß in ihrem Gedächtnisse, wie in einem Buche, aufbewahrten. Alles das ist überaus widrig und unweiblich, wie alles Unzusammenhängende, Gesuchte, in sich Widersprechende. Keine Art der Pedanterei steht den Frauen gut, und jede Prahlerei mit Gedanken mißfällt, auch wenn sie unter einander und mit dem Leben zusammenstimmen. Und wenn hier

nur Dissonanzen sind? Wenn der Mund von Weisheit, das Herz von Thorheit überfließt? wenn die Rede eine Kritik des eigenen Lebens ist?

Die Grundsätze sind dem Gerüste eines Pallastes gleich zu stellen, oder dem Kerne einer Bildsäule, oder dem Entwurfe einer Rede und eines Gedichts. Nie sollen sie sich breit machen um ihrer selbst willen; es ist genug, daß sie dem Kunstwerke unserer Bildung zum Grunde liegen; aber diese selbst soll sich zeigen als ein freies Werk. Achtung und Liebe sind das Ziel aller weiblichen Bestrebungen in den gesellschaftlichen Verhältnissen. Jene ist die Wirkung der Strenge, mit der wir unsere Grundsätze befolgen; diese das Werk der Freiheit, mit der wir sie vergessen machen. Die weibliche Tugend ist eine Kunst, bei der man nicht an den Meister denken darf. Wie die Schönheit, so soll auch die Tugend durch ihr Daseyn erfreuen. Sie wird verdächtig, so bald sie sich selbst erklärt; ihr Zauber verschwindet, so bald sie sich ihrer selbst sichtbar bewußt ist. Keine Gottheit huldigt sich selbst.

Grundsätze ohne Thaten sind wie der viel versprechende Titel eines Buches, auf den nur leere Blätter folgen; eine Thür, welche nirgends hinführt; eine große Anweisung, welche nicht honorirt wird. Die Kenntniß der Pflicht für sich allein ist einem Capitale gleich zu setzen, das unter Schlössern und Riegeln verwahrt, keine Zinsen trägt; oder wie die Werkzeuge einer Kunst, die Du nicht auszuüben verstehst. Nicht alles, was Du Dir anschaffen magst, ist darum auch

Dein; es wird Dein nur durch den Gebrauch. Wie Niemand eine Kunst lernt, ohne Uebung der Regeln, so ist es auch mit der Tugend. Und der Ausführung gewiß zu seyn, mußt Du ihre Grundsätze gegenwärtig haben. Rufe Dir also Deine Pflichten oft im Stillen zurück, und erneuere täglich den Vorsatz, sie keiner Sache nachzusetzen. Dieser Vorsatz bedarf zum Gedeihen eines höhern Beistandes. Richte daher täglich und vor allen Dingen Dein Herz zu Gott; und wenn Du ihm jeden Deiner Tage weihst, so wie Du jeden von ihm empfängst, so wird er Dir Kraft verleihen, ihm Deine Neigungen und Deinen Willen zu opfern, wenn er mit Deiner Pflicht in Widerspruch geräth. Wie kein Werk ohne Anstrengung und Aufmerksamkeit gelingt, so am wenigsten das Werk des Lebens. Gib es also nicht aus sündhafter Trägheit dem Zufalle Preis. Waffne Dich zum Voraus gegen mögliche Niederlagen, indem Du Dir Deine Schwächen nicht verhehlst, und die schlüpfrigen Stellen Deines Weges vermeidest, oder, wo dieses nicht möglich ist, die Mittel bereitest, die Dich aufrecht erhalten können. Wer sich am Morgen rüstet, und auch am Tage Wache hält über sich selbst, der wird selten am Abend Unmuth und Reue auf dem Felde der Niederlage finden.

Vergiß nie, daß die Quellen des Glücks in Dir selbst fließen, und daß, wenn der Schatz der Zufriedenheit nicht in Dir liegt, Du vergebens Geister beschwörst, um ihn auf fremdem Grund und Boden zu heben. Ein gesunder Mensch schläft auch auf einem

harten Lager aus; einem kranken Gemüthe gibt auch das Füllhorn des Glücks keinen Genuß. Nur ein unschuldiges Herz ist gesund; nur ein gesundes ist froh. Wer an den Augen leidet, dem geben die schönsten Farben Schmerz; dem Gelbsüchtigen erscheinen sie schmutzig, und den Fieberkranken eckeln die besten Speisen an. Ist es nicht strafbar, die Einrichtung der Welt, die Menschen um Dich her, ja, die Vorsehung selbst anzuklagen, wenn Du bei der Verwirrung Deines Gemüths, bei den Fieberschauern Deiner Begierden, bei der Zerstörung Deiner innern Harmonie überall Verwirrung, Leerheit und Dissonanzen erblickst? Schlägt nicht der edelste Wein in einem unreinen Gefäße um? und warum tadelst Du an der Welt, was Du selbst verschuldet hast? Auf einem verstimmten Instrumente wird die beste Musik entstellt, und wenn Du zu träge bist oder zu ungeschickt, um die Saiten zu stimmen, so mußt Du nicht über schlechte Musik klagen. Wenn Dir die Welt mißfällt und Du Lust zum Verbessern fühlst, so kehre Dich zuerst gegen Dich selbst, und sey fest überzeugt, daß der Himmel heiterer werden wird, wenn Du die Wolken aus Deinem Herzen vertrieben hast. Es steht nicht in Deiner Gewalt, reicher zu seyn, als Du bist; aber Dir einiges zu versagen, das steht in Deiner Gewalt. Die Menschen zu ändern, mit denen Du in Berührung stehst, ist in vielen Fällen unmöglich, und auf keine Weise leicht; aber Dich selbst zu größerer Duldsamkeit zu gewöhnen, ist nicht unmöglich. Verlange nicht von andern, was Du Dir selbst nicht zumutheſt;

oder muthe Dir vielmehr zuerst zu, was Du von andern verlangen willst. Gewöhne Dich an Nachgiebigkeit, so wirst Du selten den Starrsinn anderer anzuklagen haben; noch werden Dich, wenn Du wahrhaft bescheiden bist, die Ansprüche anderer kränken. Es ist leichter die, welche Dich eines Fehlers zeihen, vor ihre eigene Thüre zu schicken; aber es ist besser, Dich von dem gerügten Fehler frei zu machen. Wer sich auf diese Weise mit sich selbst zu schaffen macht, wird wenige Zeit übrig haben, den Mängeln anderer nachzuspüren. Sich Ehren-Pforten aufzubauen von fremden Fehlern, ist eine eitle Lust unsers Geschlechts, die oft hart gebüßt wird. Du wirst diese Lust besiegen, wenn Du Dich selbst fragst, ob Du nicht an demselben Fehler krank liegst, oder an schlimmern? und ob Du Dir nicht Dein eignes Urtheil sprichst? — Es ist viel für das Glück gewonnen, wenn man aufhört, unzufrieden mit andern zu seyn. Hast Du es so weit gebracht, daß Du mit Dir selbst zufrieden seyn darfst, so fängt Dein Himmel schon hienieden an, und wie eng auch immer Deine Hütte sey, es wohnt ein größeres Glück darin, als in irgend einer Königsburg Platz hat. Heilige also den Tempel in Dir, so wirst Du auf geweihtem Boden wohnen, den keiner der Feinde des Lebens betreten darf. Dann werden auch seine Dornen ihre Spitzen verlieren, und Du wirst leicht und leise — wenn auch unbemerkt und unbekannt — aus Deinem irdischen Himmel in einen andern noch herrlichern eingehen.

* * *

Die Fehler, die wir in uns einwurzeln lassen, machen uns nicht bloß andern zuwider, sondern uns selbst. Wer mag sich gern im Spiegel betrachten, wenn ihn daraus nur eine Ungestalt anspricht? und wie geschäftig auch immer die Eitelkeit seyn mag, Dir ihre bunten Gläser vorzuhalten, so wird sie Dir doch, wenn Du einmal Deine Blicke auf Dich richtest, Deine Fehler nicht verbergen. Darum fliehen so viele sich selbst ärger, als ihre Feinde sie fliehen; und hoffen sich zu entgehen, wenn sie ihre Zeit in nichtiger Zerstreuung verlieren. Niemand wird sich Wahnsinn und Verrücktheit wünschen; aber was ist die Furcht vor dem eignen Ich anders, als ein willkührlich ergriffener Wahnsinn, der uns, wie die Bewohner eines Irrenhauses, zu den nichtigsten Dingen verdammt? Indem wir jene Unglücklichen bemitleiden, sprechen wir unser eigenes Urtheil aus, ohne es inne zu werden. Wir beklagen diejenigen unter ihnen am meisten, die bisweilen in hellen Augenblicken ihr Schicksal erkennen. Aber was schützt uns gegen solche helle Augenblicke, in denen wir, trotz allem Gegenstreben, die Augen auf uns kehren und die heillose Zerrüttung unsers Innern betrachten müssen? Ein offener Krieg wird überall für wünschenswerther gehalten als ein heimlicher; so ist es auch dem Menschen heilsamer, den Krieg ausbrechen zu lassen, und nicht zu rasten, bis er einen sichern und dauernden Frieden mit sich schließen kann. Dieser kann auch nicht ausbleiben, wenn man nur die Ursachen der Zwietracht deutlich erkennen, und jene verrätherischen Lieb-

linge verbannen will, die uns mit uns selbst verfeinden, und einen ehrlichen Frieden aus Eigennutz hassen. Wie mancher eine Krankheit nur aus Trägheit nährt, ob er sie schon gern los wäre; so geht es uns auch mit vielen unserer Fehler. Wir ertragen das lang fortgehende Ungemach, weil wir nicht zu einigen Augenblicken des Schmerzes Muth haben. Aber wenn Du nur willst, so wird Gott Dir helfen. Willst Du nicht, wer wird Dir dann helfen, wenn die Zeit der Besserung verflossen ist?

* * *

Bei allen menschlichen Handlungen ist nur die Absicht gewiß. Hast Du gethan, was Du für recht hieltest, hast Du es mit Aufmerksamkeit und Besonnenheit gethan, so kannst Du über den Erfolg ruhig seyn. Ueber das Rechte waltet selten ein Zweifel ob; das Nützliche aber ist ungewiß, und die Aussprüche der Klugheit sind, wie die alten Götterspruche, oft doppelsinnig. Das erste, worauf Du zu achten hast, ist der Beifall des Himmels, der Dir durch die Aussprüche Deines Gewissens kund gethan wird. Gegen diese Rücksicht verschwindet jede andere zu Nichts. Was Du auf einem andern Wege gewinnen könntest, es ist immer nur ein Gewinn bis zum Grabe hin; und dieses kann sich Dir morgen öffnen. Es steht Dir schon jetzt offen; und die Irrlichter der Eitelkeit, der Habsucht, des Ehrgeizes, der Lust, indem sie Dir den Abgrund verdecken, ziehen Dich näher an seinen Rand, und die Erde bricht unter Dir ein, indem Du eben

den Schatz ergreifst, über dem die lockende Flamme leuchtet. So trittst Du dann, mit dem ungerechten Gewinn in der Hand, vor Gottes Thron, und der Schatz, an dem Dein Herz hing, zeugt gegen Dich. Wer nur an Gutes denkt und Gutes will, darf nicht fürchten. Sein Gewissen gibt ihm Vertrauen und Trost. Durch das Gewissen spricht Gott, und die Stimme des Richters wird vernommen, eh' noch der Tag des Gerichts erscheint.

* * *

Fliehe die Einsamkeit nicht, sie befreundet Dich mit Dir selbst; fliehe die Gesellschaft nicht, sie befreundet Dich mit der Welt. Wenn Du die Einsamkeit nicht ertragen kannst, so glaube nur, daß Dein Gemüth leer und nichtig ist, und daß irgend ein unerkanntes Geschwür an Deinem Herzen nagt, das Du zu betrachten Dich scheust. Wenn Du die Welt meidest, so magst Du fürchten, daß die Selbstsucht in Dir allzu mächtig geworden ist. Ich habe Männer und Frauen gekannt, die die Welt nur darum flohen, weil sie ihre übermäßigen Forderungen nicht befriedigt sahen, weil sie die Mitbewerber ihres Ansehens nicht ertragen konnten, oder weil sie sich von jedem Widerspruche verletzt fühlten. Sie suchten die Einsamkeit, und wurden in ihr immer übermüthiger, selbstsüchtiger, menschenfeindlicher und verstockter. Dieser Fall ist nicht selten. Mehrere flohen indeß die Einsamkeit, weil ihnen ihre eigene Gesellschaft unerträglich war, und sie in dem Geräusche Rettung vor sich selbst suchten.

* * *

Die Veränderlichkeit der Weiber in ihren Neigungen und Wünschen ist zum Sprichwort geworden. Daß ein Mädchenkopf ohne Erfahrung, in welchem eine leichtbewegliche Einbildungskraft spukt, immer in der nächsten Veränderung ein Glück erwartet, das kein früherer Zustand gewährt hat, ist nicht eben zu verwundern; aber es ist kindisch, diesen Täuschungen nachzuhängen, und sich mit einer krankhaften Unruhe aus einem Zustande in den andern zu werfen. Willst Du wissen, was Dir die Zukunft bieten kann, so frage die Vergangenheit; und wenn hier Deinem Gedächtnisse eine Nebelwelt voll Phantome entgegentritt, welche die Hoffnung geschaffen und die Wirklichkeit vernichtet hatte, so entsage dem eiteln Spiel, oder treibe es nur als ein Spiel, ohne ihm auf Deine Handlungen den geringsten Einfluß zu gönnen. Sage Dir ohn' Unterlaß, daß Dinge, die Du am heftigsten wünschtest, Dir, wenn sie in Deiner Gewalt waren, nur geringe Freude gewährten; daß sie Dir oft in demselben Augenblicke gleichgültig wurden, wo Du sie erhieltest, daß folglich eine so kurze und täuschende Lust kein ernstes Streben verdienen kann. — Ich erschrecke, wenn ich denke, wie viel dieser Wechsellust geopfert wird! wie viele Pflichten sie verletzt! welche Zerrüttung des Vermögens und des häuslichen Friedens sie oft nach sich zieht! welche schreckliche Folgen das Allernichtigste hat! Ist es nicht Wahnsinn, mit solcher Gefahr immer von der Zukunft zu erwarten, was Dir weder Vergangenheit noch Gegenwart beut; ja, beides mit dem raschen, eilenden Fuße zurückzustoßen,

um Dich in die nächste Zukunft zu stürzen, und doch nie an die Zukunft zu denken, die Dich — je nachdem Du willst — mit ihren Schreckuissen oder ihrer Seligkeit ganz unfehlbar erwartet.

* * *

Die Weiber erkennen selten die Wohlthat, die ihnen die Natur durch die Einfachheit ihrer Verhältnisse erzeigt hat. Die Welt, für die sie gebohren sind, ist ihr Haus; ihr Staat sind die Hausgenossen. Wenn der Mann das Haupt dieses Staates ist, so ist die Frau wenigstens sein erster Minister, und es ist ihr Geschäft, den Willen des Hauptes zum Besten ihres Staates zu lenken und ihn auf die gefälligste Weise zur Ausübung zu bringen. So wie sie als Mädchen in dem elterlichen Hause nur die natürlichen Verhältnisse der Tochter und etwa der Schwester zu ehren hat, so ist sie als Frau von der Natur an ihren Mann und ihre Kinder gewiesen. Ihre Pflichten bewegen sich daher in einem sehr engen Kreis. Diesen kennen zu lernen ist nicht schwer. Der Finger der Natur zeichnet ihn vor, und ihre Stimme ruft ein gutgeartetes Gemüth ohn' Unterlaß darein zurück. Bedarf es vieler Worte, um eine Tochter zu überzeugen, daß sie ihre Eltern ehren müsse, oder eine Mutter die Liebe ihrer Kinder zu lehren? Ist es aber nicht für das größte Glück zu achten, nur an solche Pflichten gebunden zu seyn, von denen die Natur selbst die Hälfte auf sich nimmt?

Freilich zerstört die Eitelkeit nur allzu oft diesen Kreis. Wie der Mann oft die unscheinbare Pflicht

verabsäumt, um sich ausserhalb ihres Gebietes mit größerem Glanze geltend zu machen, so hat auch die Eitelkeit der Weiber nur allzu oft die Grenzsteine ihrer Bestimmung verrückt. Der häufige Verkehr, in welchen die Frauen durch die Ausbreitung der gesellschaftlichen Verhältnisse mit Männern aller Art versetzt worden sind, hat sie aus den Schranken der Häuslichkeit in eine Art von öffentlichem Leben geführt, in welchem sie sich mit usurpatorischen Mitteln zu behaupten suchen. Ich will hier schreiben, was mich die Erfahrung gelehrt hat, ohne etwas zu verhehlen oder zu übertreiben oder zu beschönigen; denn ich schreibe für Dich, meine Tochter, und nicht für die Welt. — Da die Frauen, als der schwächere Theil, oder doch, was hier auf Eines hinaus kömmt, für den schwächern Theil geachtet, einen ungewöhnlichen Scharfblick für die Schwächen der Männer haben, so mißlingt es ihnen selten, wenn sie wollen, sich in eine Art von Theilnahme an der Macht einzudrängen, die ihnen durch die bürgerlichen Einrichtungen versagt ist. Ihre natürliche Geschmeidigkeit, die Beharrlichkeit ihres Willens, die Macht, welche ihre Reize ausüben, alles das kömmt ihnen zu statten, um die Sinnlichkeit und Unbehülflichkeit der Männer zu unterjochen, und sich auf dem Schauplatze der Welt eine Rolle zu verschaffen, die sie meist mit mehr Ansprüchen als Erfolg zu spielen pflegen. Auch für den Mann ist Celebrität öfterer eine Bürde, als ein Genuß; den Stand-Punkt der Frau verrückt sie gänzlich und zerstört die Grundlagen, auf denen das

Gebäude ihres Glückes ruhen soll. Unvermeidlich rächt die Natur jede Verletzung ihrer eigenthümlichen Gebote, und eine ehrgeizige Frau stürzt sich muthwillig in einen Strom, wo sie weder ihres Glücks, noch ihrer Tugenden Meister ist. Der Weg der Eitelkeit ist schlüpfrig, und wer ihn betritt, kann nicht sagen, wohin ihn der zweite und dritte Schritt führen wird. Zwar ist jeder Erfolg ungewiß; aber wer das Gesetz der Natur befolgt, wer sich in den Schranken seiner Pflicht hält, und diese mit Gewissenhaftigkeit auszufüllen sucht, dem darf, wenn auch der Erfolg seinen Absichten nicht entspricht, doch nie um Trost bange seyn. Aber woher soll ein eitles Weib Trost nehmen, wenn es sich zurückgewiesen oder überboten sieht? Woher? Es hat sein bestes Gut, wie der leidenschaftliche Spieler, nur auf den ungewissen Erfolg gesetzt.

Wähne also nicht, daß die Männer glücklicher zu preisen sind, weil sie Gelegenheit zu großen Thaten haben, die ihren Nahmen verherrlichen, und der Welt nützen, indem sie ihr glänzende Beispiele geben. Auch den Männern kömmt diese Gelegenheit nicht oft. Der Lorbeerkranz ist wohl ein schöner Schmuck für die Stirn des Helden und der Bewunderung werth; aber oft ist es nur eine einzelne und einseitige Anstrengung, die ihn erwirbt, und der Lorbeer gedeiht auf dem Boden der Gewaltthätigkeit und Ungerechtigkeit nicht minder, als in dem Schooße des Rechts. Die Früchte des Unrechts zu beneiden, steht wohl den Frauen am wenigsten an; auch das, was das Glück bringt, ist ihrer Bewunderung wenig werth; und was durch einzelne

Anstrengungen errungen wird, gibt für den Werth des Menschen nur ein unsicheres Maas. Du wirst mich vielleicht auf den Staatsmann hinweisen, und es ist wahr, daß dieser der Gerechtigkeit, der Ausdauer, der Liebe zur Pflicht, des Wohlwollens bedarf, um mit Recht auf seinem Platze zu stehen. Aber liegen nicht alle diese Tugenden auch in dem Gebiete der Frau? oder darf sie klagen, in Rücksicht auf ihre Ausübung durch die Natur oder die darauf gebauten gesellschaftlichen Verhältnisse bevortheilt zu seyn? Oder hat eine rechtschaffene Frau nicht täglich und stündlich Pflichten zu erfüllen, die nicht die Wirkung einzelner Aufwallungen seyn können, sondern einen festen Willen und ein gediegenes Wohlwollen fordern? Wenn ein Feldherr vielleicht nur einmal in seinem Leben einen Triumph feiern kann, und dem Staatsmanne der Eichenkranz kaum eher als an dem Ziele seiner Laufbahn gewunden wird, so hat eine Frau in ihrem kleinen Staate — was ist aber auf der Erde groß oder klein? — täglich Gelegenheit, sich einen Verdienst-Orden zu erwerben, den ihr ein gültiger Richter, ihr Mann, oder doch ihr eigenes Bewußtseyn umhängt. Ist nicht auch das für etwas zu rechnen — und in den Augen eines höhern Richters, als menschliche sind, gewiß für etwas sehr großes — daß ihr Verdienst durch die unreinen Einflüsse der Ruhmsucht nicht befleckt und geschmälert wird? Die Welt weiß nicht, welche Opfer sie bringt; wie sie den eignen Willen bekämpft, um einen fremden Willen zu erfüllen; wie sie mühsam ihre Kräfte sammelt, früh

aufsteht und spät sich niederlegt; für alle sorgt und sich selbst vergißt; leidet, damit andere sich freuen, arbeitet, damit andere ruhen können. Die Welt weiß es nicht, daß ihr Verdienst oft schnöde verkannt, ihre Ordnung oft muthwillig gestört, und, wenn sie schon mehr thut, als ihre Schultern tragen können, doch noch mehr von ihr gefordert wird. Die Welt weiß es nicht, aber Gott weiß es, und wenn sich ihr Aug' schließt, das oft bei der Härte ihres Mannes, oder an dem Krankenbette ihrer Kinder von heißen Thränen überfloß, so wird ihr Engel für sie an dem Throne des Ewigen zeugen, wo der Feldherr vielleicht zittert, und die Fürsten mit ihren mächtigen Dienern — wenn schon mit irdischem Ruhme bekrönt — das Urtheil der Gerechtigkeit zagend erwarten müssen.

* * *

Der schlimmste Feind, vor dem eine Frau sich zu hüten hat, ist die Eitelkeit viel gekannt und bewundert zu seyn. Ein alter Schriftsteller hat gesagt, und viele haben es wiederholt, die beste Frau sey die, von der man nicht spreche; und gewiß hat die Natur den Frauen nicht umsonst eine so große Empfindlichkeit gegen fremdes Urtheil gegeben. Wenn aber unser Geschlecht die Fehler der Frauen überhaupt ohne Schonung rügt, so ist es doch am unerbittlichsten gegen die, welche über Gebühr nach dem Beifall der Welt geizen. Eine Frau, welche die erste in der Mode ist, erscheint uns nicht viel besser, als ein öffentliches Weib. Man ahmt ihr nach, und lästert sie. Einer

Schriftstellerin geht es nicht besser; und das unschuldigste, was man noch von ihr sagen kann, ist, daß sie sich männlicher Hülfe bedient. Anderes denkt man hinzu, ohne es zu sagen; aber etwas rühmliches ist es sicherlich nicht. Auf gleiche Weise wird jede Art der Eitelkeit gerügt; und die Welt ermüdet nicht, Dornenkronen für Frauen zu flechten, die den Kreis ihrer Natur durchbrechen wollen. Doch das ist das geringere Uebel, wenn schon empfindlich genug. Das größere ist die Erkältung des Herzens, die der Eitelkeit folgt. Die angenehmste Musik, hat man gesagt, ist die Schmeichelei; es ist die einzige, welche die Eitelkeit hören will, und sie saugt, wie die Sirenen, ihrer Beute das Mark aus. Das Paradies ging verlohren durch die Eitelkeit eines Weibes, das sich schmeicheln ließ; und trotz der alten Erfahrung, wird dieselbe Erscheinung Tag für Tag wiederholt. Es steht mißlich um die Selbst-Achtung bei denen, die ihr Glück in fremder Bewunderung suchen, und das Gewissen wird leicht zum Schweigen gebracht, wo die Eitelkeit spricht. Dann erstirbt das frische und frohe Gefühl des Herzens, das sich seiner Unschuld erfreut; die Pforten des Paradieses sind hinter Dir geschlossen, und Du bist auf einen dürren Acker hinausgetrieben, wo Du im Schweiße Deines Angesichtes die schnell verwelkenden Blüthen fremden Lobes ernetest, die keine Früchte hinter sich lassen, aber oftmals Dornen. Wenn aber der Aeltermutter des weiblichen Geschlechtes doch die Sehnsucht nach der verscherzten Heimath blieb, so stirbt auch diese in dem Herzen

ihrer eiteln Töchter dahin. Die eitle Frau wird ihrem Hause fremd, wie sie sich selbst fremd geworden, und wohnt da, wo sie nicht einheimisch ist. Ihr Mann, den sie zu Grunde richtet, erscheint ihr als ein Tyrann; ihr Haus als ein Gefängniß; ihre Kinder als eine lästige Zugabe zu den andern Uebeln des Ehestandes. Ihr Leben vergeht wie ein Geschwätz, und sie hat, am Ziele ihrer Laufbahn, keine Thaten aufzuzeigen, die sie am Tage der Rechenschaft vor Gott vertreten könnten.

Gegenseitige Ergänzung ist offenbar der Zweck der göttlichen Vorsehung in der Einrichtung des männlichen und des weiblichen Geschlechts. Ob sie schon alle sittliche Eigenschaften mit einander gemein haben, so besitzt doch jedes einige derselben in einem vorzüglichern Grad. Die gegenseitige freie Achtung, die aus der Anerkennung dieser Vorzüge entspringt, und die nichts von Mißgunst und Eifersucht weiß, ist das natürlichste, wie das festeste Band, das den Mann an das Weib, das Weib an den Mann knüpft. Dieses Band wird in dem Augenblicke geschwächt, und das ganze Verhältniß verwirrt, wenn das Weib seine Ansprüche auf männliche Geisteskraft und die damit verbundene Geschäftsthätigkeit, der Mann auf weibliche Liebenswürdigkeit und weibliche Reize ausdehnt. Daß der Mann in diesem Falle herabsteige, wird auch von Weibern anerkannt, die keinen Mann tiefer verachten, als der sich ihnen am ähnlichsten macht; ein Weib aber, das sich den Männern gleichstellt, ist nicht nur den Weibern verhaßt, sondern auch die Männer ge-

hen mit kalter Verwunderung und lächelnd an ihm vorbei. Es wird zu einem Räthsel, das jeder nach seiner Weise und selten mit Wohlwollen löst, und auf jeden Fall verliert es an anziehender Kraft wenigstens eben so viel, als es an Merkwürdigkeit gewinnt.

Wenn aber ein Mann seiner Frau alle männlichen Eigenschaften gern erläßt, und die Mitgabe von Kenntnissen, die er als Minister, als Finanzmann, als Soldat oder Professor gebraucht, als einen unnützen Ballast wenig achtet, so verlangt er desto gewisser einen offnen und lebendigen Sinn für das Schöne und Gute. Durch diesen Sinn, der bei den Frauen schneller als bei den Männern anspricht, erringen sie eine Würde, die jeder männlichen gleich zu stellen ist, die von Erzieherinnen des menschlichen Geschlechts, und durch ihn haben sie mehr in der sittlichen Welt aufgebaut, als die rohe Gewalt zerstören konnte. Nicht nur in dem Schooße und an der Brust edler und frommer Mütter sind edle und große Menschen erzogen worden, sondern der gebildete und gereifte Mann selbst holt sich von dem Beifall der steten Zeugin seines Strebens Kraft. Die Zufriedenheit über ein vollendetes Werk verbirgt sich nicht vor dem Auge der Gattin, wie sie sich vor den Augen der Welt verbergen muß; und die Frau ist nicht nur die aufrichtigste Theilnehmerin an dem Ruhme ihres Mannes, sondern entzündet auch, wenn sie den rechten Sinn für das Gute hat, seinen Eifer dafür. Manches vortreffliche Werk würde, ohne die Theilnahme der Frauen, weder entstanden noch vollendet worden

seyn; und die Freude der Welt daran, wenn es erscheint, ist eine Ehrenkrone, die ihrem stillen Verdienste geflochten wird. Ist es denn nicht schon ein Verdienst, wenn sie den für den Staat oder die Welt arbeitenden Gatten bei Laune erhält, und durch ihre Heiterkeit die Harmonie in ihm herstellt, die durch die Stöße und Reibungen des Weltlaufs und der bürgerlichen Verhältnisse nur allzuleicht aufgehoben wird? Auch im gesellschaftlichen Leben ist jener offene Sinn, die Empfänglichkeit für Ideen, und ein leichtes Auffassen dessen, was das Gespräch unterrichteter Männer bietet, von allen gesellschaftlichen Eigenschaften der Frauen die, welche am höchsten geachtet wird. Sie bindet vermischte Gesellschaften auf die unschuldigste Weise, und nährt den Trieb nach Unterricht und Bildung, ohne die Eitelkeit auf Kosten der Bescheidenheit zu nähren.

* * *

Für eine schöne und eitle Frau gibt es nichts furchtbareres, als das Alter, und die Periode des Ueberganges ist eine Zeit harter Prüfungen für sie. In dieser kritischen Zeit, wo alles auf dem Spiele steht, worein sie ihr Glück und ihren Werth setzt, wo tausend demüthigende Vorbedeutungen den unvermeidlichen Verlust ankündigen, wo er sich endlich entscheidet, — in dieser Zeit wird es ihr schwer seyn, dem schadenfrohen Spotte der Welt zu entgehen; ja, manche bringt es darin bis zur Verachtung. Die Ansprüche, die sie zu machen gewohnt war, werden zu-

rückgewiesen; die Titel, auf die sie sich gründeten, sind erloschen, oder vielmehr, sie sind auf andere übergegangen. Die immer nachwachsende Jugend mit ihren Reizen und ihrer frischen Anmuth, wird durch die Zeit selbst vorgeschoben, und bemächtigt sich bald aller Plätze, auf denen sich die, welche kurz vorher das Verdienst der Jugend genossen, breit zu machen pflegten. Es hilft hierbei nichts, eine jugendliche Maske vorzunehmen; die Welt kennt auf ein Haar das Gesicht, das dahinter verborgen ist; und was ist widerlicher, als jugendliches Thun bei einer überjährigen Gestalt? Eine vernünftige Frau ist weder einer solchen Versuchung, noch jenen Prüfungen ausgesetzt. Kein solides Haus fällt wegen Eines Verlustes, und gewiß um desto weniger, je gewisser er seit langer Zeit zum Voraus zu sehen war. Wer im Frühling nicht an den Winter denkt, wird unfehlbar in den Fall der Grille gerathen; die Ameise ist nicht in Verlegenheit. Bei der Unterhaltung mit einer gebildeten Frau vergißt man ohnehin ihre Schönheit leicht, und bei einem blühenden Geiste wird die Flucht der Jugend kaum wahrgenommen. Ohne Kummer und ohne die Achtung der Welt vermindert zu sehen, sinkt sie von ihrer Mittagshöhe dem Abendhimmel zu, und wenn sie endlich im Abendroth erlischt, so wird ihr Grab noch von dem Sternenkranze der Freundschaft und Liebe geschmückt. Sie hat nie den Beifall der Welt höher geachtet, als die Stimme ihres eignen Herzens; und die friedliche Ruhe ihres Hauses ist ihr, auch in den Tagen ihrer Blüthe, erfreulicher ge-

wesen, als das Geräusch der Welt. So bedarf auch im Alter ihr Leben nur einer geringen Abänderung. Es fällt ihr nicht schwer, Ansprüche aufzugeben, die sie nicht gemacht, Huldigungen zu entbehren, die sie nicht gesucht, eine Einsamkeit zu ertragen, die sie nie geflohen hat. Sie wird, wo sie erscheinet, nicht mißfallen, weil sie nicht nach Beifall geizt; sie wird nicht verdrängt werden, weil sie sich nicht vordrängt; und da sie die Ansprüche anderer gelten läßt, ihre Talente mit freudiger Anerkennung hervorzieht, auch wohl, mit Hülfe ihrer Erfahrung und Ruhe, Takt, Ordnung und Harmonie unter der jüngern Welt zu erhalten versteht, so kann sie, selbst in hohem Alter, einen ehrenvollen Platz in gebildeter Gesellschaft behaupten. Doch ist Zurückgezogenheit dem Alter am angemessensten; nicht nur, weil es ehrenvoller ist, vermißt zu werden, als durch zu langes Verweilen auf demselben Platze vielleicht lästig zu seyn; sondern weil das Leben durch die Annäherung an das Große, entscheidende Ziel immer ernster wird, weil uns die Betrachtung dieses Ziels immer mehr beschäftigen muß, und wir eben dadurch gleichgültiger gegen die Welt und weniger geschickt werden, die Pflichten gegen die Gesellschaft, welche Aufmerksamkeit und ein freies Gemüth fordern, so wie es seyn soll, zu erfüllen.

* * *

Die Frauen sind nicht in der Nothwendigkeit, über welche die Männer oft Klage führen, vieles lesen zu *müssen, was ihnen* wenig frommt; sie haben nicht

nöthig nach Vollständigkeit im Wiſſen zu trachten; ſie dürfen alles, was ſie leſen, auf ihre Bildung beziehen. Hierzu iſt es nicht genug, viel zu leſen, ohne Ordnung, Nachdenken und Wahl. Leſen ohne Nutzen für Geiſt und Gemüth heißt ſäen, ohne ernten zu wollen; man könnte eben ſo gut den Meeresſand pflügen, oder das Meer ſelbſt; und unter allen Mitteln, die Zeit zu verlieren, iſt dieſes eines der ſchlechteſten. Sage nicht: es bleibt doch etwas zurück. Das, was zurückbleibt, vermehrt nur die Unordnung in Deinem Kopfe und Herzen, wie bei einem Einzuge das, was aus den Wannen und Körben verzettelt wird. Was eine Frau lieſt, das ſoll ihr geiſtiges Eigenthum werden; wie kann ſie aber das wollen, wenn ihre ungewählte Leſerei ihr Schlechtes und Gutes ohne Unterſchied beut? Bilden heißt geſtalten; und welche Frau möchte in ſich etwas Häßliches und Gemeines geſtalten? Oder bedarf der Geiſt weniger Rückſicht als der Leib? und drängt ſich die innere Gemeinheit nicht unvermeidlich hervor, nicht in den Worten allein, ſondern auch in den Zügen und dem ganzen Weſen einer Frau? Auch da geſtaltet ſich nichts, wo ein Eindruck den andern vertilgt. Das Gemüth einer Frau, die, alles lieſt, was der Zufall herbeiweht, gleicht dem Himmel an einem ſtürmiſchen Tage, wo wechſelndes, hin und her ziehendes Gewölk dem Lichte nur ſelten einen Durchblick vergönnt. Nicht Vieles, aber recht, iſt eine treffliche Lehre in tauſend Dingen, und auch beim Leſen. Setze noch hinzu, aber das Beſte, das Gehaltreichſte, das Würdig-

ſte, das, was Mühe koſtet, und das Alles nicht Einmal, ſondern oft. Fragſt Du aber nach dem zweiten Theile der Lehre, ſo wiſſe, daß recht leſen heißt, mit Aufmerkſamkeit und Verſtand leſen. Ein Buch, bei dem Du nichts denken kannſt, nimm lieber gar nicht zur Hand; ein gedankenvolles aber laß Deinen Freund ſeyn, mit dem Du Dich lange beſprichſt, bis Du ſeiner Gedanken mächtig biſt und ſie mit den Deinen verwebt haſt. Wenn Du ſelbſt ſchon ein eignes Grundſtück haſt, ſo ſchlage getroſt von dem Eigenthume Deines Autors ſo viel dazu, als ſich zu jenem paßt, und Du haſt nicht zu fürchten, daß Du wegen Verrückung der Grenzſteine in Anſpruch genommen werdeſt. Alles, was Du auf dieſe Weiſe erwirbſt, iſt ein guter und ehrlicher Erwerb, und die Früchte, die Du auf ſolchem Grund und Boden ziehſt, gehören nach allen Rechten Dein. Die Traube bedarf aller Elemente zu ihrem Gedeihen, wie der Geiſt vielfältiger Nahrung, wenn ſich etwas Gutes bereiten ſoll. Die größte Kraft der Natur aber macht doch die Arbeit nicht entbehrlich, und der Geiſt bedarf der verſtändigen Pflege ſo gut wie die Traube, wenn es einen tüchtigen Wein geben ſoll. Du magſt ihn auch mit einer Harfe vergleichen, die im Luftzuge einzelne Töne gibt, bisweilen auch einen ganzen Accord, aber nie eine rechte Muſik. So iſt überall der Zufall nie ein ſicherer Meiſter, ſondern der Verſtand. Durch Verſtand wirſt Du auch Deinem Geiſte die rechte Stimmung geben, und erfreuliche Melodieen aus ihm *hervorlocken*. Jede Kunſt erfordert Uebung und Nach-

denken. Wie sollte die schwerste von allen, die Bildung unseres Geistes, ohne Verstand und Mühe vollbracht werden können?

Die schlimmste Feindin der Bildung, wie des Guten überhaupt, ist die Trägheit; wer sich ihr hingibt, ist des geistigen Todes Raub. Hinter ihr her geht die Unaufmerksamkeit, die von den sparsamen Körnern, die aus der Hand der Trägheit fallen, keines in den Boden eindringen läßt. Willst Du diese Feindinnen bannen, so nimm mit dem Buche auch die Feder zur Hand. Wenn Du damit anfängst, Dir das anzumerken, was Dich in einem Buche vorzüglich anspricht, so wirst Du Dich bald im Stande sehen, mit dem Buche selbst zu sprechen, dem Autor vor oder nach zu denken, ihn zu bestreiten oder zu vertheidigen. Es kann seyn, daß Du oft irrst; aber nur auf diesem Wege wirst Du lernen, Deine eignen Irrthümer zu berichtigen; bei dem trägen Lesen allein werden sie mit der Wahrheit in Ein wüstes Chaos zusammenfließen. Der Kopf einer trägen Leserin ist wie die Büchse des betrelnden Blinden, die jede Art von Münze ohne Unterschied aufnimmt, und sich eben so leicht mit dem Falschen und Untauglichen, als mit dem Brauchbaren füllt. Auch der lebhafteste Geist ist bisweilen träge, und der fruchtbarste Boden erscheint oft todt, wenn er nicht zur Fruchtbarkeit aufgefordert wird. Es ist aber wohl schwerlich irgend ein Kopf, in welchem nicht eigne Gedanken ruhten, so wie es keinen Körper gibt, der nicht einige Wärme *und electrischen* Stoff enthält. Reibe

ihn nur auf die rechte Weise, und Du wirst ihm schon Wärme abgewinnen und Funken ziehen. Ein gedankenreiches Buch ist das beste Reibzeug, und die Feder der beste Conductor. Haben die Gedanken einmal den Weg gefunden, so folgen sie sich schnell, und Du hast die stille Freude der Autorschaft ohne ihre Kümmernisse. Der erste Erfolg stärkt den Muth und die Kraft, und Du wirst Dein Capital unter den Augen wachsen sehen. Es steht in Deiner Gewalt, es jeden Tag zu vermehren, und Du wirst Dir dabei keinen Geiz vorwerfen dürfen. Was Du davon ausgibst, kömmt Dir mit Zins zurück, und die besten Köpfe arbeiten für Dich. Je früher Du anfängst, desto besser. Spare in der Zeit, so hast Du in der Noth. Bleibt die Noth aus, so hast Du für Dein Vergnügen; aber sie kömmt sicher, wenn Du die Hand in den Schooß legst. Die Jugend meint den geistigen Erwerb entbehren zu können; und mancher jungen Frau scheint die Unwissenheit, so wie die Unbesonnenheit, sogar liebenswürdig. Streite nicht mit ihr, noch viel weniger aber wetteifere mit ihr. Gewiß ist es, daß diese Art der Liebenswürdigkeit überaus wohlfeilen Kaufes zu haben ist. Aber die Zeit kömmt schnell, wo sie ihren Werth ganz verliert; denn wie jedes Alter seinen eigenen Verstand hat, so hat auch jedes seine eigene Thorheit; und wehe der, welche eine Thorheit, die im sechzehnten Jahre nicht mißfällt, mit in das sechs und zwanzigste nimmt! Etwas Witz, ein wenig Einbildungskraft und viele Dreistigkeit geben der Jugend oft einen Schein von Geist;

aber die reineren Funken, wenn sie nicht Nahrung bekommen, gehen aus, und nur die lästige Keckheit bleibt zurück. Vernunft schmückt jedes Alter, und wächst mit den Jahren, wenn sie einmal angebaut worden. Kann ihrer wohl eine Hausfrau, kann eine Mutter ihrer zu viel haben?

Sage nicht: ich bin versäumt worden, als ich jung war; jetzt bin ich zu alt. Dieß ist die Ausrede der Trägheit, die in der Jugend genährt, freilich im Alter nicht abnimmt. Für den, der recht anfängt, ist es nie zu spät. Auch sollst Du nicht sagen: Ich habe in meiner Jugend um Bildung gearbeitet; nun ist's genug. — Hätteſt Du recht darum gearbeitet, so würdeſt Du Dir ein weiteres Ziel gesteckt haben, und nicht so selbstgenügsam am Wege sitzen. Arbeiteſt Du nicht an Dir fort, so arbeitet die Zeit gegen Dich. Das Werkzeug, das Du nicht brauchſt, frißt der Rost, und ein Schacht, der nicht befahren wird, verfällt. Reichthum wächst durch Verkehr; läßt Du ihn liegen, so vermindert er sich, wie ein Papiergeld, das im Curse sinkt. Wenn Du im Laufe stille stehſt, so kommſt Du zurück; denn Zeit und Welt schreitet unaufhaltsam vor. Wenn Du also einen Grund gelegt haſt, so baue darauf fort, bis Du unter Dach bist; aber Du kannſt sicher glauben, daß es erſt jenseits des Grabes so weit kommen wird. Laß Dich demnach nie träge finden. Was Dich in Deiner Jugend gefördert hat, wird Dich auch im Alter fördern, und was Dir die Zeit an warmem Leben entzieht, das setze Du *selbſt durch erhöhte* Thätigkeit zu. In einem

Acker, den der Frost des Winters durchkältet hat, muß der Pflug tiefer gehen; und eine Krankheit im Alter verlangt eine kräftigere Nachkur. Uebrigens gibt es ja wohl überhaupt keine Zeit, wo Du ein Recht hättest, die Kräfte, welche Dir Gott verliehen, ungenutzt zu lassen.

* * *

Den Trieb zu gefallen hat die Natur selbst in die Brust des Menschen gelegt; in dem weiblichen Herzen ist er einer der mächtigsten. Eine schöne und angenehme Gestalt ist gewiß ein herrliches Geschenk Gottes; aber es ist eine Gunst, und eine der vergänglichsten. Ein Mädchen muß zufrieden seyn, wie es die Natur gebildet hat; zu dieser äussern Bildung läßt sich wenig thun, und eine geschminkte Häßlichkeit ist doppelt widrig, wenigstens lächerlich. Desto mehr kann es in sich thun; und wenn es damit auch nichts weiter erlangte, so erlangt es Zufriedenheit mit sich selbst — was viel, und die Achtung der Welt, was nicht wenig ist. Es ist nichts gewöhnlicher, als daß schöne Frauen sich von der Natur der Mühe überhoben glauben, etwas für sich zu thun. Sie vertrauen ihrer Schönheit, wie ein despotischer Staat seiner Kriegsmacht vertraut. Aber wie oft ein Zufall das Heer zersplittert, und mit ihm den Thron, so wird die Schönheit eine Beute der Krankheit oder des Alters, und es ist um ihre Herrschaft gethan. Es ist aber überhaupt ein schlechtes Lob für *eine Frau, wenn* sie ein schönes Bild heißt; und doch

hat das Bild vor der ungebildeten Frau, auſſer dem Vorzuge der Dauer, noch den, daß es ſchweigt, und daß man ihm ſo viel Geiſt leihen kann, als man ſelbſt vermag.

Wie alle Gaben des Glücks, ſo empfängt auch die Schönheit ihren Werth nur durch den Gebrauch, oder durch den Sinn, mit dem man ſie genießt. Durch einen verkehrten Sinn wandelt ſie ſich in Unheil um. „Lieblich und ſchön ſeyn iſt nichts, ſagt Salomo; ein Weib, das den Herrn fürchtet, ſoll man loben.“ Wie viele ſagen dagegen, oder denken es doch: „Schönheit iſt Alles.“ Aber Anmuth iſt mehr als Schönheit, und es gibt keine Anmuth ohne Güte und Wohlwollen. Darum überlebt Anmuth die Schönheit, und gefällt überall; und wenn dieſe bewundert wird, ſo wird jene geliebt. Alter beſiegt die Schönheit; Güte und Anmuth gehen mit in das Grab; und eine Schönheit ohne innern Werth iſt wie ein falſcher Edelſtein, den der Kenner mit deſto größerm Unwillen verwirft, je künſtlicher der Betrug iſt. Die Schönheit für ſich allein hat eine große Richtung zur Thorheit. Der Putztiſch iſt der Altar, an welchem die Eigenliebe ihr Bild im Spiegel verehrt, vor dem ſie es wie das Bild einer Schutzheiligen ſchmückt, ohn' Unterlaß bemüht, jeden Reiz zu erhöhen, oder jede Beſchädigung der Zeit auszubeſſern. Mit dieſer Bewunderung des Scheins geht die Neigung zum falſchen Schein Hand in Hand. Das Alter kömmt; warum ſollte man ſeiner Gewalt nachgeben wollen? ſollte *ſie nicht beſiegt werden können*? ſollte man nicht

die Jugend fesseln können durch Zierden und Schmuck? wo die Wahrheit weicht, da nimmt der Trug Platz. Die Hand der Zeit streift die Blüthe der Farbe ab, die Hand der Kunst schminkt sie wieder auf, und die schaamlose Dreistigkeit geht in den Farben der Unschuld einher. Nicht bloß dem Herrn ist, wie die Schrift sagt, ein geschminktes Angesicht ein Greuel, sondern jedem, der gesunde Sinne hat und Falschheit haßt. Was in dem Reiche der Täuschung, auf der Bühne, gefällt, ist in der wirklichen Welt verächtlich oder lächerlich; und jedermann weiß, wie man den nennt, der ausser der Fastnacht mit einer Maske umhergeht. Das nemliche gilt von jedem übertriebenen und prahlerischen Putz. Ich will nichts von dem ganzen Modewesen sagen, das mehr als irgend etwas uns einer Barbarei anklagt, der wir uns längst entwachsen glauben. Die Alten kleideten sich Jahrhunderte lang auf die nemliche Weise, und noch jetzt muß die Kunst von diesen Einförmigen leihen, wenn sie der häßlichen Karrikatur entgehen will. Möchte es uns doch auch einmal gelingen, nach so zahllosen Versuchen das Rechte zu finden, um dieser Knechtschaft des ewigen Wechsels zu entfliehen, die an sich unwürdig, die Quelle unendlicher Zerrüttung ist.

* * *

Es ist keinem Menschen möglich, am wenigsten einer Frau, der Beschäftigung mit Kleinigkeiten zu entgehen. Kein Haus wird ganz aus Werkstücken gebaut, und kein Hauswesen kann bestehen, in welchem

das Geringe allzu gering gilt. Aber auch nicht allzu hoch soll es geachtet werden. Die rechte Schätzung kann nur ein gesundes Urtheil lehren.

Wer das Große über dem Kleinen verabsäumt, heißt mit Recht einfältig. Wer das Kleine als groß behandelt, ist ein Geck. Jene Einfalt und diese Thorheit grenzen nah an Laster, und gehen oft in Laster über.

Eine Frau, die einen großen Werth auf Zierrathen legt, Tag lang daran wählt, des Nachts davon träumt, nie deren genug haben kann, sich auf ihren Besitz etwas einbildet, andere um die ihrigen beneidet, ist sicher eine schlechte Gattin, eine schlechte Hausfrau. Dasselbe gilt von allem Modetand.

Ein Mann, der so thäte, wäre nicht zu ertragen.

Wer kleinen Gegenständen einen fantastischen Werth beilegt, und mit ihnen seine Seele beschäftigt, der wird auch eben so gewiß die größten nach dem Maaße seines Characters herabwürdigen.

Wie diese eitlen Kleinigkeiten das Gemüth von ernsten Dingen abziehen und es kindisch machen, so erhebt ein ernster Eifer in der Pflicht, die Liebe zu den Unsrigen, und ich darf hinzusetzen, die Betrachtung göttlicher Dinge, weit über die Hochschätzung dieser und ähnlicher glänzenden Thorheiten. Unschuld des Herzens erzeugt einfache Sitten; Eitelkeit ist die Tochter und die Mutter der Heuchelei. Ein großes Gemüth freut sich am Großen und Edeln; Kinder und Thoren verlangen kostbares Puppenspiel. Das

Leben, kaum lang genug das Rechte zu bedenken, geht ihnen tändelnd hin, und indem sie die Fassung eines Kleinodes, eine glänzende Stickerei, die Farbe und den Schnitt eines Gewandes bedenken, überrascht sie der Tod, und gibt sie, im ungeschmückten Leichentuche, dem Sarge und der Verwesung hin.

* * *

Die sanguinischen Hoffnungen, die sich junge Mädchen in der Begeisterung der Liebe von dem Ehestande machen, sind oft eine Quelle großen Unmuthes und großer Verstimmung, die, nach Beschaffenheit der größern oder geringern Reizbarkeit, der größern oder geringern Macht über sich selbst, die ersten Jahre des Ehestandes, bisweilen auch ein ganzes Leben verbittert. Daß der Ehestand kein Eden sey, wurde den Stamm-Eltern des Menschen-Geschlechtes im Paradiese gesagt; und fing er nicht eben an, als die Pforten des Paradieses hinter ihnen geschlossen wurden? Die Stürme bleiben zur Tag- und Nacht-Gleiche nur selten aus; und wie jeder Sommer wenigstens schwüle Stunden hat, so hat auch jede Ehe ihre Nebel- und Sturm-Tage noch gewisser, als sie einen Honigmond hat. Auf jedem Wege des Lebens drängt sich Uebles, wie Unkraut auf jedem Acker vor; und wenn Dir auch der Himmel keines seiner Ungewitter zusendete, so ist doch kein Mann ein Engel, wenn ihn schon seine Frau in guter Absicht so nennt. Stelle Dir immer die möglichen Uebel vorher vor Augen, so wird Dir manche Täuschung erspart, ohne daß Du doch zurückgeschreckt würdest. Wer denkt nicht

mit Lust an eine Sommerreise? Man hofft dabei auf schöne und heitre Tage, aber die trüben werden auch mit eingerechnet, und ein Gewitter verdirbt die Freude noch nicht, so wenig als einmal ein schlechtes Nachtquartier oder ein elender Weg. Das ist das Bild des Ehestandes. Erwarte daher nicht alles von Deinem Manne, wie vortrefflich er auch seyn mag. Denke vielmehr, daß er wohl Fehler haben könne, die Du jetzt nicht bemerkst oder doch nicht fühlst, und waffne Dich früh mit dem Entschlusse, ihnen Tugenden, und vor Allem Geduld entgegenzusetzen. — Es ist aber eben so Unrecht, sich den Ehestand nur als einen Wehestand vorzustellen. Auch der schlimmste Mann ist nicht immer böse, und wenn er seine gute Stunde hat, kann eine Frau viel für den künftigen Frieden thun. Ein gutes Wort findet eine gute Statt; aber freilich bittere Klagen und Vorwürfe gehören zu den guten Worten nicht. Nichts vertreibt einen Mann sichrer aus seinem Hause und auf unrechte Wege, als eine immer klagende, oder gar eine scheltende Frau; auch ein zur Schau getragener stummer Schmerz ist ein peinlicher Hausgenosse, und erbittert oft mehr, als das laute Wort. Aber nicht dem Manne allein, auch andern wird eine solche Frau bald zur Last. Man beklagt sie, weicht ihr aus und sucht ein heitres Gesicht auf, das ein frisches und frohes Herz verspricht.

Die Phantasie ist eine herrliche und göttliche Gabe, um das Leben zu veredeln und zu schmücken; aber nur eine Thörin kann trauern, wenn sich die Gestaltungen ihrer Einbildungskraft nicht im Leben ver-

wirklichen wollen. Die Blüthe ist jedesmal schöner als die Frucht; und ein reifes Aehrenfeld kann mit dem Sammt der blühenden Wiese gar nicht verglichen werden. Aber es kann nicht immer Frühling seyn. Die Liebe ist ein freies Zusammenstimmen zweier Herzen; die Ehe ein gesetzliches; jenes ist schöner und ergötzlicher; dieses dauerhafter und würdiger. Auch in dem Duo der Ehe soll Liebe der Grund-Ton seyn; aber die freien Gänge und die mannichfaltigen Verflechtungen der in und aus einander spielenden und gaukelnden Töne fallen hier weg; und es ist vollkommen genug, wenn in der ernsten Melodie die männliche und weibliche Stimme harmonisch neben einander gehen. Die jugendliche Liebe ist ein Festtag, den man unter freiem Himmel vertanzt; in der Ehe gibt es fast nur Werkeltage; denn auch am Sonntage schon muß für den Montag gesorgt werden. Kann aber nicht das freundliche Gesicht des Mannes, womit er aus der Last seiner Arbeit nach der vorüberschlüpfenden Frau aufsieht; kann nicht das Gedeihen der gesunden Kinder, ihre fröhlichen Spiele, ihr fleißiges Lernen, das Lob, das ihnen der Lehrer ertheilt, jeden Werktag zu einem Sonntage machen? Durch solche Freuden, wobei die Geburtstage, die Jahresfeste und Weihnachten noch nicht einmal in Anschlag gebracht sind, wird der Himmel auf die Erde gezogen, und eine Blumenflor ausgestreut, die länger hält, als die poetischen Rosen einer nur sentimentalen Liebe. Nichts ist anstößiger als ein jugendliches *Verliebtseyn* in alten Jahren, aber nichts auch rüh-

render, als das Zusammenhalten zweier vom Alter vertrockneten Hände, die sich in den Jahren der Blüthe vor dem Altare fügten, und auch im Sterben noch fest an einander halten.

* * *

Ein Mädchen, das sich nur darum in den Ehestand begibt, um aus der Abhängigkeit im väterlichen Hause zu kommen; das nur die Freiheit hier sucht und den Genuß von Rechten, ohne die Last seiner künftigen Pflichten zu berechnen; das nur den Rang, das Vermögen, die Verbindungen seines künftigen Mannes vor Augen hat, und nur an die Rolle denkt, die es nun auch in der Mitregierung des Hauses und in dem Glanze desselben spielen wird, — ein solches Mädchen wird weder eine gute Frau, noch eine gute Mutter werden. Der Ehestand ist ein heiliger Stand, und wer dieses geheimnißvolle Heiligthum leichtsinnig betritt, und mit dem Brautkranze spielt, der hat schon beim Eintritt das Schönste, was er geben kann, verscherzt. Dieses Schönste aber ist eben jene begeisternde Erhebung, die ein frommes Gemüth bei heiligen Handlungen fühlt, und gewiß keiner Art von Weihe eigenthümlicher gebührt, als derjenigen, die ein Menschen-Paar in einen freien, aber unauflöslichen Bund, und durch diesen in ein Gebiet heiliger Pflichten führt, die sie bis jetzt fast nur dem Nahmen nach kannten. Es gibt keine Art von Verhältniß, die des göttlichen Segens so sehr bedürfte, als die Ehe, und was läßt wohl ein Leich-

sinn erwarten, der diesen Gedanken nicht faßt, oder ihn in den Wind schlägt? Ein solcher Sinn wird auch die Pflichten als eine Bürde betrachten, deren man sich so viel als nur möglich entschlagen müsse. Eine Frau aber, die vor allen Dingen auf Erleichterung ihrer Pflicht denkt, wird sie bald erst vernachläßigen, dann ganz von sich werfen, und ihre Zeit dafür dem Vergnügen, vielleicht auch strafbaren Neigungen widmen. Der Schritt ist nicht groß; denn dem Nicht-Thun des Rechten liegt das sündliche Thun zunächst. Eine Frau, die ihren Mann nicht vor Augen hat, wird leicht ihre Augen auf andere Männer werfen; die den nicht ehrt, den ihr Gott und ihre eigene Wahl gab, wird sich auch leicht selbst entehren, und die Liebe, die sie ihrem Hause entzieht, auf ein anderes Haus übertragen. Der letzte Schritt liegt dem ersten viel näher, als ein eitles und bethörtes Weib glauben will; und es fehlt der Sünde nie an Mitteln, ihre Ungestalt hinter glänzenden Farben und einem reizenden Gewand zu verhüllen. Ein Geheimniß, das dem Manne verborgen werden muß, macht deren hundert nöthig; Lüge knüpft sich an Lüge; Verlegenheit an Verlegenheit; die Ordnung des Hauses wird verkehrt; Mißtrauen und Verachtung, Eifersucht und Haß nehmen Platz; der häusliche Frieden wird vernichtet, so wie der ewige. Ein solches Haus ist das Abbild der Hölle, und eine solche Ehe trägt ihren Tod und die Trennung in sich, die mit wenigen Ausnahmen ein Vorwurf für die Frau und eine unaustilgbare Schmach ist. Und was ist das Erbtheil

der Kinder in einer solchen getheilten Ehe? Sie kennen ihren Vater oder ihre Mutter nicht; und wenn sie zur Vernunft kommen, müssen sie sich beider schämen. Ein solches Schämen aber ist ein Wurm im Herzen, der das Gedeihen der Tugend und einer sittlichen Ruhe sehr erschwert. Der Glaube an Gott und die Tugend fängt in dem Menschen mit dem Glauben an die Eltern an. Ist dieser zerstört, wie soll der andere feste Wurzel fassen? Oder wenn es dennoch geschieht, mit welchem Schmerze wird ein gutgeartetes kindliches Gemüth auf die Sünden derer blicken, die es achten möchte, und doch verachten muß? Der Stolz einer Tochter, deren Mutter durch Ausschweifungen berüchtigt ist, ist gebrochen; sie bringt ihrem Manne den Verdacht als Mitgift mit, und es ist ihm nicht sehr zu verargen, wenn er da schon eifersüchtig wird, wo der Mann einer Frau aus einem sittsamen Hause noch nicht einmal aufblickt. So straft Gott die Sünde der Mütter an den Töchtern, statt daß der Segen tugendhafter Eltern von Geschlecht zu Geschlecht wächst. Die Sittsamkeit ist eine Blume von so zarter Farbe und Duft, daß sie auch die leiseste Berührung nicht verträgt, ob sie gleich, wie die zartesten Mayenblüthen, die köstliche Frucht unter Sturm und Regen bewahrt. Unter allen Tugenden, die eine Frau ihrem Manne mitbringen muß, ist keine, die ihm seine Achtung gewisser zusichert, und das Feuer seiner Liebe länger bewahrt. So war an das reine, nur von keuschen Händen gepflegte Feuer der Vesta das Wohl und die Erhaltung der alten Städte

geknüpft. Eine keusche und züchtige Jugend ist vor Gott und Menschen gefällig; statt daß ein verbuhltes Mädchen auch von denen verabscheut und verspottet wird, die von ihrer Buhlerei Vortheil ziehen. Ein Fehltritt vor der Ehe, auch wenn ihn die Ehe noch zu guter Zeit bedecken sollte, wird selbst von dem nicht vergessen, der dazu verführte, und setzt die Frau in den unglücklichen Nachtheil, sich nicht nur vor ihren Gespielinnen, sondern auch vor ihrem Manne schämen zu müssen. Er darf zu ihr sagen: „Wenn ich Dich nicht genommen und Deinen Leichtsinn gut gemacht hätte, was wärst Du jetzt?“ und sie kann mit nichts antworten, als mit Thränen, die aus einem schuldbewußten, aber erbitterten Herzen fließen.

* * *

Die Pflichten des Ehestandes müssen mit der Strenge eines unverbrüchlichen Gesetzes, und mit der Heiterkeit eines Geschäftes von freier Wahl erfüllt werden. Jede Knechtschaft ist dem freien Menschen eine Schmach; nimmt er aber das Unvermeidliche mit freiem Entschlusse auf sich, so verschwindet der Gedanke an ein Joch, das man sich erleichtern oder wohl gar abwerfen müsse. Der Gedanke an Trennung, wenn sie auch durch die Gesetze erlaubt ist, muß einer Frau nie in den Sinn kommen, so wenig als einem Menschen überhaupt die willkührliche Trennung von dem Leben, wie es auch immer belastet seyn mag. Gott ertheilt das Loos, der Mensch nimmt es auf, und macht daraus, was er vernünftiger Weise

kann. Der Feige und Träge wirft die drückende Bürde von sich; der Muthvolle trägt sie bis an's Ziel, und gewinnt den Trost des eignen Beifalls, und künftig mehr. Ein alter Held lebte mit einem schmerzlichen Geschwür zehn Jahre lang, und eroberte die Stadt, die den Feinden eben so lange widerstanden hatte, und ward von seinem Uebel geheilt. Das Sprichwort sagt: man muß mit seinen Feinden leben, um wie viel mehr mit einem Manne, der doch Dein Feind nicht ist, und, wenn er es wäre, Dich doch nicht ohn' Unterlaß feindlich behandeln wird. Begrüße nur jeden Morgen Deinen Mann als Deinen besten Freund, und erfülle seine beiden ersten Wünsche mit Heiterkeit; er müßte kein Mensch seyn, wenn er die Erfüllung des dritten mit Ungestüm und Härte forderte; oder wenn er es thäte, so erfülle auch diesen mit Ruhe, und zerdrücke Deine Thräne, ohne daß er es sieht, zwischen den Wimpern. Was Du Deinem Manne thun kannst, laß ihm nicht von andern thun. Bist Du ihm nothwendig geworden, so wirst Du ihm auch lieb werden, und Dich werden die Ketten, an denen er Dich hält, weniger drücken, wenn Du seine Hand hältst. Nie sondere Dich willkührlich von ihm ab. Es ist schwer mit einem Menschen zu Tische zu sitzen und ihm zu grollen, und wenn vier Hände ein Geschäfte zusammen angreifen, so kommen sich auch zwei Herzen dabei näher. Bei jeder Trennung hat der Feind gutes Spiel; die Nähe verscheucht ihn. In Zürch herrschte vormals ein alter Gebrauch, der hierauf gebaut war, und vielleicht besteht er noch. Wenn

Eheleute sich scheiden wollten, schloß man sie in einen Thurm zusammen ein, und gab ihnen Alles gemein, aber nur einfach: Ein Zimmer, Ein Bett, Einen Stuhl, Ein Besteck; und so blieben sie mehrere Wochen zusammen. Die Nothwendigkeit gegenseitiger Gefälligkeiten brachte sie allmählig näher, und man kennt wenige Beispiele, wo sich die Entzweiten nicht noch vor Ablauf der gesetzmäßigen Frist vertragen hätten. Auch wenn die Liebe mit in eine neue Wirthschaft zieht, muß doch die Gewohnheit sich bilden, und diese ist das Kind der Zeit. Männer, die mehr an ihren Gewohnheiten hängen, als an ihrer Pflicht, denken in den ersten zwölf Monaten mehr als zwölfmal an die Trennung; die Weiber entsagen den ihrigen leichter, und finden sich früher in eine fremde Form. Darum wird auch der Anfang des Nachgebens von ihnen erwartet. Die Liebe erleichtert Alles, und wo diese nicht ausreicht, da hilft der, mit dem Alles Gute beginnen und Alles enden muß.

* * *

Einer der schlimmsten Feinde des häuslichen Glücks ist Launenhaftigkeit. Eine Frau, die sich ihren Launen überläßt, kann, bei den besten Eigenschaften und vieler Liebenswürdigkeit, sehr bald unerträglich werden. Das schlimmste ist, daß sie dem Menschen die Herrschaft über sich selbst nimmt. Und hat nicht oft ein schneidendes Wort, in launenhafter Stimmung gesprochen, mehr verderbt als mit allem guten Willen verbessert werden kann? Was man Laune nennt,

ist immer nur die gährende Selbstsucht, und ihre Aeusserungen sind der Schaum und die Schlacken, welche die Gährung auswirft.

Sage daher nie: diese Laune ist ein vorüber ziehendes Wölkchen, und wenn sie ein Fehler ist, ein sehr geringfügiger. Mein Mann müßte ein Tyrann seyn, wenn er mir das nicht nachsehen wollte. — Denke vielmehr, daß er Dir mit Recht zumuthen kann, über das obzusiegen, was Du selbst für eine Kleinigkeit erklärst. Auch ein kleiner Splitter ist lästig, und Ein bitterer Tropfen verdirbt oft ein ganzes Gericht. Vor größeren Uebeln hätte Dein Mann sich gehütet, und wäre ihnen aus dem Wege gegangen; diese kleinen Fehler aber, die auch gern wiederkehren, stören den besten Genuß, wie die Mücken den heitersten Abend. Bedenke auch, daß ein Fehler, der Deiner Eigenliebe klein erscheint, Deinem Manne groß vorkommen kann, und gewiß immer größer in seinen Augen werden wird, je öfter er vorkömmt. Und wachsen nicht auch kleine Fehler wirklich mit der Zeit, so daß das, was im Keime zu ersticken leicht gewesen wäre, sich endlich mit Deinem ganzen Wesen verzweigt und über Dich selbst mächtig wird?

Noch ein Wort über diesen Gegenstand wird hier nicht überflüssig seyn. Wenn sich der Andrang übler Laune Dir verkündigt, wenn Deine Mienen, Deine Bewegungen eine feindselige Stimmung Deines Gemüthes verrathen wollen, wenn sich eine Neigung zu beleidigen und zu kränken Deiner Seele bemächtigt, und es Dir *erwünschter* vorkömmt, hart und kalt zu

ſcheinen, als gut und wohlwollend, ſo gewinne dann wenigſtens über Dich, die Scene, die Dich umgibt, in Gedanken zu verändern; lege die Perſon, die Du verletzen möchteſt, Deinen Mann etwa, in das Grab, wo Du nichts mehr gut machen, ihm nichts wieder abbitten, ihn nicht wieder verſöhnen kannſt. — Glaube mir, der Schwamm der Zeit, der genoſſene Freuden ſo ſchnell in uns verwiſcht, tilgt nicht das Unrecht, das wir Andern gethan haben, aus. Jedes herbe Wort, jeder kränkende Ton wird dann wie eine Anklage in Deinem Herzen wiederhallen; die Bilder jener verlohrnen Stunden werden ſich um Dich lagern, Deine heitern Stunden trüben und Deinen Schlaf belauern. Dann gibt es nichts, was Du nicht opfern möchteſt, um jene Augenblicke eines vernachläſſigten Unmuthes zu vertilgen, um die Todten aus dem Grabe zu rufen, wär' es auch nur auf kurze Zeit, um durch alle nur denkbaren Büſſungen die Schuld abzutragen, die Dich wie das Bewußtſeyn eines Verbrechens verfolgt. Eitle Wünſche! Hat einmal der Tod das gekränkte Herz zerdrückt, ſo benetzen es Deine Thränen umſonſt; die Wunden, die Du ihm geſchlagen, ſchließen ſich nicht mehr, und ſo bleiben auch die Deinigen offen, bis die Erde ſie füllt, und Du jenſeits des Grabes den gekränkten Schatten wieder an Deine Bruſt drücken, Deine ganze Reue, Deinen langen Schmerz ihm zeigen, und aus ſeinen verſöhnten Blicken Ruhe und Heiterkeit ſaugen kannſt.

Der beste Schutz gegen die Befeindung böser Laune ist Arbeitsamkeit. In dem Schooße des Müssiggan-ges, wo sich alles Böse erzeugt, hat auch diese Hyder ihre Heimath; und wie der Thätige oft mit Wahr-heit sagen kann, er habe nicht Zeit krank zu seyn, so bleibt ihm auch für die Laune keine Zeit. Um Dei-ner Arbeitsamkeit gewiß zu seyn, setze die immer wie-derkehrenden Geschäfte auf eine bestimmte Zeit. Die Gewohnheit hat eine große Macht, und es ist nichts so lästig, was nicht durch sie erleichtert würde. Auch an Zeit gewinnst Du so. Wer jeder Art von Arbeit ihre Stunden angewiesen hat, erspart sich die Wahl, die gern das Unangenehme zurückschiebt, das durch den Aufschub nicht leichter, sondern drückender wird. Halte auch, außer den unvermeidlichen Geschäften, gewisse Arbeiten in Bereitschaft, die Du gern und mit Freuden thust, um sie einzuschieben, so bald die gewünschte Stunde der Muße kömmt. Diese Ein-richtung führt weit. Wer sie nicht beachtet, der ver-schwendet leicht, auch bei übriger Thätigkeit, ein Ca-pital der Zeit, und hat deren selten genug; statt daß der, welcher sie befolgt, meist immer Zeit übrig hat. Eine Stunde, die Du jeden Tag für eine Arbeit ge-winnst, bringt, wenn Du zwölf Stunden auf einen beschäftigten Tag rechnest, in dem Laufe des Jahres einen Monat ein. Wer die Kürze des Lebens be-denkt, dem wird dieß kein kleiner Gewinn scheinen.

* * *

Wenn eine Frau sich entschließt, auf das Getümmel der Welt *Verzicht zu thun* und nur für ihr Haus zu

leben, d. h. ihrer Wirthschaft redlich vorzustehen und ihre Kinder mit Liebe und Sorgfalt zu erziehen, so hat sie einen größern Ruhm vor Gott als der Mann, welcher dem Staate oder der Kirche dient, für den Lohn, den er baar empfängt, und den, welchen er in dem Beifall der Menge erwartet. Der Lohn, welchen der Mann auf der Erde zieht, ist ihr im Himmel aufgehoben; oder wenn man auch auf das Nächste sieht, was ihr hienieden zu Theil wird, ist nicht die Ruhe, die sie in ihrem Hause genießt, der Friede, in dem sie mit ihrem Manne lebt, das Gedeihen ihrer gesunden und frommen Kinder, die Achtung, die sie bei ihren Umgebungen hat, ist das nicht alles ein unendlich größeres Gut, als das oft bestrittene und verkümmerte Lob, dem der Geschäftsmann und der Schriftsteller nachringt, oder Rang in der Stadt und am Hofe, den er mit vielen andern theilen muß? Wie glänzend auch immer die Erfolge des Ehrgeizes seyn mögen, so ist er doch mehr eine Qual als ein Genuß, und nicht nur der Weg zum Ziele ist rauh, sondern das Ziel selbst eine Nebelwolke. Wie mancher steigt langsam zur Gunst empor, den die Ungunst in Einem Augenblicke von seiner Höhe herabwirft! Das heftige Trachten nach Gunst und Auszeichnung macht oft über die Wahl der Mittel gleichgültig; der Gebrauch schlechter Mittel aber rächt sich früh oder spät, und wenn auch nicht in den sichtbaren Verhältnissen des Lebens, doch ganz gewiß durch den innern Ankläger, den keine Herrlichkeit der Welt zum Schweigen bringt. Wie glücklich ist dagegen die Frau, die

ſich ihrem Hauſe widmet! Es koſtet ihr nur einen Schritt zurück, und ſie iſt nicht nur ſicher geſtellt gegen die ſchwerſten Verſuchungen, ſondern auch unmittelbar, durch jenen Schritt zurück, auf den Weg des wahrſten und zuverläſſigſten Glückes gebracht. Hat ſie dieſes einmal in ſeiner Fülle genoſſen, ſo iſt keine Gefahr, daß ſie die ſichern Verſchanzungen je verlaſſen werde, um ſich im offnen Felde oder in den Schranken des Ehrgeizes mit Männern und vornehmen Buhlerinnen meſſen zu wollen.

Es kann nicht oft genug wiederholt werden, daß das Haus der Schauplatz der Tugenden einer Frau iſt, und ihr höchſter Titel der einer Hausmutter. Die Natur ſelbſt bietet ihr dieſen an, und ſie darf ihn nur mit dem demüthigen „Siehe ich bin des Herren Magd; mir geſchehe wie Du geſagt haſt,“ annehmen, und ihre Würde iſt ihr geſichert. Oder gibt es etwas Ehrwürdigeres, als den Nahmen einer guten Mutter? und etwas Heiligeres als den einer guten Frau? So iſt es wenigſtens da, wo die Geſetze der Natur noch in Ehren ſtehen, bei dem unverdorbenen Volke, das weiß, was zu ſeinem Frieden dient. Dieſes weiß wohl, daß fromme Mütter fromme Kinder ziehen, auch wenn der Vater zu ruchlos oder zu beſchäftigt iſt, um für ſein Fleiſch und Blut zu ſorgen; und daß das Beiſpiel, die Lehre und Liebe einer guten Mutter kräftiger wirkt, als alle Weisheit der Pädagogik zuſammen genommen. Der Grundſatz ihrer Erziehung, wie ihres Lebens iſt: „Dein Lebelang habe Gott vor Augen und im Her-

zen, daß Du in keine Sünde willigest, noch thuest wider Gottes Gebot.“ Denn sie weiß, daß wer Gott vor Augen hat, auch die Pflichten, die er ihm auferlegt, mit Freudigkeit und Ernst erfüllt, und daß dieses Gebot in Erfüllung gebracht werde, dafür sorgt sie früh und spät. Der Knabe und das Mädchen wachsen an ihrer Brust und unter ihren Augen auf; und wie nach dem Sprichworte „das Aug des Herrn die Heerde fett macht“ so macht das Aug der Mutter die Kinder tüchtig und fromm. Ich spreche hier von deutscher Erziehung und deutschem Hausstande, wie er noch in der Mittel-Classe herrscht; denn in den Häusern der Vornehmen, wo man nur französisch mit seinen Kindern spricht, herrschen auch in den ehelichen Verhältnissen fremde und ausländische Sitten. Hier läßt man artige Kinder durch Gouvernanten und Maîtres erziehen, die sie für den Gebrauch des Hoflebens nach Stanhopischen Grundsätzen abrichten, täglich nach Tische den Eltern zeigen, um einige ihrer Kunststücke zu machen, und dann mit Zuckerwerk beschenkt wieder zurückführen in ihren pädagogischen Pferch.

* * *

Willst Du Herr Deines Herzens bleiben, so halte Augen und Einbildungskraft im Zaum. Es ist nicht genug, daß eine sittsame Frau kein Unrecht thue; auch ihrer Gedanken soll sie Herr seyn. Ein sündhafter Gedanke ist wie eine giftige Spinne, die das innerste Herz der Rose zerstört.

* * *

Lebhafte Theilnahme an einem Gespräche, das sich nur durch die Kritik fremder Thorheiten und Fehler belebt, hat man sich immer als eine Schwachheits-Sünde vorzuwerfen; bisweilen auch als noch etwas mehr.

„Auch mit Worten muß man sich nicht rächen wollen. Das Unrecht anderer ermächtigt uns nicht, selbst unrecht zu thun.“

Bei vielen herrscht über das Böse, was sie von andern hören, eine Freude, als wenn sich Alles dieses Böse für sie in Ruhm verwandelte.

Nicht wenige Frauen gleichen Polizeispionen, die mit scharfen Blicken fremde Häuser durchmustern, um verbotene Waare zu entdecken, während sie selbst den ärgsten Schleichhandel treiben. „Wer selbst hinter der Thüre gesteckt hat, sagt das Sprichwort, weiß auch den Dieb da zu finden;“ und so sind die schneidenden Urtheile über die Handlungen anderer Weiber, die sie oft nur errathen oder voraussetzten, nicht selten eine bittere Kritik über die Redende selbst, und eine Anklage, die sie selbst, ohne es zu bemerken, verdammt.

* * *

Das Gemüth einer Anempfinderin, und diese Classe ist nicht klein, gleicht einem Bilde, das jetzt einen Engel, und, wenn man eine Schraube rückt, einen Teufel zeigt. Es ist ein geschliffener Spiegel, in welchem sich das Ebenbild dessen, der eben davor

ſitzt, bald größer, bald kleiner, aber immer ein wenig verſchoben und verzogen, zeigt. Ihr Umgang iſt bequem, aber ungewiß. Was hilft es in das Waſſer zu ſchreiben, oder auf den Sand? Der Wind geht darüber, und die erhabenſten Ausſprüche, und die feierlichſten Schwüre ſind bis auf die letzte Spur vertilgt.

* * *

Eine Frau, die mit Empfindungen ſpielt, als ob das Leben ein Schauſpiel wäre, darf ſich nicht beklagen, wenn ſie nicht beſſer, als eine Schauſpielerin geachtet iſt. Ja dieſe Gleichſtellung iſt für die letztere ſogar noch ehrenrührig. Das Leben fordert Wahrheit; wer hier Gefühle heuchelt, lügt, und es geſchieht leicht, daß eine Frau — um nicht von weibiſchen Männern zu ſprechen — ſich mit Wohlgefallen in dieſer Lüge bewegt. Dann treibt ſie dieß Werk auch wohl ohne allen Stoff, wie jener Poet, der um eine Grabſchrift anzubringen, ein Grabmal für einen Sohn erbaute, den er niemals gehabt hatte.

* * *

Entſchloſſenheit in allen vorkommenden Verhältniſſen, ein feſter und ruhiger Sinn wird von dem Manne *gefordert*, an der Frau *hochgeachtet*. Sich in jedes Schickſal zu finden; die Gegenwart weiſe zu nutzen, die Zukunft getroſt zu erwarten, keine ängſtenden Phantome zu nähren, das iſt der

Inbegriff weiblicher Weisheit, die, wo sie sich findet, Heiterkeit mit frommem Ernste vereinigt.

Ein Ausdruck der Offenherzigkeit und Güte im Gesicht, natürliches Wohlwollen, das die Fehler anderer leicht entschuldigt, ein heiterer Sinn, ein angenehmer und natürlicher Ausdruck in der Mittheilung, gesunder Verstand, und Aufmerksamkeit auf die, mit denen wir umgehen, das sind die Eigenschaften, mit denen ein Mädchen und eine Frau immer sicher ist zu gefallen.

* * *

Es gibt nichts Achtungswürdigeres, als eine junge, schöne und geistreiche Frau, die, wenn sie wollte, in der Gesellschaft glänzen und sich mit Liebhabern umringen könnte, aber sich freiwillig auf die Liebe ihres Mannes beschränkt, der in der Welt vielleicht wenig strahlt, aber durch seine Tugenden ihre Achtung gewonnen hat.

* * *

Der Prunk, den Artemisia mit ihrem Schmerze trieb, nimmt sich besser in der Oper, als in der Wirklichkeit aus. Aber wie manche Frau thut, was sie that, nur daß es Niemand sieht, und Niemand beschreibt. Auch sie benetzt täglich und nächtlich die Asche des verstorbenen Gatten mit ihren Thränen, und mischt diese Thränen unter ihren einfachen Trank, und errichtet ihm in ihrem Herzen ein Denkmal,

an das ſie doch vielleicht nichts zu ſchreiben hat, als ihre eigene Liebe zu ihm, ihre Sorge für ihn, und die Geduld, mit der ſie ſeine Härte ertrug.

* * *

Indem ich dieſe Blätter zuſammenlege, um ſie in Deine Hände zu geben, mein einziges und geliebtes Kind, fühle ich mein Herz tiefer gerührt durch die Erinnerung vergangener Zeiten, und den Gedanken an die kleine Anzahl von Tagen, die mir noch mit Dir in dieſem engen Verkehr zu leben beſchieden iſt. Deine Wiege wurde mit den Thränen meines Schmerzes benetzt; denn ehe Du das Licht des Lebens erblickteſt, hatten ſich die Augen Deines Vaters dem ewigen Lichte geöffnet. Deine erſten Jahre waren mit Trauer umhüllt; und ſelbſt die Freude an Deinem Daſeyn, die ich ungetheilt in meinem Herzen verſchließen mußte, ſchärfte in jener Zeit den Stachel des Schmerzes über meinen bittern und unerſetzlichen Verluſt. Die erſten Zeichen Deines Bewußtſeyns, Dein frohes Lächeln, Dein kindiſches Lallen, jede Aeuſſerung der erwachenden Vernunft öffnete von neuem die Quellen meiner Trauer und verſenkte meine Einbildungskraft in das Grab deſſen, der die Freuden des Vaters nur in der Hoffnung genoſſen hatte. Allmählich aber, als Du heranwuchſeſt, fand ich in der Beſchäftigung mit Dir, in der ununterbrochenen Aufmerkſamkeit auf Deine körperliche und geiſtige Entwickelung, und dem Nachdenken, das ich Deiner Erziehung widmete, einen reichen und herrlichen Troſt.

Die düsteren Farben, mit denen sich die Welt für mich bekleidet hatte, zerflossen allmählig, und machten einem heiterern Lichte Raum, und ob ich schon den Frohsinn meiner Jugend nicht wieder gewinnen konnte, so zeigte mir doch Gott in dem Erfüllen meiner mütterlichen Bestimmung eine unversiegbare Quelle von Zufriedenheit. Damals erkannte ich, durch meine eigne Erfahrung belehrt, noch besser als je zuvor, daß die Bestimmung des Menschen Thätigkeit ist, und daß er sich selbst in der Richtung seiner Kräfte auf andere, in dem Guten, das er andern erzeigt, besser wiederfindet, als bei einem düsteren Hineinschauen in sich selbst, oder bei einem unthätigen Brüten über einer traurigen Furcht vor Gott, die nichts weniger als wahre Gottesfurcht und Religion ist. Die mütterliche Liebe, dieser wohlthätige und edle Instinkt der Natur, treibt uns unaufhaltsam zur Erfüllung der menschlichsten aller Pflichten und erleichtert sie; die Erfüllung der Pflicht aber erhöht auch jene Liebe, und beides macht uns zufriedner mit der Welt und uns selbst. Wenn es irgend einen Vorschmack der Seligkeit gibt, so ist es diese Freude an einem Wesen, das nicht wir selbst und uns doch so nah ist, in welchem wir uns selbst vergessen und uns selbst wiederfinden, dem wir alle unsere Kräfte und Mühe widmen, ohne Erwarten eines andern Lohns, als den wir in dem Gedeihen unserer Bemühungen finden. Und hierin erkenne ich dankbar die Weisheit und Güte Gottes. Was der Zweck der Natur gebieterisch forderte, hat er uns in eine Wohlthat verwandelt, und durch

die Freuden des Mutterstandes die größere Abhängigkeit unsers Geschlechts und die Bürde, die es zu tragen hat, reichlich aufgewogen.

Mit gerührtem Herzen denk' ich an jene Jahre zurück. Was mir auch der unerforschliche Wille der Vorsehung entrissen hatte, ich durfte nicht klagen, da Du mich, als ein theures Band, wieder an die Welt, und doch auch noch fester und inniger an den knüpftest, der sich Deiner, ich zweifle nicht, auch jenseits des Grabes erfreut, wenn er in Dir die Erbin seiner Tugenden erkennt. Es ist mein Glück und meine Freude, dieser Segnung gewürdigt worden zu seyn, und gern bezeug' ich Dir hier, daß ich Dich als meine Freundin geliebt hätte, hätt' ich Dich nicht als meine Tochter an das mütterliche Herz drücken dürfen. Mein Segen begleitet Dich in Deinen neuen Stand; und wenn Du mit derselben Heiterkeit und Lust die Pflichten einer Gattin erfüllst, mit der Du die Pflichten der Tochter erfüllt hast, so gebe Dir Gott, außer dem stillen Bewußtseyn, auch so viele Freuden in Deinen äußern Verhältnissen, als er mir in dem kurzen Bunde mit Deinem edeln Vater zeigte. Ich darf nicht hoffen, lange Zeugin Deines Glücks zu seyn; wohl aber, mit dem Glauben von Dir zu scheiden, daß Du nie durch eigne Schuld, durch Vergessenheit Deiner Pflicht, oder durch Mangel an Liebe gegen Deinen Gatten unglücklich werden kannst.

Sophiens Papiere.

1.

Wie schwül war der Tag! Der glühende Himmel lag dumpf über der Erde; die Blumen senkten ihre Kelche, die Bäume ihr Haar; langsam und halb versiegt schlich der Bach. Nun hat das Gewitter alles erfrischt, und die Vögel singen und schweben in der abgekühlten Luft. Ich kann nicht fröhlich seyn; es ist noch immer schwül um mich her. Du bist von hinnen gezogen, mein Julius; und was wird unser Schicksal seyn? Ich sehe, daß meine gute Mutter bebet, und kaum für mich zu hoffen wagt. Wäre nur mein Vater erst zurück! Er liebt mich ja; und Dich achtet er. Nannte er Dich nicht oft seinen Sohn?

Welche Willkühr hat nur die Menschen so feindlich getrennt? War es nicht an ihrem Hasse genug? Müssen auch die sich zurückstoßen, die sich lieben? — Und mein Vater liebt Dich ja!

In Deiner Nähe war ich stark; fern von Dir sinkt meine Kraft. Wie dumpf war es in meinem Herzen, eh' ich Dich kannte! wie leer und arm! Da fing mein Frühling an, als ich Dich sah, und alle Blüthen des Lebens schlossen sich auf, als der Quell der Liebe sich durch mein Herz ergoß.

Aber ach! der Bach, der die Blumen tränkt und erfrischt, kann auch über sie hinbrausen, und sie entwurzeln, und ihre Kronen zerstören.

2.

Morgen kömmt mein Vater. Warum beb' ich denn so? Hab' ich Böses gethan? Statt mich zu freuen, wie sonst, fürchte ich mich. Hat mich also eine fremde Liebe von dem getrennt, dem ich, nach Gott, alles danke, an den mich die göttliche Liebe selbst durch unauflösliche Bande geknüpft hat? —

Ich habe mich ängstlich geprüft; ich habe mein Innerstes durchforscht; die Liebe zu dem verehrten Vater steht unerschüttert. Möge Gott sie schützen, und mich nie so fallen lassen, daß ich der Ehrfurcht vergäße, die mir als Pflicht geboten, und von Kindheit an mit allen meinen Gefühlen verwachsen ist!

Und doch beb' ich so!

Ich bin aufgewachsen im Glück. Was Menschen erfreuen kann, hat Gott mir gegeben, von meiner Geburt an bis jetzt. Eines hab' ich mir selbst genommen. Ach und dieses Eine ist mir so theuer geworden, als mein Leben.

Genommen hätt' ich es mir? — So ist es nicht. Auch dieses Eine, dieses Herrlichste, ward mir gegeben. Und er, der es mir gegeben hat, Er, der mein Innerstes durchschaut, Er, den ich in allem meinem Thun zum Führer erkohr, er möge es mir erhalten, und diese Eine Freude nicht gewaltsam aus *meinem Herzen* reißen.

3.

Ich habe heute viel mehr Muth. Bekümmert hatt' ich mich niedergelegt, aber ich fiel doch bald in Schlaf, und in einen so tiefen Schlaf ohne Träume, ohne Bewußtseyn, wie im Grabe. Beim Erwachen war meine Brust frei, und eh' ich noch die Augen öffnete, sagt' ich mir mit recht frohem Herzen: Heute wirst Du Deinen Vater seh'n!

Der Morgen sah freundlich zu den Fenstern herein; die Nachtigallen sangen auf allen Zweigen. Ich sah in allem gute Vorbedeutungen. Und als ich nach dem Aufstehen meine Bibel aufschlug, war das erste, was mir in die Augen fiel, der schöne Spruch: „Die in Thränen säen, werden in Freuden ernten.“

Meine gute Mutter war nicht so heiter. Wie es auch gehen mag, so fürchtet sie den Tadel des Vaters. Das macht mich nun freilich bekümmert, wenn sie für ihre Güte leiden müßte. Wir haben viel über die Sache gesprochen, und ich habe mir alles zusammengefaßt, was Hoffnung gewähren kann. Doch immer noch schüttelt die Mutter bedenklich den Kopf. Sie ist auch wohl allzu ungläubig.

4.

Noch zittert mir Herz und Hand — kaum daß ich die Feder halten kann. Ist es Freude? Ist es Besorgniß? Ahndung des Guten oder Furcht? — Wahrhaftig, ich weiß es nicht.

Der Ernst des Vaters machte mich so schüchtern; es war mir als ob er alles wüßte. Ich fühlte, daß ich bei seinem Blicke erröthete. Und als ich ihm die

Hand küßte, und meine Thränen darauf fielen, und er mich verwundert fragte: was ist Dir, Sophie? — da war es mir, als säh' er in mein Herz. Ich fuhr zusammen, als ob er das Geständniß eines Verbrechens verlangte.

Auch die gute Mutter war so verlegen. Ach wenn ihr nur nicht in dem entscheidenden Augenblicke der Muth gebricht, meine Sache so zu führen, wie sie sich vorgesetzt hat! Gott mag helfen.

Ich kann an gar nichts anders denken, und bete immer still in mich hinein. Meine Unruhe steigt mit jedem Augenblick. Wie unglücklich kann ich in wenigen Tagen seyn! Hab' ich auch mein Herz nicht zu sehr an diese Liebe gehängt? Hätt' ich nicht Widerstand thun sollen im Anfang? Gab ich nicht zu sehr der schmeichelnden Hoffnung Raum? Und war das, was ich für die Stimme Gottes hielt, nicht etwa blos der Wiederhall meiner eignen Wünsche? — Diese Zweifel ängstigen mich unaussprechlich. Und doch hab' ich Niemanden, dem ich mich vertrauen, bei dem ich Trost suchen könnte. Auch die Mutter kann ich nur im Fluge sprechen.

Ich will sie bitten, meine Angst nicht zu verlängern. — Gott wird mir Kraft geben, mich der Entscheidung zu unterwerfen, wie sie auch ausfalle.

5.

Heute also soll mein Schicksal entschieden werden! — Ich habe die ganze Nacht kein Aug' geschlossen — nur geweint und gebetet. Alle meine Pulse klopften hörbar. Wie langsam zog mir die Nacht über die

Erde hin, und doch wie erſchrack ich bei dem erſten leiſen Nahen der Dämmerung! Ach mein Gott, mein Vater, laß dieſes zagende Herz nicht zerdrücken von einer theuern Hand, von der Hand, die mich ſo oft geſegnet hat; der ich ſo oft gelobt habe, immer gehorſam zu ſeyn. Ich habe dieſen Schwur gehalten bis jetzt; ich werde ihn auch ferner halten. — Doch laß, o ewiger Vater, meine Prüfung nicht allzu hart ſeyn!

Ach wie ernſt war geſtern mein Vater! Ich hatte ihm gegenüber gar keinen Muth. Und wie heftig brach er am Abend aus gegen das, was er die neuen Grundſätze nannte, durch die jede alte Ordnung erſchüttert, die Grundfeſten der Staaten wankend gemacht, alles Glück der Familien zerſtört würde. — Jedes ſeiner Worte ging mir ſchneidend durch's Herz. Und als er mit lauterer Stimme ſagte: „Es gilt die Sache der Ehre. Feſt muß jetzt der Edelmann ſtehen, und wie eingewurzelt in ſeinen Grundſätzen. Einer muß dem andern die Hand geben, daß ſich eine unerſchütterliche Mauer bilde gegen die jacobiniſche Rotte.“ — Da ſah mich die gute Mutter erblaſſend an. — Ich glaube, ich war auch erblaßt.

Aber iſt es denn gegen die Ehre, das Große und Edle zu lieben, wenn es der Zufall mit einem bürgerlichen Nahmen vermählt hat? Iſt Julius nicht groß und gut? Iſt er nicht geadelt durch die Weihe der Natur und ſein Herz? Iſt er nicht mehr unſers Gleichen, als ſo viele, die das Vorrecht der Geburt Lügen ſtrafen, und dem Spotte Preis geben? Wo

wäre denn in ihm, was der Vater jacobiniſche Verruchtheit nennt? Iſt er nicht eben ſo mild als muthig, und eben ſo fromm als er unterrichtet und gebildet iſt? Und wenn es noch keinen Adel gäbe, müßte er nicht anfangen mit einem ſolchen? — —

Ach, ich fühle wohl, daß meine Wünſche dieß ſprechen und immer lauter ſprechen, je leiſer und ſchüchterner die Stimme der Hoffnung wird. — —

Der Tag kömmt klar und hell herauf; alle Lüfte halten ihren Athem an; kein Blatt regt ſich vor meinem Fenſter. — Ich höre die Stimme meines Vaters und — zittre. Heute Morgen! — Ach was wird die Entſcheidung ſeyn? Ich hoffe gar nichts, gar nichts mehr.

6.

Ich habe ſo viel geweint, geſtern und heute und die ganze Nacht, daß meine Augen wie verfinſtert ſind, und ich nur auf gut Glück hin ſchreibe, wie in der Dunkelheit. Ach in meinem Innern iſt es noch finſterer. Ich ſuche nach einem Funken, der in der Aſche glimme. Umſonſt. Es iſt alles erloſchen.

An der Größe meiner Wunde fühle ich, wie groß meine Liebe war; an dem ſchneidenden, nachhaltenden, vernichtenden Schmerz fühle ich, wie groß meine Seligkeit war. Nun iſt alles dahin — Liebe, Seligkeit, ſelbſt das Irrlicht der Hoffnung. Alles. Nur die klaffende Wunde iſt mir geblieben, und das in Blut und Thränen ſchwimmende, krampfhaft zuckende Herz.

In dieſen Schmerz, in dieſe Wunde hat ſich all

der Reſt meines Lebens zuſammengezogen. Ich kann nicht rückwärts ſchauen, nicht vorwärts. Meine Blicke haften an dem Augenblicke und an der Betrachtung meines tiefen Jammers.

Ob ich an Julius denken darf ohne Sünde, weiß ich nicht. Aber ich ſoll ihm ja ſchreiben — um dann nie mehr an ihn zu denken. — Ich ſoll ihm ſchreiben, was mir auch nur zu denken noch unmöglich iſt. — Dir entſagen, Julius? Dir? und mir ſelbſt mit Dir?

Die Mutter geht ſtill an mir vorüber mit naſſen Blicken. Sie fühlt meinen Jammer in ihrer mütterlichen Bruſt; aber ſie wagt nicht, ihn auszuſprechen, noch mir ein tröſtendes Wort zu ſagen. — Ach wie iſt mein Vater ſo hart! Wie hat er den Bitten der geliebten Mutter Hohn geſprochen! Wie ihre Betheurungen verachtet; ihre Gründe niedergetreten! Wie tief hat er ſie gekränkt, die gütige, milde Mutter, mit bittern und ſchneidenden Worten!

Wär' es denn wahr, daß mich die Mutter verkuppelt, daß Julius mich verführt, daß er meine Einſamkeit und die Schwäche der Mutter ſchändlich gemißbraucht, daß er ſich frech erkühnt, die Augen zu mir zu erheben? Wär' es wahr? — O wie ſich mein Herz empört! — Aber darf ich zürnen? darf ich dem Zorne eines Vaters zürnen, auch wenn er ungerecht iſt?

7.

Warum ergrimmte doch mein Vater ſo, als ich auf den Knieen vor ihm lag, und ihn weinend bat, wenn ich geſündigt hätte, mich büßen zu laſſen, nicht

aber den Gegenstand einer unschuldigen Liebe zu schmähen? — Sein Zorn war furchtbar. Ach wie mißhandelte er diese Liebe! wie stieß er seine Tochter unter die niedrigsten ihres Geschlechtes herab!

Mein Herz ist rein. Ich stehe vor Gott, dem gerechten Richter, und schwöre, mein Herz ist rein, und meine Liebe war unschuldig. Hab' ich gefehlt nach menschlicher Weise aus Irrthum und Schwachheit, so wird mir die ewige Güte verzeihen. Aber ich habe nicht gesündigt mit bösem Willen, weder in Thaten, noch Worten.

Es ist keine Sünde zu sagen, daß man unschuldig ist.

Aber gehorsam will ich seyn — bis in den Tod. Ich will die Gebote meines Vaters thun, weil es die Gebote meines Vaters sind, und weil geschrieben steht: Du sollst Vater und Mutter ehren, auf daß es dir wohl gehe. — Wohl gehe — — wenn auch nicht hier, doch dort, wo kein Ansehen der Person gilt, und treue Liebe kein Verbrechen mehr ist.

8.

Und nun soll ich ihm selbst den Dolch in die Brust stoßen, mit der Hand, die er zum erstenmal küßte, als er von mir schied. Sein Aug' war trübe, als er schied, und schlimme Zweifel schwebten um seine hohe Stirn. „Werden wir uns wieder sehen?“ sagte er mit banger Stimme. Ich aber antwortete mit recht frohem Vertrauen: Gewiß, Julius, und bald.

Und nun soll ich ihm schreiben, daß wir fern und fremd von einander stehen sollen, bis uns der Tod

vereint? Ich soll Dich so tödtlich betrüben, o Julius, Dich, der mich so oft und so herrlich erfreute? Zu Dir, dessen großes und reines Herz so offen vor mir lag, zu Dir soll ich sagen, daß sich Sophiens Herz vor Dir verschließt? Ich soll gegen Dich eine Liebe verdammen, die mich durch Dich näher zu Gott gebracht, und Dir den Schwur zurückgeben, den Du mir vor Gottes Angesicht und unter seinen Sternen geschworen, die mild und freundlich auf unser kurzes Glück herniederschauten?

Dennoch muß es seyn. Schon heute fragte der Vater bald zornig, ob ich geschrieben. Und da ich es mit zitternder Stimme verneinte, und meine Mutter ihn bittend anblickte, sah ich, daß er die Farbe wechselte, und ich wagte nicht mehr, seinen Blicken zu begegnen.

9.

Ich muß schon schreiben, wie der Vater gebietet. Was soll ich anders thun? Auf der Rechten steht mir die Pflicht, das alte ewige Gesetz, Vater und Mutter zu ehren, und die Gewohnheit des Gehorsams; auf der andern Seite, die Liebe zu dem Edelsten seines Geschlechts. Still und schweigend will ich das Opfer meines Gehorsams bringen. Aber mein inneres Auge soll sich zu Dir wenden, Geliebter, und meine Thränen sollen den Scheidungsbrief austilgen, den meine Hand zu schreiben gezwungen wird. Kann ich auch meine Schwüre nicht erfüllen, so soll doch meine Treue nicht wanken. Ich will Dir mein Herz auch jetzt nicht verhüllen; und die Seufzer, die der beklommenen

Brust entquellen, sollen meine Rechtfertigung seyn. — Wäre das auch Sünde? — Nein, nein! Mein Gewissen antwortet mit lauter Stimme: Nein, nein!

10.

Heute früh bracht' ich meinem Vater den Brief. Er nahm ihn hastig aus meiner bebenden Hand, überlief ihn schnell, und warf ihn mir zerrissen wieder hin. — Mit verhaltenen Thränen las ich die einzelnen Stücke zusammen. „Nicht so," sagte er. „Was soll das Du? das Bitten um Verzeihung, und dergleichen Niederträchtigkeiten?"

Nun mußte ich schreiben, wie er mir gebot. Ach welche harte Worte! Bitten und Thränen waren umsonst. Die Hand versagte mir den Dienst. Meine Mutter, ach meine gütige Mutter, sah meinen Zustand, faßte Muth und flehte für mich. „Du tödtest unser Kind," sagte sie, vom Schmerz übermannt. „Besser todt als ehrlos," sagte mein Vater.

Mir schauderte. — Ich schrieb jetzt, was ich mußte, ohne zu verstehen, ohne zu wissen, was ich schrieb. Meine Hand zitterte über das Papier hinweg. — Aber da mein Vater es faltete, siegelte und wegzutragen gab, — da kehrte meine Besinnung und mein Jammer zurück. Eine Fluth von Thränen kam dem erstickenden, brechenden Herzen zu Hülfe. Mein Vater aber ging auf und ab, und sagte für sich: „Das wird seinen Hochmuth demüthigen. Das wird ihn lehren, wer er ist, und was ihm geziemt!"

11.

Julius an Sophien *).

Ein Brief mit Deinem Nahmen — wie ein Leichenstein, der auf dem Moder des Grabes einen geliebten Nahmen nennt — mit zitternder Schrift, der Deinigen ähnlich, aber eines Inhaltes, der mich vernichtet hätte vor Schmerz, hätte er mir nicht zugleich das aufrichtende und erquickende Gegengift des Zornes geboten — ein solcher Brief, den ich nimmer den Deinen nennen werde, wenn sich auch Dein Mund aus Schwäche dazu bekennen wollte — verbietet und fordert meine Antwort. Ich habe lange geschwankt, ob ich den vergifteten Dolch, den Deine zitternde Hand mir reicht, von mir schleudern sollte gegen den, der ihn Dir aufdrang, oder ob ich ihn mir still in die Brust stieße. Aber da ich noch einmal auf die wankenden Züge sah, da brach mein Stolz; ich sah Dich am Altar zittern, wie ein blutendes Lamm; ich sah Deine bebende Hand, Dein blasses Angesicht, Dein überströmendes Auge, und den Kampf Deines schönen und demüthigen Herzens. Da konnt' ich nicht mehr von Dir scheiden mit dem Verdachte des Zorns — ich konnte mich nicht wegwenden von Dir der Weggewendeten — nicht die Liebe verstummen lassen in zürnendem Stolz. Wenn Dich mir ein fremder Wille

*) Dieser Brief kam, wie aus dem folgenden erhellt, in die Hände von Sophiens Vater. Sie selbst erhielt ihn erst wenige Tage vor ihrem Tode.

entführt, so hör' ich doch Dein Seufzen, und sehe die Thränen herber Schmerzen Deinen Weg benetzen — denn ich weiß, daß Du mich liebst, wie ich Dich, so gewiß ich weiß, daß ein Gott ist, der unsere Liebe billigt — und ich darf doch in meinem öden Schmerz die Arme nach Dir ausstrecken, und Dir nachrufen, damit meine Trauer sich an Dein verwundetes Herz lege, und die gähnende Wunde zusammendrücke, und Du noch einmal nach mir umschaueſt, mein überströmendes Aug' zu sehen, aus dem nur Liebe quillt und herber, heißer Jammer.

Als ich die höhnenden Worte las, die Dich Dein Vater zu schreiben zwang — er zwang Dich, ich weiß es; denn ich kenne Dein Herz, und den harten, erbarmungslosen Stolz seiner Classe — da fuhr ich grimmig mit der Faust in mein eignes Fleisch, und fragte mich, so hart wie er, nach meiner Verschuldung; und mein Gewissen sprach mich mit tausend Zungen frei. Frei hast Du mich geliebt; vor Gott haben sich unsere Herzen gefunden; Deine fromme Mutter hat unsern Bund gesegnet. Da ist kein Tropfen in meinem Blute, der mich anklagte. Aber daß ich thöricht auf Vernunft rechnete, wo nur Vorurtheil herrscht; daß ich auf die Liebe eines Vaterherzens baute, dessen Blut auch in Deinem Herzen, meine Sophie, fließt; daß ich groß von dem Manne dachte, der Dein Vater ist — das war mein Vergehen. Und daß ich den Plunder, den das Glück trämmend umherwirft, gegen Tugend wog, und die Tugend für schwerer hielt; daß ich meine Verachtung unverdienstlicher

Ehren auch dem bejahrten Krieger lieh; daß ich das Rechte höher als Vorrechte achtete — darum büße ich jetzt, und Du, frommer Engel, und ohne Zweifel auch Deine wahrhaft edle Mutter.

Ich will keine harten Worte sagen, um Deine Frömmigkeit nicht zu verwunden; ich will ja mit Segen von Dir scheiden und mit so reinen und heiligen Wünschen, wie von meiner Mutter, von meinem Vaterlande, von den liebenden Freunden. Denn ich will Vergessenheit suchen in der Ferne und in blutiger Thätigkeit, und wo noch sonst ein Lethe für zerrissene Herzen fließt. Jammere nicht um mich; gehorche Deinem harten Vater, auch wenn er Dich zwingt, die Rechte, die mir Treue geschworen, in eine fremde zu legen. — Wie lange dauert der Jammer denn? Wohl führt die Hoffnung mit leichter Hand einen Bau des Glückes auf und die buntbeschwingten Wünsche heben uns zu dem schimmernden Dome hinauf, so daß wir wähnen Götter zu seyn. Das dauert so lang als ein Morgentraum. Die kalte, harte Hand des Geschicks rührt an den Wunderbau, und er zerrinnt in Luft, und läßt uns nur den Thau der Thränen auf den Wangen zurück. Und auch die trocknet die Zeit; und wenn nicht diese, der Tod; und wohl dem, der auf dem Pfühle eines guten Gewissens unter der Erde schlummert.

Hart hat Dich die Hand des Ewigen ergriffen, meine Sophie, um Dein Herz zu prüfen. Bestehe den Kampf und frage nicht nach mir. Wie heftig auch meine Wunden glühen mögen, sie werden sich

ſchließen — früher oder ſpäter, gleich viel. Vergiß, wenn Du kannſt, den, den Du nicht mehr lieben darfſt. Drücke ſein Bild in Deiner Bruſt zuſammen, oder wenn es Dir doch in Träumen entgegentritt, ſo denke, daß es auch ein Traum war, wo wir uns Liebe ſchwuren. Du wirſt weinen, wenn Du dieſen letzten Abſchied von mir empfängſt; aber laß das Deine letzten Thränen um mich ſeyn. Dann ſey froh, Du Gute, und freue Dich Deines jungen Lebens und Deiner frommen Opfer. Gott ſey mit Dir. Bete für Die, ſo Dich wahr und innig lieben; dann beteſt Du auch für mich. Aber nenne meinen Nahmen nicht. So ſcheiden wir alſo auf immer, und die trüben Ahndungen, die bei unſerer Trennung mein Herz erfüllten) ſind ſchnell in Erfüllung gegangen. Lebe wohl, Du reines und frommes Herz. Bewahre Dich wie Du biſt. Vor dem Throne des Ewigen finden wir uns wieder. F.

12.

Wie es mich ängſtigt, den Brief geſchrieben zu haben! Ein ſchweres Verbrechen laſtet auf mir. Konnte mein Vater auch das fordern? That ich recht, hier zu gehorchen? War dem Gebote der Pflicht nicht durch die Entſagung Genüge gethan? War es nicht genug, meinen Eid zu brechen; mußte auch das Herz gebrochen werden, das mich ſo zärtlich liebte — und mein eigenes mit ihm?

Es war Feigheit von mir, es zu thun. Unmenſchliche Grauſamkeit war es, aus Feigheit geübt. Ach

Gott, wie ist meine Brust zusammengezogen. Ich habe keinen Trost mehr; nicht einmal Thränen.

Der Liebe wär' ich vielleicht Meister geworden; aber dieser Angst, dieser fürchterlichen Vorwürfe — nimmermehr. Es liegt mir wie Nacht vor der Stirn und ich kenne den Schlaf nicht mehr. Mir schaudert vor der Nacht, und der Tag bringt mir keinen Trost. Ich bin in meinem Elend verlohren.

13.

Ach die gute, die geliebte Mutter! Heute kam sie an mein Bett und küßte mich, und beschwor mich mit Thränen, meinem Schmerze Gewalt anzuthun, und nicht durch mein Trauern den Zorn des Vaters immer von neuem zu reizen. „Du weißt nicht, Kind, was ich leiden muß, um Deinetwillen," sagte die gute Mutter mit heißen Thränen.

Ich schlang meine Arme um ihren Nacken und drückte sie an mein klopfendes Herz. Sprechen konnt' ich nicht. Aber die traurende Treue der Mutter hatte meine Thränen losgebunden — sie konnten frei strömen, und mein gespanntes, krampfhaft gepreßtes Herz erleichtern.

Ich versprach alles.

Ach um ihretwillen will ich ja gern dulden — auch heucheln will ich um ihretwillen, wenn es seyn muß, und einen heitern Sinn auf der Stirn tragen, während mein Herz in Jammer zerrinnt.

14.

Der Vater war heiterer — scherzend sogar. Die gute Mutter war so voll Freundlichkeit; und da ich

es über mich gewann, von gleichgültigen Dingen zu sprechen, sah sie mich so dankbar an. Ach es war nur mein Mund, der sprach. Was ich gesprochen, weiß ich nicht mehr.

Aber welch' ein peinlicher Mittag! Die laute Lustigkeit der Männer ging mir durch die Seele; ihre leere Höflichkeit empörte mich. — Und doch mußte ich heiter seyn. Und da nun die Zeitungen kamen mit Siegesnachrichten von den Feinden angefüllt — und mein Vater so heftig entbrannte, und wieder auf die neuen, gottlosen Grundsätze schalt, und alle mit ihm zusammenstimmten, und die Schlafheit und das Selbstvergessen des Adels in solchen Zeiten heftig tadelten — da rissen alle meine Wunden von neuem auf, und es war mir, als würde mein Urtheil noch einmal gesprochen. Alles Leben drängte sich ungestüm zu meinem Herzen. Ich glaubte zu Boden zu sinken; aber da die ängstliche Mutter mein Erblassen bemerkte, sah mich der Vater mit einem so furchtbaren Blicke an, daß mich die Erschütterung des Schreckens wieder zu mir brachte.

Nun sitz' ich hier wie verloren, und meine Lebensgeister ebben so schwach, daß ich die Feder nur noch mit Mühe halte. Ach wenn mich der Schmerz nicht tödtet, so thut es diese Verstellung gewiß.

15.

Der Mond stand gestern trübe am Himmel, wie ein weinendes, umwölktes Auge. Um Mitternacht erhob sich der Sturm, und nun liegt alles mit Blättern und Zweigen bedeckt.

Wie hab' ich mich gequält! welche traurige, jammernde Stimmen ächzten in dem Sturm!

Ach wo ist der stille Friede hin, der mich sonst zudeckte in meinem Lager, und mir heitere Träume brachte, und mich anlächelte durch die tiefe Finsterniß, wie ein Abendstern? Sind denn alle Engel von mir gewichen, und schwebt nur der über mir, der die Schaale des Zornes ausgießt?

Die Stürme haben auch mich zerschlagen; ich bin wie ein zerstoßenes Rohr. Wie lang ist's, daß es Frühling war? — Und nun schon Winter! Wie ist das?

Es war im Frühlinge, denk' ich, da hauchte die Liebe mich an, wie der Hauch des Westwinds leise an den Büschen hinzieht, und sie mit Knospen und Blüthen bewirft. Es kam ein neues Leben in mich. Ich hatte früher auch gesehen und auch gehört; aber jetzt war der Himmel blauer geworden; die Sterne glänzten reiner und sahen freundlicher in die Welt; von allen Zweigen sangen Liebesstimmen, und alle Blumen und Blätter schauerten von Leben und Lust. Auch in mir war ein doppeltes Leben; meine Pulse jubelten und hüpften. — Nun ist alles so kalt und naß um mich her. Haben die Stürme denn alle Blüthen abgerissen? Oder warum sind meine Augen so dunkel?

16.

Eine alte Geschichte sagt: In einer wekten, weiten Einöde voll glühenden Sandes, ging ein armer Vertriebener, von Hitze und Hunger gequält, und

pflückte die welken Blätter der sparsamen Sträuche, um damit sein Leben zu fristen. Und wie ihm das doch nur wenig half, hatte er Mitleiden mit sich selbst und rief aus: Hat wohl irgend Jemand etwas Armseligeres gesehen, als das Leben, das ich Einsamer führe? Und als er so rief, hörte er hinter sich ein Geräusch, und ein anderer kroch hinter ihm, und nährte sich mit den nackten Reisern, die er weggeworfen. —

Die Einöde liegt auch um mich her. Mühsam wind' ich mich durch den glühenden Sand, und verschmachte vor Durst. Aber auch das Reis ist mir nicht übrig geblieben.

Aber wer ist das, der vor mir hergeht? — Wenn er sein Gesicht nach mir wendete, würd' ich ihn erkennen..... Kenn' ich seine braunen Locken nicht?

17.

Ich kann nicht sagen, wie mir ist; ich bin nicht krank; aber wie mir ist, so ist es auch nicht recht. Ich wache jetzt wohl, aber dieses Wachen ist auch ein Schlafen, und mein Schlafen ein Wachen. Der Tag ist mir eine helle Nacht, die Nacht ein dunkler Tag. Es fließt alles durch einander, wie Licht und Dunkel, Wahrheit und Lüge, Liebe und Haß. Und da soll ich hindurch! Durch dieses Gewirr. Da zieht mir auch ein Getümmel von nebligen Gestalten durch den Kopf — zerfließt und bildet sich und mischt sich wieder so Grau in Grau, und wenn ich recht hinsehe, so ist es ein todtes Nebel-Meer. — Ist diese Dämmerung der *Durchgang* des Lebens zum Leben? oder schwimmt

man so zu den Ufern des Todes, aus einer düstern Bucht in eine noch düsterere, bis die müde Seele endlich ausruht in der tiefen, tiefen Nacht? — Warum kömmt denn die Nacht nicht, wenn die Sonne untergeht? Ich sehne mich nach einer tiefen Nacht ohne Gespenster.

18.

Meine arme, gute Mutter ist so ängstlich um mich. Sie glaubt wohl, ich sey krank. Freilich fehlt mir alles, aber krank bin ich nicht. Gestern saß sie sorgsam die halbe Nacht bei mir auf. Da mußt' ich mich wohl stellen, als ob ich schliefe; und da sah ich, daß sie sich immer über mich beugte, und hörte, daß sie leise betete. Dann ging sie weg, kam wieder — ich aber hatte immer die Augen zu — dann ging sie ganz weg. Nun konnt' ich auch recht ungestört wachen.

O es wird mir jetzt recht leicht zu heucheln und mich zu verstellen. Ich kann heiter aussehen und plaudern; und gestern — war es gestern? ich weiß jetzt gar die Zeiten nicht mehr recht — oder vorgestern, oder sonst einmal, mußt' ich in mich hineinlachen, weil sie alle glaubten, ich sey recht lustig. — Warum sollt' ich denn lustig seyn, da ich gar nicht mehr vor Freude weinen kann?

Meine Mutter ist wohl sehr gut, aber ich fürchte mich vor ihrem Manne.

19.

Ich träumte einmal, einen Bruder zu haben, der mich von ganzer Seele liebte. Ich könnte wohl einen Bruder haben — warum nicht? — Er liebte mich

auch von ganzer Seele. Es mag aber lang her seyn. Wir lebten wie die Engel. Aber es war nur ein Sommernachtstraum. Er küßte mir die Hand, und dann war er weg. Warum küßte er mir nur die Hand? — Und als ich aufwachte, rief ich wie ein Kind nach ihm, und wollte den Traum haben, und dann weinte ich sehr. Noch schwindelt und wirbelt mir der Kopf; aber ich weine nicht mehr. — Ich war wohl recht kindisch, Julius?

20.

Wer hat denn gesagt — ich hörte es einmal — Lieben bestehe aus Einbildung und Wahrheit, aus Wünschen und Sehnen, aus Ergeben und Gehorchen, aus Geduld und Ungeduld, aus Glauben und Anbeten? Wenn das so ist, so lieb' ich ja noch. — Oder wär' es nicht wahr? — O es ist gewiß wahr, und ich will mir ein Herz fassen, und den recht herzhaft lieben, dem ich so häßlich das Wort gebrochen. — Pfuy über die Meineidige, die Feigherzige. —

Ich will ihm doch noch einmal schreiben, und ihm alles abbitten. — Warum schreibt er mir denn nicht mehr? — Bist Du todt, Julius? — O schade; Du hättest nicht mit dem Hasse gegen mich sterben sollen, Julius! Oder hättest Du mir doch vergeben, Du Guter? —

Da habe ich den ganzen Schoos voll Blumen. Die Armen! Heute Morgen schlugen sie die hellen Augen gegen die Sonne auf; nun haben sie sie abgebrochen, und wenn die Sonne untergeht, werden sie weggeworfen. Ich erwachte auch einmal am Morgen und

wurde zur Blume. Ist es schon so früh Nacht geworden?

21.

Sie glauben gewiß, ich wäre krank — daß sie mir den Arzt schicken, und mich so quälen mit allerlei Mitteln. — O sie sollen mich doch nicht um den Tod bringen! — Aber haben sie mich nicht auch um die Liebe gebracht?

Ich bin wohl manchmal recht traurig, und denke zu viel in mich hinein. Die gute Mutter will, daß ich sprechen soll; und doch weint sie auch wieder, wenn ich spreche. Red' ich nicht recht, wie ich soll, Du gute Mutter? Ach ich will ja gern recht aufrichtige und unschuldige Worte sagen, und Dir mein ganzes, armes Herz aufdecken. Wenn Du aber dennoch weinst, so will ich den Worten gram werden und nur durch Schweigen reden.

Heute machte ich allerhand lustige Musik. Ich dachte, es sollte mir wohl thun. Aber da jammerten alle Mißtöne aus meiner Brust dazu, und es war mir eben, als ob ein Gefangener zu dem Klirren seiner Kette tanze.

22.

Ich wollte Dich vergessen, mein Julius, und suchte nach dem Meere, in das ich mein treues Lieben versenken möchte. Durch lange heiße Wüsten bin ich gegangen, und habe gesucht, und der Sand wurde immer tiefer, und nur mühsam hob ich meine Füße noch; und doch kam das Meer nicht. Es gibt also wohl keinen Lethe mehr? — Auch im Tode nicht? — *O gewiß im Tode nicht.*

Dich vergessen, Julius? Nicht blos entsagen? — Vergessen? Dich? Mich selbst? Meine Schwüre, und Gott, der meine Schwüre gehört hat? — Bin ich denn wahnsinnig?

23.

Wenn ich Dich am Tage in meinem Herzen versteckt gehalten habe, dann harre ich der stillen, dunkeln Nacht, und Du trittst hervor aus dem Kerker in aller Deiner Herrlichkeit. Sah ich Dich nicht neulich in der Finsterniß auf- und abgehen, und wahrlich das feurigste Morgenroth hätte eine solche Nacht beneiden mögen. Und als Du an den Rand der Erde kamst, hob die Sonne ihr Angesicht empor und sah nach Dir auf, und ihre Strahlen wehten Dir wie ein goldenes Haargewebe entgegen, als ob sie Dich umschleiern wollten, und trockneten die Thränen auf, die die Nacht über Dein Weggehen auf die Blumen geweint hatte. — —

Dann sah ich ihn wieder über eine Wiese gehen, und die zarten Frühlingskinder schlugen ihre Augen auf, um ihn zu sehen. Aber es erhob sich ein scharfer Wind, der ihn vorwärts trieb, und er versank in einem Felde voll purpurner Blumen. Neugierig trat ich hinzu, ihn zu suchen. Da war es ein Schlachtfeld voll Leichen und Blut, und das Blut ging in Wellen, wie ein Meer, und die Wellen schäumten und kochten. Aber rund umher standen weiße Lilien, wie leidtragende Jungfrauen, und spiegelten sich in der purpurnen Fluth. Recht unschuldig spiegelten sie sich und schauten wieder so klar heraus, als ob sie

sich ihres reinen Gewandes erfreuten. Haben sie Dich auch gesehen, Du armer Freund?

24.

Wie die Wolken über den Himmel ziehen, so zieht es auch aufwärts und abwärts durch meinen Kopf, wie Raubvögel, schnell und kreischend; wie ein wirbelndes Rad, das nicht still steht, und Sterne um sich wirft, die in der Dunkelheit erlöschen, ich weiß nicht wie. Und wenn ich all dem bunten Krame nachsehe, und mir etwas herausgreifen will, da geht das Rad immer schneller und schneller um, und ich halte mich kaum aufrecht über mir. — —

Könnte das nicht auch Wahnsinn seyn? — O Gott, behüte mich vor Wahnsinn!

Ich will an ihn denken, und immer an ihn — ihm sollen meine Gedanken nachziehen, und ihn fest halten — damit ich nicht wahnsinnig werde.

Ach, Julius, ein Wort, nur ein Wort von Dir, daß Du nicht auf mich zürnest! — Kannst Du so lange zürnen, Du Guter? — Oder denkst Du meiner gar nicht mehr? — — Haben sie Dir auch das Herz aus der Brust genommen?

25.

Sie haben mir die Liebe genommen — warum nehmen sie mir nicht auch den Schmerz — und die Erinnerung — und den Meineid — und meine Träume bei Tag und Nacht?

Ach könnt' ich nur mein Gewissen zum Schweigen bringen!

Ich habe geliebt und gemordet; ich habe geschwo-

ren, und den Eid gebrochen! — Bete, Kind, sagte die Mutter, suche Zuflucht bei Gott. Du warst ja ein so frommes Kind! — Ja wohl war ich es.

Warum öffnet sich denn ein so weiter, schwarzer, gähnender Abgrund neben mir? —

Mit eisernen Fesseln hält mich die Erinnerung — das Gewissen baut mir einen feuchten, dunkeln Kerker; meine Gedanken stehen mir als Peiniger zur Seite.

26.

Es mag lange her seyn, daß ich nicht geschrieben habe. Als ich einschlief, fielen die Blätter auf die Erde; jetzt keimen die Blätter; auch Schnee liegt noch hier und da. Es mag wohl Winter gewesen seyn.

Ich bin so matt; die Feder zittert in meiner Hand. Das ist eine Schrift, wie in jenem Briefe. . . . . Ach ich will nicht mehr daran denken; es hat mich wahnsinnig gemacht; und mein Kopf ist noch schwach. Gott sey gedankt, daß ich doch wieder denken kann.

Ach wie schwer hat seine Hand auf mir gelegen! — —

Ich erwachte heut mit der Dämmerung aus einem tiefen, tiefen Schlaf; die Nachtlampe brannte noch. Da fing ich an zu beten und Gott zu danken für die ruhige Nacht. Aber da ich meine Hände erheben wollte, konnt' ich es nicht. Ich sah hin, und sie waren gebunden.

Da weinte ich bitterlich, und meine Mutter kam herein, und fragte, warum ich so weinte. Ich zeigte ihr die gebundenen Hände. Warum haben sie mich gebunden? fragt' ich. Was hab' ich denn so Böses *gethan?*

Die gute Mutter weinte sehr, und erzählte mir endlich, ich hätte mich in meiner Krankheit immer verletzt; da hätten sie mich binden müssen. — Hab' ich geras't? fragte ich. Die Mutter nickte weinend, aber da sie mich so ruhig sah, machte sie mich frei.

Und nun dankte ich ihr mit heißen Thränen, und zog sie an mein Herz, und es that mir wohl, daß auch die Thränen der guten Mutter meine Wangen benetzten.

27.

Der Arzt fand mich viel besser; er hoffe, daß das Schlimmste vorüber sey; aber meine Schwäche sey groß. — Unser armes Kind, setzte er hinzu, hat in diesen 4 Monaten viel gelitten. — — Wie erschrack ich über die Länge der Zeit, in der ich nichts von mir wußte.

Der Vater ist schon seit einigen Monaten wieder bei seinem Regiment.

Als ich mit der theuern Mutter allein war, hab' ich ihr alles abgebeten, was ich in der traurigen Zeit bewußtlos gefehlt haben möchte, auch das frühere. — Sie wollte mich nicht sprechen lassen, die gute ängstliche Mutter; aber ich bat und beschwor sie so lange. Ach es erleichterte mein Herz so sehr, ihr Alles vertrauen zu dürfen; und es war ja eben der Zwang der Verstellung gewesen, der mich so krank gemacht hatte. — Endlich durfte ich von Allem sprechen, und ich hatte seit langer Zeit wieder eine recht wehmüthige, heitere Stunde.

28.

Ich habe meiner guten Mutter von selbst versprochen, allen Gedanken an meine vorige Liebe zu entsagen; recht frei hab' ich es ihr versprochen, und von ganzem Herzen. Ist nicht Gehorsam das erste Gesetz? War ich nicht das Kind meiner Eltern, eh' ich Julius Braut ward? Und kann ich sagen, gethan zu haben, was Kindespflicht heischt, wenn ich nicht freiwillig das Opfer meiner Neigung bringe? — Ist das Opfer schon schmerzlich, so ist es mir doch nicht verstattet zu wägen und zu messen, und meinen Schmerz gegen Gottes Gebot in Anschlag zu bringen. Das mag eine leichte Tugend seyn, die auf Rosen ruht und den Dornen feigherzig ausweicht.

Gott wird mir Stärke geben. Hat er sich nicht schon mächtig in mir bewiesen und unendlich gütig? Ist nicht mein Verstand wieder zurückgekehrt und das Band meiner Zunge gelöst?

29.

Mit großer Angst bin ich heut wieder erwacht, und noch ist meine Brust schmerzlich beklommen und der Athem gehemmt. Wild zogen die Träume durch meine Seele. Es war mir, als ob ich über einen See ginge, und als führen Blitze aus ihm in die Höh', wie starrende Saaten, und indem sie sich durchkreuzten, webten sie feurige Netze über mir. Zitternd stand ich unter den flammenden Lauben, die von allen Seiten her feurige Zungen nach mir schossen; da warfen die weichen Hügel des Ufers ihre Sammthüllen ab, und fuhren himmelhoch zu starren Klippen auf,

und die Bäche, die wie silberschuppige Schlangen von den Hügeln herabgeglitten, schwollen zu Strömen empor, und stürzten donnernd von Fels zu Fels. Wimmernder Jammer, wie von Verwundeten und Sterbenden schrillte herzzerreißend aus den Schluchten hervor. Eine Schlacht wüthete hinter der Felsenwand; und indem ich ängstlich horchte, sonderte sich aus dem wirren Jammer eine bekannte Stimme. Ich wollte zu Hülfe, aber immer sanken mir die Füße in dem Wasser ein, und da ich mich vergebens ängstigte, schoben sich mir die Felsen mit nickenden Scheiteln immer näher, und ich sah den Augenblick, wo sie mich mit ihren harten Armen umschlingen und zerdrücken würden. Alles Licht war erloschen; aber das Jammern und Wimmern tönte immer fort; und während dem Vorwärtsdringen und dem Kämpfen gegen die Felsen, und dem Toben der Blitze über mir, erwacht' ich mit ängstlich klopfender Brust und bebenden Gliedern.

Nun kann ich gar nicht aufhören zu weinen. Immer noch höre ich die bekannte Stimme, und das Rufen um Hülfe tönt mir immer in den Ohren wieder, und läßt mir keine Ruhe. Zürnend steht er mir vor Augen und feindlich abgewendet. Ach wenn ich ihm nur noch einmal schreiben dürfte, um ihm mein Herz aufzudecken, freundlichen Abschied von ihm zu nehmen, und im Frieden zu scheiden.

30.

Meine gute Mutter ist sehr bekümmert um mich; auch der Arzt sieht sehr ernst aus. Ich konnte vor großer Schwäche nicht aufstehen.

Heute hab' ich die gute Mutter gefragt, ob ich Julius im Traume mit gutem Gewissen sehen und mit ihm sprechen dürfte. Auch, ob ich ihm wohl noch einmal, nur einmal noch schreiben dürfte. — Ach es quält mich so, bei Tag und bei Nacht, daß er auf mich zürnen muß. Wenn er sähe, daß ich es redlich meyne, daß ich nicht treulos, nicht meineidig bin, sondern nur gehorsam dem höheren Willen, so würde er gewiß aufhören auf mich zu zürnen, und ich könnte ruhig — — leben. — Ich wollte sterben sagen; aber konnte ich die bekümmerte Mutter noch mehr betrüben?

Sie zögerte mir zu antworten; ich sah, daß ihr etwas auf dem Herzen lastete. Endlich sagte sie, Julius zürne mir nicht, er zürne sicherlich nicht.

Mit leiser Stimme erwähnte ich, mich vor mir selbst scheuend, des abgezwungenen Briefes. „Er weiß ja nicht . . . . sagte ich. Die Mutter wiederholte ihre Betheurung von neuem, und mit noch größerer Zuversicht, als beim erstenmale.

Da fuhr mir der Gedanke durch den Sinn, er könne geschrieben haben; und ich faßte beide Hände meiner Mutter und sah ihr fest in die Augen: Hat Julius geschrieben? fragte ich hastig.

Die Mutter bejahte es nach einigem Zögern.

Nun flehte ich inständig und dringend um den Brief.

Da hörte ich, daß ihn der Vater zu sich genommen und in seinem Verschlusse bewahre. Doch versprach sie mir, wenn ich recht ruhig seyn wollte, darum zu schreiben, und sie zweifelte nicht, daß meine *Bitte erfüllt* werden würde.

Ich fragte noch einmal, ob es auch gewiß sey, daß mir Julius nicht zürne. Sie betheuerte es von neuem mit der Hand auf dem Herzen.

Nun zähle ich die Tage, bis die Antwort kommen kann. — Sollte mir diese Eine Bitte versagt werden? — Ich will ruhig seyn, wie ich versprach. Ach wie sehr ist doch mein Herz schon jetzt erleichtert, da ich weiß, daß Julius, obgleich so hart und bitter gekränkt, nicht auf mich zürnt.

31.

Heute konnt' ich recht ruhig an Julius denken. Ich bat die Mutter mir von ihm zu erzählen, und was wohl aus ihm in der langen Zeit geworden sey. Sie wußte nur, daß er nicht mehr in M. sey, doch versprach sie mir, Nachfrage thun zu lassen, wenn es mich beruhigen könnte. — Ich fragte wieder nach dem Briefe. Ich könnte ja sterben, eh' er käme.

Die Mutter weinte. Ich hätte das nicht sagen sollen. — Aber es ist mir, als ob ich bald sterben würde. Meine Augen sind oft so trübe. Gestern frug ich, ob es schon Abend sey; und es war doch erst Mittag. In diesem Augenblicke schlägt mein Herz so ungestüm, und vorhin schien es still zu stehen. — Die Mutter wird immer bekümmerter, immer sorglicher. Sie verbirgt mir ihre Thränen, so viel sie kann; aber ich sehe doch, daß sie geweint hat. Heut bat ich sie, mich in den Spiegel sehen zu lassen. Sie lehnte es ab. Ich mag wohl sehr verfallen seyn.

32.

Welche *stille Nacht* hab' ich gehabt, welchen leich-

ten Schlummer, was für heitere Träume! Gott sey gedankt dafür.

Wie meine Kräfte schwinden, nehmen auch meine Leiden ab. Oft bin ich frei von allem Schmerz, und fühle nur mich und die Schwäche in mir. Mit Dankbarkeit will ich diese schmerzlosen Augenblicke ergreifen, um, was die gütige Natur beginnt, durch die Kraft meines Willens zu vollbringen.

Soll ich Gott um Erhaltung meines Lebens bitten? um Wiederherstellung meiner Gesundheit? Er weiß, was mir frommt. So will ich ihn denn bitten, mir Kraft und Muth zu geben, daß ich freudig ertrage, was sein heiliger Wille über mich beschlossen hat.

Sonst hatt' ich Wünsche; recht heiße und feurige Wünsche. Wie Sterne stiegen sie zum Himmel auf, so zahlreich und hell; nun sind sie alle herabgefallen, Schneeflocken gleich, und schmelzen auf meinem verglühenden Herzen. — Ich will nichts mehr wünschen.

33.

In der stillen Fiebergluth, die mich verzehrt, brennt das irdische Leben aus, bis sich der ewige, unvergängliche Funke aus der Asche löst. Sind diese Krämpfe nicht eben so wohl Boten des Lebens, als des Todes? Oder kann diese sterbliche Hülle ihrer unvergänglichen Genossin den Weg öffnen, ohne Gewaltsamkeit, ohne eine Zerstörung, die nicht schmerzlos seyn kann?

In meinen seligsten Augenblicken fühlte ich nichts, als das tiefste Leben meines innersten Ichs. Das Gefühl irdischer Bande war nicht mehr; ich hätte *aufzuschweben* gemeint, wie eine Feuerflamme; die

Schwere des Lebens schien von mir genommen. Noch wenige Augenblicke der Leiden, und jenes selige Gefühl der Freiheit ist dann nicht mehr auf einzelne Momente beschränkt.

34.

Nun ist doch dieser lang und heiß ersehnte Brief angekommen *); so lange mir vorenthalten! — und auch jetzt noch der allzusorgsamen Mutter erst durch Bitten entrissen! — Nun ruht er an meiner Brust, von meinen Küssen bedeckt, und von meinen Thränen durchnäßt.

Mein edler, mein geliebter Freund! — O Du mein Bruder, Du mein Geliebter, bis in den Tod.

Ich konnte Dir entsagen, aber nicht der Liebe zu Dir. Die Erde öffnet mir ihre Arme, und ich nehme meine Liebe mit in das Grab. Wie ein schützender, freundlicher Engel soll sie mit mir vor den Thron des ewigen Richters treten, und sein Spruch — ich weiß es — wird mich entbinden von Schuld.

35.

Meine Stunde ist nah.

Schon als Kind einmal ergriff mich die kalte Hand des Todes, und drückte hart mein Herz zusammen — aber ich war Deiner Liebe aufgespart, mein Julius; ich sollte den Abglanz der Seligkeit schon hienieden schauen, ich sollte Gott näher gebracht werden an der Hand Deiner Liebe. — Gott sey gedankt dafür. Auch für die Bitterkeit sey ihm gedankt, die sein unver-

*) Ohne Zweifel derselbe, den wir oben (Nro. 11.) gegeben haben.

forschlicher Wille in den Kelch meiner Freuden gemischt hat.

Unablässig zehrt der Hauch des Todes an der Kerze meines Lebens. Noch ein starker Athemzug, und die matte Flamme löf't sich zitternd ab.

36.

Still und leise scheidet das Leben von mir, und ich aus dem Leben. Sanft streift die Zeit an seiner Blüthe hin, und sie fällt ihr Blatt für Blatt in die Hand, bis nur der vertrocknete Kelch noch übrig ist. Ich fühle nicht, daß ich sterbe, aber ich weiß es. O wie danke ich für dieses Wissen der Güte des Ewigen! Wie dank' ich ihr für die Ruhe dieser stillen Tage; für die Rückkehr meines Bewußtseyns; für die Gegenwart meiner zärtlichen Mutter; für alle Freuden und Leiden meines Lebens; auch für die letzten Schmerzen des zornlosen Abschiedes von meinem edeln Freunde.

Bald wird alles vollbracht seyn. — Das Leben lag öde vor mir; nun breitet die Ewigkeit ihre strahlenden Gefilde vor mir aus. Die Fackel des Todes zündet die Sterne wieder an, die mir erloschen schienen. Die Blumen, die mir hier verwelkten, blühen jenseits des Grabes herrlicher auf.

37.

Ach wie schmerzt mich der unterdrückte Jammer der zärtlichen Mutter, ihr kummervolles Schweigen, ihr inneres Weinen, die Blässe des lieben, milden Angesichtes, ihr vergebliches Kämpfen gegen die Gewißheit meines Todes.

Warum trauerst Du so, Du gute Mutter, um eine zerknickte Blume? Ging ich denn nicht immer auf meinem Grabe, und waren nicht alle Blumen der Erde die früh verwelkenden Kränze dieses Grabes?

Wir werden nicht auf lange scheiden; auch Du wirst bald bei Deinem Kinde schlummern.

Als ich zum irdischen Leben gebohren war, legtest Du mich in die Wiege, und hülltest mich ein, und machtest Stille um mich her, damit nichts den ersten dumpfen Schlaf des Kindes störte. Wenn ich nun zum himmlischen Leben werde gebohren seyn, werden sie mich auch in eine Wiege legen, und das ausgeglühte Herz mit kühler Erde bedecken, und in tiefer Stille werde ich hinüberschlummern zu dem ewigen Tage. Dann werden wir uns finden, und ich werde Deine lieben Hände nicht mehr los lassen, und Deine Thränen werden getrocknet seyn von der ewigen Liebe.

38.

Der Vater wird kommen auf meine Bitten. Er wird mich noch einmal an sein Herz drücken, und ich werde mit der Gewißheit seiner Verzeihung vor Gott treten. —

Wie ruhig kann ich ihn jetzt erwarten — hier an dem Scheidewege!

Wie ruhig und innig kann ich auch beten jetzt! Ach die gute Mutter betet auch so herzlich mit mir. Gott hat mir die Kraft gegeben, sie zu trösten.

39.

Diese Nacht war es mir, als läge die Erde weit, weit von mir, einem Garten gleich, und die Menschen waren wie die Blumen darin, und der Engel des Todes schlug ein Buch auf und las ihre Nahmen; und wenn er einen aussprach, senkte die Blume ihr Haupt, und verbarg sich unter der Erde. Ich bebte in Erwartung des Meinigen, und dann freute ich mich wieder — und in der Freude erwachte ich.

40.

Nun ist alles *vollbracht* — auch der schwere, schwere *Abschied vom Vater.* Gott heile sein zerrissenes Herz.

Ach er glaubte, es gut mit mir zu meynen. Es war der Wille der Vorsehung. Sie wollte mich den Gefahren der Welt entziehen, und meinen Glauben prüfen. — —

Ich sterbe mit meinem Vater innig versöhnt. Seine Thränen fielen heiß auf mein Herz — die Thränen eines Mannes — eines Vaters!

Auch mit Dir bin ich versöhnt, mein edler Freund. Wenn Du noch auf der Erde wandelst, so will ich, wenn es Gott mir vergönnt, mit der Fackel des Glaubens vor Dir einhergehen, und Deine dunkeln Wege erleuchten, wie Du vormals die Meinigen.

41.

Morgen, glaube ich, werde ich sterben, eh' es Abend wird. — Gott, mein Vater, Gott, mein Heiland, stehe mir bei in meiner letzten Stunde, wie Du mir beistandest in den Leiden meiner Krankheit. Vergieb mir jegliche Schuld. Führe mich ein, als Dein Kind in die Gemeinschaft der Seligen. Deine Güte, Dein Leben ist in mir; und voll Vertrauens zu Dir, o ewige Liebe, betrete ich den Rand der Kluft, die mich noch von Dir trennt, und harre unverzagt, daß Deine Hand mich zu Dir hinüberführt.

Auswahl

aus den

Papieren eines Unbekannten.

Herausgegeben

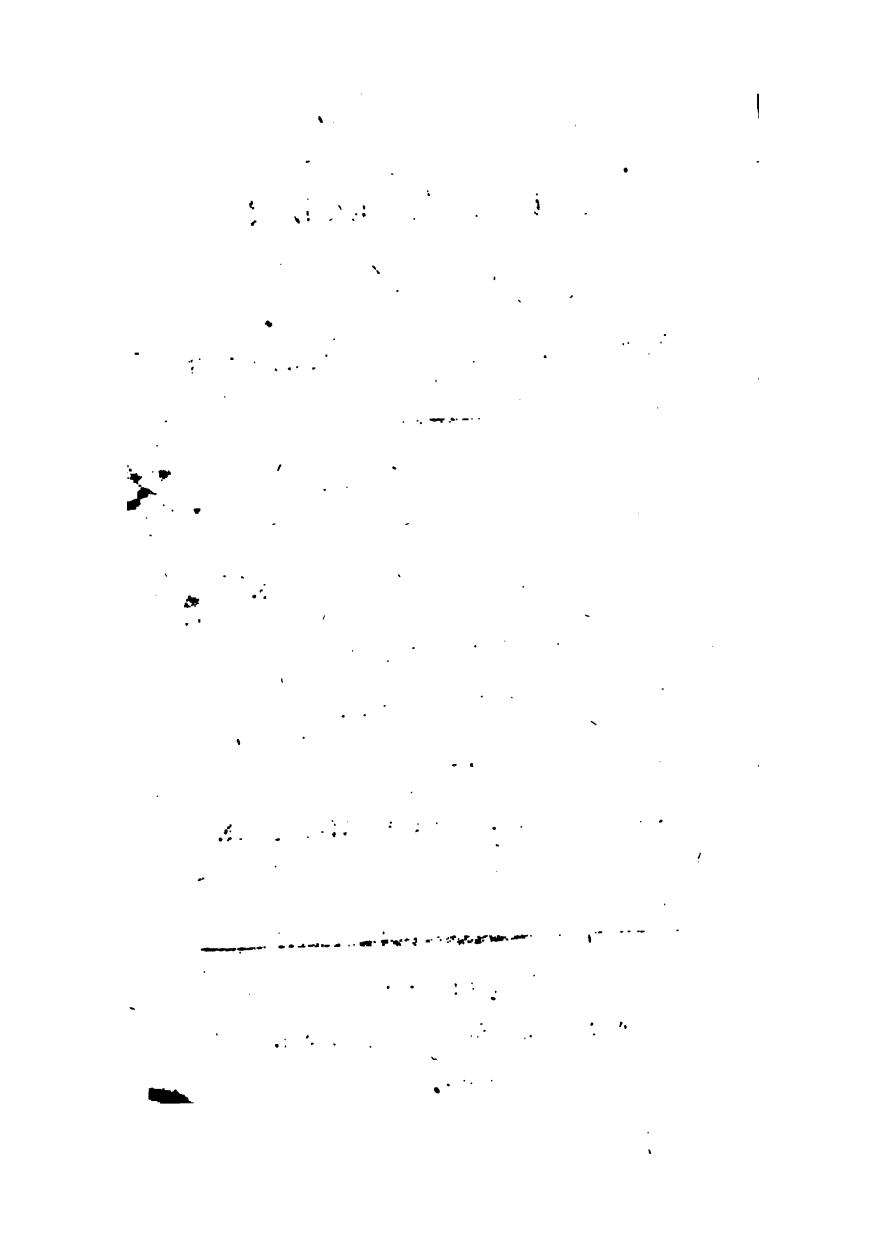
von

Friedrich Jacobs.

Zweiter Band.

Des Frauenspiegels zweiter Band.

Stuttgart,
bei A. F. Macklot.
1820.



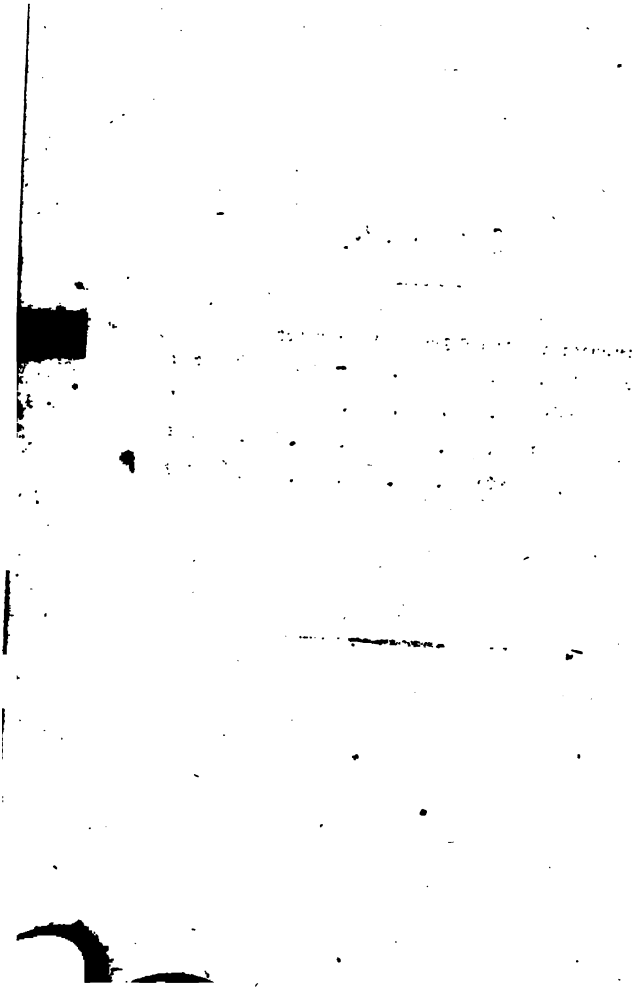
Inhalt.

Erinnerungen aus dem Leben der Pfarrin von Mainau . . . . . Seite 1

Liebe am Hofe 121

Der Namenstag 231

Die abgewehrte Rache 257



Erinnerungen

aus

dem Leben der Pfarrin von Mainau.

Erſtes Buch.

Hörte der Menſch nur ſich ſelbſt, ſchaute er, das Aug' nicht mehr emporgerichtet, nur auf Lebendiges der Erde, wo bliebe die Unſchuld, wo das unabläßige Beſtreben, rein zu ſeyn in jedem Wort, in jeder That?

Jacobi.

Da jetzt Schriftstellerei ein ganz gewöhnliches Geschäfte geworden ist, und selbst von meinem Geschlechte immer mehrere mit der Feder hinter dem Ohr auf dem Schauplatze der Welt erscheinen, so ist mir auch der Gedanke in den Sinn gekommen, jetzt, da meine alten Hände bei gewöhnlicher Arbeit so leicht ermüden, die müssigen Stunden dem Schreiben zu widmen. Nicht eben, daß ich auf einen Platz im gelehrten Deutschland ausgehen, oder mich vor das Tribunal der Kunstrichter stellen und um geneigtes Urtheil flehen wollte; so weit geht mein Ehrgeiz nicht, und weibliche Schüchternheit, oder Stolz, oder Eitelkeit gebietet mir, mich mit meinem schriftstellerischen Wirken auf das Frauengemach zu beschränken, und die Spätlinge meiner Bequemlichkeit und meines Müssigganges, statt sie wie ungerathene Kinder in die Welt zu stoßen, vielmehr unter Schloß und Riegel vor den Augen der Welt zu verbergen. Meine Vorhänge sind zugezogen, die Thür ist gesperrt, und wenn ich die Feder niedergelegt habe, reibe ich mir die Finger sorgfältiger ab, damit keine Spur der Tinte meine Autorschaft neugierigen Blicken

verrathen möge. Doch ist es bei dem allen keineswegs mein Wille — was ja thöricht wäre — mein Licht unter den Scheffel zu stellen, oder, was ich bei Tag gewebt, in der Nacht wieder aufzutrennen; dann wär' es besser, mit dem Finger in die Luft, oder höchstens in Schnee zu schreiben; nein, mein Werk soll gelesen und wieder gelesen, ja, es soll bewundert und geliebt werden; keiner meiner Leser oder Leserinnen soll es gleichgültig öffnen, oder ohne Wohlwollen gegen die Verfasserin weglegen. Allen soll es lieb und werth seyn. Und das sind nicht etwa stolze Hoffnungen, Luftschlösser der Eitelkeit und leere Träume, die mit der aufgehenden Sonne zerrinnen, sondern Aussprüche einer Ueberzeugung, die auf die Kenntniß meines Publikums gegründet ist. Noch ist dieses Publikum klein, aber es wächst mit jedem Tage bei, und vergrößert sich, so Gott will, alljährlich; und wie ich mit der größten Zuversicht weiß, daß mein Andenken in dem Herzen meiner Enkel nicht ersterben wird, so darf ich auch erwarten, daß meine Urenkel, die ich schon in langen fröhlichen Reihen vor mir sehe, und nur gleich an mein Herz drücken möchte, auch nach ihrer Aeltermutter fragen und sich freuen werden, daß sie ihrer gedacht und sie geliebt hat, ehe sie geboren waren. Diesem jungen, um mich her aufkeimenden Geschlechte, diesen Lieblingen meines Herzens, sind diese Blätter gewidmet. Könnte ich ihnen doch alle meine Liebe und Zärtlichkeit einhauchen, damit diese, wie ein unvergängliches Arom, wenn ich selbst lange schon Staub und Asche

bin, meine künftigen Leſer und Leſerinnen, von einem Geſchlechte zum andern, daraus anwehen und die Blüthen ihrer zarten Herzen aufhauchen möchte. Meine äußern Güter werden, ſo wie ich ſelbſt, ein Raub der Zeit; ſie verwandeln ihre Geſtalt, oder gehen wenigſtens in fremde Hände über; aber die frohe Liebe, mit der ich die Meinigen umfaſſe, iſt ein Eigenthum dieſer Theuern, das die Zeit ſo wenig zerſtören, als das Grab ſie einſchließen kann. Unter dem Schirm einer ſolchen Liebe bin ich erwachſen; ſie iſt auf meine Kinder übergegangen, und mit Freuden werde ich inne, daß ſie auch in dem Herzen der Kinder meiner Kinder Wurzel ſchlägt. Ich weiß alſo ganz gewiß, daß, ſo wie ich ſelbſt meine Blicke oft von dem jüngern, blühenden Geſchlecht zu denen wende, welche meine Jugend pflegten, und wie dieſes Zurückblicken auf die Todten meine Liebe zu den Lebenden nur noch mehr entflammt, ſo auch die Meinigen das Andenken an mich ſuchen und die ſichtbaren Zeichen deſſelben in Ehren halten werden. Dieſer Glaube iſt es vornehmlich, der mich antreibt, dieſe Blätter zu ſchreiben, und ſie mit den theuerſten Erinnerungen anzufüllen. Soll ich nicht wünſchen, dem, was in meinem Herzen lebt, auch außer mir Leben zu geben? das Andenken der verehrten Eltern, ſo gut ich es vermag, in beſtimmten Umriſſen bei den Meinigen zu erhalten? und auch nach meinem Tode noch, ſo wie jetzt, mit den Meinigen zu ſprechen, ja ſelbſt mit denen, die ich noch nicht kenne, die ich *mir aber den theuern* Lieblingen, welche mich

jetzt umgehen, ähnlich bilde? Dieser Gedanke hat etwas unaussprechlich Reizendes für mich; ich fühle mich durch ihn verjüngt, und ich hoffe, daß dieses Gefühl dem Werke, das ich so eben beginne, nicht nachtheilig seyn soll.

Uebrigens glaube ich, bei dieser meiner Beschränkung auf ein Publikum, dessen Aeltermutter ich bin, nicht nöthig zu haben, mir einen großen Zwang aufzulegen; vielmehr werde ich mich des Vorrechtes meiner Jahre bedienen, und mit Bequemlichkeit sprechen. Ich werde Euch Erinnerungen aus der einfachen Geschichte meines Lebens geben, diese aber so oft unterbrechen, als es mir beliebt, und, wenn mich der gerade Pfad ermüdet, bald hier bald dorthin ausbeugen, wo mich eine anmuthige schattige Stelle zum Ausruhen einladet. Ein wenig Redseligkeit muß dem Alter schon nachgesehen werden. Die Zeit rückt nur allzu schnell heran, wo sich unser Mund auf immer verschließt; warum sollen wir nicht von der so erfreulichen Gabe der Rede einen fleißigen Gebrauch machen, so lange es uns noch verstattet ist? Ich lasse mich daher gern und sorglos gehen, so lange man mir zuhört; und ich drücke jetzt in Gedanken meiner Henriette die Hand für die Gefälligkeit, mit der sie meiner Rede ihr Ohr leiht und mich unvermerkt auf dieses oder jenes beliebte Thema bringt. Dieses Opfer ist mehr werth, als die Jugend gewöhnlich glauben mag. Gibt es wohl etwas öderes und traurigeres, als die Einsamkeit eines Greises, *zu dem niemand* hinrückt, die Geschichten seiner Ju-

gend zu hören? Für ihn hat die Zeit des langen unwillkührlichen Schweigens schon dieſſeits des Grabes angefangen; ſein Geiſt verdüſtert ſich früher, weil ihm die erheiternde Mittheilung gebricht; und da kein lebendiges Wort das friſche Bild der Gegenwart in ihm erweckt, ſo ſieht er, in ſich ſelbſt verſunken, wie im Nebel nur dämmernde Geſtalten ſchwimmen. So iſt ſchon ſein Lehnſtuhl ein Sarg für ihn, und ſein verlaſſenes Zimmer ein Grab, in dem er ſich ſterben ſieht. Darum hat mich unter allen Beweiſen der Liebe, die mir meine Kinder gegeben haben, keiner mehr gerührt, als ihr Bemühen, die Erinnerungen früherer Zeit in meiner Seele lebendig zu erhalten, indem ſie mir gern zuzuhören ſchienen; vielleicht weil ich hierin eine Entäußerung der jugendlichen Selbſtſucht ſah, deren Beſiegung noch mehr verlangt, als bloßes Pflichtgefühl, die eine große und lebendige Liebe fordert.

* * *

Worin liegt wohl der Zauber, der uns alle ſo unwiderſtehlich in die Geſchichte unſerer Jugend zieht? Gewiß ſind es nicht immer die Erinnerungen an die dem Alter verſiegten Quellen mannigfaltiger Genüſſe; noch weniger der Reiz der Eitelkeit, der uns zur Betrachtung unſerer frühern, nun abgewelkten Blüthe lockt. Wie Viele, die ihr Alter nicht gegen ihre Jugend vertauſchen möchten, träumen ſich doch mit Luſt *in ihre Kindheit* hinein, und ſuchen in den

kleinſten Erinnerungen gleichſam die Reliquien jener heiligen Zeit zuſammen. In dieſem Beiworte, das ich eben der Kindheit gegeben, liegt wohl der Aufſchluß. Wie uns überhaupt der Anblick der kindlichen Natur rührt, in welcher wir ein heiliges Geheimniß des Lebens ſehen, ſo wenden wir uns mit erhöhter Theilnehme der eigenen Kindheit zu, und betrachten gern jedes Blatt der zuſammengedrängten Knoſpe, von ſeinem erſten Anfange durch alle Fortgänge ſeines Entfaltens, bis es, von Sonnenſchein und milden Lüften gelockt, die ſchützenden Hüllen durchbricht, alle ſeine Farben zur Schau legt, und nach kurzer Freude verwelkt. Und wie wir uns auch im Traume ſelbſt beſchauen, als ob wir ein fremdes Weſen wären, und doch immer das Gefühl unſerer eigenen Perſönlichkeit das Räthſel durchbricht, und darin etwas wunderbar Anziehendes liegt; ſo betrachten wir auch unſere Jugend in jener Nebelferne mit dem ſich durchkreuzenden Gefühle des Fremden und doch uns Angehörigen. Eine fromme und frohe Jugend aber hat noch einen eigenthümlichen Reiz. Wie wir alle ein geheimes Sehnen nach dem verlornen Paradieſe der Menſchheit fühlen, und dieſes immer heftiger wird, je mehr wir ihre Ausartung inne werden, ſo verſenken wir uns gern in den glücklichen Wahn unſerer Kindheit, wo das Leben, noch von dem Schleier goldner Morgennebel bedeckt, unter der duftigen, wogenden, geheimnißvollen Hülle eine Welt von Schönheit und Güte, von Tugend und Frömmigkeit *zu enthalten* ſchien. Je beſſer ſich aber ein Herz in

ſeiner Jugend bewahrt hat, deſto feſter wird es an dieſem Glauben hängen; wer ihn immer erhalten könnte, würde immer kindlich glücklich ſeyn. Dieß iſt nur Wenigen beſchieden; die Andern müſſen ſich mit der Erinnerung tröſten. Ich erfuhr freilich bald genug, daß die Welt nicht ſo war, wie ich ſie hinter jener Nebelhülle geträumt und gewünſcht hatte: aber ich gewann dagegen, durch die häuslichen Verhältniſſe, in die mich Gott geſetzt hatte, ſehr bald die Ueberzeugung, daß ſich jeder mit gutem und kräftigem Willen, wenn er Gott zu Hülfe nimmt, recht anmuthige Plätze in dieſem Thale der Prüfung anbauen könne. Dieſe Ueberzeugung iſt die Grundlage meines Lebens geworden. Ich habe mich wohl dabei befunden; und wie oft auch die Gegenwart meinen Wünſchen feindlich entgegen getreten iſt, ſo iſt doch dadurch der Glaube an die Unzerſtörbarkeit des innern Glücks, das wir uns ſelbſt, oder eigentlicher zu reden, welches Gott uns zum Lohn eines frommen Willens gibt, nie erſchüttert, ſondern vielmehr verſtärkt worden. Die Zufriedenheit, die mir dieſer Glaube gegeben hat, iſt auch der Welt bei mir zu ſtatten gekommen. Die Dinge außer uns nehmen immer viel von der Farbe unſers Gemüthes an, und da die meinige heiter war, ſo erſchien mir auch die Welt ſo, und ich überredete mich gern, daß das Böſe in ihr nur Ausnahme ſey. Dieſe Ausnahmen aber ſuchte ich, ſo viel als möglich, von mir und den Meinigen abzuwehren, ertrug das Unvermeidliche mit Geduld, und vergaß es ſo geſchwind, als ich konnte.

Jene Heiterkeit mag wohl zum Theil eine Gabe der Natur und ein Erbe von meinen Eltern seyn; aber ich bin mir sehr wohl bewußt, daß jene Anlage noch durch etwas Anderes, von ihr Verschiedenes genährt und befestigt worden ist. Dieses Andere ist der Glaube an die väterliche Regierung der Welt. Zwar könnte ich auch diesen Glauben ein Erbe nennen, das ich von meinen Eltern empfing; denn so weit ich in meine Kindheit zurück denken mag, so find' ich ihn in mir, ohne daß ich zu sagen wüßte, auf welche Weise er erzeugt worden sey. Der Unterricht, den ich erhielt, hat nur in bestimmtere Worte gefaßt, was schon in meiner Seele lag; aber er hat mir keine größere Gewißheit gegeben, als ich schon hatte. Solchen wörtlichen Unterricht erhalten wohl die meisten Kinder christlicher Eltern, und doch fehlt dem Glauben der meisten das innere Leben, und die heitere Gewißheit bleibt aus, welche die Frucht des Glaubens seyn soll. Man kann ihnen nicht abstreiten, das gelernt zu haben, was zum Glauben gehört; aber sie besitzen es nicht. Sie können es weglegen, wie sie ihren Katechismus nach geendigten Schuljahren weglegen, ohne daß sie etwas dadurch verlieren; denn man verliert nur das, was man hat, nicht das, wovon man nur den Titel besitzt und die Ueberschrift. Von einem solchen Titular-Glauben hielt mein Vater nichts. Der rechte Glaube, pflegte er zu sagen, muß der Kern und Mittelpunkt des ganzen Menschen seyn; und wie sich aus dem Samenkorn, das in die Tiefe der Erde

gelegt ist, der Baum mit Stamm, Aesten und Blättern ausbreitet, und durch seinen fröhlichen Wuchs immer noch die Kraft des Kerns, aus dem er erwachsen ist, verkündigt, so muß sich auch in allem Thun und Reden des glaubigen Menschen, ohne daß er es weiß und daran denkt, der Glaube, von dem er durchdrungen ist, kund geben. So habe es Christus gemeint, wenn er sagt: an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen. Ohne einen solchen, den ganzen Menschen durchdringenden Glauben, setzte mein Vater hinzu, sey weder ein frommes Leben, noch eine rechte Ergebung in den göttlichen Willen möglich; und doch liege in der Zusammenstimmung des menschlichen Willens mit dem göttlichen einzig und allein das Geheimniß der christlichen Freiheit und unserer Erlösung. Dem Gesetze gehorche auch der Knecht, weil er müsse; wir aber wären freie Glieder Christi durch die Liebe unsers ewigen Vaters. Was ist denn aber die Liebe, als eben das Einigseyn, die freie und freudige Uebereinstimmung mit dem Willen dessen, den man liebt? Und ist wohl Liebe ohne Glauben in irgend einem Verhältnisse möglich?

Je mehr ich diese Worte meines Vaters bedenke, und je mehr ich sie mit seinem ganzen Wesen und Thun vergleiche, das auch, nur nach weiblicher Art, das Thun und Wesen meiner Mutter war, desto mehr überzeuge ich mich, daß ich jenen Glauben, der die unversiegliche Quelle meiner Heiterkeit ist, an der Brust meiner Mutter eingesogen, und durch das Zusammenseyn mit meinen guten und frommen

Eltern unbewußt in mir genährt und groß gezogen habe. Ihre Liebe war das erste, was ich erfuhr; dieser Liebe war ich wie meines Daseyns gewiß; ich glaubte an sie, ehe ich etwas anders denken oder begreifen konnte; und als ich auf eine unsichtbare, ewige Quelle aller Liebe gewiesen wurde, trat das, was in meinem Innern lag, nur, wie eine umschlossene Blüthe, aus der Hülle an's Licht. Gott und Liebe klangen mir immer wie gleichbedeutend; das Eine führte zu dem Andern; in beiden lag mir eine innige Heiligkeit. Ich erinnere mich, da ich als ein kleines Kind der Beschäftigung eines Vogel-Paars mit ihren Jungen zugesehen hatte, ich zu meiner Mutter sagte, diese Vögelchen hätten Gott gewiß recht lieb, und selig würden sie sicher auch. — Von der Möglichkeit einer strafbaren Liebe hatte ich keinen Begriff.

* * *

Nie kann ich an meine Kinderjahre zurück denken, ohne mich in dem engen Stübchen zu sehen, wo wir, wie in einem Paradiese der Zufriedenheit, Winter und Sommer zusammenlebten. Das Haus, welches wir bewohnten, war eben das, worinnen auch mein Vater geboren war; in derselben Stube war auch er unter den Augen seiner Eltern aufgewachsen; und hier stellte sich ihm, wie er sagte, seine ganze Jugend wie in einer camera obscura dar, und auf dem dunkeln Grunde trüber Erinnerungen meist recht

glänzend und sonnig. Die Straße, in welcher das Häuschen lag, war eng; vom Himmel war wenig zu sehen; aber nach dem Hofe hinaus war ein offener Gang, den die Sonne beleuchtete. Hier hatte er die meisten Sonnentage seiner Jugend zugebracht; hier hatte er Blumen in Scherben gezogen; hier hatte er gelesen, gelernt, gearbeitet, phantasirt; hier hatte er seiner Mutter, die ihm bisweilen Gesellschaft leistete, vorgepredigt. Dieser offene Gang war auch noch im späten Alter sein liebster Aufenthalt. Zu ihm trug er seinen Sessel, wenn er recht seelenvergnügt seyn wollte; hier erzählte er uns am liebsten die Geschichte seiner Jugend, und zeigte uns die Blumen, die er als Knabe aus dem Samen gezogen und immer vervollkommnet hatte. Es ist unglaublich, mit welcher Sorgfalt er diese Urenkel seiner Kindergärten pflegte, und welche Freude er hatte, wenn sie, nach überstandenem Winter, im Frühling von neuem trieben. In dem letzten Jahre seines Lebens geschah es, daß ihm seine ganze Blumenflor durch Zufall erfror. Als er es bemerkte, war er erst still; dann sagte er, sein graues Haupt schüttelnd: „sie sind vor mir heimgegangen; ich werde sie auf meinem Wege finden.“ Er pflanzte keine neuen, und ehe der Mai kam, war er todt.

In einem der letzten Sommer, als er auch in diesem tragbaren Paradiese recht heiter war, sagte er: „Man erzählt von den Königen der Perser, daß sie ihre Residenz nach der Jahreszeit verändert haben; auch der König von Frankreich zieht im Som-

mer auf irgend ein Lustschloß, wo es oft traurig genug seyn soll. Ich möchte wissen, ob ich es nicht eben so gut habe, und besser? Ich genieße die Freuden eines solchen Umzugs nicht etwa Einmal im Jahr, sondern, wenn ich will, alle Tage, und ohne die geringste Beschwerlichkeit. Niemand hat dabei eine Last, und mein ganzes Volk zieht mit und umgibt meinen Thron. Was ich hier sehe, ist mein, und in meinem ganzen Reiche ist der tiefste Friede und allgemeine Zufriedenheit; es müßte denn seyn, daß meine gute alte Sabine nicht mit mir zufrieden wäre" — er reichte dabei meiner Mutter die Hand — „aber die hat ja auch diese fünf und vierzig Jahre her keinen andern Willen gehabt als den meinigen. — Nun, das ist mehr, als sich irgend ein König rühmen kann; mehr als einer schaffen kann, wenn er auch alle Güter seines Reichs und allen Schweiß seiner Unterthanen aufbieten wollte. Es gehört doch nicht viel dazu, um so seelenvergnügt zu seyn — oder auch," setzte er nach einer kurzen Pause hinzu — „vielleicht recht viel; denn es ist doch nur eine Gabe Gottes, die nicht jedem verliehen ist. Mein guter seliger Vater hatte sie nicht empfangen."

* * *

Mein Vater gehörte zu den Menschen, die das Glück innerer Ordnung und Klarheit mühsam errungen haben, und sein festes, unerschütterliches Wesen, so wie eine gewisse Sprödigkeit, die ihm noch

bei minder bedeutenden Dingen übrig geblieben war, zeugte von dem Kampfe, durch den er die feindseligen Elemente seines Daseyns überwunden hatte. Der größte Theil seiner Kindheit war ihm düster gewesen, wie die Stube, in die er eingesperrt war, meist um Erbauungsbücher vorzulesen oder vorlesen zu hören, welche die Welt als ein Jammerthal, die Menschen als Kinder des Satans, und jeden Genuß als eine Lockung der Hölle darstellten. Sein Vater, ein strenger, oft harter Mann, war mit dem traurigen Glauben erfüllt, daß, wer Gott gefallen wolle, nicht aufhören dürfe, seine Seligkeit mit Furcht und Zittern zu schaffen; und in diesem Sinne verbot er sich und andern die unschuldigsten Freuden, weil sie der Selbstvernichtung entgegen waren, in die er die Vollkommenheit eines frommen und gottseligen Lebens setzte. Die Mutter war von sanftem und mildem Wesen, aber ihrem Manne gänzlich unterworfen, zu dessen religiösen Ansichten sie sich auch, doch, ohne es zu wissen, mehr mit dem Munde als mit dem Herzen bekannte. Von mehreren Kindern war ihr nur Ein Knabe geblieben. Auf diesen trug sie alle Liebe eines mütterlichen Herzens über, aber ihr Mann durfte nicht wissen, wie sehr ihr Herz an dem Kinde hing. Wie sehr sie indeß ihr Gefühl zurückhalten, und welche Gewalt sie sich anthun mochte, so fühlte der Knabe doch die verheimlichte Liebe der Mutter in seinem eigenen Herzen, und hielt sich zu ihr, so oft er durfte. „Auch wenn mich meine Mutter mit Worten strafte," sagte mein Vater bisweilen, wenn er

von seiner Erziehung sprach, „und ich weinen mußte, fühlte ich ihr Gemüth doch auch in ihrem Zorne; es war mir immer, als ob ich durch Gewölk den blauen Himmel sähe, und den milden Abendstern ihrer Liebe daran. Wenn sie aber freundlich mit mir sprach, mußte ich immer an den Frühling denken, den ich damals nur aus dem Grünwerden der Linden um die Kirche her und aus dem Aufblühen der Primeln vor unserm Fenster kannte, und darum noch viel herrlicher dachte, als er wirklich ist.“

Das mochte so bis zum fünfzehnten Jahre gedauert haben, in welcher Zeit er nur den Unterricht seines Vaters genoß. Jetzt wurde er endlich in die öffentliche Schule geschickt, und hier fing ein neues Leben für ihn an, obgleich die Strenge der häuslichen Clausur und Ascetik in allem Uebrigen nach wie vor fortging. Die Schulstube mit ihren zwölf oder fünfzehn Insaßen war ihm jetzt eine Welt, die er anfänglich kaum mit scheuen Blicken zu mustern wagte; und schwerlich hat je ein Kaiser oder König in aller seiner Herrlichkeit mehr Ehrfurcht eingeflößt, als der Rector meinem Vater, wenn er auf seiner Lehrkanzel saß. „Er werde nie vergessen,“ sagte er oft, „wie ihm in den ersten Tagen zu Muthe gewesen, wenn der freundliche und ehrwürdige Mann seine Blicke beim Lehren besonders auf ihn gerichtet, oder ihn gefragt, und seine Antworten gebilligt oder liebreich berichtigt habe. Damals habe er zuerst erfahren, wie die Persönlichkeit eines Lehrers auf das Gemüth wirke, und wie auch Lehren ein Erziehen

werde, wenn der ganze Mann mit Kopf und Herzen beim Lehren sey.“ — Auch das war ihm unvergeßlich, wie am Schlusse des ersten Schuljahres der Rector mit den Probearbeiten das Katheder bestiegen, und ihm das Herz voll Erwartung geklopft habe. Das sey noch heftiger geworden, als die Reihe an seine Arbeit gekommen; ja er sey erblaßt und habe kaum zu athmen gewagt. Das Urtheil sey günstig ausgefallen, und der Rector habe ihn sehr liebreich dazu angesehen und nach der Schule zu sich beschieden. „Als ich mich zu ihm begab,“ fuhr mein Vater fort, „und an die halbgeöffnete Thür leise anklopfte, rief mir der gute Mann von Innen entgegen: Nur herein, Rudolph, nur herein; er ist willkommen. Dann kam er auf mich zu, und sagte: „Seine Arbeiten haben mir Freude gemacht; ich habe es ihm aber nicht so vor Allen sagen mögen, damit es keine Mißgunst bei den Uebrigen gibt. Er hat noch immer Viel zu lernen; aber, wenn er so fortfährt, kann er mit Gottes Hülfe mein bester Schüler werden. Ich will ihm gern auch außer der Schule beförderlich seyn. Komm er bisweilen zu mir, und sey er nicht schüchtern.“ Diese Worte machten einen tiefen Eindruck auf mich. Noch kein fremder Mensch hatte so freundlich zu mir gesprochen oder so aufmunternd. Ich ergriff seine Hand, küßte sie, und ließ heiße Thränen darauf fallen, die, ohne daß ich es wußte, meinen Augen entströmten. Ich kam wie trunken nach Hause und konnte kaum die Zeit erwarten, wo ich meiner Mutter Alles berichten könnte.

Sie hörte es mit ſtiller Freude an und hatte es gewiß dem Vater wieder erzählt. Wenigſtens war er am folgenden Morgen viel freundlicher, als gewöhnlich, gegen mich; und als ich bei der Arbeit ſaß, fuhr er mir einigemal mit der Hand über den Kopf weg, was er ſonſt nie gethan hatte, und lobte die Reinlichkeit meiner Schrift. Das war ſeit mehreren Jahren das erſte Lob, das ich aus ſeinem Munde gehört hatte. So war mir auch dieſer Tag ein köſtliches Nachfeſt, und ich bildete mir in der That ein, es könne in der ganzen Stadt, ja auf der ganzen Welt, keinen glücklichern Menſchen geben, als mich."

Dieſe beiden Tage, erzählte mein Vater weiter, wären der Anfang einer neuen Epoche ſeines Lebens geworden. Die Luſt zum Lernen hätte ſein Gemüth wie eine Flamme ergriffen; die Liebe zu ſeinem Lehrer hätte ihm auch Liebe zu den Wiſſenſchaften eingeflößt und ihn mit einer ſolchen Freudigkeit erfüllt, daß ihm kein Hinderniß mehr unüberwindlich geſchienen. An Kämpfen hab' es dabei freilich nicht gefehlt. Seinem Vater habe ſelbſt das eifrige Studiren allzu weltlich geſchienen; und er habe ihn nur durch den pünktlichſten Gehorſam in allen andern Dingen, durch die ſtrenge Regelmäßigkeit ſeines Lebens, und vorzüglich durch die Klugheit ſeiner Mutter einigermaßen beruhigen können. Aber innerlich zufrieden war er nicht. Es ſey ihm überhaupt nicht recht geweſen, daß ſein Sohn auf dem Studiren beſtanden, indem ihn die Mannigfaltigkeit der Verhältniſſe, in die er dabei nothwendig gerathen müßte, und vorzüglich die

unvermeidliche Entfernung von dem väterlichen Hause und seiner Aufsicht, wo er ihn allein gegen die Fallstricke der Welt sicher glaubte, unbeschreiblich ängstigte. Nach seinem Willen hätte sich mein Vater dem Rechnungsamte gewidmet, das er selbst verwaltete, und mit dem er ihn deshalb vollkommen bekannt gemacht hatte. Die Vorstellungen des Rectors, daß er doch seinen Sohn nicht in dem Berufe stören möchte, den ihm Gott durch seine Gaben und seinen Fleiß augenscheinlich vorgeschrieben habe, nöthigten ihm allmählig die Einwilligung ab, die er aber gern wieder zurückgenommen hätte, als mein Vater erklärte, daß er sich dem geistlichen Stande widmen wolle. Der Gedanke an die große Verantwortung, welcher ein Seelsorger unterliege, verbunden mit der, wie es ihm schien, immer steigenden Ruchlosigkeit der Welt, die zu bekämpfen Lehren und Predigen viel zu schwache Mittel wären, setzte ihn in die größte Angst, die kaum den Belehrungen des Rectors, so viel Gewicht er auch bei meinem Großvater hatte, den Bitten der Mutter und dem festen, obgleich bescheidenen Beharren meines Vaters wich.

* * *

Die Erfahrungen, welche mein Vater während einer Schuljahre an sich gemacht hatte, begleiteten ihn sein ganzes Leben hindurch, und waren die Quelle eines lebhaften Antheils an den Schulen, denen insbesondere, welchen die Erziehung des Volkes an-

vertraut ist. Er erklärte es für eines der schlimmsten Vorurtheile, das die Bequemlichkeit in Gang gebracht habe, daß die Schule nur eine Anstalt zum Unterricht, die Erziehung aber lediglich den Eltern anheim zu geben sey. Durch diesen Grundsatz werde alle Religion aus den Schulen verbannt, und an ihre Stelle der Katechismus gesetzt, der für sich nicht im geringsten besser sey, als irgend ein anderes Buch, und erst durch eine gottesfürchtige Erziehung Werth bekomme. Behaupten zu wollen, daß diese in allen Häusern von den Eltern gegeben werden könne, sey unverschämt; und bei der Ueberzeugung, daß dem nicht so sey, sie dennoch den Eltern zuschieben wollen, ruchlos. Nach der Ansicht meines Vaters sollte der Schullehrer der geistige Vater seiner Schüler seyn, und als solcher nicht weniger bemüht um ihr sittliches Gedeihen im weitesten Sinne, als der Gärtner um das Gedeihen seiner Blumen. Wie sich dieser um seine Zöglinge bemühe, nicht um des geringen Gewinnes willen, sondern weil ihn ihre Schönheit und fröhliche Entwickelung erfreue, so auch der Lehrer, dem nicht bloß der Kopf, sondern auch das Gemüth seines Schülers anvertraut sey, und der den ganzen innern Menschen entwickeln und bilden müsse. Den Unterricht um Lohn nannte er eine Taglöhner-Arbeit, und erklärte sie für die traurigste von allen erdenkbaren Handthierungen, weil der Handwerker des todten Stoffes Herr sey, der taglohnende Schulmeister aber widerspenstige Köpfe zu behandeln habe, die er nur durch Gewalt im Zaum halten könne.

Dieſe Gewalt aber wäre eine Tyrannei, weil ſie nur um der Herrſchaft des Einen willen geübt werde, der hier zugleich Geſetzgeber und Partei, Richter und Executor ſey. Es wäre dann kein Wunder, wenn aus einem ſolchen Zuchthauſe der Willkühr die Knaben boshafter und trotziger, die Mädchen verſchlagener und heimtückiſcher herauskämen. Ein ſolches Amt ſey dann freilich ein Fluch und verdiene den Fluch; während daß der rechte Schullehrer der Segen ſeines Ortes wäre, und dem Pfarrer nicht im Geringſten an Würde und Wichtigkeit nachſtände. Die großen Laſten ſeines Amtes könne nur das lebendige Bewußtſeyn von der Heiligkeit ſeines Berufs und fromme Liebe erleichtern; wo aber dieſe Wurzel geſchlagen, da finde ſich auch leicht der rechte Ernſt ein, der einen freudigen Gehorſam in die lernende Jugend bringe. Dieſer freudige Gehorſam ſey das eigentliche Ziel der Erziehung, und die Wurzel alles Guten. Er könne aber nur aus dem Vertrauen und dem Glauben an den Lehrer entſpringen, und zwar aus einem freien und heitern Glauben. Dieß könne nur dann möglich ſeyn, wenn der Lehrer das Beiſpiel der Gewiſſenhaftigkeit, der Ordnung, der Frömmigkeit gebe, und ſein Geſchäft mit eben ſo viel Ernſt als Heiterkeit treibe. Da wachſe denn auch zugleich in der Jugend der Glaube an das Gute und Rechte mit, und befeſtige die Frömmigkeit, die ohne jenen ein hohler Klang ſey, ihrer Seits aber wiederum den Glauben an das Gute und Rechte befeſtige und ihm eine höhere Richtung gebe. Wer an Gottes Vaterliebe,

Heiligkeit und Gerechtigkeit glauben solle, der müsse die Eigenschaften, so weit es menschliche Gebrechlichkeit erlaube, in den Menschen dargestellt sehen, und die Nachfolge Christi, in welchem sie sich am vollkommensten gespiegelt, bestehe eben in dem heilbringenden Streben hiernach. So wie Mitgefühl, Mitfreude und Mitleid aus einer unbegreiflichen Einrichtung unserer Natur hervorgehe, die uns zur Verähnlichung mit andern, ohne unsere Absicht, bewege; so sey auch eine solche Neigung in dem Gemüthe, sich das Sittliche geehrter und geliebter Menschen anzueignen. In der Jugend geschähe dieß fast ohne Bewußtseyn, wodurch die Erziehung in der Schule durch die Persönlichkeit des Lehrers noch wichtiger werde. Nächst den Eltern stehe der Lehrer der Jugend am nächsten; und da dieser nur in seinem abgeschlossenen würdigen Geschäft erscheine, so sey sein Beispiel darum noch wirksamer für die Grundlegung einer Ehrfurcht, die der eigentliche Boden für das Heilige sey. Wer dieses bedenke und die Verantwortung erwäge, die ein jeder auf sich habe, der auf Menschen zu wirken berufen sey, der könne sich unmöglich damit begnügen, den Schulkindern in den bestimmten Stunden das Vorgeschriebene einzulernen. Er werde vielmehr sein Amt als einen Gottesdienst betrachten, indem es ja wohl keine würdigere Art gebe Gott zu dienen, als wenn man Menschen zu Menschen mache, den Keim des Guten in ihnen entwickle, und sie dadurch zu Gott führe. Daraus folge aber, daß der Stand des Schullehrers, wenn

auch nicht dem Range, doch der Bedeutung nach, einer der allerwichtigsten im Staate, und seine Vernachläßigung eine der schwersten Sünden sey, die ein Fürst oder eine Regierung auf sich laden könne. Es sey auch wahnsinnig, das Dach zu schmücken, und den Grund zu vernachläßigen. Die äußere Ordnung könne in einem Volke freilich auch durch Zwang, Polizei und Soldaten erhalten werden; aber den Geist der Ordnung schaffe zuerst die Erziehung in den Schulen, die nachher in demselben Sinne in dem bürgerlichen Leben durch schickliche Einrichtungen, und auch wieder durch das Beispiel der Regierenden fortgesetzt werden müsse. Wie es wohl ein christlicher Fürst bei Gott verantworten wolle, wenn er dem ärmsten Theile seiner Unterthanen, die ja doch auch für ihn arbeiteten, nicht einmal durch eine gute Schulerziehung zu Hülfe käme, die ihnen allein zu menschlicher und christlicher Freiheit verhelfen, und ihren nichts weniger als beneidenswerthen Zustand erträglich machen könne? Nichts sey entsetzlicher, als der hochmüthige, recht eigentlich aus der Hölle stammende Wahn, der die unterste Classe der menschlichen Gesellschaft allein verurtheilt, den Fluch der ersten Eltern zu tragen, und ihn deshalb zur traurigsten Unwissenheit verdammt, damit sie nur ihre Bürde ohne Murren ertrügen. Er frage diese tyrannischen Ausleger des göttlichen Willens, ob denn nicht auch der gemeinste Taglöhner und Kothsaße das Ebenbild Gottes so gut an sich trage als der Fürst und der Edelmann? und ob er nicht also ein voll-

gültiges Recht auf die den Menschen von Gott ohne Unterschied offenbarten Güter habe? Wo die Schul-Erziehung vernachläßigt ist, setzte mein Vater hinzu, da pflegt es auch mit dem Gottesdienste schlecht zu stehen; wenigstens kann er nicht den Segen bringen, den er in wohl vorbereiteten Gemüthern hat. So kann es denn geschehen, daß durch gewissenlose Verabsäumung des Wichtigsten ein ganzes Volk allmählig dem Guten entfremdet, und an den irdischen Genuß, das heißt, auf den Weg aller Verbrechen und Laster gewiesen wird. Im besten Falle gibt ein dem Genusse gewidmetes Leben keine Befriedigung, und im Tode gewiß nichts weniger als Freudigkeit und Ruhe.

Mein Vater ließ es bei diesen Betrachtungen nicht bewenden. Wo sich nur Gelegenheit fand, sprach er zum Besten der Schulen, und veranlaßte unter seinen Mitbürgern manche, durch Geschenke und Vermächtnisse dürftige Anstalten zu unterstützen, und durch eigenen guten Willen das zu ergänzen, was die Regierung mangelhaft ließ. Mit großem Nachdruck und oft mit Erfolg bestritt er den Hochmuth der Vornehmen und Reichen, die ihre Kinder der öffentlichen Erziehung entzögen, und sie dadurch des größten Vortheils beraubten, den die Jugend bringen könne, nämlich der Gelegenheit, den Menschen an sich kennen und schätzen zu lernen. In der Schule gelte natürlich jeder nach dem, was Gott ihm an innern Gaben verliehen habe, und was er selbst aus sich mache; und da könne es freilich oft geschehen,

daß der Bauerknabe den Junker, und der Sohn des Taglöhners den des Miniſters weit überträfe. Dieß zu erfahren ſey nützlich, und fördere die Selbſterkenntniß beſſer als ein Beichtſpiegel. Wem dieſes zu hart dünke, und wer in der Gleichheit der Schule die Anſprüche des Verdienſtes nicht dulden wolle, der müſſe auch auf den Himmel Verzicht leiſten, wo ſicher mancher Fürſt den Bauer um ſeinen Platz werde beneiden müſſen.

* * *

Mein Vater ſchloß während ſeiner Schuljahre eine Verbindung, von der er zwar nur ſelten, aber nie ohne die tiefſte Rührung ſprach, und die ich hier nicht übergehen kann, da ſie, durch eine ungewöhnliche Verkettung der Umſtände, tief in ſein inneres Leben eingegriffen hat. Unter ſeinen Schulgenoſſen fand er Einen, der, ſo bald er gewagt hatte, ſeine Blicke frei umher zu ſenden, ihn unter Allen am meiſten angezogen hatte. Ausgezeichnet als der Erſte ſeiner Claſſe, ſchien er auch durch ſeine Geſtalt dieſes Platzes werth. Ein hoher und edler Wuchs, ein reines Ebenmaaß der Züge, und ein angenehmer Ton der Stimme ließ ein harmoniſches Gemüth erwarten; aber in ſeinen dunkeln Augen, über denen ſich die ſchönſten Braunen wölbten, brannte ein ſtilles Feuer, und verrieth einen ſinnigen Geiſt und tiefes Gefühl. Dieſe äußern Anzeigen täuſchten nicht. Still und ernſt ergriff er immer mit ganzer Seele das, was

er wollte, und raſtete nicht, bis er es ſich unterworfen hatte. Ausgezeichnet an Kenntniſſen, war er doch beſcheiden und ſanft, die Freude ſeiner Mutter, die im Wittwenſtande nur ihm lebte, und der Stolz des Rectors, der ihn wie ein Vater liebte. Dieſes alles zuſammen genommen erfüllte meinen Vater mit einer Art von Ehrfurcht gegen dieſen Mitſchüler, und er betrachtete ihn von den erſten Tagen an als das Muſter, nach welchem er ſich zu bilden hätte. Ihm ſich zu nähern oder ſeine Freundſchaft zu ſuchen, erlaubte ihm ſeine Schüchternheit nicht. So verging faſt ein Jahr, während dem es nur bei einigen Verſuchen der Annäherung blieb, als mein Vater, bei der Verſetzung, der Nachbar deſſen wurde, den er bis jetzt nur von fern bewundert hatte. Die Freude über dieſes Ereigniß raubte ihm in den erſten Nächten den Schlaf. Immer ſah er den herrlichen Emmanuel vor und neben ſich, und immer ſann er, wie er nur ſeine Freundſchaft verdienen möchte. Nie hatte er noch ſein Inneres ſo ſtreng unterſucht; nie hatte er ſich ſo feſt und ernſtlich vorgenommen, raſtlos gegen ſeine Mängel zu kämpfen; denn nur ſo, meinte er, könne er ſich vielleicht der Freundſchaft ſeines Nachbars würdig machen. Sein Wunſch ging bald in Erfüllung. Der äußere Verkehr, welchen die Nähe herbeiführte, bildete in kurzer Friſt einen innern, der, ehe ſie es ſelbſt wußten, zur innigen Liebe wurde. Jeder mochte wohl in dem Andern finden, was er bedurfte und ſuchte, obgleich mein Vater behauptete, der Gewinn ſey ganz auf ſeiner

Seite gewesen. Durch den Verkehr mit seinem Emmanuel habe das Leben zuerst für ihn eine heitere Gestalt gewonnen; das düstere Gewölk, das seine Seele umlagert gehalten, habe sich gelöst, und das immer gleiche Gemüth seines Freundes habe auch in ihm eine Stille und Ruhe erzeugt, in welcher sich seine Ansichten von Gott und der Welt verklärt, und die Beklommenheit gemindert hätte, die ihm durch die häusliche Erziehung, gegen seine Natur, aufgedrängt worden. „Jetzt erst," pflegte dann mein Vater zu sagen, „war der Tag für mich angebrochen, und ich sah das heitere Angesicht der Erde wie einen Spiegel der göttlichen Herrlichkeit, statt daß sie sich mir bisher nur wie ein wüstes Chaos in Nacht und Nebel gehüllt dargestellt hatte. Auch dem ernsten, ängstlichen Vater that die Erscheinung des heitern Jünglings wohl; er sah es gern, wenn ich ihn mit brachte, und es gab Zeiten, wo er durch ihn mit der Welt ordentlich ausgesöhnt schien. Die Mutter aber hatte ihm recht ihr Herz geschenkt. Sie nannte ihn unsern Engel; denn so, meinte sie, müßten die himmlischen Boten gestaltet seyn, wenn sie in menschlicher Gestalt auf die Erde herabstiegen."

So verfloß meinem Vater ein glückliches Jahr, und der Tag nahte, wo er die Schule mit der Universität vertauschen sollte. Beide Freunde hatten nur Ein Ziel, Ein Studium, Einen Vorsatz. In Einer Stube wollten sie leben und arbeiten; Alles wollten sie gemeinschaftlich thun, gemeinschaftlich lernen, gemeinschaftlich üben. Ihre ganze Seele war voll Glut,

und Begeisterung. So ward ihnen der Abschied vom Hause leicht. Der Segen ihrer Eltern und des hochverehrten Rectors folgte ihnen. Mit Thränen in den Augen entließ sie der wackere Mann, und mit frommen Ermahnungen; und als sie sich abwendeten, um das Zimmer zu verlassen, sagte er für sich mit bewegter Stimme ihnen nach: „David und Jonathan, Orest und Pylades.“

Ein heiterer Maitag begünstigte den Anfang ihrer Reise. Mit dem Bündel auf dem Rücken, das ihr weniges Eigenthum enthielt, den Wanderstab in der Hand und einer Bibel in der Tasche, schritten sie munter vorwärts. Der Weg flog unter ihren Füßen zurück. Sie fühlten keine Ermüdung. Ihr Ziel war Halle, wohin sie der Ruf des frommen Francke zog. Es war ihre erste Reise. Noch nie hatten sie die Welt so weit und groß gesehen, nie eine solche Freiheit genossen. Der Himmel schien ihnen blauer, die Sonne glänzender, Feld und Bäume schöner und frischer, als in den Umgebungen der Heimath. Alles gefiel ihnen, Alles entzückte sie, und immer rief und lockte sie der nächste Gegenstand noch freundlicher an. Nirgend kehrten sie, so lang es Tag war, ein; unter freiem Himmel deckten sie ihren Tisch, in dem Schatten der Bäume, an dem Rande einer Quelle, bei dem Concerte der Vögel um sie her und dem Zirpen der Grillen.

So kamen sie nach drei Tagen zum Ziel ihrer Reise, kehrten im Wirthshause ein, und fanden am andern Morgen schon eine Wohnung nach ihrem

Wunsch. Gegen Mittag waren sie vollkommen eingerichtet, und Alles in dem kleinen Stübchen an seinen Platz gestellt. Mein Vater war königlich vergnügt. Eine Wohnung, die er sein eigen nennen konnte, mit der Aussicht in's Grüne; Sonne und Heiterkeit vor sich, und den Freund seiner Seele an dem benachbarten Tische, nur durch die Breite eines Stuhls getrennt, das war mehr, als er je mit seinen kühnsten Wünschen erschwungen hatte. Damals schrieb er an seine Eltern: „Ich habe Gott nur Dank- und Jubel-Gebete zu bringen für alles Gute, das er mir hier bereitet hat, und das ich mit jedem Tage besser erkenne, je mehr ich es zu benutzen bemüht bin. Könntet Ihr, theure Eltern, nur hier seyn und sehen, wie unvergleichlich ich eingerichtet bin. Es ist ein wahres Paradies. Ehe die Sonne aufgeht, weckt mich der Gesang der Vögel von den Zweigen, die vor meinem Fenster blühen, und kaum hab' ich das Bett verlassen, so spielen schon die Strahlen der Sonne an der entgegengesetzten Wand, so daß wir das Fenster mit dem Tuche verhängen müssen, worein die liebe Mutter meine Wäsche geschlagen hatte. Auch wünschte ich Euch, daß Ihr Herrn Franckens Waisenhaus und alle seine von Gott so wunderbar gesegneten Anstalten sehen könntet. Ihr könnt es Euch gar nicht so groß und herrlich denken, als es wirklich ist, und wie viele hülflose Kinder und andere Menschen hier nicht nur des Leibes Nahrung und Nothdurft, sondern auch Unterricht und Anweisung zu allen nützlichen Dingen erhalten. Als ich das Alles

zum Erstenmal sah, was Herr Francke als ein armer Pfarrer, ohne irdische Mittel, nur durch Glauben und Vertrauen zu Stande gebracht, und hörte, wie Gott dieses große und fromme Werk durch gute Menschen gesegnet hat und noch segnet, hätte ich auf meine Knie fallen mögen, und ich konnte lang nicht sprechen vor Thränen und freudiger Wehmuth. Wir haben auch Herrn Francke besucht, Emmanuel und ich, und ob er gleich ein so großer Mann ist, hat er uns doch sehr gütig und freundlich aufgenommen. Er fragte auch nach unserm Oberpfarrer, der doch gegen ihn geschrieben hat, und er schien gar nicht auf ihn erzürnt zu seyn. Seine Predigten sind uns eine große Erquickung."

Anderthalb Jahre mochte dieses Glück gedauert haben, als Emmanuel vom Hause die Nachricht erhielt, seine Mutter sey krank und fühle die Annäherung ihrer letzten Stunde. Sie hatte keinen Wunsch mehr in der Welt, als noch Einmal ihren Emmanuel zu sehen, und ließ ihn deshalb bitten, nach Empfang dieses Briefes unverzüglich zu ihr zu eilen. Die mütterliche Bitte wurde auf der Stelle erfüllt. Mit schwerem Herzen trennten sich die beiden Freunde, und mit tiefer Betrübniß, die sie auf die traurige Veranlassung der Reise schrieben. Wie untröstlich würden sie erst gewesen seyn, hätten sie ahnden können, daß diese erste Trennung auch ihre letzte seyn sollte.

Die Hinreise zwar ging ohne Anstoß von Statten. *Emmanuel* fand seine Mutter noch am Leben; sie

ſchien ihren Heimgang nur aufgeſchoben zu haben, um ihrem Sohne noch Einmal für ſeine kindliche Liebe zu danken und ihn zu ſegnen; denn kaum hatte ſie die letzten Worte geſprochen, als ſie verſchied. Emmanuel ſchrieb Alles an ſeinen Freund, und meldete ihm den Tag ſeines wahrſcheinlichen Eintreffens. Und ſobald er ſeiner Mutter die letzte Pflicht erwieſen hatte, machte er ſich wieder auf den Weg und eilte nach Halle zurück.

Der beſtimmte Tag kam und verging; auch der nächſte verging, und Emmanuel traf nicht ein. Täglich ging mein Vater auf die Landſtraße hinaus und harrte des Freundes; aber täglich kehrte er einſam und traurig zurück. Er ſchrieb nach Hauſe um Nachricht. Aber wie groß war ſeine Beſtürzung, als die Antwort kam, Emmanuel ſey am beſtimmten Tage bei guter Geſundheit abgereist; ſein Außenbleiben ſey unbegreiflich.

Mein Vater ſah in dieſer beängſtigenden Nachricht die traurige Beſtätigung einer Beſorgniß, die ſich ſeiner ſchon ſeit einigen Tagen bemächtigt hatte, daß preußiſche Werber, welche damals in mannigfaltiger Verkleidung großen und ſchönen Leuten auflauerten, ſeinen Freund mit Liſt und Gewalt entführt haben möchten. So war es auch. Nach wenigen angſtvollen Tagen erhielt mein Vater eine Botſchaft, die ſein Freund verſtohlner Weiſe einem Bauern aufgetragen hatte. Dieſe Gewißheit, ſo ſchmerzlich ſie an ſich war, hatte doch etwas Beruhigendes; es konnte

doch eine Hoffnung daran geknüpft werden. Die Heftigkeit des Wunsches gab auch der Hoffnung Kraft. Daß diese unerfüllt bliebe, schien meinem Vater unmöglich.

Die Werber hatten, der Aussage des Boten nach, den Weg nach Magdeburg eingeschlagen. Mein Vater besann sich nicht lange, und nur Rath von seinem Herzen nehmend, eilte er mit aller seiner Baarschaft und seiner Matrikel in der Tasche nach Magdeburg. Sein erster Gang war zu dem Kommandanten der Festung. Er hatte sich eine Anrede ausgedacht; aber der rauhe Ton, mit der ihn der Mann beim Eintritte nach seinem Begehren fragte, zerstörte seinen Plan. Er trug ihm also mit Bescheidenheit in möglichster Kürze die Ursache seines Besuches vor, und bat ihn, zur Rettung seines Freundes mitzuwirken. So unschuldig war er, daß er glaubte, es bedürfe nur der einfachen Mittheilung einer so schändlichen Gewaltthat, um das Herz jedes rechtlichen Mannes, und eines bejahrten Feldherrn auf seine Seite zu bringen. So war es leider nicht. Ohne Theilnahme und ungerührt antwortete der Edelmann mit dem vorigen rauhen Tone, es liefen täglich Taugenichtse den Werbern in die Hände, die, wenn sie ausgeschlafen hätten, wieder frei gemacht seyn wollten. Mein Vater bemühte sich, ihm das Unstatthafte der Annahme in diesem Falle zu zeigen, und ward dringend; der Kommandant aber brach die ganze Unterhandlung mit den Worten ab: „er habe keine Zeit sein Lamentiren anzuhören; es wären auch überhaupt keine

Rekruten angekommen. Jener würde wohl nach Potsdam zur Garde gebracht worden seyn."

Unbeschreiblich niedergeschlagen, aber doch noch nicht aller Hoffnung beraubt, trat mein Vater noch an dem nämlichen Tage die Reise nach Potsdam an. Drei Tage lang setzte er hier seine Nachforschungen bei allen Regimentern fort, erhielt aber nichts als schnöde, oft höhnende Antworten, ohne auch nur über das Schicksal seines Freundes etwas Bestimmtes erfahren zu können. Die Lebhaftigkeit, mit der er seine Nachforschungen betrieb, erregte endlich Aufmerksamkeit; am dritten Abend erhielt er Befehl unverzüglich die Stadt zu verlassen, und dieser Befehl war mit Drohungen verbunden, gegen die keine Vorstellung Statt fand. So ging denn mein ärmer Vater, noch tiefer gebeugt und noch ärmer an Hoffnung, zu Potsdam hinaus, um, was ihm bei den Generalen nicht gelungen war, in Berlin bei dem Könige selbst zu versuchen.

Einem Jünglinge, der die Welt nur aus dem Plutarch kannte, und sich einbildete, daß die Gesetze der Gerechtigkeit in jeder Brust mit so heller und deutlicher Schrift geschrieben seyn müßten, wie in der seinigen, war es wohl zu verzeihen, wenn er sich mit dem Wahne zu trösten suchte, daß er durch ein ganz eigenes Mißgeschick nur an die wenigen herzlosen Menschen des preußischen Heeres gekommen seyn möchte. Auf dem Throne aber und in der Nähe des Thrones müsse Gerechtigkeit und Milde wohnen, und er habe sich selbst anzuklagen, daß er

Portepee, das der Bürger seines Schutzes wegen theuer bezahlt, ein Freibrief für die gräßlichsten Gewaltthätigkeiten gegen den Bürger ist; daß die höchste Gewalt sich um diese Unthaten nicht bekümmert oder ihnen Beifall gibt — sieh', mein Sohn, das mein' ich; und darum sag' ich noch Einmal, geh', so schnell du kannst, damit du nicht versucht wirst, an Gottes Gerechtigkeit zu verzweifeln."

Diese heftige Rede schlug meinen Vater fast zu Boden. Mit gesunkenem Muthe frug er den Wirth, dem während der Rede das Blut in das Gesicht gestiegen war, ob er denn nicht glaube, daß der König sein Gesuch erhören und ihm seinen Freund wieder geben werde? „Ich verlange ja," setzte er hinzu, „keine Bestrafung der Unthat; ich will nur, daß die Folgen eines Verbrechens aufgehoben, und das Verbrechen dadurch gewissermaaßen ungeschehen gemacht werde." — Das Verbrechen! erwiederte der Wirth mit Bitterkeit; das, was Sie in Ihrer Unschuld „ein Verbrechen" nennen, und was freilich Bibel und Katechismus auch so nennt, ist eine verdienstliche That in den Augen der Herren, bei denen Sie sich in Magdeburg und Potsdam mit Ihren Bitten lächerlich gemacht haben; und wie sich Räuber in Wäldern und Höhlen gegenseitig ihrer Unthaten rühmen, so setzen jene auch ihren Stolz in die frevelhafte Geschicklichkeit der Werkzeuge ihres Raubes, und in den Besitz einer recht in die Augen fallenden, recht ausgezeichneten Beute. Es ist umsonst, sage ich Ihnen; und wie man Sie schon von Potsdam

weggewiesen hat, so sind Sie auch hier in Gefahr, allen Mißhandlungen der Laune ausgesetzt zu seyn.“

So sehr nun dieß Alles die Hoffnungen meines Vaters niederwarf, so war es doch nicht möglich, ihm sogleich eine Ueberzeugung zu entreißen, auf die er all sein Glück gesetzt hatte. „Ich versuch' es doch,“ sagte er nach einigem Nachdenken; „ich versuch' es doch im Vertrauen auf Gott;“ und damit setzte er sich an einen Seitentisch und schrieb seine Bittschrift auf, wie er sie sich auf dem Wege entworfen hatte, nur noch bescheidener in den Worten, in den Gedanken aber noch stärker und kräftiger. Als er fertig war, reichte er sie dem Wirthe zum Lesen hin. Der Wirth las sie, las sie noch Einmal, und indem Thränen über seinen grauen Bart floßen, sagte er, sie zurückgebend: „Nun in Gottes Namen! Sind doch wohl schon Felsen erweicht worden, warum nicht ein menschliches Herz?“

Die Nacht schien meinem Vater ungewöhnlich lang; zwischen Furcht und Hoffnung, Vertrauen und Zweifel schwankend, fand er keinen Schlaf. Sobald der Morgen anbrach, stand er auf, und war auf dem Paradeplatze lange vor der gehörigen Zeit. Mit klopfendem Herzen musterte er jedes heranmarschirende Regiment, und seine Blicke durchliefen die aufgestellten Reihen hin und her; mehr als Einmal glaubte er in der Ferne den Freund zu erkennen; aber Emmanuel exercirte noch mit andern Rekruten in der Kaserne. Jetzt erschien der König, von Generalen und Adjutanten umgeben; die Trommeln wurden

gerührt; die Handgriffe nahmen ihren Anfang; der König schien ganz Aug', um nichts von dem zu verlieren, was er täglich sah. Mein Vater, mit seinem Schreiben in der Hand, suchte sich zu nähern, so weit es möglich war; seine Unruhe stieg mit jedem Augenblick; er war in unbeschreiblicher Angst den Augenblick zu verlieren, an welchem seine Hoffnungen hingen; und da er sich immer mehr zu dem Kreise der Officiere drängte, die den König umgaben, fuhr ihn einer derselben, ein hagerer und steifer Mann, mit den Worten an: „Zurück da. Was will Er hier?" — Mein Vater antwortete, er habe die Absicht Sr. Majestät eine Bittschrift zu überreichen; und ließ sein Schreiben sehen. Geb' Er her, sagte der Officier, riß es ihm aus der Hand und gab es dem Könige. Der König nahm es an, ohne auf den Ueberbringer zu achten, überlief die Schrift mit den Augen und steckte sie bei.

Mein Vater stand, wartete; die Parade ging zu Ende; der König kehrte in's Schloß zurück; die Regimenter zogen ab, und der Platz blieb leer. Es war vergebens, daß er in das Schloß zu kommen versuchte; die Wachen stießen ihn zurück; es war eben so vergebens, daß er sich an einige vorübergehende Officiere fragend wendete; sie gingen ihres Wegs, ohne ihn anzuhören. So blieb er lange rathlos am Thore stehen. Bis zum Abend blieb er und harrte, ob nicht der König wieder herauskäme. Der König kam nicht; aber ein Officier der Wache trat auf ihn zu und fragte, „was er hier so lange zu gaffen habe?"

Er ſagte ſein Anliegen und daß er Beſcheid auf ſeine Bitte erwarte. Lachend verließ ihn der Officier, und kam nach kurzer Friſt mit der Antwort zurück: „er ſolle ſich unverzüglich wieder auf die Univerſität begeben, da er in der Reſidenz nichts weiter zu thun hätte. Die Sache ſollte unterſucht werden, und wenn dem Rekruten, um deſſen Losgebung er bitte, ein Unrecht widerfahren wäre, ſolle er freigegeben werden.“ Der Officier ſetzte lachend hinzu: „der Herr hat darum nicht nöthig, einen Platz in ſeinem Reiſewagen aufzuſparen.“

So auf ein ungewiſſes Mögliche hinausgewieſen, kehrte mein Vater betrübt nach ſeinem Wirthshauſe um, und ſtieß unterwegs auf den Wirth, der durch ſein Außenbleiben geängſtigt, ſich auf den Weg gemacht hatte ihn aufzuſuchen. Die Niedergeſchlagenheit des wackern Mannes war faſt nicht geringer als die ſeinige; Troſt ihm zu geben vermochte er nicht. So kam mein Vater nach Halle zurück, ohne Troſt, ohne Hoffnung und ohne Freude. Der Freund kehrte nicht mehr. Aber Briefe ſchrieb er einige voll Trauer über den armſeligen knechtiſchen Zuſtand, in welchem er lebte, und voll verbiſſenen Ingrimms. Nachdem er es ein Jahr ausgehalten, verſucht' er zu fliehen, ward aufgegriffen und beſtraft. Erbittert, nicht abgeſchreckt, verſuchte er es zum zweitenmal mit gleich ſchlechtem Erfolg; und als er es zum drittenmal wagte, und ſchon die Gränze erblickte, die ihm Sicherheit verhieß, erreichte ihn eine Kugel der Verfolgenden; er wurde zurückgebracht, und der edle

Jüngling büßte mit dem Tode eine Schuld, die nicht er, sondern seine verruchten Räuber und ihre Beschützer gewirkt hatten.

Diese traurige Begebenheit war ein Wendepunkt in der Geschichte meines Vaters. Auf lange Zeit war alle Freude für ihn vernichtet, und was schlimmer war, der Glaube an die Menschheit war ihm genommen, und an die Gerechtigkeit. Wie schmerzlich auch der Verlust eines geliebten Freundes seyn mag, den Gott von uns nimmt, so bleibt uns doch in dem Schmerze selbst ein Trost, und die Trauer hat ihre stillen und geheimen Freuden. Aber das Böse, was aus der Gewaltthätigkeit der Menschen, aus dem Mißbrauche ihrer Macht und ihres Glücks entspringt, entbehrt solcher Linderung, und läßt nur Bitterkeit und Haß zurück. Sobald mein Vater überzeugt war, daß er auf die Wiedervereinigung mit seinem Emmanuel Verzicht leisten müsse, verließ er die Wohnung, in welcher er so unaussprechlich glücklich mit ihm gewesen war, und bezog in der Nähe der Stadtmauer ein finsteres Stübchen, das ungefähr der Kasernenwohnung gleich seyn mochte, in welcher sein Freund die Tage seiner Jugend vertrauerte. Lange Zeit verging, ehe die Kraft seines Geistes und die freundliche Zusprache seines ehrwürdigen Lehrers die Oberhand über den Schmerz gewann. Auch in den Studien fand er endlich Zerstreuung, und, als er seinen Emmanuel den Mißhandlungen der Menschen entrissen und bei Gott wußte, Beruhigung. Was ihm aber aus diesem Kampfe blieb, war der

unauslöschbare Haß gegen alle Art von Gewaltthätigkeit und Uebermuth, und es verging kein Tag, wo er nicht Gott auf das Heiligste gelobte, so lange er lebte, und in welchem Verhältnisse er auch leben möchte, alle Kräfte aufzubieten, der Unterdrückung entgegen zu treten, und die hülflose Menschheit gegen ihre Dränger mit Wort und That, und ohne Rücksicht auf eigene Gefahr und eigenen Schaden, zu schützen. Er hat diesen Vorsatz redlich erfüllt. So niedrig sein Stand auf der Leiter des Ranges war, so hatte er sich doch durch die strengste Ordnung in seinen Geschäften, durch die unbefleckteste Rechtlichkeit und Uneigennützigkeit, und durch seinen stillen gleichförmigen Eifer im Guten eine solche Grundlage des Ansehens und Vertrauens gebildet, daß sein einfaches Wort wie das feierlichste Zeugniß galt, und oft schon seine Gegenwart allein der Schikane und dem ungerechten Eigennutze den Muth entriß. Wie er der Vater der Armen war, so war er auch überhaupt die Zuflucht der Bedrängten, und ich könnte eine Menge von Beispielen erzählen, wo sein Rath, sein Ansehen und seine Vermittelung in entzweiten Familien den Frieden hergestellt, streitende Parteien versöhnt, langwierige Prozesse geschlichtet hat. Daher waren ihm auch die Advokaten am wenigsten günstig, und es war fast ein Sprichwort, daß, wo mein Vater stehe, der Feind umsonst Unkraut unter den Waizen zu säen suche.

* * *

Wie es in dem Leben häufig geschieht, daß den Menschen das Ziel entrückt wird, nach welchem sie am eifrigsten streben, und das sie bei dem nächsten Schritte erreichen zu müssen glauben, und ihnen dagegen etwas ganz anderes, woran sie entweder gar nicht gedacht, oder was sie vermeiden wollten, zu ihrem und anderer Segen, aufgedrungen wird, so geschah es auch meinem Vater. Sein Leben nahm eine andere Richtung, als er gewollt hatte; aber da ihm sein gediegener Sinn und der brennende Eifer für das Gute geblieben war, so wußte er auch das kleine Amt, für das ihn der Himmel bestimmt hatte, zu einer Quelle des reichsten Segens zu machen. Wie es denn wohl überhaupt nicht die Größe des Wirkungskreises ist, welcher das Maaß des Guten gibt, das darin hervorgebracht werden soll, sondern die Kraft und der Wille dessen, der in dem Mittelpunkte steht. Ein großer Sinn erhebt und veredelt auch das kleinste Geschäft.

Mein Vater hatte seine Studien vollendet, und kehrte mit den rühmlichsten Zeugnissen seiner Lehrer in die Heimath zurück, wo ihn mein Großvater, der jetzt ganz stumpf geworden war, sehnsuchtsvoll erwartete, theils um sich mit ihm über geistliche Dinge zu besprechen, über die er immer ängstlicher und bedenklicher wurde, theils um ihn bei seinem Rechnungsgeschäft zu gebrauchen, das er nicht mehr in Ordnung zu halten vermochte, und doch nicht aus den Händen geben wollte. Gern hätte mein Vater sich in der Welt umgesehen, wozu ihm auch Francke

rieth; aber er erfüllte den Willen seines Vaters und die Bitten der Mutter. Das Geschäft kam nun bald wieder in Ordnung, da mein Vater es schon aus früherer Zeit hinlänglich kannte und zu behandeln verstand; und wie hierdurch das beklommene Herz des Greises erleichtert war, verminderten sich auch seine geistlichen Beängstigungen, und er gab den beruhigenden Worten meines Vaters gern Gehör.

Jetzt war nun der Wunsch seiner Eltern, ihn bald in einem geistlichen Amte wirksam zu sehen, um die Gabe der Lehre, die er unter den Seinigen bewies, auch in der Gemeinde geltend zu machen. Diese Freude war ihnen nicht beschieden. Wenige Tage vor der Prüfung, bei welcher mein Vater erscheinen sollte, starb der hochbejahrte Greis an Entkräftung, und mein Vater wurde von dem Consistorium, dessen einflußreichere Mitglieder unversöhnliche Feinde der Franckischen Schule waren, trotz des heftigsten Widerspruches ihrer billiger gesinnten Collegen, wegen irriger Meinungen auf immer vom Predigeramte zurückgewiesen. Seine Mutter verfiel über dieses Ereigniß in eine langwierige Krankheit, aus der sie nur die treue Pflege ihres Sohnes rettete; und da dieser das Amt seines Vaters erhielt, hatte sie noch eine Reihe von Jahren hindurch die Freude, Zeugin seiner frommen, verständigen Wirksamkeit zu seyn, und endlich, des Lebens müde, aber immer durch die treue Liebe des Sohnes erheitert, still und froh an seinem Herzen einzuschlafen.

* * *

Es wird hier wohl der schicklichste Ort seyn, das, was mein Vater über sein Geschäft, seine Verhältnisse und andere wichtige Punkte des Lebens überhaupt dachte, einzuschalten. „Ich weiß wohl," sagte er bisweilen, wenn er sein Rechnungsbuch zuklappte und seinen Schreibtisch verschloß, „daß das Geschäft, was die Hälfte meiner Tage nun schon seit so langer Zeit her in Anspruch nimmt, von Vielen für ein armseliges Geschäft gehalten wird. Zu denken gibt es dabei nicht viel, obschon Alles bedacht seyn will; und gegen das Ganze gehalten, ist die Verwaltung der Armenkasse etwas sehr geringes. Aber auch in der Natur ist das Größte an das Kleinste geknüpft; und wenn der unendlichen Weisheit nichts zu gering scheint, wie soll der Mensch irgend etwas, das sein Beruf von ihm fordert, gering schätzen, oder wohl gar vernachläßigen? Wie in der Natur, so greift auch in dem weltlichen Regiment Alles in einander, und die Ordnung des Ganzen, die Ruhe des Volkes und die Freiheit ruht auf der Ordnung, in welcher sich die einzelnen Theile an einander reihen. Der ist wohl ein gewissensloser Mann, der zu sich selbst sagt: wenn ich auch dieses oder jenes Geschäft nicht besorge, so wird der Staat darum nicht gleich zu Grunde gehen. — Und es ist gleich viel, ob der Mann ein Kanzler oder ein Schreiber, ein Finanzminister oder ein Zolleinnehmer ist. Jedes Geschäft, das uns obliegt, ist uns durch Gottes Willen und Fügung auferlegt; es ist daher ruchlos, es läßig zu treiben, wenn man auch ganz von dem möglichen Schaden absieht,

der daraus erwachsen kann. Endlich ist dabei noch Etwas, das auch in Betrachtung zu kommen verdient. Unter allen Gütern ist dem Menschen die Freiheit mit allem Rechte das kostbarste; nur in so fern er frei ist, ist er ein Mensch; alles, was in ihm unfrei ist, gehört der thierischen Natur. Darum ist ihm auch nur das recht erfreulich, was er mit Freiheit thut; es steht aber in des Menschen Macht, alles Müssen in ein Wollen umzuwandeln. Das findet in den engsten Schranken so gut, wie in den weitesten Statt. Der Sinn ist es, welcher frei macht, nicht die Art der Gegenstände, und ich habe Edelleute gekannt, die in hohen Aemtern schlimmere Knechte waren, als ihre Leibeigenen. Wenn ich den halben Tag hindurch Bruch an Bruch gereiht und das Kleinste an das Kleinste gefügt habe, und nun Alles zusammentrifft, und Alles so in Ordnung ist, daß ein Nachfolger nur gleich da fortfahren kann, wo mir der Tod die Feder aus der Hand genommen hat, so habe ich auch dabei ein Gefühl, das mir die ganze mühsame Arbeit reichlich belohnt. Auch das ist wohl für etwas zu achten, daß, wenn mein Geschäft nun ganz vollendet ist, ich köstliche Stunden gewonnen habe, die ich wieder nach meinem eigenen Sinn und Willen und in der tiefsten Ruhe anwenden kann, da keine Schuld, kein Rückstand mehr auf mir lastet. Dann erkenne ich recht, daß gemessene Arbeit ein großes Gut und eine strenge, aber verständige Mutter der Muße ist. Leben voll lauter Muße wäre wohl die schwerste Bürde, die einem Menschen aufgelastet

werden könnte, und auf jeden Fall die bedenklichste Aufgabe, die er zu lösen hätte.

* * *

Wenn ich so das Leben für sich betrachte, sagte mein Vater zu einer andern Zeit, so ist es etwas unendlich Nichtiges und eigentlich gar nicht der Rede werth. Essen und Trinken, um zu verdauen; Wachen, um zu schlafen; Schlafen, um wieder zu wachen; Arbeiten, um den Hunger zu stillen; und wieder den Hunger stillen, um arbeiten zu können; und wenn dieses ewige Einerlei eine gewisse Anzahl von Tagen und Jahren auf- und abgewickelt worden, sterben, um den Boden zu düngen, der nun Futter für ähnliche Sterbliche erzeugt; und so in alle Ewigkeit fort — wo ist da Zweck und Absicht? Ist es auf weiter nichts abgesehen, warum ist die Erde nicht bloß mit Gewürm bevölkert? oder ist der an die Erde gefesselte Mensch besser als Gewürm, das ja eben auch so sein Daseyn zwischen Bedürfniß und Befriedigung hinschleppt, immer das Eine aus dem Andern erzeugend ohn' Unterlaß? Mag er immerhin seine Genüsse vermehren und durch Mannigfaltigkeit würzen, es bleibt doch immer dasselbe, und mitten aus der Sättigung wächst unbesiegbar die Gier nach mehreren und neuen Genüssen. Auch das ändert wenig in der Sache, daß du Andere an deinen Genüssen Theil nehmen läßt, und, indem du für sie arbeitest, ihr Leben fristest, damit sie eben

auch ſich einige Tage länger in jenem Kreiſe drehen, und einige Tage länger Waſſer mit Sieben ſchöpfen. Wenn alſo das Leben einen Zweck haben ſoll, ſo muß es in dem geſucht werden, was uns vor andern Bewohnern der Erde auszeichnet. Das ſinnliche Leben magſt du ausbilden, ſo viel du willſt, es bleibt doch nur ein thieriſches. Das Thier gehört der Erde an; des Menſchen Geiſt aber zeugt von Gott. Wenn er auf dieſes Zeugniß hört, ſo wird ſich ſein Aug' dahin richten, wo ſeine Heimath iſt. Er wird Gott ſuchen, und in dieſem Suchen wird er den Zweck und das Ziel ſeines Daſeyns finden. Dann wird ihm erſt dieſes Daſeyn klar. Das Dunkel wird von ſeinen Augen genommen, und er erblickt die Freiheit als eine Botin Gottes an ſeiner Seite. Durch dieſe wird all ſein Thun und Dichten ein Band, das ihn mit Gott verknüpft, die unabweislichen Bedürfniſſe treten in ihre Schranken zurück, und machen den geiſtigen Raum; der Menſch erſcheint nicht mehr als ein Glied eines raſtlos arbeitenden Mechanismus der Natur; die bürgerliche Geſellſchaft nicht mehr als die Bedingung eines genußvolleren oder genußärmeren Daſeyns; eine freie und uneigennützige Theilnahme an den Menſchen bewegt unſere Bruſt und tritt als Liebe hervor. Alle Liebe zu den Menſchen, wenn ſie von der rechten Art iſt, iſt ein Wiederhall der unendlichen Liebe, welche in Gott iſt, und von ihm ausſtrömend, die Herzen, die ſich ihr öffnen, zu ihm empor ziehen. Daher iſt eine reine, freie und tiefe Liebe eben ſo eine Quelle der Gottesfurcht, wie ſie

aus Gottesfurcht entſpringt; ja Alles, was Tugend zu heißen verdient, führt zu Gott, wie es von ihm ausgeht. Solche Liebe heiligt das Leben; ſie iſt die Prieſterin, vor deren Gegenwart Alles Ungeweihte und Unheilige flieht; die Erlöſerin der Menſchen von Böſen; die Ueberwinderin der Welt. Durch ſie wird ſchon die Kinderſtube zum Tempel, in welchem die mütterliche Liebe waltet, und mit gottesfürchtiger Sorgfalt Alles entfernt, was das Kind geiſtig oder leiblich beſchädigen kann. Dieſe Liebe iſt die Lebensluft, in welcher das Kind zum Menſchen heranwächst, und die ſinnlichen Banden zerreißt, die es von ſeiner Geburt an umſtrickt halten. Dieß iſt der Same, aus welchem der Glaube an menſchliche Güte erblüht, welche ſelbſt der Abglanz und die Bekräftigung der himmliſchen iſt. Das eigentliche Leben des Menſchen iſt alſo in Gott, auf dieſes iſt ſein ganzes Daſeyn bezogen; ohne dieſe Beziehung iſt es mehr eine Verdammniß und Strafe als ein Gut. Dieſe Verdammniß hat Chriſtus von uns genommen. Denn was iſt das Chriſtenthum anders, als die Lehre der Erlöſung von dem irdiſchen Geſetz und der Freiheit in Gott?

* * *

Zu den wenigen Freunden meines Vaters, die in dieſe Geſinnungen einſtimmten, gehörte ein Hauptmann der Artillerie, welcher aus einem nichtigen Vorwande abgedankt und auf halben Sold geſetzt

worden war, weil er sich nicht hatte entschließen wollen, die Nichte der Mätresse eines fürstlichen Kammerdieners zu heirathen, der über seinen Herrn Alles vermochte. Dieses Unglück und die höchst beschränkte Lage, in welcher er sich befand, hatte ihn doch nicht niederbeugen oder um seinen heitern Sinn bringen können. Wenige Menschen kamen ihm an Zufriedenheit gleich. Da er in vielen Dingen gut unterrichtet war, auch fremde Länder gesehen hatte, und über das, was er wußte, gut zu sprechen verstand, so war er meinem Vater jederzeit ein willkommner Gesellschafter; und auch er gefiel sich bei uns, weil da Alles, wie er sagte, so nah' beisammen und so einträchtig wäre, und Alles an seinem Platze, wie die Stimmen in einem guten Concert. Selbst unverheirathet, sprach er von dem Glücke des Ehestandes mit großer Wärme, und versicherte oft, es gebe nichts in der Welt, was ihn mehr und inniger erfreue, als eine glückliche Ehe mit ihrem Zubehör.

Als ihn nun meine Mutter eines Tages fragte, was ihn denn abgehalten habe, die Zahl der glücklichen Männer zu vermehren, antwortete er: Wahrscheinlich weil es nicht der Wille des Himmels gewesen ist. Und weil mir die Sache immer so herrlich und selten schien, hab' ich mich eben so sehr gesehnt als gescheut in den Glückstopf zu greifen.

Und da sich Verlangen und Furcht aufwogen, setzte mein Vater hinzu, streckten Sie die Hand We-

ber gar nicht aus. Kam Ihnen Ihr Herz nie mit einem Rathe zu Hülfe?

Ganz ſo, wie das bekannte Thier der Schule, erwiederte der Hauptmann, war ich doch nicht. Ich hatte allerdings ſchon einmal die Hand ausgeſtreckt und wollte zugreifen; aber der Tod war behender als ich. Es war auch ſo gut. Denn meine vermeinte Liebe war doch wohl nur Mitleiden.

Laſſen Sie uns doch das hören, ſagte mein Vater. Das Mitleiden iſt wohl oft ſchon der Vater der Liebe geweſen, und nicht ſein ſchlechteſter.

Treu und ehrbar wenigſtens war die Meinige, verſetzte der Hauptmann. Es iſt eigentlich eine Kindergeſchichte aus der Kadettenſchule und eine Jammergeſchichte oben drein, in der auch gegen den Eheſtand reicher Stoff enthalten iſt. Wir jungen Leute ſtanden unter der ſtrengen Aufſicht eines Majors, deſſen Frau die Oekonomie des Hauſes beſorgte. Dieſe Frau war ehedem ſchön geweſen; ihr Mann liebte ſie; aber ſein Geiz überbot die Liebe; und da er ſie oft Mangel leiden ließ, fanden die Anträge einiger vornehmen Freunde Gehör bei ihr. Nun wollte das Unglück, daß der Krieg ausbrach. Er, damals noch Unterofficier, mußte der Fahne folgen; ſeine Frau blieb zurück, und gebar zwei Jahre nach der Entfernung ihres Mannes, eine Tochter, welche eben der Gegenſtand meiner erſten Liebe werden ſollte. Nur allzufrüh erfuhr der Betrogene ſein Unglück. Er drohte mit Scheidung, und würde ſeine Drohung erfüllt haben, hätten ſich nicht die einflus-

reichen Freunde ſeiner Frau mit der nachdrücklichſten Verwendung in's Mittel geſchlagen, und theils durch Geld, theils durch Verſprechungen ſeinen Zorn beſänftigt. Jetzt ſtieg er von einem Ehrenpoſten zu dem andern, und wurde, nach geendigtem Kriege, von ſeinem Regimente mit erhöhtem Range in das Kadettenhaus verſetzt. Er hatte ſeiner Frau verziehen, doch mit dem Zuſatze, daß er nie einwilligen werde, das Kind ihrer Untreue auf gleichem Fuße mit ſeinen übrigen Kindern zu behandeln. Sie ging dieſe Bedingung ein; und allzuglücklich Verzeihung ihres Fehltritts zu erhalten, und übrigens von eben ſo gemeinen Geſinnungen als ihr Mann, glaubte ſie die Großmuth ihres Mannes durch eigene Grauſamkeit gegen ihr Kind erwiedern und überbieten zu müſſen. Das Mädchen von ſich zu thun, hätte der Geiz des Mannes nicht erlaubt; es wurde alſo in die ſchlechteſten Kleider geſteckt, und zog als die Magd des Majors in das Haus ein, wo ſie zu den niedrigſten Dienſten verurtheilt wurde. Zart, wie ſie war, und zierlich gebaut, blond und blauäugig, wie ein weiblicher Engel, glich ſie in ihren Lumpen, wenn ſie das Küchengeräth ſcheuerte, oder Waſſer in ſchweren Eimern zutrug, oder unter einem überflüſſig belaſteten Korbe ſchwankte, der armen Aſchenbrödel, und, um die Aehnlichkeit zu vollenden, hatte zwei Schweſtern von ungefälligem Aeußern, ſtolz wie roh, die ſie um die Wette und ungeſtraft mißhandelten. Da dieſe Familie aus einer entfernten Gegend hierher gezogen war, kannten nur wenige

Menſchen die eigentlichen Verhältniſſe; aber einer dieſer Wenigen theilte ſie mir unter dem Siegel der Verſchwiegenheit mit. Von dieſem Augenblicke an dachte ich Nichts als das unglückliche Mädchen, das ich vorher nicht beachtet hatte, jetzt aber mit einem Lamme verglich, das auf die grauſamſte Weiſe für fremde Sünden geopfert wird. Sie erſchien mir ſchöner, als ich je etwas geſehen zu haben glaubte; und ich hätte ihr gern ihre harten Arbeiten abgenommen, wenn es nur zu machen geweſen wäre. Was ich konnte, that ich. Da ich bemerkte, daß ſie eben ſo ſchlecht genährt, als bekleidet wurde, ſteckte ich ihr oft verſtohlner Weiſe Obſt und Backwerk zu, das ich mir hatte verſchaffen können; bisweilen drückt' ich ihr auch im Vorübergehen einen Blumenſtrauß in die Hand, und hatte dafür die Freude, daß ſie mich immer beim Begegnen mit niedergeſchlagenen Augen, leiſem Erröthen und der anmuthigſten Freundlichkeit grüßte. Das war denn immer ein Feſttag für mich; aber oft vergingen Wochen, ohne daß ich ſie ſah. Zum Sprechen kam es nie zwiſchen uns; aber ich zweifelte gar nicht, daß ein ſo unglückliches Mädchen eben ſo gut als ſchön, und eben ſo klug als gut ſeyn müſſe; und ich war feſt entſchloſſen, ſobald ich meine Freiheit und einigen Unterhalt hätte, ſie aus ihrem Elende und den Händen ihrer grauſamen Eltern zu retten. Aber, wie geſagt, der Tod hatte ſie auch lieb gewonnen, und zögerte nicht. Das arme blonde Kind, das auf dem Oberboden in einem elenden Verſchlage ſchlief, hatte ſich einſtmals bei einem

Regengüsse, der bis in ihr Lager eindrang, heftig erkältet, und da man sie doch nicht schonte, erlag sie der Krankheit nach wenigen Tagen. Niemand begleitete sie auf ihrem letzten Wege, und das harte Herz ihrer Mutter mochte sich freuen, diesen Gegenstand des Vorwurfs nicht mehr zu sehen. Aber nie hab' ich wieder solche Ströme von Thränen vergossen, als an dem Morgen, wo ihr Sarg zum Thore hinausgetragen wurde und ich ihn um die Ecke verschwinden sah. Und auch jetzt wird mir das alte Herz noch weich, wenn mir das Bild dieses Unglückskindes so wie jetzt vor die Augen tritt. Am ersten Vacanz-Tage benutzte ich die Erlaubniß das Haus zu verlassen, suchte ihr Grab auf — es war das Einzige, auf dem kein Kreuz, noch sonst etwas stand — und nachdem ich mich recht satt geweint hatte, ließ ich einen Kranz von weißen Rosen darauf zurück, die ich in dem Garten unsers Schulhauses für die arme Agathe gezogen hatte.

Das war meine erste Liebe, fuhr der Hauptmann fort, und auch meine letzte. Ich war scheu geworden, und es gingen Jahre hin, ehe ich die Augen wieder zu einem Mädchen erhob; und ich will es gern gestehen, daß mir keine vorgekommen ist, die ich mit Agathen hätte vergleichen mögen. Die häufigen Beispiele schlechter Ehen, wo sich oft auch kluge Leute vergriffen hatten, schreckten mich auch ab. Ich dünkte mich nicht klüger als Andere, noch glaubte ich einen Freibrief gegen das zu haben, was ich für das größte Unglück halte, eine uneinige, schlechte Ehe. Ich habe

vielleicht Unrecht gehabt. Man ſollte eine gute Sache nie aus Furcht vor dem Mißlingen unterlaſſen, ſondern ſich nur recht zuſammen nehmen, damit man ſich nichts vorzurücken habe, wenn ſie doch vielleicht umſchlägt.

Sehr wahr, ſagte mein Vater; bei Dingen von ſolcher Wichtigkeit, und deren Erfolg nie ganz in unſerer Gewalt ſteht, muß man nicht bloß die Klugheit hören wollen. Uebrigens erinnert mich die traurige Geſchichte der armen Agathe, welche fremde Schuld auf eine ſo ſchmähliche Weiſe büßen mußte, an eine andere ziemlich ähnliche, deren Gegenſtand ein junger Edelmann war, mit dem ich in Halle ſtudirt habe. Dieſer junge Mann, den ich Euſebius nennen will, war faſt immer ſtill und in ſich gekehrt. Faſt immer ſah man ihn in Gedanken verſunken, und wenig um das bekümmert, was Andere trieben; doch war er ſanft, gefällig und ohne Stolz. Auch ihn drückte die Schuld ſeiner Mutter, und die Schwermuth, welcher ſie allmählig untergelegen hatte, war auf ihren Sohn übergegangen. Aus einem armen, aber guten Hauſe war ſie mit einem Manne von Rang und Anſehen vermählt, der ſie liebte und mit Achtung behandelte. Dieſer Mann war nicht mehr in der Blüthe ſeiner Jahre, auch nicht eben liebenswürdig nach der Weiſe der Welt, aber ein trefflicher Geſchäftsmann und von unerſchütterlicher Rechtſchaffenheit; die Frau war jung, von angenehmer Geſtalt, gutmüthig, aber nicht ſehr klug. Mehrere Jahre hatten beide in einem recht glücklichen Ehe-

ſtande geliebt, und ſie genoß, obgleich an einem verderbten Hofe, den beſten Ruf, als ſich ihr Mann durch ſtandhafte Verſagung einer ungerechten Begünſtigung den Haß eines jungen und reichen Freiherrn zuzog, der ſich durch hohes Spiel, eine gute Küche und lockere Grundſätze Freunde und Gönner erworben hatte. Dieſer Mann, nicht gewohnt, die Gerechtigkeit auf ſeinem Wege zu finden, ſucht Gelegenheit, ſich an dem Präſidenten, der ſeine Pflicht höher achtete, als die Gunſt, auf eine empfindliche Weiſe zu rächen, und beſchließt, ihm ſeine Frau untreu zu machen. Ja er geht mit einigen Freunden, die entweder den Erfolg für unwahrſcheinlich hielten, oder ihn noch mehr anfeuern wollten, insgeheim eine Wette darüber ein. Hinterliſtig und ſchlau verbirgt er ſeinen Groll, beſucht das Haus ſeines Feindes noch regelmäßiger als ſonſt, zeigt ſich in allen Dingen gefällig und dienſtfertig, und gewinnt ſo, indem er ſich immer mehr beliebt, ja nothwendig zu machen weiß, das Vertrauen des Präſidenten, der die Selbſtbeherrſchung des jungen Mannes und ſeine Achtung des Rechtes um deſto mehr bewundert, da er, ſtatt ihm zu zürnen, ſich um ſeine Freundſchaft bemühe. Dieſe Bewunderung ſpricht er oft mit aller Wärme ſeines redlichen Herzens, ſo wie gegen ſeine andern Freunde, ſo insbeſondere gegen ſeine Frau aus, und da ihn Geſchäfte des Hofes zu einer längern Entfernung nöthigen, bittet er ſeine Frau, den Freiherrn auch während ſeiner Abweſenheit als einen bewährten Freund des Hauſes anzu-

nehmen, und sich in Geschäften, die eine schnelle Entschließung bedürfen, unbedenklich seines Raths zu bedienen. Der Freiherr benutzt diese Gesinnungen den schändlichen Absichten gemäß, die er nie aus den Augen verloren hatte; die unglückliche, bis dahin ganz schuldlose Frau wird das Opfer ihres Vertrauens und der tückischen Künste ihres Verführers, und dieser triumphirt, als sie wenige Monate nach der Rückkehr des Mannes, die sich weit über Erwarten verzögert hatte, einen Knaben zur Welt brachte, der die Frucht einer augenblicklichen Verirrung war.

Wie sich die Sache weiter gestaltet, fuhr mein Vater fort, weiß ich nicht genau; aber die Frau bekannte ihr Verbrechen, und ihr Gemahl verzieh ihr, vornehmlich im Bewußtseyn der eigenen Schuld, die er durch sein unvorsichtiges Vertrauen gegen einen so heimtückischen und verschlagenen Feind gewirkt hatte. Die Niederkunft geschah auf dem Lande, und der Knabe wurde in die Familie eines Pfarrers gegeben, der ihn so lange bei sich erzog, bis er in einer entfernten Klosterschule untergebracht werden konnte.

Eusebius hatte hier einige Jahre fleißig studirt, als der Krieg ausbrach. Eine mörderische Schlacht fiel in der Nähe der Schule vor; die Gebäude mußten geräumt werden, um die Verwundeten aufzunehmen; und da für die zahlreichen Zöglinge kein anderes Unterkommen war, mußten sie auseinander gehen. Eusebius erster Pflegvater war gestorben, seine

Familie hatte ſich zerſtreut, und ſo geſchah es, daß ihn der Rector, mit dem Geheimniſſe unbekannt, zu dem ſchickte, deſſen Namen er führte, und der ſeit dem Tode des Pfarrers den Unterhalt des Knaben getragen hatte. Seine ganz unerwartete Erſcheinung in dem elterlichen Hauſe verurſachte eine unbeſchreibliche Beſtürzung. Die faſt vergeſſene und durch die Zeit verdunkelte Schuld trat gleichſam in der Perſon des ſchuldloſen Knaben wieder hervor; es war eben, als ob ſie jetzt erſt begangen worden wäre, und der ſonſt ſo kühle und gerechte Mann war jetzt vielleicht zum erſtenmal ungerecht. Er wollte den Knaben auf der Stelle wieder aus dem Hauſe treiben, und ſeine Mutter, die in Thränen zerfloß, hatte nicht den Muth für ihn zu bitten. Euſebius ſah jetzt ſeine Eltern zum erſtenmal; er hatte ſich lang geſehnt, einen Vater, eine Mutter zu ſehen; und nun war er Zeuge einer Verwirrung, von der er nichts begriff, und ſtand, ſtatt mit gehoffter Liebe empfangen zu werden, wie ein Gegenſtand des Schreckens und Abſcheues, allein, verlaſſen und ausgeſtoßen von denen, die er nie beleidigt, nach denen er ſich Jahre lang ſo herzlich geſehnt hatte.

Ein Diener bemächtigte ſich jetzt, auf Befehl ſeines Herrn, des beſtürzten Knaben, um ihn bis auf Weiteres in einem Wirthshauſe einzubingen. Als ſie aber aus der Thür auf die Straße traten, ſagte Euſebius mit Thränen in den Augen, ob er denn nicht wenigſtens die Erlaubniß habe, ſeine Eltern um ihren letzten Segen zu bitten. Der Diener, der mit dem

ſchönen gelblockigen Knaben Mitleiden hatte, ließ ihn an der Thüre ſtehen, kehrte zurück, und hinterbrachte ſeinem Herrn mit gerührter Stimme die fromme Bitte des Kindes. Da brach der Mutter das Herz. Verzweifelnd warf ſie ſich ihrem Manne zu Füßen, umfaßte ſeine Knie, und beſchwor ihn, allen ſeinen Zorn auf ſie zu werfen, aber Mitleid mit dem ſchuldloſen Kinde zu haben. Er wurde erweicht, hob ſie auf, und rief den Knaben zurück, der nun in dem Hauſe blieb, bis die Schule wieder geräumt und eingerichtet war. Von dem Zuſammenhange dieſer Dinge erfuhr er nichts, bis ihm, nach dem Tode beider Eltern, der Geiſtliche des Dorfes, wo er geboren war, das Räthſel löste. Dieſem geſtand er nun, wie ihn das liebloſe Betragen des Mannes, den er für ſeinen Vater gehalten, oft bis in den Tod betrübt habe. Er habe die größte Ehrfurcht gegen ihn gefühlt, und doch habe er ſeine Gegenwart fliehen müſſen. Umſonſt habe er über ſeine Verſchuldung geſonnen; umſonſt auch, wie er nur die verlorne väterliche Liebe wieder gewinnen könne; und da er gar nichts habe erſinnen können, ſey er in eine tiefe Schwermuth gefallen. Einmal hab' er es gewagt, ſich während der Abenddämmerung in ſeines Vaters Zimmer zu ſchleichen; da habe er ſich in die dunkelſte Ecke geſetzt, nur um ihn zu ſehen; und da ſey ihm ſein Zuſtand ſo gar erbärmlich vorgekommen, daß er angefangen habe zu weinen. Sein Vater ſey darüber aufgefahren, und da er ihn erblickt, hab' er ihm ſcheltend die Thür gewieſen. Und

wie er langsam und weinend hinausgeschlichen, habe er ihm mit sanfterer Stimme nachgerufen: „Du bist ein unglückliches Kind, ich bedaure dich; aber komm nicht wieder hierher.“ Seine Mutter habe ihm zwar viele Liebe bewiesen, aber immer nur im Verborgenen und mit großer Scheu, so daß sein Herz dadurch auch nicht froh geworden; und da er es einmal gewagt, sie zu fragen, warum nur der Vater so hart gegen ihn sey, sey sie in Thränen ausgebrochen und habe schluchzend das Zimmer verlassen. Sechs Monate mochte dieß dauern; dann kehrte er in seine Schule zurück. Seine Eltern sah er nicht wieder. Die Mutter raffte der Gram vor der Zeit dahin; ihr Mann folgte ihr bald. Der Freiherr aber stieg zu dem ersten Posten an seinem Hofe, hielt ein glänzendes Haus, und starb reich und geehrt in einem hohen Alter. Auch Eusebius hatte eine vortheilhafte Anstellung in der Residenz erhalten; aber die Nähe des Mannes, den er als den Verführer seiner Mutter und den Urheber so mannigfaltigen Unglücks verabscheuen mußte, während er ihn als Vater hätte ehren sollen, vertrieb ihn von da, und er zog eine beschränktere Laufbahn in einer Landstadt vor. Auch hier sah man ihn selten froh. Sein Leben war unstethaft. Geheirathet hat er nie.

* * *

Es gehörte zu den Eigenthümlichkeiten meines Vaters, daß er sich über die Verfügungen der Vor-

gierung wenig ausließ, und sie nie tadelte, nicht aus Furcht vor Menschen, sondern aus Scheu, ohne rechte Kenntniß der Sache zu urtheilen. Sie werden so wohl wissen, warum sie es thun, sagte er dann, denn sie haben es zu verantworten. Auch setzte er wohl hinzu: Wer so im Dunkeln steht, wie wir, muß ja wohl glauben, daß die, welche das Licht haben, auf dem rechten Wege gehen. Besser wär' es vielleicht, wenn sie uns auch das Licht zuwendeten, damit wir wüßten, woran wir sind; aber so lange das nicht geschieht, müssen wir schweigen, und thun, was geboten wird.

Als einstmals dem Lande eine schwere Steuer auferlegt worden war, um, wie die Sage ging, unnütze Schulden des Fürsten zu tilgen, hatte sich eine Menge von Bürgern mit einem Bittschreiben an den Landesherrn gewendet, um wenigstens einen Theil der Last von sich abzulehnen. Der Erfolg war, wie die Klügsten zum Voraus gesagt hatten; die Bitte ward abgeschlagen, und ein harter Verweis der Unbedühr hinzugefügt. Die Bittsteller waren nun höchst unmuthig, und ihr Unmuth hatte sich auch andern mitgetheilt. Wie nun mein Vater, was bei langen Tagen im hohen Sommer häufig geschah, am Abend vor seinem Hause auf der Bank saß, und die Nachbarn sich um ihn versammelten, war von nichts die Rede als von dieser Sache, und jeder urtheilte darüber, wie sein Verdruß es ihm eingab. Einer meinte, es werde noch so weit kommen, daß man das Land mit dem Rücken ansehen und über dem Meere Un-

Einhalt suchen müsse; ein Anderer, dann wäre es besser, die verschwenderischen Fürsten aus dem Lande zu treiben und selbst Ordnung zu machen; ein Dritter, man müsse mit den Ministern anfangen, die dem unnützen Aufwande keinen Einhalt thäten, und mit den andern Blutigeln, die die Schwachheit des Landesherrn mißbrauchten, und ihm sein, oder vielmehr seiner Unterthanen Geld abschmeichelten. Da nun viel solcher Reden gefallen waren, und mein Vater immer schwieg, fragten ihn einige, was Er denn von der Sache meine, und ob er keinen Rath zu geben wisse. Worauf er also anhub: Gute Nachbarn, es ist wohl keinem von Euch zu verargen, daß er den Verdienst seiner Arbeit nicht gern für Etwas hingibt, das er nicht kennt; und eine Last, die man nicht freiwillig aufnimmt, drückt doppelt so schwer. Ihr meint, das gemeine Wesen sey schlecht berathen, weil man Euch zumuthe, der Ueppigkeit der Einen, und der unersättlichen Begier der Andern förderlich zu seyn, und es sey eine schreiende Ungerechtigkeit der Regierung, weil sie den eigenen Haushalt schlecht führe, ordentliche und fleißige Hausväter in Noth zu bringen. Das klingt Euch freilich sehr gut und jeder hört es gern; aber ist es darum auch recht und wahr? Von dem Haushalte des Ganzen wißt Ihr wenig oder nichts; und wenn man Euch auch Einsicht in die Bücher verstattete, wie Viele könnten es verstehen, oder das Nothwendige von dem Entbehrlichen sondern? Gute Nachbarn, jeder von Euch weiß, daß die Tadelsucht immer auf den Beinen ist, und daß

die Mißgunst ihre Mutter, und die Lüge ihre Schwester ist; und es ist wohl keiner, dem sie nicht in die Wirthschaft gesehen, und Verdruß bereitet hat. Tadeln ist überall leichter als besser machen; und weil der Tadler klüger scheint, so geben ihm die Meisten Gehör, ohne zu fragen, ob er es auch besser weiß. Wie Ihr nun das in Euerm eigenen kleinen Gewerbe vielfältig erfahrt, wie soll es wohl anders seyn bei dem großen Haushalte des gemeinen Wesens, wo so viele Dinge zu wissen und zu erwägen sind? Ueber den, der in Eurer Werkstatt etwas tadelt, was er nicht versteht, lacht Ihr mit Recht, oder erzürnt Euch auch wohl und weis't ihm die Thür. Wollt Ihr es nun doch eben so machen, wie jene Unverständigen? Wißt Ihr nicht, was die Schrift sagt: „Es straft einer oft seinen Nächsten zur Unzeit, und thäte weislicher, daß er schwiege.“ Und ein andermal: „Verstehst du die Sache, so unterrichte deinen Nächsten; wo nicht, so halte dein Maul zu; denn Reden bringt Ehre und Reden bringt Schande, und den Menschen richtet seine eigene Zunge.“ Bedenket aber auch vor allen Dingen, daß Ihr Bürger seyd und Christen, und daß jeder gehorchen muß der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat. Wenn sie Unrecht thut, so wißt Ihr wohl, daß Ihr nicht zum Richter über sie bestellt seyd; doppelter Frevel aber ist es, unbefugt zu richten, und ohne sichere Kenntniß des Unrechts. Auch Unrecht mit Unrecht vergelten, hat noch keinem gefrommt, und es bleibt ewig wahr, daß es besser ist, Unrecht leiden als thun. Wir werden

alle Rechenschaft geben müssen an jenem Tage über Jegliches, was wir gethan haben; die schwerste Rechenschaft aber liegt den Fürsten und ihren Dienern ob; denn da ihnen Viel anvertraut worden, so wird auch Viel von ihnen gefordert werden. Dann wird ein Richter sprechen, in welchem kein Irrthum ist; und wohl dem Manne, er sey ein König oder ein Knecht, der mit frohem Muthe vor diesem Richter stehen kann! Von Euch aber, gute Freunde und Nachbarn, denke jeder seinen eigenen Pflichten nach, und verwalte sein Haus nach der rechten christlichen Weise; und wenn er da nichts mehr zu bessern hat, so danke er Gott für seine Hülfe und Segen. Um das weltliche Regiment aber sorge er nur dann, wenn er dazu berufen wird."

Zu dieser Rede schüttelten freilich die heftigsten Sprecher den Kopf, die Ruhigern aber stimmten bei und sagten: „Es sey wohl wahr, daß ein Jeder vor seiner eigenen Thür zu kehren habe; aber es bleibe immer hart, glauben zu müssen, man werde ohne Noth so gedrückt." Alle gingen indeß beruhigter nach Hause, und es war keiner unter ihnen, der die Steuer nicht zur vorgeschriebenen Zeit entrichtet hätte. Gleichwohl ging am Hofe die Sage, mein Vater halte aufrührerische Reden an den Pöbel, und fordere ihn auf, die Fürsten und ihre Diener aus dem Lande zu jagen. Ein alter, tief verschuldeter Kammerherr bemerkte, daß der Verkehr, in welchem mein Vater mit allen Bettlern stände, aufrührerische Gesinnungen verriethe; und eine bejahrte Freun-

din ſetzte hinzu, ſie erinnere ſich, vor Jahren von dem Präſidenten des Conſiſtorii gehört zu haben, daß er ein Myſtiker und Separatiſt ſey. — Solche Menſchen, fuhr ein Hofjunker fort, der weder Myſtik noch Separatismus kannte, ſind in unſern Zeiten unendlich gefährlich. Sie erhitzen die leeren Köpfe mit ſchwärmeriſchen Ideen, und brauchen ſie dann zu ihren geheimen Zwecken, die auf nichts anders gehen, als auf den Umſturz der Throne. — Der Fürſt hörte aufmerkſam und nicht ohne Beifall zu; die Miniſter berathſchlagten; aber ehe ſie zu einem Entſchluſſe kommen konnten, rührte den Fürſten der Schlag; ſein Haus ſtarb mit ihm aus; ſein Hof zerſtreute ſich, und mein Vater blieb in Ruhe.

* * *

Mein Vater kam durch ſein Amt mit dem Elende der Menſchen in die nächſte Berührung. Er würde aber geglaubt haben, allzu wenig zu thun, wenn er mit den geringen Mitteln, die ihm zu Gebot ſtanden, das Elend nur, wie gewöhnlich geſchieht, auf kurze Friſten gemindert hätte; vielmehr forſchte er mit unermüdlichem Eifer ſeinen Quellen nach, wodurch es ihm denn gar oft gelang, auch die Mittel zu entdecken, durch die es gehoben werden konnte. Von dem gewöhnlichen Almoſengeben war er ein Feind. Er fragte, was man denn von einem Arzte halten würde, der, ſtatt den freſſenden Krebs mit der Wurzel auszurotten, ihn täglich mit Salben

bestriche, die den Schmerz zwar augenblicklich milderten, aber das tödtliche Uebel so recht eigentlich in die innersten Tiefen des Körpers trieben. Er behauptete, diese bequeme Art der Wohlthätigkeit, die mit einigen leicht entbehrten Kreuzern den widrigen Anblick des Elends so schnell als möglich bei Seite schaffe, mache den Dürftigen erst zum dreistesten Bettler, und von da sey zum Diebe nur ein kleiner Schritt. Daher müßten auf jeden Fall Almosen eben so heimlich gegeben als empfangen werden, und sollten vielleicht überhaupt nur bei Kranken und körperlich Hülflosen Statt finden; in den meisten andern Fällen sey oft ein treuer und tüchtiger Rath dem ansehnlichsten Almosen, und bisweilen sogar ein Stein dem Brode vorzuziehen. Zur Erklärung dieses Ausdruckes erzählte er, es sey ihm eines Tages hinterbracht worden, daß ein armer Scheerenschleifer durch die Noth dahin gebracht worden sey, sein Rad zu versetzen, und nun mit seinen Kindern an dem letzten Brode zehre. Da hab' er ihm den Stein eingelöst, und in der Nacht vor die Hausthüre stellen lassen, und gleich beim Anbruch des Tages Leute hingeschickt, welche Arbeit bestellten; wo denn der Mann zu Mittag mit allen den Seinigen sich vom seiner Hände Erwerb habe satt essen können. Auf die Worte von seiner Hände Erwerb legte er einen großen Nachdruck. Nur das Erworbene freue den Menschen recht und gedeihe ihm wohl. Die heilige Schrift sage zwar allerdings, es sey den Voreltern des Menschen-Geschlechts als ein Fluch

auferlegt worden, ihr Brod zu eſſen im Schweiße ihres Angeſichts; aber Gottes Vaterherz habe auch gleich einen Segen in den Fluch gelegt. Und dann ſetzte er halb ſcherzend hinzu: Ich möchte faſt glauben, der Sündenfall wäre nicht geſchehen, hätten die erſten Eltern nicht ſo reichliche Muße gehabt.

Die Geſinnungen, mit denen mein Vater ſein Amt verwaltete, das ihn auf die Weiſe, wie er es trieb, oft ganze Tage raſtlos beſchäftigte, hatten ihn bei den Unbemittelten und den Kindern des Unglücks in großes Anſehen gebracht. Unſer Haus war daher gewiß eines der beſuchteſten in der Stadt; aber leider waren es auch die trübſeligſten Geſtalten, die darin ein- und ausgingen. Bei Hof hieß deshalb mein Vater der König der Bettler oder der Bettlerkönig, und ſein Haus Hôtel des Gueux; in der Stadt aber, vornehmlich unter den Dürftigen, hieß er der Armenvater; und er gab ſich mehr Mühe, dieſen Titel mit Recht zu führen, als mancher Vater des Vaterlandes, der auch dieſen Titel nur als ein Erbtheil empfangen hat. Ich kann mit Wahrheit ſagen, daß die Meiſten, die mit Thränen des Jammers zu ihm kamen, ihn mit Thränen der Freude verließen. Denn das, was den Meiſten gebrach, die Hoffnung eines rechtlichen Zuſtandes durch ehrlichen und regelmäßigen Erwerb, das wußte ihnen mein Vater wieder zu geben. Alle Quellen des Erwerbs in der Stadt und der Gegend waren ihm bekannt; es wurde ihm alſo nicht ſchwer, jedem den Weg beſtimmt anzuzeigen, den er zu gehen

habe; und, da seine Empfehlungen bei der ganzen erwerbenden Classe von großem Gewicht waren, einem jeden die angemessensten Beschäftigungen zuzuweisen.

Daß dieses Geschäfte nicht leicht, daß es mit großen Beschwerden verbunden war, oft Unannehmlichkeiten mannigfaltiger Art nach sich zog, auch bisweilen mit Undank belohnt wurde; das wird niemanden wundern, der das menschliche Leben kennt. Mein Vater ertrug Alles mit Geduld, und überwand die Schwierigkeiten, die sich ihm entgegenstellten, durch die Kraft seines heitern Geistes. Nur da verlor er bisweilen das Gleichgewicht, wo er Mißbrauch der Gewalt, Willkühr und Selbstsucht auf seinem Wege fand, die den Armen, der neben dem Glücklichen nur ungestört zu athmen begehrt, höhnend zu Boden tritt, göttliche und menschliche Rechte spottet, mit fremder Ehre wie mit Marken spielt, dem Armen das einzige Schaf, dem Vater die Tochter und der Unschuld ihre Kronen raubt — und es bedurfte dann der ganzen Stärke seines Karakters, um, im Gefühle der Ohnmacht gegen die mächtigen Dränger, nicht das ganze harmvolle Geschäft von sich zu werfen, und dem Gelübde treu zu bleiben, das er sich als Jüngling geschworen hatte.

Einige Fälle dieser Art sind mir noch gegenwärtig, und ich will Einen derselben hier erzählen; weil er die Handlungsweise meines Vaters kenntlich macht. Eines Tages — es war ein stürmischer Wintertag — kam ein armes, schüchternes Weib, das sich nur mit Mühe auf den Füßen hielt. Ihre Kleidung war

armſelig, doch reinlich; auf dem Arm trug ſie ein Kind, das, kaum zur Nothdurft bedeckt, vor Kälte zitterte. Ein Bild des Elendes und Jammers, ſtützte es ſein welkes Köpfchen an die Wange der Mutter, die nur an dieſer Stelle ein wenig erröthete. Eine tödtliche Bläſſe lag auf dem übrigen Geſichte, deſſen zierliche Bildung noch Reſte von Schönheit zeigte. Schüchtern ſahen ihre großen ſchwarzen Augen unter den langen Wimpern hervor, und es dauerte einige Zeit, ehe von ihren blaſſen Lippen Worte kamen. Ihr ganzes Anſehen ſprach ohnedem für ſie. Sie war eben von einer langwierigen Krankheit erſtanden; ihre arme Hauswirthin hatte das letzte Brod mit ihr getheilt; jetzt vermocht' es auch dieſe nicht mehr. Sie wünſchte Arbeit, und für den Augenblick nur ſo viel Hülfe, um nicht mit ihrem ſchuldloſen Kinde zu verhungern. Häufige Thränen drängten ſich durch ihre Rede, die, ſo wie ihr ganzes Weſen, eine Bildung zeigte, die mit ihrem jetzigen Zuſtande im herbſten Gegenſatz war. Nur leiſe ſprach ſie ihre Wünſche aus; beſchämt bat ſie, nur für ihr Kind, nicht für ſich. — Es war wohl das Erſtemal, daß ſie einem Fremden ihr Unglück klagte.

Alles das flößte uns die lebhafteſte Theilnahme ein. Meine Mutter ſuchte für das halb nackte Kind eine paſſende Bekleidung; einige leichte Nahrung fand ſich auch; dem Bedürfniſſe für die nächſten Tage half mein Vater ab. Das arme Weib wußte nicht, wie es ſeine Dankbarkeit ausdrücken ſollte. Aber die Thränen ihrer Rührung floßen von ihren bleichen

Wängen auf das Kind, das matt an ihr herauf sah, und mit der Hand nach dem Kinn der Mutter reichte, als ob es sie trösten wollte.

Nach Verlauf einiger Tage kam sie wieder auf Verlangen meines Vaters, welcher indeß Erkundigungen eingezogen, und ihr eine Gelegenheit zu Arbeiten ausgemacht hatte. Ihre Kräfte hatten ein wenig zugenommen; aber was auch meine Mutter thun mochte, ihre Hoffnung zu wecken, sie nahm es dankbar an, aber es drang nicht in ihr Inneres ein. Erst nachdem sie mehrmalen zu uns gekommen, weckte die Theilnahme, die sie erfuhr, ihr Vertrauen, und sie theilte uns ihre Leidensgeschichte ungefähr in folgenden Worten mit:

„Ich bin seit meinem vierzehnten Jahre eine vater- und mutterlose Waise. Da ich früh zur Arbeit angehalten worden war, wurde es mir nicht schwer mich zu nähren; und die Zinsen eines kleinen Erbtheils reichten etwa für die Hausmiethe hin. Mein Leben war ruhig und eingezogen. Ich mochte ungefähr sechzehn Jahre alt seyn, als ich mich mit dem Sohne eines Nachbars versprach, der ein Tischler war, und nur die Zeit der Meisterschaft erwartete, um mich zu heirathen. Ich hatte keine große Neigung zu ihm," setzte sie hinzu, „aber da er ein sehr rechtschaffener Mensch war, und mir mit den größten Eiden betheuerte, er könne nicht glücklich seyn ohne mich, so versprach ich ihm meine Hand, in der Hoffnung, daß die Liebe dann auch nachkommen würde."

„Unterdessen," fuhr sie fort, „[illegible]

Officier in das Haus, in welchem ich bei einer alten Muhme wohnte. Da ich selten ausging, verstrich eine geraume Zeit, ehe wir uns sahen, und ich hätte kaum etwas von seinem Daseyn gewußt, wenn nicht meine Muhme, die ihm einige Dienste erzeigte, oft mit bewundernder Redseligkeit das Lob des jungen, schönen Grafen gepriesen hätte. Sie mochte ihm auch zu meinem Unglück von mir erzählt haben. Eines Abends, als ich noch spät bei der Lampe saß, um eine dringende Arbeit zu endigen, und meine Muhme sich schon zur Ruhe begeben hatte, klopfte etwas leise an meine Thür, und ich hatte noch nicht Zeit gehabt aufzustehen, als der Graf hereintrat, und um die Erlaubniß bat, sein Licht bei mir anzustecken. Ich war so bestürzt über diese Erscheinung, daß ich kein Wort erwiedern konnte. Ich nahm ihm das Licht aus der Hand, zündet' es an und gab es ihm zurück. Er sah mich unterdessen mit einiger Aufmerksamkeit an, fragte nach meiner Arbeit, bewunderte sie, und wußte so geschickt eine Rede an die andere zu knüpfen, daß er wohl eine Viertelstunde bei mir gewesen seyn mochte, ehe er Abschied nahm."

„Das Benehmen und die scheinbare Sittsamkeit dieses Mannes gefiel mir fast noch mehr als seine Gestalt; und ich gestehe, daß ich den Rest der Nacht immer an diesen Besuch dachte, der mir übrigens ganz absichtlos schien. Auch verstrichen mehrere Tage, ohne daß ich wieder etwas von ihm hörte; und wollte Gott, ich hätte ihn nie wieder gesehen, und nie *wieder seine* Stimme gehört! Nach acht Tagen

ungefähr schickte er mir durch meine Muhme einige Näharbeit; kam dann selbst, um darnach zu fragen, oder diese und jene Aenderung daran zu bestellen; und bald waren seine Besuche so regelmäßig, daß wir uns wunderten, wenn er einmal einen Tag überging. Sein bescheidenes Betragen blieb sich gleich. Da er gereist war und mehrere Feldzüge gemacht hatte, so war sein Gespräch unterhaltend und angenehm; vor allen aber verstand er die Kunst zu schmeicheln, und den Schein des gutmüthigsten Wohlwollens anzunehmen, so daß, wenn er mich auch bisweilen bei der Hand nahm, dieß nur der natürliche Ausdruck seiner Gutmüthigkeit zu seyn schien. So mochte wohl ein Monat verstrichen seyn, als er eines Tages — es war im Anfang des Mai — die Bemerkung hinwarf, daß ich ein gar zu trauriges und freudenloses Leben führte. Ich sey zu jung, um mich so lebendig zu begraben, und es gehe ihm an das Herz, wenn er mich immer und immer arbeiten, und nicht einmal des Sonntags feiern sähe. Dann machte er die reizendsten Beschreibungen von einigen Vergnügungsorten in der Nähe, nannte mehrere Mädchen meines Alters, die sie besuchten, und schloß endlich mit dem Vorschlage, mich den nächsten Sonntag an einen dieser Orte zu führen. Ich lächelte dazu, und da er eine Antwort verlangte, wich ich erst aus, und schlug es dann ganz ab, obgleich mit schwerem Herzen; denn ich hätte gern einmal ein solches Vergnügen gehabt. Als er weggegangen war, und ich wieder an seinen Vorschlag dachte, dann mir meine

Lebensart viel traurіger vor als je; ich fühlte ein tiefes Mitleiden mit mir ſelbſt, und fing endlich zu weinen an. Meine Muhme bemerkte es, und auf ihr Fragen geſtand ich ihr meine Schwachheit. Dieß war der erſte Schritt, den ich zu meinem Verderben that. Meine Muhme, die von dem Grafen ganz bezaubert war, ſchalt mich aus, daß ich ſo albern geweſen, ſein Anerbieten nicht gleich anzunehmen; und es lag nicht an ihr, daß die Unterhandlungen nicht ſogleich wieder durch ſie angeknüpft wurden. Ich verbot ihr dieß ernſtlich, war aber doch ſchwach genug, ihr zu verſprechen, wenn er die Einladung wiederholte, ſie nicht zurückzuweiſen."

„Zwei Tage lang blieb der Graf aus, und ich fürchtete ſchon ihn durch meine Weigerung beleidigt zu haben. Es mochte dieß auch wohl ſeine Meinung ſeyn. Den dritten Tag kam er wieder, ſprach aber nur wenig und minder zutraulich, und von dem Vorſchlage war die ganze Woche die Rede nicht mehr. Als aber der Sonnabend kam, fragte er mich, was ich bei dem ſchönen Wetter morgen thun würde? — Ich werde in die Kirche gehen, antwortete ich mit einem unterdrückten Seufzer. — Und dann? — Dann, ſagte ich erröthend, werde ich an den Manſchetten fortnähen, die ich hier in der Arbeit habe."

„Dieſe Manſchetten waren die ſeinigen. — Nimmermehr, ſagte er mit Heftigkeit, nimmermehr werde ich zugeben, daß Sie einen ſo herrlichen Tag, als der morgende zu werden verſpricht, mit einer Arbeit für mich verderben. Nimmermehr. Können Sie ſich

wenigstens morgen eine Erholung, und erlauben mir, Sie an einen Ort zu begleiten, der Sie entzücken wird. — Er nannte hier einen Lustort in der Nähe des Waldes, einen der entlegensten und der am wenigsten besucht war — und schilderte die Reize der Gegend, die entzückenden Anlagen, die Pracht der Baumblüthe, mit den lebhaftesten Farben. Und da ich unentschlossen schwieg — ach hätte ich doch der innern Warnung gefolgt! — faßte er mich an beiden Händen, sah mir bittend in die Augen, und wiederholte mit steigender Dringlichkeit: O gönnen Sie mir diese Freude — schlagen Sie mir diese einzige, unschuldige Bitte nicht wieder aus Eigensinn ab.“

„Ach ich war nur allzu geneigt sie zu erfüllen, und dieser unglückliche Augenblick von Schwachheit entschied mein Unglück. Mit Bangigkeit und Freude sagte ich Ja, wenn es die Muhme wollte. Diese, die nicht geglaubt hatte, daß auch auf sie gerechnet sey, willigte mit freudiger Ueberraschung ein, wenn der Herr Graf es erlaubte. Dieser mußte wohl, vielleicht gegen seinen Willen; denn gegen mich hatte er der Muhme nicht erwähnt. Alles wurde nun verabredet. Der Wagen sollte uns vor dem Thore aufnehmen; er wollte vorausreiten und wie von Ungefähr mit uns zusammentreffen. Er konnte nicht müde werden, mir seine Freude auszudrücken, und was er sich für einen herrlichen Tag verspreche. Beim Abschied wollte er mich in seinem Freudenrausche küssen; ich wehrte ihm ab und er drang nicht weiter in mich.“

„Als er ſich weggegeben hatte, war meine Muhme unerſchöpflich in dem Ruhme unſers Freundes — ſo nannte er ſich jetzt — und die Erwartung des frohen Tages, dem wir entgegen ſahen, ließ uns nur wenig ſchlafen. Recht froh war ich aber doch nicht; ja, es war mir, als ob ich etwas Unrechtes thäte. Auch dachte ich in dieſer Nacht, was lange nicht geſchehen war, an meinen abweſenden Verlobten. Wenn der eben morgen zurückkäme, dachte ich, und dich nicht zu Hauſe fände, und erführe — Dieſer Gedanke ängſtigte mich. Gern hätte ich die Sache rückgängig gehabt; aber ich ſchämte mich; und als der Morgen nahte, und der Himmel klar und wolkenlos zu meinem Kammerfenſter herein ſchien, zog meine Unruhe und Bangigkeit mit dem Schatten der Nacht ab. Ich ſtand früher auf, als nöthig war, ſchmückte mich ſo ſorgfältig, als ich konnte, und war eben fertig, als der Graf anklopfte, mir einen guten Morgen zu wünſchen, und die Zeit noch Einmal anzuzeigen, wo Er und der Wagen uns vor dem Thore erwartete.“

„Einige Stunden nachher ſaßen wir in dem Wagen, und hatten den Grafen bald eingeholt. Er ritt ein ſchönes und muthiges Pferd, das er mit gutem Anſtand und vollkommener Sicherheit lenkte; er kam mir jetzt, wo er neben dem Wagen herritt und mich unterhielt, noch ſchöner vor und ſein Geſpräch noch anmuthiger als ſonſt. Ich war voll Eitelkeit in einem ſchönen Wagen zu ſitzen und einen Cavalier zur Seite zu haben, der mir auf die angenehmſte Weiſe ſchmeichelte, meinen geſchmackvollen Anzug lobte, und

mir auf mehr als eine Art sagte, daß ich nie schöner gewesen sey. Auch die Schönheit des Tages und die Gegend, durch welche wir fuhren, wirkte wunderbar auf mein Gemüth. Ich war wie berauscht und glaubte glücklich zu seyn. In der Nähe des Wirthshauses verließ uns unser Begleiter, um voraus zu eilen, und uns, als ob es von Ungefähr geschähe, an der Thür zu empfangen."

„Das Wirthshaus lag mitten im Wald. Es war noch einige Gesellschaft aus der Stadt da, von der ich niemanden kannte; aber der Graf kannte Alle, und es machte mir keine geringe Angst, als ihn einige junge Leute bei Seite zogen, heimlich mit ihm flüsterten und lachten; ich glaubte, daß die Rede von mir sey. Er entzog mich indeß dieser Verlegenheit bald. Wir verließen das Haus, um uns im Walde in einer Laube einzurichten, von wo aus die Gegend umher wie ein Garten erschien. Hier brachten wir den größten Theil des Tages zu, aßen und tranken, und freuten uns der Musik, die sich hin und wieder nah' und fern aus den Gebüschen hören ließ. Ich hatte nie einen so glücklichen Tag gehabt. Der Graf versicherte das Nämliche. Er war so verbindlich, wie ich ihn noch nie gesehen hatte; jeden Wunsch schien er in meinen Augen zu lesen, und je inniger meine Freude wurde, desto lauter und lebhafter wurde die seinige."

„Ach das waren die letzten frohen Stunden meines Lebens," fuhr das arme Weib fort, und ein Strom von Thränen quoll aus ihren Augen. Sie

schluchzte heftig, und mit empor gewendeten Blicken sagte sie endlich: „O Gott, wie können Menschen solche Teufel seyn!“

Nach einer kurzen Pause setzte sie ihre Erzählung fort: „Als der Tag sich zu neigen begann, und rings umher Wolken aufzogen, die ein Ungewitter drohten, erinnerte ich, daß es nun wohl Zeit seyn möchte aufzubrechen. Der Graf schien es zufrieden, und ging selbst in den Gasthof, um die nöthigen Anstalten zu treffen; kehrte aber bald mit verdrüßlichem Gesichte und mit der Nachricht zurück, es sey etwas an unserm Wagen beschädigt; der Schmidt sey mit Wiederherstellung beschäftigt; er hoffe, daß es nicht lange dauern solle. Wir möchten indeß, da das Wetter allerdings bedenklich würde, und der Wind sich erhübe, in das Haus zurückkehren. Hier war es ganz still geworden. Sämmtliche Gäste waren aufgebrochen, und da ich immer ängstlicher auf das Wegfahren drang, meldete der Wirth, die fehlende Schraube könne unter zwei Stunden nicht wieder hergestellt werden. Der Graf stampfte mit dem Fuße, und schien höchst verdrüßlich, weil er zu Abend in der Stadt versagt sey. Ich bat ihn voraus zu reiten; aber er schwur, er werde uns auf keine Weise allein fahren lassen. Zugleich befahl er dem Wirth, uns ein besonderes Zimmer zu geben, ein Abendessen zu bringen und Punsch.“

„Alles wurde mit Schnelligkeit erfüllt; denn ach! alle diese Einrichtungen waren, wie ich nicht zweifeln kann, früher getroffen, Alles berechnet und die Be-

schädigung des Wagens ein leeres Vorgeben. Auch kehrte die Heiterkeit des Grafen gleich wieder zurück, als wir um die rauchende Schale saßen. Er schenkte fleißig ein, meiner Muhme am meisten, die, durch die Luft und die Gänge ermüdet, sehr bald die Wirkung des ungewohnten Getränks spürte, und in einen tiefen Schlaf fiel. Schon lange hatte es von fern geblitzt; das Gewitter zog immer näher heran, meine Angst war unbeschreiblich, und beschleunigte den Rausch. Da die Fenster unsers Zimmers nicht verdunkelt werden konnten, und die Blitze mich ängstigten, zog mich der Graf in ein anstoßendes dunkles Kabinet auf den Sopha, und ließ mich, die vor Furcht zitterte, nicht aus den Armen. Die Bewegung des Gemüths, in der ich den ganzen Tag gewesen war, und das stürmische Getränk, das der Graf mir aufgedrungen hatte, begünstigte seinen schändlichen Plan. Ach ich war von allem Mißtrauen so frei! Ich fiel, und als ich aus dem Taumel erwachte, und ihn von mir stieß und weinte und rufte, verschloß er mir den Mund durch wilde Küsse, und hielt mich so fest, daß ich ihm nicht entschlüpfen konnte. Er wiederholte mir tausendmal mit den heiligsten Schwüren, daß ich ihn zu dem glücklichsten Menschen gemacht; er werde nie aufhören mich zu lieben, und nie mich verlassen."

„Das Gewitter war indeß vorüber gegangen, der Wagen angespannt. Meine Muhme wurde schlaftrunken hineingehoben, und auch der Graf setzte sich mit ein, und empfahl sein Pferd dem Wirthe. Ich weinte

den ganzen Weg über, und die Schmeichelworte, die mein Begleiter mir zuflüsterte, vermehrten meine Thränen noch. Ich verabscheute seine That, und doch konnt' ich ihn nicht hassen; ich verabscheute mich mehr als ihn, und haßte mich selbst."

„So kamen wir an. Neben mir sitzend hatte er oft versucht mich zu küssen; ich wich ihm aus; beim Aussteigen umarmte er mich. Ich wehrte ihn nicht ab, aber seinen Kuß erwiedern konnt' ich nicht. Der Schlaf floh mich in dieser Nacht — und ach wie viele schlaflose Nächte sind dieser gefolgt! — Der nächste Tag war trübe; ich konnte nicht aufhören zu weinen und mußte doch meine Thränen verbergen. Der Kopf schmerzte mich heftig. Meine Muhme aber konnte nicht müde werden, die Freuden des vorigen Tages zusammenzuzählen, und die Herablassung des Grafen zu rühmen, der jetzt noch mehr als vorher ihr Abgott geworden war. Jedes ihrer Worte schnitt tief in mein Herz. Gegen Mittag kam der Graf selbst, sich nach meinem Befinden zu erkundigen, und schien nicht wenig verwundert, mich mit geschwollenen Augen und so wortkarg zu sehen. Er wußte meine Muhme zu entfernen, und drang dann mit den zärtlichsten Worten in mich, ihm die Ursache meines Kummers zu entdecken, und mein Herz in das seinige auszuschütten. Diese Aeußerungen empörten mich, und da ich nicht antwortete, wollte er mich in die Arme nehmen und durch Küsse versöhnen. Ich stieß ihn mit Unwillen von mir. Gehen Sie, sagte ich; Sie haben mich zu Grunde gerichtet. Möcht'

ich Sie nie wieder sehen, und möcht' ich Ihr Andenken und die Erinnerung des gestrigen Tages ewig in meinem Gedächtnisse austilgen können."

„Ich will nicht wiederholen, was er Alles sagte, um meinen Zorn zu besänftigen. Diese Sprache kostete ihm wenig, aber sie half ihm nichts. Da er bei den nächsten Besuchen sah, daß ich immer des nämlichen Sinnes blieb, und mein Unwille sich eher vermehrte als minderte, kam er nur selten noch, dann immer seltener, blieb dann ganz aus, und bezog endlich eine andere Wohnung in dem entgegengesetzten Theile der Stadt. Meine Muhme, die sich in das Alles nicht finden konnte, trauerte über diesen Entschluß; mir aber war es, als ob ich erst jetzt wieder freier athmen könnte, da ich meinen Verführer nicht mehr in meiner Nähe wußte."

„Einige Monate verstrichen, ohne daß sich mein Trübsinn minderte; aber jetzt ward ich eine Veränderung in meinem Zustande gewahr, die ich für den Vorboten meiner Schande halten mußte. Ich wollte noch zweifeln; aber dieser Trost mußte nur allzubald der Ueberzeugung weichen. Mein Jammer war gränzenlos, und ich hatte niemanden, dem ich mein Elend hätte vertrauen können. Denn eben um diese Zeit erkrankte meine Muhme und starb, und so sehr mich ihr Tod schmerzte, weiß ich doch nicht, ob ich nicht einen Trost in dem Gedanken fand, daß sie doch mit dem Glauben an meine Unschuld gestorben sey."

„Ich ging jetzt nicht mehr aus, sondern härmte mich im Stillen für mich. Jeder Tag, jede Woche,

die zu Ende ging, schien mich näher zu dem Abgrunde hinzustoßen, den ich vor mir geöffnet sah. Von dem Grafen hörte ich nichts mehr. Nach ihm fragen hätte ich nicht können — um Alles in der Welt willen nicht. War es mir doch so, als ob Alle, die wegen Arbeit zu mir kamen, meinen Fall wissen müßten und mich verachteten; und diese Verachtung, die ich bei andern voraussetzte, und gegen mich selbst kehrte, drückte mich fast zu Boden."

„Die Zeit meiner Entbindung rückte jetzt heran; ich konnte nicht umhin, dem Stadtrichter meinen Zustand anzuzeigen. Ich wählte die Zeit der Dämmerung; aber es war mir, als ob jedermann sähe, wohin ich ginge und weshalb. Da ich dem Stadtrichter mein Unglück stammelnd und weinend anzeigte, sah er mich befremdet an, und als ich ihm den Namen des Verführers nannte, sagte er kopfschüttelnd vor sich hin: „Schon wieder der?" und dann zu mir: „Geh', mein Kind, du bist in schlimme Hände gefallen."

„Diese wenigen Worte lehrten mich viel; und wie Vieles erfuhr ich nun jetzt, nachdem meine Schande bekannt worden war! Jedermann wußte etwas zu erzählen; und ich hörte mit Entsetzen, daß ich nicht das erste und nicht das einzige Opfer seiner Nichtswürdigkeit war."

„Um diese Zeit kam mein Verlobter von seiner Wanderung zurück. Seine erste Frage war nach mir, und das Erste, was er erfuhr, mein Unglück. Die Freude war ihm geraubt, und da er mich nun nicht

heirathen konnte, wollte er mich auch nicht wieder-
ſehen. Er verſchwand eines Tages, und ließ ſeiner
alten Mutter ſagen, er habe es nicht aushalten kön-
nen, und ſey wieder in die Welt gegangen. So war
mich dieſes treue Herz durch mich tödtlich verwundet.
Die alte Mutter aber erkrankte kurz darauf, und
ſtarb, wie man glaubte, aus Gram, und ihr einzi-
ger Sohn, nach deſſen Rückkehr ſie ſich ſo lange ge-
ſehnt hatte, ſuchte in ihrer letzten Stunde fern von
ihr die Ruhe, die ich ihm durch die ſträflichſte Un-
beſonnenheit entriſſen hatte.“

„Mich erhielt der Himmel, wahrſcheinlich zur
Strafe für mein Vergehen. Dieſes Kind kam zur
Welt, um meine Schande, vielleicht auch mein Un-
glück zu erben. Denn wer wird ſich ſeiner erbarmen,
wenn ſein Vater es verſtößt, und ſeine Mutter ihm
nichts hinterläßt, als ein geſchändetes Andenken? —
Meine Wochen dauerten lange, und als ich das Bett
wieder verlaſſen konnte, entdeckte ich, daß meine
Wärterin mit dem größten Theile meiner Kleidungs-
ſtücke und Wäſche verſchwunden war. Meine kleine
Habſeligkeit war aufgezehrt, und da ich nicht hatte
arbeiten können, hatten mich meine Kunden verlaſ-
ſen und ſich an Andere gewendet. Ich mußte alſo
meine Wohnung verlaſſen, und mich glücklich ſchätzen,
in dem ſtrengen Winter in einem armſeligen Hinter-
ſtübchen ein Unterkommen zu finden, in welchem ſich
eine arme, aber rechtſchaffene Wittwe mit Spinnen
nährte. Da ich aber auch den geringen Aufwand des
ärmſeligſten Lebens nicht zu beſtreiten vermochte,

und die Nahrung für mein Kind zu verſiegen anfing, drang meine Wirthin in mich, den Grafen zu ſeiner Pflicht anzuhalten. Es dauerte lang, eh' ich dieſen Entſchluß faßte, und nur die äußerſte Noth entriß mir die Einwilligung. Ich ſchrieb ihm einige Zeilen und bat um Unterſtützung für ſein Kind. Er gab keine Antwort. Ich wiederholte meine Bitte dringender; denn immer mehr drängte mich die Noth. Er jagte meinen Boten mit ſchmähenden Worten fort. — Ich müßte klagen, hieß es nun. Und auch darein mußte ich, trotz meines innern Widerſtrebens, willigen, um die Schlechtigkeit der Menſchen noch deutlicher und gräßlicher kennen zu lernen."

„Einige Wochen waren verſtrichen, ohne daß ich etwas von dem Erfolge meiner Klage erfahren hatte. Eines Tages, wo ich mit meinem Kinde auf dem Arm ausgegangen war, um Brod zu kaufen, kam ich, ohne es zu wiſſen, bei dem Hauſe des Ober-Auditeurs vorbei, in welchem die Kriegsgerichte gehalten werden. In dem Augenblick tritt ein Unter-Officier aus der Thür, der Schwager meiner Wirthin, dem meine Geſchichte bekannt war, und da er mich erblickte, ſagte er mit zitternden Lippen zu mir: Er hat es abgeſchworen. — Wer? was? frug ich beſtürzt. — Der Graf; Ihr Kind. — Dieſe Worte betäubten mich; ich ließ ſie mir wiederholen und begriff ſie nicht. Da aber der Graf jetzt ſelbſt auf die Straße trat, und frech, mit zurückgeworfenem Kopfe nach der andern Seite abging, ergriff mich ein ſolcher Wahnſinn, daß ich mein Kind krampfhaft faßte,

um es von der Brücke, auf der ich ſtand, hinabzuſchleudern. Aber Gottes Güte bewahrte mich vor dieſem neuen Verbrechen. Da ich das Kind ſo ergriff, weinte es und ſtreckte ſeine Aermchen flehend nach mir aus. Da brach mir das Herz, und ich gab Gott die Rache des Böſewichts anheim. Wie ich nach Hauſe gekommen, weiß ich nicht. Aber ich fiel kurz darauf in eine ſchwere Krankheit, in der ich nichts von mir wußte; und nur die Wohlthätigkeit meiner armen Wirthin, die ſelbſt die größte Noth litt, rettete mich. Gott vergelte es ihr! Aber wie glücklich wäre ich geweſen, hätte er mich durch den Tod von allem dieſem Jammer erlöst, und dieſes arme Kind dazu, das, ſo unſchuldig es ſelbſt iſt, mich doch täglich an meine Schuld, und was mir faſt noch entſetzlicher iſt, an die Verruchtheit ſeines gewiſſenloſen Vaters erinnert."

So endigte das unglückliche Weib die traurige Geſchichte, die ſie oft durch ihre Thränen unterbrach. Mein Vater, der beim Anfang ihrer Erzählung über ſeinen Rechnungen ſaß, und kaum aufzumerken ſchien, wie er in ſolchen Fällen gewöhnlich that, ob er ſchon kein Wort verlor, war, als der entſcheidende Augenblick nahte, aufgeſtanden, und ging mit immer haſtigern Schritten auf und ab. Bei den Worten aber: „Er hat es abgeſchworen," ſtand er plötzlich ſtill, wie vom Blitze getroffen; ſeine Blicke hefteten ſich auf die Erzählende; ſein Mund war geöffnet, ſeine Hände bis gegen die Bruſt erhoben. Dann ſanken ihm die Arme langſam wieder, und vor ſich hin,

sehend setzte er sein Wandeln langsamer fort. Man sah, daß etwas in ihm vorging und daß er auf Rath sann. Nach einer kurzen Frist, und nachdem er die Arme mit einigen tröstenden und aufrichtenden Worten entlassen hatte, nahm er seinen vorigen Platz wieder ein, und endigte sein Geschäft mit der Ruhe, die er immer hatte, wenn er seines Entschlusses Meister geworden war.

Am folgenden Morgen ging er ziemlich früh aus, um, wie er nachher erzählte, Nachricht von dem gegenwärtigen Thun und Lassen des Grafen einzuziehen. Außer mehr als Einer Büberei, deren ihm jetzt keine unerwartet war, erfuhr er, daß er sich, von Schulden erdrückt und von seinen Gläubigern hart gedrängt, seit geraumer Zeit um die Hand eines eben so reichen als schönen Mädchens, der Tochter des angesehensten Kaufmanns der Stadt, bewerbe, daß die Mutter diese Bewerbung begünstige, der Vater aber Schwierigkeiten mache, seine Tochter einem verschuldeten und seiner Sitten wegen übel berüchtigten Manne zu geben. Es sey indeß unverkennbar, daß sich der Graf seit einiger Zeit Mühe gebe, seinen Ruf zu verbessern und den Schein regelmäßigerer Sitten anzunehmen; so daß er durch diese Bemühung, unterstützt durch die Eitelkeit der Mutter und ihrer ganzen Familie, doch wahrscheinlich zu seinem Ziele gelangen werde.

Diese Nachrichten kamen der Absicht meines Vaters zu Statten. Er begab sich sogleich zu dem Grafen und verlangte gemeldet zu werden. Der Bediente

maß ihn vom Kopfe bis zu den Füßen, ging zögernd hinein, und kam mit der Antwort zurück, sein Herr sey beschäftigt, er möchte ihm hineinsagen lassen, was er begehre. Es war offenbar, daß er einen mahnenden Gläubiger fürchtete. Mein Vater antwortete, er habe einen Auftrag, der für den Herrn Grafen von Wichtigkeit wäre, und nicht in andere Hände gegeben werden könnte; er bäte also, wenn es irgend möglich wäre, um Audienz.

Jetzt wurde mein Vater hereingelassen. Der Graf saß auf dem Sopha in bequemer Morgenkleidung, die Beine über einander geschlagen; in den Händen eine goldene Dose, mit der er gedankenlos spielte. Mein Vater begrüßte ihn mit scheinbarer Ehrerbietung; der Gruß wurde nachläßig erwiedert. Ich habe einen Auftrag an Sie, Herr Graf, hub mein Vater an, der Ihr Herz in Anspruch nimmt; und da ich nicht zweifeln kann, daß einem Manne von Ihrem Stande jede Gelegenheit zur Großmuth erwünscht ist, so habe ich kein Bedenken getragen, diesem Auftrage — was Sie verzeihen werden — eine besondere Wichtigkeit beizulegen. — Der Graf runzelte die Stirn, während sich sein Mund zu einem ironischen Lächeln verzog. — Sie sind der Kastenvorsteher ..... (den Namen konnte er nicht finden). Nur kurz, wenn ich bitten darf; ich bin beschäftigt, wie ich Ihnen schon durch meinen Bedienten habe sagen lassen. — So kurz als möglich, erwiederte mein Vater mit einer leisen Verbeugung; der Graf warf den Kopf zurück. — Eine Unglückliche, welche bessere Tage

gesehen hat, und jetzt im Elende schmachtet, sucht durch mich bei Ihnen, Herr Graf, Hülfe gegen Verzweiflung. Ich hoffe, Ihre Großmuth wird diese Bitte nicht zurückweisen. — Der Graf griff in die Tasche, zog seinen Beutel zur Hälfte heraus, ließ ihn dann wieder zurücksinken und sagte: Diese Art von Zumuthung kömmt sehr oft an unser einen, und je bereitwilliger man ist zu geben, desto zudringlicher ist die Bettelei. Schicken Sie die Person zu mir, für die Sie intercediren, Herr Kastenvorsteher; und wenn sie meine Unterstützung verdient, so will ich sehen, was ich für sie thun kann. Dabei nickte er gnädig mit dem Kopfe und der Hand und wollte so meinen Vater entlassen.

Mein Vater lächelte, während sich sein Herz im Innersten empörte. Meine Bitte, sagte er, geht nicht auf ein einfaches Almosen, das man Einmal für allemal gibt, und dann zugleich mit dem Empfänger vergißt. — Nun auf was denn sonst? fragte der Graf mit verdrüßlichem Ernste, indem ihm die Röthe des Aergers auf die Stirn trat; auf was denn sonst, wenn ich fragen darf? — Die Person, für die ich bitte, erwiederte mein Vater, ist keine gemeine Bettlerin. Sie hat bessere Tage gesehen. — Von Stand? frug der Graf hastig. — Nicht was Sie so nennen, antwortete mein Vater; aber von einem rechtlichen, braven Stande, die Tochter rechtschaffener Eltern, selbst rechtschaffen, fleißig, fromm und von Allen, die sie kannten, geachtet, bis das Unglück über sie einbrach. — Der Graf sah verdrüßlich

vor ſich hin und gähnte. Sie haben gehört, daß ich beſchäftigt bin, ſagte er, und machen mir da einen unendlichen panégyrique — eine ewige Lobrede einer . . . . . Mein Vater bat um Nachſicht, und erzählte nun, ohne einen Namen zu nennen, in gedrängteſter Kürze, aber ohne einen weſentlichen Umſtand auszulaſſen, die Geſchichte der Unglücklichen, ihre Verführung, ihren Fall, ihr Elend und die Gewiſſenloſigkeit ihres Verführers, von welchem er als von einem ihm Unbekannten ſprach. — So langweilig der Graf beim Anfange dieſer Erzählung vor ſich hingeſehen hatte, ſo wurde er doch bald aufmerkſam und immer aufmerkſamer, und bald gerieth er bei ihrem Fortgange in die peinlichſte Verlegenheit. Er wollte lächeln, aber ſeine Muskeln verſagten ihm den Dienſt; er öffnete und ſchloß die goldene Doſe unzähligemal, drückte ſie krampfhaft zwiſchen den Händen, und ſeine Füße, mit denen er anfänglich geſpielt hatte, ſchienen erſtarrt. — Er ſuchte ſich aber zu faſſen, ſtand auf, und ſagte, nach dem Fenſter gewendet, als ob auf der Straße etwas ſeine Aufmerkſamkeit erregte, mit angenommener Gleichgültigkeit: Die Perſon iſt zu beklagen; aber was kann ich für ſie thun? — Und dann ſich umkehrend und feſter auftretend: Mit einem einfachen Almoſen ſind Sie nicht zufrieden, ſagen Sie? — Dieſes würde die Unglückliche nur demüthigen, ohne ihr zu helfen. Sie bedarf und verdient eine regelmäßige Unterſtützung; und ich zweifle keinen Augenblick, daß Sie ihr dieſe gewähren, da Sie von ihrem Schickſal ſo

ergriffen scheinen. Diese Theilnahme würde sich ohne Zweifel noch erhöhen, wenn ich Ihnen den Namen der so schändlich Verführten und Verlassenen nennen wollte — Der Graf stand auf Kohlen — Sie behauptet, von Ihnen gekannt zu seyn, mit Ihnen in Einem Hause gewohnt, für Sie gearbeitet, öfters mit Ihnen gesprochen zu haben. — Wohl möglich, sagte der Graf und wollte gleichgültig scheinen, aber seine Lippen zitterten. Mein Vater blickte ihn mit unverwandten Augen an; er konnte nicht zur Fassung kommen. Sein Zustand war peinlich. Endigen wir, sagte er zuletzt. Ich habe Ihnen schon gesagt .... In der That, es ist sonderbar, daß Sie sich .... Er konnte keinen Satz aussprechen. Die Augen meines Vaters blitzten ihn noch heftiger an, und er sagte mit Ruhe: Eine Unglückliche, die es durch fremde Nichtswürdigkeit ist, ein Kind, das nur die Schuld seines gewissenlosen Vaters trägt, dem Elende, vielleicht dem Verbrechen entreissen, Herr Graf, ist Pflicht eines jeden Menschen; mehr vielleicht noch Pflicht eines Mannes von angesehenem Namen, und — eines Bekannten, Herr Graf, eines Bekannten. — Der Graf griff wieder in die Tasche. Kein Almosen, Herr Graf, sagte mein Vater mit ruhiger, aber fester Stimme. Kein Almosen; ich wiederhole es. Wollen Sie nicht in einen Gehalt willigen, auf den die Person, als Ihre ehemalige Freundin, Ansprüche zu machen glaubt, so habe ich Ihnen nichts weiter zu sagen. Ich habe noch Freunde, die sich der Unglücklichen annehmen.

Der Kaufmann ... (er nannte den Namen des Mannes, um dessen Tochter der Graf sich bemühte) ist mein Freund, und ein Freund der Armen; er wird mir, ich weiß es gewiß, meine Bitte nicht abschlagen, wenn ich ihm die Geschichte der Unglücklichen so erzähle, wie ich sie Ihnen erzählt habe. — Bei diesen Worten machte er Miene wegzugehen. Der Graf schien bestürzt; die Erfüllung der Drohung meines Vaters hätte alle seine Hoffnungen zerstört. Er faßte sich also und sagte: Wenn es eine großmüthige Handlung gilt, soll man nicht sagen, daß ich mich von irgend einem Menschen übertreffen lasse. Sie haben nicht nöthig, sich zu jemandem Anders zu bemühen. Ich bewillige einen Jahrgehalt, der mit Ablauf dieses Vierteljahrs seinen Anfang nehmen soll. — So glaubte er für's Erste die Sache von sich weg zu schieben. Mein Vater war auch darauf gefaßt. Er ließ ihn nicht los; und nach einem langen niedrigen Feilschen um die Größe der Summe und die Dauer der Verpflichtung, unterschrieb endlich der Graf ein Versprechen, das mein Vater auf der Stelle entwarf, und stellte eine genügende Anweisung aus.

Der dringenden Noth war nun freilich abgeholfen; aber die Unglückliche hatte das Maaß ihres Elendes noch nicht erfüllt. Das Gefühl ihrer Schande lastete unaufhörlich auf ihr; sie konnte die frühere heitere Zeit ihrer Unschuld nicht vergessen; sie warf sich das Unglück ihres Verlobten und den Tod seiner Mutter vor; so verlor sie Ruhe und Schlaf, und fiel endlich

in Wahnsinn. In ihrer Verwirrung klagte sie sich des Kindermordes an, und jammerte, daß sie nun zur Schande ihrer Eltern auf dem Rabensteine sterben müsse; und wenn man ihr dann, um sie zu beruhigen, das Kind zeigte, sagte sie, das sey der Engel ihres Kindes, der sie zu sich rufe; sie wollte ihm auch gern folgen, aber die drei schwarzen Finger des Grafen, mit denen er den Meineid geschworen, hinderten sie daran. Nachdem sie sich ein Jahr lang so gequält und abgezehrt hatte, kam sie plötzlich wieder zu Verstand, verlangte nach ihrem Kinde, weinte und betete über ihm, und ließ meinen Vater zu sich bitten. Diesem empfahl sie den Knaben, dankte ihm für all das Gute, was er ihr erwiesen, und sagte ihren Tod voraus. Sie starb zur bestimmten Zeit. Für ihr Kind wurde gesorgt. Es ist ein tüchtiger Handwerker geworden und ein rechtschaffener Mann.

Was den Grafen betrifft, so wurde ihm die reiche Braut, auf die er und seine Gläubiger gehofft hatten, nicht zu Theil. Um sich zu trösten, oder um sich den Augen der Leute zu entziehen, entfernte er sich auf einige Zeit, und kehrte mit einer Frau gleichen Standes zurück, die ihn in ihr Netz lockte, da er sich das Ansehen eines reichen Mannes gegeben hatte. Auch er hielt sie für reich, und beide sahen zu spät, daß sie betrogen waren. Nun gesellten sich zu der alten Hoffarth Armuth und Zwietracht; und da auch der Schein nicht mehr zu retten war, ergab er sich dem Trunke und seine Frau lief mit einem *Schauspieler davon*. Noch jetzt sieht man ihn bis-

weilen durch die Straßen wanken, wenn ihn ein sonniger Tag aus dem düstern Hinterstübchen lockt, in welchem er gewöhnlich sein dürftiges Alter verbirgt, und das kümmerliche Almosen, das ihm einige vornehme Familien abreichen, verzehrt.

* * *

Es fehlte nicht an Leuten, die meinen Vater tadelten, wenn sie sahen, daß er sich so für Andere abmühte, um Anderer willen sich Feindschaften zuzog, und oft selbst bei denen, für die er arbeitete, wenig Dank fand. Dann pflegte er zu sagen, er habe als Kind aus dem Munde seiner Mutter eine Geschichte gehört, die ihm immer in die Gedanken komme, wenn er Lust fühle, auf solchen Rath zu hören. Vor alter Zeit, hatte sie gesagt, lebte ein Weib, das war so glücklich mit seinem Manne, als ob es im Himmel wäre. Sie hatte keinen Wunsch als für ihn, und seine Liebe gewährte ihr Alles, was sein Herz begehrte. Sie begehrte aber nichts, als was gut war, und ihrem Manne auch Freude machte. Das ungetrübte Glück dieser Eheleute erregte den Neid eines bösen Nachbars; und dieser wußte es einzurichten, daß Räuber die Frau einst wegfingen und sie an eine einsame Insel brachten und daselbst aussetzten. Da war nun das arme Weib in seinem Elende allein, und sehnte sich nach der Heimath und dem verlassenen Gatten; und sie saß den langen Tag auf einem Felsen am Ufer und sah in das Meer nach

der Gegend hin, wo ihr Land lag, und fragte nicht nach Speis und Trank; denn ihre Sehnsucht war ihre Nahrung. Aber aus dem nackten Felsen schossen Zweige auf, und wölbten sich über ihrem Haupte, und bedeckten sich mit Blüthen und köstlichen Früchten, und ein silberheller Quell sprudelte neben ihr aus dem Gestein, und rollte murmelnd und schäumend an ihren Füßen hin in das Meer. Wie sie nun so auf dem Felsen saß, kam ein Schiffbrüchiger angeschwommen, der matt und dem Tode nah' noch mit den Wellen kämpfte; den zog sie an's Land, trocknete und erquickte ihn, und gab ihm von ihren besten Früchten; dann kam noch Einer und wieder Einer, und immer so fort, und sie zog Alle an's Ufer und hatte viele Mühe. Alle aber verließen sie, und suchten sich ein besseres Unterkommen, und die wenigsten dankten ihr; ja einige schalten sie sogar, daß sie ihnen beim Herausziehen wehe gethan. Sie aber rastete darum doch nicht, sondern rettete immer fort; denn es war ihr, als müßte sie es thun, wenn sie wieder in ihre Heimath kommen wollte. Nachdem sie das nun viele Tage und Nächte gethan hatte, schlief sie eines Abends ein; und als sie wieder erwachte, schwamm sie in einem Nachen auf dem spiegelglatten Meer, und der Himmel wölbte sich über ihr mit unzähligen Sternen, und unzählige Sterne glänzten ihr aus der Tiefe entgegen, und der Nachen eilte immer fort, und ließ eine lange silberne Furche hinter sich. Jetzt brach der Morgen an, und vom Glanze des Frühroths vergoldet, lag ein be-

kanntes Ufer vor ihr, und nahm sie auf. Es war dieß das Ufer ihrer Heimath, nach dem sie sich so lange gesehnt hatte, und auch der geliebte Gatte war wieder da; und es war Alles wieder wie ehedem voll Zufriedenheit und Freude, nur daß der böse Nachbar seitdem gestorben war. — Wenn ich so das Leben betrachte, fuhr mein Vater fort, so kömmt mir die Erde wie jenes Eiland vor, an das nur Hülfsbedürftige anschwimmen, und es ist mir, als wäre Retten und immer Retten die eigentliche Bestimmung des Menschen, der an Gott glaubt. Ich darf mich nicht umsehen, so schwimmt so ein unglücklicher Verlorner den schroffen Klippen zu, und es ist wahrhaftig nicht blos das Daseyn, was da zu retten ist. Die schlimmere Noth ist meist die im Innern verborgene, die oft ganze Geschlechter um Ruh' und Seligkeit zu bringen droht. Da ist kein Rasten erlaubt; da kann man die Hände nicht in den Schooß legen.

* * *

Zu unserm kleinen Hauswesen gehörte eine alte Magd, eine gute treue Seele. Sie war als ein Findelkind in dem Hause meiner mütterlichen Großeltern aufgenommen worden, hatte meine Mutter als Kind erziehen helfen, und war nun auch wieder meine Wärterin. Sie kannte keine Freude als ihren Dienst, den sie still und unverdrossen vor sich hin that, nur sorgend, daß ihrer Herrschaft nichts mangelte. Ihre Herrschaft und das Haus war ihre Welt. Mehrere

rechtliche Männer hatten sich in ihrer Jugend um sie beworben; sie hätte auch wohl den Einen oder den Andern leiden mögen; aber der Gedanke, ihre Herrschaft verlassen zu müssen, ließ keine Neigung bei ihr aufkommen. Hieran scheiterte jeder Rath, jede Zusprache. Sie sagte dann wohl, wie sie in die Welt geworfen worden, so wolle sie auch hinausgehen, ohne jemanden weiter anzugehören; und wenn sie nur denen treu diente, die sie als Waise väterlich aufgenommen, so werde Gott sie auch väterlich aufnehmen, wenn sie allein in seine Welt käme. In den letzten Jahren ihres Lebens erblindete sie. Dieß hinderte sie aber nicht in ihrem Dienste, nur daß sie sich bisweilen in der Zeit irrte, und schon um Mitternacht aufstand, um den Tag anzufangen. Auch da war jedes Abwehren umsonst, und wenn jemand anders ihre Geschäfte thun wollte, klagte sie bitterlich, daß man sie nöthigen wolle, denen zur Last zu seyn, die schon so viele Last mit ihr gehabt hätten. Wollte man sie also vergnügt sehen, so mußte man sie nach ihrer Weise schaffen lassen. So trieb sie es bis in ihr achtzigstes Jahr. Eines Tags, nachdem sie alle Arbeit bei Seite gebracht, und auch noch für den andern Morgen gesorgt hatte, wurde sie früher als gewöhnlich müde, legte sich nieder, schlief ein und erwachte nicht wieder.

Auch ein Kanarienvogel gehörte zu unsern Hausgenossen. Er kam eines Abends, als mein Vater unter seinen Blumen saß, von einem benachbarten Dache auf einen Rosenstock herabgeschwirrt, und

hüpfte von da meiner Mutter auf den Schooß, wo er ganz bekannt um sich her sah, und sich willig greifen ließ. Da er vergebens ausgeboten wurde und niemand etwas von ihm wissen wollte, nahmen wir ihn als einen Schützling in unsere Stube auf, und seine zahme Vertraulichkeit machte Allen, und mir insbesondere, die größte Freude. Was man ein so kleines Thier lehren kann, ohne es zu plagen, brachte ich ihm bei; einiges lernte er auch ohne Anweisung. Mein Vater war immer ein Freund der Musik gewesen und beklagte oft, keine Gelegenheit gehabt zu haben, ein Instrument zu lernen; aber er pfiff sehr gut mit dem Munde, und bisweilen, wenn er bei seinen Rechnungen saß, modulirte er so ein geistliches Lied. Unser Vögelchen saß dann auf seinem Käfich, und hörte aufmerksam zu; und eines Morgens versuchte er zu unserer Verwunderung und Freude Bruchstücke der Melodie: Nach einer Prüfung kurzer Tage. Bald hatte er es ganz gelernt. Einige Jahre darauf hatte er das Schicksal unserer guten Regine; er wurde blind; und nun sang er weniger am Tage, aber oft mitten in der Nacht. An dem Morgen aber, an welchem mein Vater zu Grabe getragen wurde, und die Leichenbegleitung auf der Straße versammelt war, stimmte der alte blinde Sänger das Lied an: Nach einer Prüfung kurzer Tage ꝛc., und sang es ohne Anstoß aus. Wenige Stunden darauf fiel er kraftlos von seinem Sitze und war todt.

* * *

Mein Vater las gern vor. Er hatte ein leichtes und angenehmes Organ, das sich jeder Gattung des Vortrags anschmiegte und jede Farbe des Gefühls wiedergab. Einen großen Theil meines Unterrichts, den er sonst niemanden anvertraute, erhielt ich durch dieses ausdrucksvolle Vorlesen; ich selbst wurde frühzeitig darinne geübt, und wechselte späterhin oft mit meinem Vater ab. Dieser war der Meinung, daß der geistige Verkehr unter den Menschen abgenommen habe, und immer herzloser werde, je mehr das Stillesen aufkomme. Dieses wiege den Geist in einen trägen Schlummer, während dem sich die Gedanken oft bis zur gänzlichen Formlosigkeit verdunkelten; statt daß sie durch die lebendigen Töne erweckt, belebt und befruchtet würden. — Was bei dem Einen oder dem Andern vorzüglich ansprach, wurde dann wiederholt, oft auch in das Tagebuch eingetragen, auswendig gelernt und von Zeit zu Zeit wieder vorgenommen. Sehr schnell rückten wir zwar auf diese Weise nicht vor, aber dafür verlor ich auch wenig von dem, was ich las. Fast Alles wurde mein Eigenthum, indem es sich mit dem, was ich schon wußte, verknüpfte, oder mit dem, was ich selbst dazu dachte, so verband, daß ich jetzt beides nicht mehr von einander zu sondern im Stande bin. Ein großer Theil meines geistigen Daseyns knüpft sich an solche schriftliche Uebungen, die mir zum Bedürfnisse geworden sind, und die ich deshalb unter allen Verhältnissen bis auf den heutigen Tag fortgesetzt habe. Von fast fünfzig Jahren her liegen meine Gedächt-

nißbücher aufbewahrt. Oft, wenn ich in ihnen blättere, tritt mir die Zeit, wo ich jedes schrieb, wieder lebendig vor die Seele; die Gedanken, die ich dabei niedergelegt hatte, stehen wieder auf, und es ist mir, als ob mich ein ewiger Frühling mit der ganzen Herrlichkeit seiner Blüthen und Blumen umgäbe, wenn ich diese Art von Auferweckungskunst übe. Oft überrascht mich auch das Neue, was ich gerade in dem Allerälteſten bemerke, und wie ich jetzt erst Vieles verstehe und vollständig begreife, was ich früher nur meinte zu verstehen. Wie sehr mich dieser Genuß erheitert, kann ich kaum sagen; aber er gibt mir ein Gefühl von Jugend und erhält mein Gedächtniß; und ich gestehe ohne zu erröthen, daß ich den größten Bücherschatz nicht für diese kleine Bibliothek nähme, welche die Geschichte meines innern Lebens nicht sowohl durch das, was sie mit ausdrücklichen Worten sagt, als durch das, was sie weckt und woran sie erinnert, in sich faßt.

Was übrigens die Gewohnheit des lauten Lesens betrifft, so ist es mir wohl nicht zu verdenken, wenn ich ihr mit Wärme das Wort rede, da sie die erste zufällige Veranlassung zu meinem so glücklichen und segensreichen Ehestande geworden ist. Dieses ging so zu. Unserm Hause gegen über in einem kleinen Dachstübchen wohnte ein junger Mensch vom Lande, welcher die Schule besuchte. Er machte sich uns zuerst durch seine angenehme Stimme bemerklich, die er mit der Laute begleitete; und immer freute es uns,

wenn noch spät in der Nacht die Töne seines einfachen und gefühlvollen Gesanges zu uns herüberkamen. Mein Vater las uns in jener Zeit Klopstocks Messias vor, welcher eine neue Erscheinung war, und uns mit seinem frommen, wunderbar reichen Inhalte, und seiner hohen, ungewöhnlichen Sprache, eine Stimme von oben und ein neues Evangelium schien. Es war Sommer, die Fenster waren geöffnet, und wir bemerkten einigemal, daß, während gelesen wurde, unser junger Nachbar am Fenster stand und aufmerksam zuzuhören schien. Eines Abends nun, als mein Vater an der Thür saß, fand sich auch der Wirth des jungen Menschen ein, erzählte von seinem fleißigen Hausgenossen, wie er mit geringer Unterstützung der Seinigen doch so rechtlich lebe, und Alles ordentlich halte; nur auf Bücher könne er nicht so viel wenden, als er wünschte. So habe er in diesen Tagen eine große Begierde geäußert, ein Buch zu haben, das die Geschichte des Heilandes in schönen Versen erzähle, und aus dem er bei uns habe vorlesen hören. Er schloß endlich mit der Bitte, die er in seinem eigenen Namen that, ob mein Vater nicht dem jungen Menschen das schöne Buch leihen wolle; für Schaden wolle er einstehen. — Niemand war bereitwilliger eine solche Bitte zu erfüllen, als mein Vater, der, begeistert wie er von dem herrlichen Gedichte war, gern die ganze Welt zur Theilnehmerin seiner Gefühle gemacht hätte. Er ging unverzüglich, dem Nachbar das Buch einzuhändigen, und dieser

eilte eben so sehr es seinem jungen Hausgenossen zu bringen, von dessen Dank und Freude, sagte er, er schon zum Voraus gewiß wäre.

Nach Verlauf von einigen Tagen fand sich der ehrliche Nachbar wieder ein, schüttelte meinem Vater die Hand und sagte: „Ihr Buch hat Wunder gethan. Es hätte wenig gefehlt, so wäre mir mein Sebastian um den Hals gefallen, als ich es ihm brachte. Seitdem geht er nicht davon, und vergißt Essen und Schlaf. Er hat uns auch daraus vorgelesen, und meine Frau sagt, es klänge wunderschön. Mir ist es zu hoch; ich kann da nicht nachkommen.“ Zuletzt bat er für seinen Sebastian um die Erlaubniß, uns das Buch selbst wieder zu bringen und sich dafür bedanken zu dürfen.

Dieser Sebastian, meine theure Henriette, ist dein Vater, und die es war die erste Veranlassung unserer Bekanntschaft. Dein Großvater gewann ihn lieb, und da er überhaupt gern mit der Jugend verkehrte und ungemein lehrhaft war, unterhielt er sich viel mit ihm. Oft sagte er dann zu uns: eine so redliche Seele, ein so gerader, offener Sinn und ein so gesundes Urtheil ist mir nicht leicht vorgekommen. Man kann ihm durch die hellen Augen bis in's Herz sehen. Es ist Schade, daß er nicht geistlich studiren soll.

Das war denn auch des armen Sebastian größter Kummer. Sein Vormund, ein tüchtiger Jurist, hatte

ihn auch für das Rechtsfach bestimmt. Das, sagte er, nährt seinen Mann am besten, und da kann ich ihm auch forthelfen. Sein Mündel aber hatte sein ganzes Herz an die Theologie gehängt, und diese Neigung wurde durch die Gespräche meines Vaters, der noch immer mit Liebe an seinem eigenen Studium hing, täglich verstärkt. Eines Abends nun trat er mit verklärtem Gesichte bei uns ein. Ich habe Briefe von Haus, sagte er; mein alter Vormund ist gestorben; mein Wille ist nicht mehr gebunden. Ich studire geistlich. — Gott segne deinen Entschluß, mein Sohn, erwiederte mein Vater.

Von dieser Zeit an schien mein Vater seinen jungen Freund noch lieber zu gewinnen. Seine Unterredungen wurden noch häufiger und inniger, und die meisten bezogen sich auf seinen künftigen Stand. Fast kein Abend verging, ohne daß Sebastian zu uns kam, mit uns bei den Blumen saß, zur Laute sang, vorlesen hörte, oder selbst vorlas. Er war ein Theil unserer Familie geworden, und meine Eltern betrachteten und behandelten ihn wie ihren eigenen Sohn. Von einer Neigung zu mir ließ er nichts spüren. So offen er sonst auch war, so blöde war er gegen mich, und wenn er das Wort an mich richten mußte, erröthete er. Auch gingen Wochen, ja Monate hin, ohne daß wir ein Wort zusammen wechselten; zu einem Gespräch zwischen uns kam es nie. Er hat mir späterhin wohl gestanden, daß er vom ersten Anfange an eine große Liebe zu mir gefühlt habe; aber daß

die Tochter eines so ehrwürdigen Mannes, wie ihm mein Vater erschienen, ihn lieben oder ihm je angehören könne, das sey ihm nicht in den Sinn gekommen. Ich aber dachte meiner Seits: „wenn du einen Mann haben möchtest, so müßte er so wie Sebastian seyn.“ Dabei aber blieben meine Gedanken stehen. Es war mir angenehm, wenn er kam; ich vermißte ihn, wenn er ausblieb; und als er mir beim Abschied erröthend die Hand gab, ohne ein Wort zu sagen, waren mir die Thränen nah'. Daß das Liebe seyn könnte, fiel mir nicht ein; auch meinen Eltern wohl nicht. Länger als drei Jahre blieb er weg. Binnen dieser Zeit schrieb er fleißig an meinen Vater; meiner aber geschah in seinen Briefen keine Erwähnung. Ich glaubte von ihm vergessen zu seyn; und dieß wunderte mich nicht; denn als er uns verließ, war ich fast noch ein Kind. Doch that es mir weh, und ich erinnere mich gar wohl, daß mir oft im Traume die Weisen seiner Lieder vorkamen, vornehmlich die, welche Beziehung auf Trennung und Wiedersehen hatten.

Die Universitätszeit war nun verflossen; da trat er eines Abends ganz unerwartet zu uns herein. Als ich ihn erkannte, hätte ich bald in freudiger Ueberraschung ausgerufen: Ach unser Sebastian! Aber ich faßte mich bei der ersten Sylbe, und schwieg, nicht ohne Erröthen über das lebhafte Ach! — Auch er schien durch meinen Anblick überrascht; wendete sich aber gleich zu den Eltern, die ihn mit der

gröſsten Herzlichkeit empfingen. Menſchen von groſser Herzensgüte werden ſich durch Trennung nicht fremd; ſie erkennen ſich wieder an den leiſeſten Tönen der alten Liebe; und an ihnen und durch ſie webt die Erinnerung einen Uebergang über die Kluft der Zeit. Nach wenigen Fragen und Antworten fand ſich Alles wieder in dem alten Ton, und Vater Rudolph, Mutter Sabine und Sohn Sebaſtian ſchloſſen ſich wieder, wie vormals, als Glieder Einer Familie zuſammen. Die alten Beſchäftigungen und Unterhaltungen fanden wieder Platz, und damit kein Glied in der alten Ordnung fehlte, bezog der Zurückgekehrte, zur groſsen Freude ſeiner alten Wirthe, daſſelbe Dachſtübchen wieder, das er als Schüler bewohnt hatte.

Warum hat doch die Wiederherſtellung einer alten Gewohnheit einer zufälligen Einrichtung einen ſo groſsen Reiz, ja, etwas ſo Rührendes, während wir doch ſonſt dem Neuen ſo nachjagen und nach Veränderung oft mit einer krankhaften Begierde trachten? Gewiſs iſt es nicht die Wirkung der Trägheit, die uns wohl an einer alten Gewohnheit halten, und ihre Unterbrechung verdrüſslich machen kann; ſo wie auch nicht die Verknüpfung gewiſſer Ideen, die zwar ein Intereſſe haben, aber doch allein jene Erſcheinung auf keine Weiſe erklären kann. Jene herzliche Freude, die wir fühlen, wenn das, was vorbei und aus den alten Fugen gelöst zu ſeyn ſchien, zufällig in ſie zurückkehrt, ſollte ſie nicht mit der tiefen Sehnſucht nach dem durchaus Unverän-

lichen zusammenhängen, als dessen Symbol das Beharrliche aus der Fluth der Erscheinungen hervortritt? Geschieht dieses durch eine unerwartete Wiederherstellung, so scheint sich um desto mehr ein Gesetz des Beharrlichen kund zu geben, das uns für das Ewigbeharrliche gut sagt. So hat auch selbst die Wehmuth über das Dahinschwinden der Dinge dennoch einen süßen Kern, indem wir das Vergehen nicht betrauern würden ohne den Gedanken an das Unvergängliche, vor dem die irdischen Dinge vorüberziehen. Dieser Gedanke ist die Folie des Spiegels der äußern Welt, der dunkle Hintergrund, der sie auffängt, und dessen Unergründlichkeit wir dann eben recht inne werden, wenn die äußern Erscheinungen hell und flüchtig über ihn hingleiten. Wie dem aber auch sey, oft und viel hab' ich erfahren, wie ein unerwartetes Wiederkehren des Alten erfreut; und so schien uns jetzt erst Sebastians Rückkehr recht erfreulich, da er seine vorige Wohnung wieder bezogen hatte, und uns mit seinem leisen Gesange zur Ruhe begleitete.

Unser Verhältniß blieb noch geraume Zeit, wie es gewesen war. Seine Schüchternheit gegen mich hatte sich indeß etwas gemindert; er richtete das Wort öfter an mich, und zog mich gern in's Gespräch. Es schien ihn zu freuen, wenn ich ihm beistimmte; und ich will nicht leugnen, daß, wenn ihm meine Aeußerungen gefielen, ich besser mit mir zufrieden war. So geschah es bei diesem gegenseitig

gen täglichen Verkehr, daß wir unſere innerſten Be-
ſinnungen über Alles, was den Menſchen das Wich-
tigſte und Heiligſte iſt, auf das Vollkommenſte kann-
ten, unſer eigenes Verhältniß zu einander ausge-
nommen. In der Stadt hielt man uns ſchon längſt
für verlobt; wir waren es auch nach unſern Geſin-
nungen, und, wie man zu ſagen pflegt, vor Gott;
aber wir wußten es nicht. Nie hatte er von Liebe
geſprochen, und wie ſein Mund, ſo waren auch ſeine
Blicke zurückhaltend. Nur einmal erinnere ich mich,
daß ich zufällig von der Arbeit aufſah, und bemerkte,
daß ſeine Augen auf mir ruheten. Ich erröthete;
auch er erröthete. Dieß war den Tag vor ſeiner
Erklärung.

Sebaſtians Wunſch, in ein geiſtliches Amt zu tre-
ten, wurde früher erfüllt, als er gehofft hatte. Die
Gemeinde in Mainau, wo er bisweilen geprediget
hatte, erbat ſich ihn, bei dem Tode des alten Pfar-
rers, zum Seelſorger. Er ſelbſt würde ſich keinen
Ort lieber gewählt haben. Der Wunſch der Gemeinde
wurde erfüllt. Nie werde ich wieder eine ſo tiefe und
anhaltende Freude ſehen, als die ſeinige war. Die
ganze Zeit, welche zwiſchen ſeiner Ernennung zum
Amte und dem Tage der Einführung lag, war nur
Ein Feſttag für ihn. Die Sonne ging ihm zu lang-
ſam und zu ſchnell. Der Tag ſchien nicht kommen
zu wollen, der ihn in die erwünſchte Thätigkeit ſetzte;
und doch war es ihm, als ob er nicht Zeit hätte, für
Alles, was er dachte und fühlte, hoffte und wünſchte.

In dieser Zeit ward er um mich. Er schien fr
überrascht, als ich ihm Ja sagte; mir aber war e
eben, als ob es nicht anders seyn könnte. Jede
sagte dem Andern herzliche Liebe zu, und wir fanden
erst jetzt, nicht ohne frohe Verwunderung, wie lange
wir uns schon geliebt hatten. Am Tag vor seiner
Einführung verlobten wir uns. Mein Vater legte
unsere Hände zusammen, und, indem er meinte
Mutter die Hand über die unsrigen hinreichte, sagte
er: Gott gebe Euch so reichen Frieden, wie er uns
gegeben hat. Und meine Mutter sprach Amen.

Dieser Tag war nun wohl einer der Feiertage
meines Lebens, deren Andenken ich mir so gern zu-
rückrufe, und die wie einfache Bilder harmlosen
Glücks hell und anmuthig vor meiner Seele stehen,
ob ich sie schon nicht beschreiben und schildern kann.
Ich war tief in meiner Seele glücklich, und da ich
die vollkommenste Ueberzeugung hatte, daß mein Ehe-
stand Gottes heilige Fügung sey, so fühlte ich über
die Ungewißheit der Zukunft nicht die mindeste Un-
ruhe. Gewohnt, jeden Tag zu nehmen, wie er kam,
mich des Guten zu erfreuen, das Böse durch Erge-
bung und Geduld zu besiegen, bat ich Gott nur um
Kraft zur Erfüllung meiner heiligen Pflichten, und
ich zweifelte nicht an der Erhörung eines Gebets,
das aus meinem tiefsten Herzen kam. Ohne mir eine
Kraft zuzutrauen, die ich noch nicht geprüft hatte,
wußte ich doch, daß Gott in den Schwachen mächtig
ist; ich vertraute auf den Segen meiner Eltern, und

auf das Beispiel der glücklichen Ehe, die ich täglich und stündlich vor Augen sah. Der Gedanke, daß die meinige unglücklich werden könnte, kam mir kaum in den Sinn. Alles Andere hatte ich ruhig in die Hand der ewigen Liebe gelegt.

Die Nacht, obgleich schlaflos, verging mir doch schnell, und als die ersten Strahlen des Morgens dämmerten, waren wir Alle im Hause wach. Sebastian, der schon am Abend auf seine Pfarre gegangen war, erwartete uns. Um sechs Uhr brachen wir auf. Auch die gute blinde Regine blieb nicht zurück. Sie hielt sich an meine Hand und sagte: „es verlange sie doch zu sehen, wo ihr Aennchen hinkäme.“ Ach sie hatte so lange nicht die freie, frische Luft des Feldes geathmet, noch das Rauschen der Bäume gehört; und da sie so an den duftenden Büschen hinging, und ich ihr einen Blüthenzweig in die harte Hand legte, und die frische Morgenluft Blumendüfte und Vogelgesang und Brüllen der Heerden herbeiwehte, da sagte sie: „es wäre ja wie im Himmel.“ Ach uns, die wir sehen konnten, kam es noch mehr so vor.

So nah' auch Mainau der Stadt liegt, so war ich doch nie dahin gekommen. Das Herz schlug mir, als wir uns näherten; und wie beim Austritt aus dem Thal das Dörfchen vor uns lag, vom Glanze der Morgensonne übergossen, rund um mit Blüthen-Bäumen, wie mit Sträußern, umpflanzt; die kleine freundliche Kirche in der Mitte, und das neue Zie-

geldach der Pfarre durch die grünen Zweige mächtiger Linden blickend — da mußt' ich still stehen, und die Thränen in meinen Augen zerdrücken. Es ist wohl recht schön? fragte meine blinde Begleiterin. Wunderschön, sagte ich leise. Und da kamen den guten Alten auch Thränen in die Augen, daß sie es nicht sehen könnte. Es war seit ihrem Erblinden das Erstemal.

Am Eingange des Dorfes kam mir der Verlobte entgegen. Er konnte nicht viel sagen; sein Herz war, wie das meinige, bewegt, und bei der leisesten Berührung floß es durch die Augen über. So eben hatten ihn die Aeltesten der Gemeinde begrüßt und ihm Glück gewünscht. Sie hatten ihm gesagt, sein Vorgänger habe sein Amt fünfzig Jahre lang mit Segen unter ihnen verwaltet, und zeuge jetzt von ihnen und ihren Vätern vor Gott. Fast zweimal habe sich die Gemeinde in dieser Zeit erneuert, und sie sey immer eine gute Heerde gewesen, so wie ihr Führer ein guter Hirt. Sie versprächen sich dasselbe von ihm, und gelobten ihm christlichen Gehorsam in Allem, was Recht wäre. — Er sagte nicht, was er geantwortet; aber ich hätte es sagen können, wenigstens in seinem Sinne.

Als wir durch das reinliche Dorf gingen, standen die Leute vor den Häusern im Sonntagsputz, und von allen Seiten hörte ich: „das ist die Braut! das ist unsere künftige Pfarrin.“ Ein kleines rothbäckis-

ges Mädchen kam über den Weg gesprungen, und gab mir, mit einem freundlichen Da! ein Rosen-Paar, das an Einem Zweige hing. Ich bückte mich, um das niedliche Kind zu küssen; aber es entschlüpfte mir, und stellte sich von fern, um uns in das Pfarrhaus gehen zu sehen, das uns aus seinem Linden-Schatten heraus mit seinen hellgewaschenen Fenstern gar freundlich anschaute und zu sich einzuladen schien. Auch das Innere war freundlich, wenn schon öde; denn der ganze Hausrath des neuen Insaßen hatte eben zur Ausstaffirung der kleinsten Stube genügt. Die Küche aber hatten die Bäuerinnen ausgeputzt; und was den innern Wänden an Schmuck fehlte, ersetzten an den äußern die blühenden Kirschbäume, die ihre Zweige wie Kränze um die Fenster wanden, und die Weinstöcke, welche die ganze Mittagsseite mit ihrem breiten Laube herrlich überlegt hatten. Sebastian zeigte mir Alles; nur zu Einem Fenster führte er mich nicht, das sich an der Rückwand seines Stübchens öffnete. Als ich aber von selbst daran trat, und auf den Kirchhof hinaussah, der rund um mit Thränenweiden bepflanzt und mit Blumenbüschen verziert, einem Garten Gottes glich, und meine Blicke sich auf ein Grab hefteten, das mit frischen Blumen überstreut war, da trat der Verlobte zu mir, und sagte mir, hier schlafe sein Vorgänger, und in derselben Reihe noch zwei andere würdige Pfarrherren, und neben jedem sein Weib. — Und jenes offene Grab, nicht weit davon? fragte ich. Das ist

einer Wöchnerin, antwortete er, die heute hineingelegt wird. Ihr Kind taufe ich nach dem Gottesdienste. Die Augen waren mir schon lange übergegangen. Da fiel er mir um den Hals und küßte mich. Das war der erste Kuß, den er mir gab.

Die Kirchzeit kam herbei; die Glocken läuteten; von allen Seiten strömte es zu, auch aus den benachbarten Dörfern. Kopf an Kopf standen sie, und füllten die Stände. Mir, meiner Mutter und unserer Begleiterin hatten sie einen Stand frei gelassen, und ich fand auf meinem Platze einen weißen Lilienstengel, wie ein verkündendes Zeichen unschuldiger Liebe. Dieses Zeichen hat nicht getäuscht. Wie an dem ersten Tage, hab' ich bis zum letzten hin Liebe erfahren und herzliche Theilnahme in Freud' und Leid. Es war weniger eine Gemeinde als eine Familie, die von ihren geistlichen Hirten mehrere Geschlechter hindurch erzogen, mit einfacher und sanfter Lehre gebildet, und mit dem ersten Gebote des Christenthums; „Liebet Euch unter einander," erfüllt worden waren. Keine Gemeinde im ganzen Lande gab der Obrigkeit weniger zu thun, als die Einwohner von Mainau. Streit war selten, und wenn ein Streit entstand, wurde er meist von den Aeltesten geschlichtet; und man wußte kein Beispiel, daß Einer ihren Aussprüchen den Gehorsam verweigert hätte. Die Arbeitsamkeit der Mainauer war nicht weniger berühmt, als ihr friedlicher Sinn. Es gab daher keine Armen unter ihnen, die dem Orte zur Last gefallen wären.

Trunkenheit und grobe Laster kannte man nur aus dem Verbot, nicht aus Erfahrung.

Das Beispiel unserer Mainauer, welchem auch einige benachbarte Orte mit glücklichem Erfolge nacheiferten, konnte die Ueberzeugung geben, daß die einfache Lehre des Christenthums, als Mittel der Erziehung, die wahrhafte Erlöserin vom Bösen ist, und daß ein Prediger, wenn ihn der rechte Eifer beseelt und durchdringt, damit Wunder thun kann. Mein Vater war auch dieses Glaubens. Er hatte ihn in Franckens Schule eingesogen, und durch Franckens Beispiel bewährt gesehen. Nur denke man nicht, pflegte er zu sagen, daß das Wort für sich allein Wunder thue; dafür ist dem Menschen eine lebendige Seele gegeben, daß das Wort durch sie lebendig werde. „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen.“ Ist nun der Geistliche ein dürres, unfruchtbares Holz, wie kann er da Früchte zeigen? Und wenn der Laie nicht Früchte der Lehre an dem sieht, der sich rühmt zu ihrer Verbreitung von Gott berufen zu seyn, wie kann er da glauben? Wenn ich also höre, daß irgendwo ein Geistlicher über seine Gemeinde klagt, und, wie es wohl geschieht, sie Bösewichter und Lotterbuben schilt, die gar nicht verdienten, daß man sich für sie mit Lehren und Predigen bemühe, so weiß ich schon, an wen ich mich zu halten habe, und beklage die Verwirrung derer, welche die Nachfolge Christi predigen sollen und sich so viel besser dünken als Er. Warum strömen doch selbst wilde und rohe Völker

der christlichen Lehre zu, wenn sie ihnen nur mit dem rechten Eifer gepredigt wird? Der rechte Eifer aber kömmt aus der rechten Ueberzeugung, und was vom Herzen kömmt, geht zu Herzen. Jeder Frohndienst wird schlecht verrichtet; der schlechteste Fröhner aber ist der Pfarrer, der nur um Sold lehrt. Christus ging arm durch die Welt und in Knechts Gestalt; auch seine Jünger waren arm. Alles hatten sie an ihren Beruf gesetzt, und von diesem hohen Berufe getrieben, zogen sie durch die Welt und streuten den Samen der heilbringenden Lehre aus. Ansehen, Würden, Gewinn suchten sie nicht. Auf Erden war ihr Lohn das Kreuz, Banden und Schmach; aber sie sahen hinauf und überwanden die Welt. Wie ist es aber, wenn der Pfarrer nur die Einkünfte seiner Stelle berechnet, jedem Gewinn mit Begierde nachjagt, und mit seinen Pfarrkindern um den Zehnten und kleine Vortheile hadert, die Armen gering hält, wenn sie gleich fromm sind, den Reichen aber, wie ruchlos er auch sey, besser ehrt, weil er besser opfert? Soll aber der Pfarrer mit den Seinigen darben, möchtet ihr fragen? Ich glaube nicht, daß es eine Gemeinde in der Welt gibt, die einen wahrhaft christlichen Pfarrer, der sein Amt nicht läßig treibt, darben läßt. Was aber Christus zu seinen Jüngern sagt: Nehmet mein Kreuz auf euch und folget mir nach; das ist zuerst und vor Allen zu den Lehrern und Predigern gesagt. Nicht auf Genuß, Wohlleben und äußere Güter wies er hin, sondern

auf das Reich seines Vaters im Himmel. Dieses Reich wird durch Entsagen und Dulden gewonnen. Wie kann aber der auf den Weg des Duldens weisen, der um das Irdische hadert; und wie mag die Gemeinde seinen Worten glauben, wenn die That das Wort Lügen straft? Und sät nicht durch solchen Zwiespalt; der überall ärgerlich und verdammungswerth ist, der als Lehrer des Glaubens Berufene den sträflichsten Unglauben aus, und vernichtet, so viel an ihm ist, die Kraft der Lehre von Erlösung und Heiligung? Wo bleibt da das Gewissen und die Furcht vor Gott? Auch Hoffarth und eitler Dünkel soll fern seyn von den Lehrern des göttlichen Worts, welches das Wort der Demuth ist. Durch Demuth siegte das Christenthum über die irdische Macht, und gewann die Herzen der Völker und ihrer Führer; durch Demuth geht der Mensch ein in Gottes Reich; den Hochmüthigen stößt Gott von sich. Auch ist durch Hochmuth das Christenthum entartet, und indem es sich von dem unsichtbaren Reiche Gottes zu einem sichtbaren und irdischen Macht gewendet, ist es zum Heidenthum geworden. Freilich ist es ein hoher Beruf, Andern den Weg des Heils zu zeigen; aber nur herzliche Demuth macht seiner würdig; und die kann dem nicht fehlen, welcher weiß, wie schwer die Rechenschaft ist, die er einst Gott zu geben hat. Es ist ihm Viel anverfraut; darum wird auch Viel von ihm gefordert werden. Wie es aber das schwerste Amt ist, so ist es auch das erfreulichste, und macht

mehr als jedes andere ſchon hienieden ſelig. Gottes Liebe iſt es, welche die Verkündiger ſeines Wortes auf Erden ſendet; ein Herz aber, in welchem die Liebe lebendig iſt, trägt das Himmelreich in ſich. Es theilt es auch Andern mit; und dieſe Mittheilung einer lebendigen Liebe zu Gott iſt der Andacht Ziel und Ende. Nur wähne keiner geben zu können, was er nicht ſelbſt hat. Schöne Worte machen es nicht aus. Und wenn einer mit Engelszungen redete und hätte der Liebe nicht, ſo wär' er ein tönendes Erz, und nicht beſſer zu achten, als die Glocken, die nur zum Gottesdienſt rufen, ihn aber ſelbſt nicht mitfeiern.

Dieſes und Aehnliches ſagte mein Vater oft, und wie er gegen die ſchlechten Hirten eiferte, die nur ſich weiden und ihre Heerde verſäumen, ſo feierte er den ruhmwürdiger Geiſtlichen, und ehrte ſie mit Worten und Thaten, ſo viel er vermochte. Dieß waren aber auch die Geſinnungen, die meinen Sebaſtian beſeelten, und wenn mein Vater in dieſem Sinne ſprach, ſah man wohl, wie jedes Wort in ſeiner Seele anſprach, und hier befreundete Gedanken und eine gleiche Stimmung fand. Von dieſem frommen Sinne war auch die Predigt erfüllt, mit der er ſein Amt begann. Er zeichnete ſich den Weg vor, den er wandeln wollte; ſchilderte die Schwierigkeiten des geiſtlichen Amtes, die geiſtigen Kräfte, die es fordere, die Verantwortung, die es auflege, und wie keiner hoffen könne, ohne Gottes beſondern

Beiſtand und Segen, ſeine Pflicht recht zu erfüllen. Dann ſprach er aber auch von den Freuden, die ein mit Segen geführtes geiſtliches Amt in ſich trage, feierte das Andenken ſeines frommen Vorgängers, und betete zuletzt ſo ſchön um gleichen Segen für ſich, und gelobte mit ſo tiefem Gefühl, das aufgegebene Werk unverdroſſen zu treiben bis in den Tod, daß die meiſten ſeiner Zuhörer in großer Bewegung von ihren Sitzen aufſtanden, und doch in dem ganzen gedrängten Haufen eine ſo tiefe Stille war, daß ſelbſt die Thränen gehört werden konnten, die von den Wangen der Meiſten floßen.

Nach geendigtem Gottesdienſte wurde das Kind zur Taufe gebracht, deſſen Mutter zu Hauſe auf der Bahre lag. Der Vater erſchien in tiefer Trauer; das Kind aber bunt geſchmückt, als an ſeinem erſten und ſchönſten Feſte. Schlummernd lag es auf den Armen der Wehmutter; ſchlummernd empfing es das Bad der Weihe. Eh' er es ihm gab, bemerkte Sebaſtian, wie bedeutend ſich ſeine Amtsführung mit der Aufnahme eines neuen Gliedes der Gemeinde in das geiſtige chriſtliche Leben, und mit dem Austritte eines Andern anfange, wie auch hier Freud' und Leid und die merkwürdigſten Erſcheinungen des Lebens durch das Chriſtenthum verknüpft, und als ein frommes Opfer vor dem Throne der ewigen Liebe niedergelegt und geheiligt würden. Dann wendete er ſich an das Kind und ſagte: „Wie ſich deine Augen dem irdiſchen Lichte geöffnet haben, ſo ſind die Augen der

Mutter, die dich gebahr, dem ewigen Lichte aufgeschlossen worden. Damit auch die deinigen einst das Licht schauen mögen, zeiget dir Christus den Weg. Schlummernd empfängst du sein Heil; und wenn er dir, ehe du zum Bewußtseyn erwachtest, die Pflegerin deiner Kindheit aus unerforschlichen Absichten nahm, so bietet er sich dir selbst zum Führer an, und ruft Andere herbei, die dich, um seiner Liebe willen, als ihr geistiges Kind pflegen werden. Um Christi willen und von dem Geiste Gottes erleuchtet, werden sie dich den Weg der Weisheit führen, und dich abhalten von dem Pfade, der zum Verderben leitet. Sie werden dich lehren, das Böse der menschlichen Natur zu besiegen, und der Erlösung theilhaftig zu werden. Sie werden dir Beispiel und Muster der Frömmigkeit seyn; und wie sie dir hienieden vorgeleuchtet haben, so werden sie einst bei Gott, an jenem Tage der Rechenschaft, von dir zeugen, und du wirst Gott mit ihnen loben."

Diese Worte, so wie Alles, was mein Sebastian an diesem Tage sagte, hat sich meinem Gedächtnisse eingeprägt, ohne daß ich die Absicht hatte es zu behalten, und ich darf glauben, daß noch viele andere seiner Zuhörer in dem nämlichen Falle waren. Mit derselben Andacht aber, mit der er an diesem ersten Tage den Eintritt in sein Amt feierte, hat er es die ganze Reihe von Jahren verwaltet, in welcher ihm Gott für seine Gemeinde zu wirken verstattete. Immer sah er dem Sonntage mit Verlangen entgegen,

und wie zahlreich auch oft die geistlichen Handlungen waren, die er außerdem zu verrichten hatte, so kam ihm nie eine Klage über lästige Arbeit in den Sinn; vielmehr dankte er Gott, der ihm so reichliche Gelegenheit gebe, Samen des Guten auszustreuen. Und wahrhaftig, seine Mühe war nicht verloren. Ich will nicht davon sprechen, daß sich der gute und fromme Geist, welcher die Gemeinde beseelte, auch unter seiner Amtsführung, selbst in der Zeit der härtesten Prüfungen und des größten Mangels, bewährte; aber ihm selbst wurde durch diese treue Erfüllung seines Berufs die Freudigkeit und der Friede befestigt, welcher höher ist, als alle Vernunft, und nur aus dem Bewußtseyn der erfüllten Pflicht und der Eintracht unsers Willens mit dem göttlichen Gebote quillt. Nie hab' ich ihn unmuthig gesehen, nie heftig und ungestüm; auch bei körperlichen Leiden verließ ihn die stille Heiterkeit nicht und der milde Sinn, nach dem er frühzeitig gerungen hatte, der in sein ganzes Wesen übergegangen war, und sich auch in seinen Mienen und dem Tone seiner Stimme kund gab. In den Zeiten der Noth lebte er wie der Aermste, um nur den Aermsten zu helfen; und wo er eintrat in die Hütte des Hungrigen und Nackten, brachte er nicht blos geistlichen Trost. Was Er nicht vermochte, that er mit Hülfe der Reichen, die ihn gern zum Ausspender ihres Uberflusses machten; denn die weltlichen Güter, die ihm in wohlthätiger Absicht anvertraut wurden, verwaltete er mit nicht

geringerer Gewiſſenhaftigkeit als die geiſtlichen. Ungetrübt aber blieb ſein Glück nicht ganz. Der Beifall, den ſeine Predigten fanden, und der immer theils aus der Stadt, theils aus der Umgegend viele Zuhörer herbeizog, erregte Mißgunſt bei einigen Predigern der Stadt, welche ihre Kirchen bisweilen verlaſſen ſahen. Die Lehre meines Mannes wurde verdächtig gemacht, und ihm wegen vieler Dinge, die er verſchuldet haben ſollte, Verantwortung abgefordert. Mein Mann legte, wie Alles, ſo auch dieſe Sache in Gottes Hand; verantwortete ſich mit Ruhe und dem Bewußtſeyn der Unſchuld; that das Seinige nach wie vor, und ſagte Niemanden etwas von der verdrüßlichen Sache. Aber ſeine Gegner, die den Sieg erzwingen wollten, ſprachen laut und dreiſt von ſtrafbarem Irrglauben und möglicher Abſetzung; und dieſe Rede kam aus der Stadt der Gemeinde zu Ohren. Da gerieth Alles in Bewegung. Die Gemeinde verſammelte ſich, und nach einer kurzen und ſtürmiſchen Berathung kamen die Vorſteher zu meinem Manne, und erklärten, daß ſie, von der unerſchütterlichſten Verehrung gegen ihn beſeelt, beſchloſſen hätten, Abgeordnete nach der Reſidenz zu ſchicken, und zu erklären, daß, wenn man ihnen ihren Pfarrer nähme, ſie auch keine Abgaben entrichten würden. Wie mein Sebaſtian dieſen Antrag aufnahm, brauch' ich wohl kaum zu ſagen. So ſehr ihn auch die Anhänglichkeit ſeiner Gemeinde rührte, ſo mußte er doch jetzt ſein Gefühl verbergen, um ſie mit nach-

drücklichen Worten zu schelten, daß sie einem Gedanken hätten Raum geben können, der an sich höchst strafbar und aufrührerisch, ganz gegen ihre Absicht wirken und seinen Anklägern Waffen gegen ihn in die Hände geben müßte. Er verwies ihnen daher ihren Beschluß mit solchem Nachdruck, daß ihn die alten Männer mit Thränen in den Augen um Verzeihung baten, ihr Vergehen eingestanden und beschämt wegschlichen, um der noch versammelten Gemeinde das Urtheil und die Meinung ihres Pfarrers kund zu thun. Die Entscheidung der Sache blieb nicht lange aus. So wie das Ungestüm, mit dem die Gegenpartei ihr Ziel zu erreichen suchte, der Regierung ihre Absichten verdächtig machte, sprachen die ruhigen Eingaben meines Mannes zu seiner Gunst, und der König schrieb an das Consistorium der Provinz zurück, sie sollten bei seiner höchsten Ungnade den Pfarrer von Malkau in Ruhe lassen; er sey ihm als ein rechtschaffener Mann bekannt, und es würde besser mit der Gottesfurcht stehen, wenn alle Pfarrer im Lande ihren Beruf erfüllten wie er. So endigte diese Sache. So sehr sie meinen Mann wegen ihrer möglichen Folgen, wenigstens in einzelnen Stunden beunruhigte, so konnte sie doch die heitere Fassung seines Gemüths nicht stören. Er vertraute auf Gott und das Zeugniß seines Gewissens. Nie sprach er in dieser Zeit ein feindliches Wort gegen seine Verfolger aus; und als die Sache niedergeschlagen war, erwähnte er des königlichen Handschreibens selbst ge-

gen seine vertrautesten Freunde nicht. In Lehre und Wandel blieb er sich gleich.

Der feierliche Sonntag, dessen Beschreibung ich durch weit spätere Begebenheiten unterbrochen habe, endigte mit dem Begräbnisse der Wöchnerin und der Rede an ihrem Sarge fast allzuschön. Der Abend war dem Morgen ähnlich, nur lieblicher. Still senkte sich die Sonne den blauen Bergen zu, wo ein zartes Gewölk ihr ein weiches Lager auf purpurnen Flaum zu bereiten schien. Wie ein fliegendes goldnes Haar zogen ihre breiten Strahlen über die Gräber hin; leise nur bebten die Thränenweiden bei den Athemzügen der Luft, die an jeder Blume und Blüthe weilte, und die süßesten Düfte des Frühlinges in sich zog, um sie freigebig wieder auszuspenden. Von oben sah der Himmel hell und blau in das offene Grab, das mit Blumen bestreut, einer zu früh Entschlafenen die kühle Ruhestatt bot. Auch der Weg nach dem Grabe hin war mit Blumen bestreut, und als der Sarg unter den Bäumen hinschwankte, die den Eingang des Kirchhofs beschatten, fielen die Blüthen wie Schneeflocken auf das schwarze Tuch, und schmückten es schöner, als die silbernen Thränen, welche die kalte Hoffarth der Vornehmen in die Leichentücher stickt. Zahlreicher aber als die Blüthen fielen der Entschlafenen die Thränen der Versammlung, als mein Sebastian über ihr betete, ihren weinenden Gatten tröstete, und Alle auf den Himmel wies, wo einst die Frommen, alles irdischen

Jammers vergessend; in überschwenglicher Seligkeit, Gott auch für die Leiden preisen werden, die nur in dieser irdischen Beschränkung ein Uebel scheinen, jenseits des Grabes aber zur Freude werden.

Ende des ersten Buchs.

Liebe am Hofe.

Briefe.

O quante sono incantatrici, o quanti
incantator fra noi, che non si sanno;
che con lor arti uomini e donne, amanti
di se, cangiando i visi lor, fatto hanno.
Non con spirti costretti tali incanti,
nè con esservazion di stelle fanno;
ma con simulation, menzogne e frodi
legano i cor d'indissolubil nodi.

Orlando fur. cante VIII.

Mathilde an Amanden.

Habe Dank, meine geliebte Amande, für Deinen freundlichen Brief, für die milden Worte, mit denen Du den Krampf meines Herzens gelöst hast. Der dumpfe Schmerz kann sich wieder in Thränen brechen, und nachdem ich mich selbst verloren hatte, hab' ich mich in dem deutlichen Bewußtseyn meines Schmerzes wiedergefunden. Mein ganzes Wesen war erstarrt; hart stieß ich alles Mitgefühl weg; ich klagte die Menschen der Unbarmherzigkeit an und wetteiferte mit ihnen. Da kamen Deine milden Worte aus der Ferne, meine Amande, und Deine Liebe wehte mich an wie die Luft einer andern, von menschlicher Willkühr freien Welt. Das war seit langer Zeit die erste Freude, die ich von Menschen empfing. Ich schlug meine Blicke, die nun so lange schon in die Tiefe meines Jammers schauten, zu Dir auf; ich warf mich an Deine Brust und fühlte die Schläge eines theilnehmenden Herzens; und da erhoben sich — ach nach langer Zeit! — meine Augen, beschämt und reuevoll zu Gott, und suchten Erquickung und Trost an der Quelle der ewigen Liebe.

Zum Erstenmal, seit der Entscheidung meines Geschicks, tönte es in meinem Innern wie Ergebung — Unterwerfung unter das harte Gebot. Meine Thränen flossen ohne Maaß, und ich bat Gott um die Kraft, ihm allen Stolz, alle Bitterkeit meines Herzens ohne Rückenhalt darzubringen.

Ein Knabe aus der Nachbarschaft, den ich mir hatte holen lassen, um doch etwas Beruhigendes in meiner Nähe zu haben, saß spielend zu meinen Füßen am Boden. Als er mich weinen sah, blickt' er mich mit großen Augen an, streckte die Hände nach mir aus und verlangte auf meinen Schooß. Und als ich ihn heraufgenommen, schlang er die Arme um meinen Nacken, drückte die glühende Wange an mein Gesicht, und fing zu weinen an. Ach er wußte nicht, weshalb er weinte, und doch wurde sein Jammer so heftig, daß er schluchzte, und das Gesicht an meiner Brust verbarg — bis er mich endlich mit nassen, halbgeschlossenen Augen freundlich ansah, wieder an meine Brust zurücksank, und sanft entschlief. Ich legte ihn neben mich, und nun schläft er noch mit den glühenden Wangen fort, ohne zu ahnden, wie tief mich diese bewußtlose Liebe gerührt hat. Es war aber noch mehr als das. Oder war nicht in diese wenigen Augenblicke die Geschichte eines ganzen Lebens zusammengedrängt? Erst die tändelnde, spielende Lust an irgend einem Aeußern, das wir uns aneignen und mit unserm Innern umfassen; dann allerlei Noth und Jammer, bald selbstgeschaffen, bald von Außen herbeigeführt — endlich der lange, tiefe,

traumleere Schlaf, der von nichts weiß, und uns aus der Zeit heraus in das unbekannte Land hinüber wiegt. — Tröstend aber ist das nicht: schmerzlich vielmehr. Was an den Kindern so herrlich ist, eben diese bewußtlose Unschuld, dieses unbefangene Hingeben an die Gegenwart, das hat die Zeit uns geraubt; und was wir dafür zum Ersatz bekommen, ist so viel als nichts. Wir sehen vor uns und hinter uns — aber wie weit denn? Nur so weit, um uns mehr zu ängstigen, oder um mit einer eiteln Freude, die der nächste Augenblick zerstört, das Leben, wie ein Grab, zu bekränzen. Wie viel ist denn also unsre Weisheit mehr werth? Nicht einmal das nächste Böse zu vermeiden lehrt sie uns. Wir heben den Fuß bedachtsam auf, aber ob wir ihn auf festem Boden niedersetzen werden, wissen wir nicht. Fallen wir etwa weniger als das Kind? und ist nicht oft Ein Wanken, Ein Straucheln genug, um ein ganzes Leben aus dem Gleichgewicht zu bringen?

Es sind noch nicht vier Jahre her, da war ich auch recht glücklich, recht nach kindlicher Weise glücklich. Die ganze Welt war mein. Ich sah in weiter weiter Ferne einen Himmel der Freude über den andern, und wo sich die Aussicht schloß, malte ich den dunkeln Grund mit aller Herrlichkeit glänzender Farben, die ich in meinem glücklichen Herzen fand. Das war die Kindheit meiner Liebe. Nun bin ich mit einemmal erwachsen, und habe, zum Ersatz des entrissenen Glücks, die Erkenntniß eines Jammers, der weder Maaß, noch Gränzen hat. Freilich weiß

ich jetzt, wie eitel mein Glück war; auch wohin es gegangen und wie ich es verloren, weiß ich. Aber was hilft mir dieses trostlose Wissen? Droht es mir nicht, den letzten Ueberrest des Glaubens zu nehmen, und den Funken der Liebe gewaltsam zu ersticken, der sich etwa noch in dem erkälteten, starren Herzen verbirgt? Und was wäre ich dann, Amande? Was wäre mein Leben dann?

Und doch muß ich meine Blicke immer zurückwenden nach dem, was mich quält, und es immer von neuem durchdenken und von neuem durchweinen. Das ist das trostlose Geschäft meiner einsamen Tage; der ewige Traum meiner langen fieberhaften Nächte; und jeder Gedanke, den ich gewaltsam auf die Gegenwart oder die Zukunft richte, kehrt sich doch wieder nach der Vergangenheit um. — Es war auch, wie jetzt, im Mai, als ich ihn zum Erstenmal sah; diese Bäume hatten auch, wie jetzt, den unschuldigen Schmuck ihrer Blüthen angelegt; der Himmel sah eben so klar und liebend herein; aber wie köstlich auch der Frühling blühte, ich vergaß ihn über den Mann, der in diese Herrlichkeit der Natur wie ihr Gebieter trat. Ich will es Dir nicht verbergen, daß mich die Hoheit seiner Gestalt schon gewonnen hatte, ehe mich seine Worte bezwangen; aber seine Worte hätten mich bezwungen, wäre mir auch seine Gestalt verborgen geblieben. Wie oft, wenn er neben mir saß, und sprach, hab' ich die Augen geschlossen, um nur recht ungestört die Süßigkeit seiner Worte zu genießen, die wie der frische, labende Blumenduft in

meine Brust hinabglitten, und mein Herz so wunderbar bezauberten, daß ich nicht mehr mich selbst, sondern nur ihn darinne fand. Und doch war das, was mich mit solchem Zauber hielt, nur ein Spiel. Diese süßen, begeisterten Worte säuselten nur von seinen Lippen; sein Herz wußte nichts davon, wie das besaitete Holz nichts von den schmelzenden Tönen weiß, die ein geschickt geschwungener Bogen aus ihnen zieht. Nur um der Wirkung willen übte Lothar die verrätherische Kunst, und ich gab mich mit kindischem Sinne seinem Spiele hin. Doch warum mich anklagen über das, was ich nicht ahnden konnte, und was mich so glücklich machte, als ob es Wahrheit wäre. Wär' ich nicht mehr anzuklagen, wenn ich diesem kunstvollen Spiele hätte mißtrauen, und unter so glühenden Worten die tiefe Kälte seines Herzens hätte ahnden können? — Nein! Nein! — Alles, was mich jetzt noch trösten könnte, ist ja eben jene unschuldige Freude, mit der ich mich ihm so vertrauensvoll hingab. Es war ja eben die höchste Seligkeit meiner Liebe, daß ich so frei von allem Zweifel an seinem Herzen lag; daß ich fest an die Fülle seiner Liebe glaubte, und nur etwa meinte, ich sey als die schwächere Hälfte leichter berauscht. Denn freilich war es mir manchmal doch, als zöge über den funkelnden, bestirnten Himmel seiner Liebe eine kühlere Luft; aber es machte mich nicht irre. Ich nahm unbedingt an, und es gehörte zu dem Wesen meiner Liebe, es anzunehmen, daß Lothars Liebe der meinigen gleich sey. Daß ich sie inniger

äußern konnte, erfreute mich; ihn aber achtet' ich nur höher wegen seiner größern Besonnenheit. Warum hat diese Täuschung nicht dauern können? Warum kann sie nicht wiederkehren? Ich verlange ja nur Wahn und Täuschung; nur den Glauben an den Betrug ruf' ich zurück. — Ach was ist der Mensch, daß ihn Täuschung, Wahn, Betrug — verhaßte Namen! — so selig machen können? und was ist das Leben für ein erbärmliches Gewebe, wo Wahn der Aufzug, Betrug der Einschlag ist; und da, wo das elende Gespinnst zerreißt, nicht die Wahrheit, sondern ein bodenloses, unendliches Nichts hindurchscheint?

Alles hier um mich her ist, wie es damals war. Ich sitze auf demselben Blumenhügel, auf dem er neben mir saß; der Himmel wölbt sich eben so blau und freundlich über mir; die Bäume schütteln ihren Blüthenschnee auf mich herab, wie sie damals thaten; die Sterne mit ihren hellen Augen gehen auf und unter; aber auf dem dunkeln Grunde meines Innern mischt sich aus allen dem Blau und Weiß, dem Grün und Lichtschimmer nichts, was mich erfreuen oder erquicken könnte. Wie in meinem Herzen mit dem Glauben an die Liebe auch die Begeisterung erstorben ist, so ist auch das Leben um mich her erstarrt. Wohl hängt an den verdorrten Blumen der Erinnerung der Thau meiner Thränen; aber ach in den Thränen, die ich damals vor Entzücken weinte, brachen sich alle Strahlen des Lebens und der Liebe zu wunderbaren Farben; und wo ich hinsah, wo ich

hinhorchte, rief es mir Liebe! Liebe! entgegen. Ich hatte ein Paradies um ihn her aufgebaut, in welchem er wie in meinem Herzen gebot. Mir zu Liebe schmückten sich die Blumen für ihn; ihm flötete die Nachtigall das Lied meiner unendlichen Sehnsucht vor; das Murmeln der Bäche war der Wiederklang der gebrochenen Accorde, die in der Tiefe meiner Brust für ihn erklangen; die Lüfte, die sich in den Zweigen wiegten, waren die Seufzer, die ihm das Unaussprechliche meiner Liebe zuflüsterten; und die Gestirne, die den Himmel bekränzten, waren die zahllosen Augen, mit denen ihn meine Seele beschaute, um immer neues Entzücken aus seinem Anschauen einzusaugen. So war es damals in der Zeit des Glaubens. Und jetzt! — Meine Lippen haben die bittere Frucht der Erkenntniß berührt — der Schleier ist von meinen Augen gefallen — und eine starre, dornige, verwundende Wirklichkeit hat die Pargdiese meines Glücks verdrängt. Es ist nicht der Tod, was mich umringt; der hätte mir Ruhe gebracht; es ist ein immer sich erneuendes, langsam tödtendes, mit Lust quälendes Absterben.

Ich frage mich oft, ob ich mich denn hätte bewahren können gegen so argen Betrug? Ob ich nicht hätte forschen und prüfen sollen? Aber wie ich mich auch fragen mag, so kann ich mich nicht verdammen. Lothar war nicht wie die Männer, die ich kannte; sein Wesen zu ergründen, war die Erfahrung meiner Jugend allzu gering; ihn zu prüfen, meine Liebe zu groß. Ich hatte nichts als die einfache Wahrheit

meiner Natur; die streitige hatte den Beistand einer durchgeübten Kunst neben sich. Oder vielmehr, die Natur war bei ihm in die Kunst übergegangen, und die Eine hatte sich so mit der Andern verschlungen, daß er selbst nicht mehr Wahrheit und Schein in sich zu scheiden vermochte. Wie der Schauspieler über die Bühne wandelt, so ging er durch die Welt; nie Er selbst, immer ein Anderer als Er, und immer der Absicht voll, in der gewählten Rolle seine Kraft und Allmacht zu prüfen. Ist ihm dieses gelungen, hat der Zuruf des Parterres seinem Talent und der wohl verborgenen Anstrengung gehuldigt, so steigt er befriedigt von seinem Kothurn herab, und legt seine Heldenrolle mit sammt der Maske bei Seite, in welcher er so gewaltig erschien, ohne sich weiter um die Natur der Gefühle zu kümmern, die er in dem Herzen seiner Zuschauer erregt hatte. Denn nur Zuschauer kennt er, nicht Genossen und Theilnehmer. So war Lothar unbeschreiblich zufrieden und scheinbar glücklich, wenn ihm seine Rolle gelang; so wie auch seine Thätigkeit unbeschreiblich war, bis er am Ziele den Kranz erlangt und auf seine Schläfe gedrückt hatte. Da aber die Liebe seinem Herzen nichts gab, da sie nur der unersättlichsten Selbstsucht zur Nahrung diente, so sank die erkünstelte Flamme seiner Brust von dem Augenblick an, wo das Herz, dessen Besitz er suchte, wie ein Altar der Huldigung seine Gluth gegen ihn hinneigte; und er wendete sich von dem, was sein geworden, schnell zu dem, was ihm noch fern stand. Ist dieß etwa überhaupt der

Männer ſchlimme Art? und kann ich mich mit Etwas tröſten, was mich mit dem ganzen Geſchlecht, vielleicht mit der Menſchheit, ja mit dem Himmel, der es ſo ſchuf, entzweien müßte? Iſt aber dieſe harte, eiskalte Selbſtſucht nicht in den Männern überhaupt, warum iſt ſie denn gerade in ihm, der an Geiſt, wie an Geſtalt, über die Andern emporragt, und den Glauben an jede Tugend in ihm ſo gebieteriſch zu fordern ſcheint, daß man auch das Böſe in ihm für Tugend halten möchte? Woher dieſer ungeheure Verein des Unerträglichſten? des Entſetzlichſten mit dem Herzlichſten; des Eiſes mit der Gluth? Und wenn es doch ſo iſt, wenn das unmöglich Scheinende wirklich und unbezweifelt iſt, ſoll ich nicht jammern über das entſetzliche Loos, das mich, mich gerade, zum Opfer für ein ſo fantaſtiſches Gebild der launenhaften, oder kranken, oder zürnenden Natur erkohren hat? So droht mir, wo ich mich hinwenden mag, Entzweiung mit Gott und der Vorſehung, und ich verliere mich in einem Abgrunde von Gedanken und Schmerzen, wo ich weder Troſt, noch Hoffnung, noch Ausflucht finde.

Bisweilen hab' ich wohl gedacht, es möchte thöricht und wahnſinnig ſeyn, alle ſein Glück in Eines Menſchen Hände zu legen, und es der Willkühr ſeiner Laune anheim zu ſtellen, ob er es freundlich pflegen, auferziehen, wachſen laſſen, oder mit unbekümmerter Hartherzigkeit in die Erde treten will. Aber hat nicht die Natur eben durch dieſen Sinn oder Wahnſinn alle Innigkeit eines wahrhaften Glückes

bedingt? Zieht ſie nicht durch ihn die Menſchen groß — in welcher Bedeutung du willſt? — Seh' den Knaben hier, der ſo ſanft und argloß neben mir ſchlummert — er theilte meinen Schmerz, ohne ihn zu kennen; er lächelte zu meinem Lächeln, und mit den Thränen im Aug' ſchlief er unbeſorgt an meinem Herzen ein, weil er, ohne zu wiſſen, wie und warum, an mein Herz glaubt. Es ſtände ja auch bei mir — was wär' es denn? — meine Kraft an ihm zu prüfen — und wenn ich dieſe zwei Finger an der rechten Stelle zuſammendrückte, ſo wäre ſein Schlaf Tod. — Dir ſchaudert, Amande; auch mir ſchaudert — und doch war es ſo, daß Lothar meinem hingebenden Vertrauen lohnte! — Was möchte nun wohl aus der Menſchheit und aus dem Leben werden, wenn uns ſolcher Verrath immer vor Augen ſtände? wenn wir in jedem Roſenbuſch eine Natter, in jeder Mutter eine Medea, in jeder gewölbten Bruſt eine Hölle vermuthen müßten, die nur die Hingebung eines vertrauenden, glaubigen Herzens erwarte, um es mit tauſend glühenden Schwertern zu umfaſſen und hinzumartern? Entſetzliche Klugheit, die mit Schlangenaugen umherſchleicht, um Scorpionen aufzuſpüren! die ihr Lager mit Giftbäumen umbaut, und ſelbſt den Sternen nicht traut, wenn ihre Strahlen etwa Schlingen und Netze wären. — Wäre das auch ein Leben? — Nimm aus ihm das Vertrauen hinweg, das ſich froh und unbedingt hingibt, und eben darum Vertrauen iſt, weil es nichts bedingt und keine Bedingung nöthig achtet,

und das eben darum ſo ſelig macht, weil es den Fluch der Furcht überwunden hat, der den Menſchen aus dem Eden auf die Erde ſtieß — nimm es hinweg, und es bleibt dem Leben nichts übrig, als der armſelige Beſitz des todten, ſchmutzigen, mit grünem und buntem Moor überzogenen Klumpens, den wir die Erde nennen; ein ewiges, läſtiges Wiederkäuen von troſtloſem Wachen und bangem Schlaf; ein Auf- und Abrollen des unermeßlichen Felſenſtücks unſerer Sorgen, oder ein unnützes Füllen bodenloſer Fäſſer, oder welche andere Verdammniß du willſt — kurz ein Leben, wie das meinige, nachdem ihm der Glaube an den entwichen iſt, auf den mein Herz alle ſeine Liebe und allen ſeinen Glauben gebaut hatte.

Oft frag' ich mich auch, was wollte denn meine Liebe zu ihm? Wenn ſie mich damals ſo glücklich machte, warum denn nicht auch noch jetzt? Ich dürfte mir ihn ja nur wieder ſo zuſammenbauen, wie er damals vor den Augen meiner Seele ſtand, und dieſes Götterbild ſo lange anſchauen und anbeten, bis es mich wieder als ſeinen Pygmalion lebendig begrüßte? Warum ſollte der Einbildungskraft und der Gluth des Weibes nicht gelingen, was dem Künſtler gelang? Und wär' es nicht am Ende gleich viel, ob ich ein Bild, den Schatten eines Bildes, oder ein wirkliches Weſen liebte, wenn ich nur eben das dabei fühlte? — Ich hab' es auch thörichter Weiſe verſucht — ich ſtand am Rande des Wahnſinns; der Verſuch ſelbſt war Wahnſinn. — Gütiger Gott! Kann ich denn ein ſolches Götzenbild meines Wahns

glücklich machen? Und ist denn die Seligkeit, die ich von der Liebe erwarte, etwas anderes, als der innige, ohne lautes Zeugniß befestigte Glaube an das Glück, das ich gebe, indem ich es empfange? Nur dieser Glaube ist es, der die Liebe, ja die Welt zusammenhält, und indem er, wie Funken unsers höher erregten Wesens, auf eine durchaus unbegreifliche und geheimnißvolle Weise von einem Herzen in das andere übergeht, ohne daß man sagen kann, aus welchem zuerst, webt sich eben das mystische Band, welches die Liebe an den Himmel knüpft und alle Seligkeiten des Himmels auf den Menschen herableitet. Nimm diesen Glauben von der Liebe weg, und es bleibt nur ein armseliges Gerüst von ihr übrig, das du mit dem Spinneweben schöner Worte wie einen Tempel aufputzen kannst; aber einen Gott schaffst du nimmer hinein. Zum Schauspiel gehört freilich auch die Larve; aber schminke sie, so schön du willst, das hohle, gleichförmig lächelnde, mit offenem Munde stumme Bild ist doch nur zum Fürchten gut.

Ich ging als Kind einmal allein in den Wald. Ich rief meinen Namen, und die Namen meiner Gespielinnen, und das Echo antwortete mir. Ich stellte allerhand Fragen, und erhielt immer die Frage wieder zur Antwort. Als ich das Spiel ein Weilchen getrieben hatte, machte mir das Wiederhallen meiner eigenen Stimme bang und immer bänger — endlich fing ich an mich zu fürchten und lief davon. Wie manchmal hab' ich hieran gedacht, als Lothars grund*lose* Liebe — nur für die künstliche Beleuchtung der

Scene berechnet — bei dem Tagslichte des häuslichen Lebens zu erblassen begann, und immer mehr und mehr zu einem todten Wiederhalle der meinigen wurde. Freilich wurde ich nicht müde in die Felsenkluft seines Herzens hinein zu rufen — aber nichts erwachte darinn — nur meine eigene Stimme tönte zurück. Ich wollte das lange nicht glauben; aber jeder wiederholte Versuch drang mir mehr und mehr die Ueberzeugung auf. Ich erwachte mit einem Schrecken, wie der, der im Traume die Hand nach einer Rose ausstreckte, und erwachend einen Scorpion hielt. Ich entdeckte mit einemmal, daß ich allein war. — Einem Menschen, der im tiefen Schlummer von der treulosen Rotte seiner Schiffsgefährten an eine wüste Insel ausgesetzt wird, und beim Erwachen das Fahrzeug im fernen Meere fliegen sieht, kann nicht entsetzlicher zu Muthe seyn. Ist in dem Lande der Liebe Alleinseyn nicht so viel als Vernichtung?

Es mochte wohl schon das nur der Wiederhall meines Willens, nicht sein eigenes liebendes Verlangen seyn, daß er leicht den Wunsch erfüllte, hier auf dem Lande, der Liebe, der Natur und einigen Freunden zu leben, die von Zeit zu Zeit kommen würden, um Zeugen unsers Glücks zu seyn. Wie wußte er gleichwohl diesen Gedanken auszumalen! Auch mag es wohl seyn, daß ihm die Freude an seiner poetischen Malerei wie eine Freude an dem Gegenstand erschien, über den er so herrlich dichtete. Denn hell und hoch loderte die Flamme seiner poeti-

schen Begeisterung in den ersten Tagen auf. Seine Einbildungskraft schien mit der Kraft der blühenden Natur zu wetteifern; seine Sprache wurde Gesang, und seine Worte quollen so süß und duftend hervor, wie die Blüthen, mit denen der Mai die Zweige überschüttet hatte. Wie mich das entzückte, berauschte — wer könnt' es beschreiben? Ich flog wie der Schmetterling von Blume zu Blume, wie er mir sie bot; ich sah, ich hörte nichts als ihn; und es war mir seltsam und fremd, als Lothar zum Erstenmal von unserer Einsamkeit sprach. Ich fühlte mich ja nur einsam, wenn mich die Welt von ihm trennte, wie es in Gesellschaft geschah. Das Wort ward ihm allmählig geläufiger; die Gränzen, in die er sich selbst gebannt hatte, schienen ihn zu drücken; und er unternahm es bisweilen mir darzuthun, daß das Glück des Zusammenseyns durch kleine Unterbrechungen erhöht und fühlbarer würde. Ich gab ihm nach; aber die Wirkung war anders, als er mich hatte erwarten lassen. Ich sah ihn glücklich und glänzend in der Gesellschaft; im Hause abgespannt, stumm, oft in sich gekehrt; und es dauerte nicht lange, so hatte er alles das Glück, das er in mir zu finden vorgab, in die Welt gesetzt. Er vermißte mich bald nicht mehr, und wenn ich ihn suchte, entschlüpfte er mir, ich weiß nicht wie. So verging ein Jahr, und es hätte nicht einmal so langer Zeit bedurft, damit wir recht zwanglos, recht bequem neben einander gelebt hätten — wenn ich nur gewollt hätte — so recht ohne uns weiter um einander zu

kümmern, als etwa die Höflichkeit von Hausgenossen verlangt. Ach ich konnte es noch weniger, als ich es wollte. Mit unaussprechlichen Schmerzen fühlte ich, wie sich von seinem Herzen, das ich mit dem meinigen umklammert hielt, eine Fiber nach der andern löste: ich sah mit Angst dem Augenblicke entgegen, wo sich das letzte Band der Gewohnheit gelöst haben und ich ganz frei seyn würde. Mein Herz schwamm in Blut und Thränen; aber ich verbarg meinen Jammer, und suchte nur den Rest der Gewohnheit zu retten, an der sich ja — so hoffte ich — die Liebe wieder emporranken könnte. Der geräuschvolle Winter nahte seinem Ende; der Frühling kündigte sich an von fern, und ich sah mit unaussprechlicher Sehnsucht der Wiederkehr jener Tage entgegen, die mich so glücklich gemacht hatten. Meine ganze Seele war dieser Hoffnung voll; und so bot sich die Gelegenheit leicht dar, wo ich unsers Landlebens von Weitem gedenken konnte. Die Töne, die ich anschlug, verhallten nicht umsonst; es war mir, als wäre Lothars Beredsamkeit mir zugefallen; ich konnte mit aller der Fülle sprechen, welche Sehnsucht und Liebe gibt. — Das war seit langer Zeit ein recht seliger Abend. Wir saßen am Kamin; das Feuer loderte hell vor uns auf, und ich sah auch wieder hellen Tagen entgegen, da Lothar nicht ohne Bewegung über das unruhvolle Treiben der Welt sprach, und ihm das Bild einer heitern Genügsamkeit entgegensetzte. Alles, was er an jenem Abend sagte, erfreute mich unbeschreiblich; ich bezog Alles auf

mich; ich ſah meine Wünſche erfüllt, meine innere Trauer geendet; ich ſah ihn der Liebe und mir wiedergegeben. Unſeliger Irrthum! Jener Abend war der Anfang eines neuen und großen Betrugs. Mit Sehnſucht zählte ich die Tage, die uns auf unſer Land zurückführen ſollten; Lothar ſchien von gleicher Ungeduld beſeelt, und da, wie es oft geſchieht, ein nochmaliges Rückkehren des Winters die voreilige Rechnung täuſchte, war ſeines Unmuths kein Ende. Mir gefiel dieß wohl; aber die Sprache, die er in dieſer Zeit führte, befremdete mich oft. Es war etwas Leichtſinniges in ſein Weſen gekommen, das an Ruchloſigkeit gränzte; ſeine Urtheile über die ſtrafbarſten Dinge wurden immer milder und entſchuldigender, und oft, bei geringen Veranlaſſungen, erzürnte er ſich über die Thorheit der Menſchen, ſich das kurze, arme, ungewiſſe Leben durch erbärmliche Vorurtheile oder durch Launen und Eigenſinn zu verbittern, den ſie mit dem Namen von Grundſätzen beehrten. Bisweilen ſchienen dieſe Betrachtungen ſehr vernünftig, wenn ſie ſich auf Verhältniſſe des Eigennutzes und Ehrgeizes bezogen; aber oft ſprang er dann auf den Eheſtand über, den er erſt, wie zum Scherz und aus Neckerei, mit Witz und Laune, ſpäterhin oft mit Bitterkeit angriff. Da mir dieſe Scherze und Angriffe nicht gefallen konnten, bemühte ſich mich, das Geſpräch, ohne eine Beziehung auf mich zu ſuchen — die ich auch gar nicht ahnden konnte — nur abzulenken; und wenn er bemerkte, daß ich allzu ernſt und nachdenklich dabei wurde, gab

er der Rede schnell eine solche Richtung, daß ich Alles für Muthwillen nehmen mußte. Freilich war es auch nur Muthwillen, was er mit mir trieb; und das Räthsel löste sich in den ersten Tagen unsers erneuerten Landlebens, wovon ich mir so viel versprochen hatte. Auch ihn hatte Liebe dahin gezogen; aber ach! — nicht die Liebe zu mir; und während ich die Spuren unsers alten Glückes hier mit unschuldiger Freude aufsuchte, verfolgte er unter meinen Augen ein neues Glück, oder vielmehr eine neue Schuld.

Gewiß ist es Dir auch bisweilen in Deinen Träumen begegnet, daß Du Dich mit einem wunderbaren Gefühle von Leichtigkeit über die Erde erhobst, nach irgend einem lichten Punkte oder einer Höhe hinstrebend, wo Du Dir eine reizende Aussicht oder irgend ein anderes Glück versprachst, und daß Du so fliegend, schwebend, hoffend, mit einemmal, als würden Dir die Schwingen gebrochen, niederstürztest, in dumpfer Betäubung, und ohne Bewußtseyn, außer dem einer verlornen Freude. So war mir da. Das freundliche Gestirn der Hoffnung, das mich bisher getäuscht hatte, ging in einem gränzenlosen Meere von Jammer unter, in dessen Tiefen alle Dämonen des bittersten Unmuthes und der feindseligsten Eifersucht wühlten. Ich will und kann nicht leugnen, daß mich die Unwürdigkeit meiner Nebenbuhlerin nicht weniger empörte, als der Raub, den sie an mir verübte, und daß der Stachel des Schmerzes über die Untreue Lothars noch dadurch geschärft wurde, daß

ich ihn so tief herabsteigen sah. Könntest Du mich tadeln darum? Ich hatte mich ja erst um seiner Liebe willen recht hoch geachtet; und mich nun jetzt einem zwar schönen, aber gefallsüchtigen und höchst unzuverlässigen Weibe nachzusetzen, dazu reichte alle meine Demuth nicht hin. Wenn er in der Zeit seiner Bewerbung Alles, was Natur und Phantasie Strahlendes hat, herbeirief und um mich stellte, war es ihm doch oft, als ob Erde und Himmel nicht Farben genug hätten, um mich nach Würden zu conterfeien; und er wurde dann nicht müde, sein Glück zu preisen, das ihm den Besitz so unüberschwenglicher Vollkommenheiten gegönnt habe. Und nun — o ich könnte lachen darüber! — nun wurde dieser Juweel, der die dunkelste Nacht zum Tage umschuf, von einem schimmernden Glühwurm überstrahlt; und die Aurora, die durch ihren Purpur alle Heiterkeit des Lebens verkündigte, mußte einer Theater-Decoration von Sonnen-Untergang weichen, mit grobem Pinsel auf schlechte Leinwand gemalt! — Und es ist dieß nicht etwa das Urtheil meiner Eifersucht; Lothar selbst hatte nicht viel milder geurtheilt, als er noch unbefangen war. Auch hatte er sich nur scherzend und wie zum Spott diesem unseligen Wesen genähert, und ich war ganz unbekümmert, da ich an ihrem geringen Werth und an Lothars frühérer Meinung von ihr ein hinreichendes Unterpfand zu haben vermeinte. Aber sie trat zurück, und zog, ich weiß nicht, welche Zauberkreise um sich her, nicht um ihn abzuwehren, sondern zu locken. Ihr Beginnen gelang. Ich glaube

nicht, daß er sich über ihre Künste verblendete, so wie auch sie gewiß sein Wesen wohl durchschaute; sie betrogen sich gegenseitig, und wahrscheinlich mit dem Bewußtseyn, daß sie betrogen wurden. Jedes liebte nur sich selbst und seine Kunst; aber jedes wußte in dem Andern diese selbstsüchtige Kunst so hoch zu treiben, daß sie ihm wie eine Leidenschaft vorkam. Die ersten Tage unsers ländlichen Aufenthaltes reichten hin, dieses zu entwickeln, wie es oft nur des Zutritts eines leisen Lüftchens bedarf, um eine heimliche Gluth in lodernde Flammen zu bringen. Unsre Wohnungen waren sich nah'; auch ungesucht begegnete man sich oft; die Freiheit des Landes entfernte so Manches und begünstigte Anderes; und ich sah jetzt — ach mit welchen Gefühlen! — wie Lothar, mit wenigen Veränderungen, die Rolle, die er auf diesem nämlichen Schauplatze mit mir durchgespielt hatte, jetzt mit einem Geschöpf wiederholte, das ich verachtete, und er selbst auf keine Weise ehren konnte.

Jetzt hätte ich wohl den Irrthum erkennen können, in welchem ich über Lothars ganzes Wesen schwebte; aber dieser Irrthum war die Wurzel meiner Liebe, und die Liebe zu ihm war mit meinem eigensten Seyn verwachsen. Ich suchte also die Hoffnung in den verborgensten Winkeln und Tiefen, und nahm gern jedes freundliche Entgegenkommen meines Mannes für ein frohes Zeichen reuiger Rückkehr, während es meist nur ein berechnetes Mittel zu diesem oder jenem Zwecke war. Freilich flammte dann, wenn die Täuschung offenbar wurde, der Unmuth in

mir auf, und was lange zurückgedrängt war, brach in herbe Klagen über das harte Loos liebender Weiber aus. Diesen Klagen setzte Lothar andere entgegen über das Loos der Männer, auf welche die Frauen ein Alleinrecht haben wollten, nur um sie mit ihrer Eifersucht zu quälen, und die, wie gewisse lächerliche Maritätensammler, wenn sie alles daran gesetzt hätten, irgend ein Stück in ihren Besitz zu bekommen, sich selbst wenig daran erfreuten, und auch andern die Freude des Beschauens mißgönnten. Die wahre Liebe, setzte er dann hinzu, würde seyn, statt das Band immer recht straff und fühlbar anzuziehen, es vergessen zu machen, und nicht die Liebe gewaltsam zu ersticken, indem man sie der Lebensluft der Freiheit beraube. Ich fing jetzt an diese Sprache besser zu verstehen, und da es thöricht gewesen wäre, einer Rede, die nicht dem Verstande, sondern der Leidenschaft und einer freiwilligen Verblendung angehörte, Gründe entgegenzusetzen, so begnügte ich mich, ihn auf das Urtheil der Welt hinzuweisen, die über dieses Verhältniß den Stab brechen müsse. Das fand denn freilich auch keinen Eingang. „Was kümmert mich die Welt," sagte er dann, „mit ihrem erbärmlichen Urtheile. Hab' ich sie mir zur Richterin erkohren, aber kann ich ihr Richteramt anerkennen, so lange ich mir selbst Genüge thue? Was weiß etwa die Welt von den Bedürfnissen eines Mannes, der nicht mit dem Trosse läuft? oder ist sie im Stande, etwas zu beurtheilen, was ihr ewig fremd bleiben wird? Jene Frau, die der Gegenstand Deiner unseligen

Eiferſucht iſt, und die Du zu Deinem und meinem Nachtheil verkennſt, bietet mir einen heitern Umgang dar. Sie iſt geiſtreich, gebildet, in vielen Dingen wohl unterrichtet, und ohne Vorurtheil. Sie hat den Schein vielleicht gegen ſich; aber dieſer Schein trügt; eigentlich aber iſt es auch nur das mißgünſtige Urtheil der Welt, die ſie nicht verſteht, was gegen ſie iſt. Auf mich wirkt ſie unendlich wohlthätig, und es iſt nicht eben ſehr liebend von Dir, mir, aus Eigenſinn oder Vorurtheil, ein Verhältniß zu verleiden, das, unſchuldig wie es iſt, mich auf das Angenehmſte belebt und anregt, und die Armſeligkeit des alltäglichen Treibens, die mir Geiſt und Gemüth aufzehrt, vergeſſen läßt.“

So viel Herbes dieſe Aeußerungen enthielten, ſo überſah ich doch gern, was mich darin kränken konnte, um den Reſt der Hoffnung zu retten, die mir daraus entgegenſchimmerte. Ich that, was ich konnte, um meiner Eiferſucht Meiſter zu werden; ich bekämpfte die Zweifel, die ſich mir aufdrängten; ja ich überwand ſogar die Abneigung, die ich gegen Lothars Freundin hegte, um ſeinen Umgang mit ihr, ſtatt ihm Schwierigkeiten entgegenzuſetzen, vielmehr zu erleichtern. Dieſe Aufopferung brachte mir wenig Dank. Der Zwang, den ihm meine Gegenwart dennoch auflegte, wirkte in Lothars Herzen gegen mich, und ich mußte ſehr bald erfahren, daß er hinter meinem Rücken Gelegenheit ſuchte, ſie allein zu ſehen. Ich ſchwieg. Aber mein Herz ſchwieg nicht; und je weiter ſich Lothar von mir entfernte, deſto heftiger

griff die verwaiſ'te Liebe in mir nach der ſeinigen, die ſie, wie ein tückiſches Luftzeichen, in die Klippen des endloſen Schmerzes verlockte, und dann verſchwand.

Darf ich Dir geſtehen, Amande, wie feindſelig in dieſer unglücklichen Zeit die Nähe der Schuld auf mich wirkte? Ich fragte mich: Biſt Du allein zum Dulden und Leiden geſchaffen? und wenn jene die Roſen der Freude brechen, warum ſoll ich meine Hand nur an den Dornen verwunden? — Und dann traten mir die Grundſätze der Ungebundenheit, die Lothar mit allem Schimmer einer trügeriſchen Sophiſtik zu bekleiden wußte, mit allen ihren Lockungen vor die Seele, und deuteten auf blumige Gefilde hin voll Rauſch und Luſt, und voll lachender Geſichter und flüchtiger tanzender Füße; alles ſo frei, ſo muthwillig wie Kinder, wenn ſie das Geſetz der Schule vergeſſen haben. Auch manche Hand kam mir entgegen, um die Bedenkliche, Zweifelnde, die nur nicht wagte herabzuſteigen, an den blumigen Abhang zu leiten, wo ſie dann ſchon von ſelbſt, und wahrſcheinlich viel ſchneller, als ſie ſich zutraute, in jene tiefer liegenden, lockenden Zaubergärten hinabtaumeln würde. Schon hätte ich ſelbſt meine Hand nach ihnen ausſtrecken mögen; aber indem ich noch zauderte, war es mir, als ob all' dieſe lachenden, fröhlichen, buntſcheckigen Geſtalten höhniſch grinzten, mit Fingern auf mich deuteten, und ſich meines nahen Falles erfreuten. — Da ſchlug mir das Herz. Ich ſchaute in mich hinein, und erblickte mit Schaudern in meiner

Brust die Verwirrung einer begangenen Schuld. Noch war es Zeit zu meinem einsamen, schuldlosen Schmerze zurück zu fliehen.

Lothars neues Glück dauerte eben nur so lange, um mich recht unglücklich zu machen. Die Frau, der er mich geopfert hatte, knüpfte, ihrer leichtsinnigen Art getreu, ein neues Verhältniß an, und ein so unwürdiges, daß Lothar, hätte ihn nicht die schlimmste Art der Eitelkeit besessen, oder hätte sich nicht die verschmähte Liebe an ihm rächen wollen, durch Verachtung hätte geheilt werden müssen. Statt dessen gab er sich der Eifersucht hin, und beging Thorheiten über Thorheiten, um die Ungetreue zu sich zurück zu bringen. Sein ganzes Wesen wurde verwirrt, und ein feindseliges Etwas, welches darinn herrschend wurde, spaltete und trennte, was früher harmonisch vereint schien. Wie in seinem Thun, so drängte sich auch in seinen Worten eine gewisse Gewaltsamkeit hervor, die bisweilen an Rohheit streifte; und da er das Gefühl der Ueberlegenheit, das seiner Eitelkeit ein Bedürfniß war, verloren hatte, schien er mit einer Art von Verzweiflung auch die Herrschaft über sich selbst aufzugeben. Sein Zustand ging mir nah'; ich quälte mich mit ihm und um seinetwillen; da er aber allen offenen Erklärungen auszuweichen suchte, konnte ich nichts zu seinem Trosse thun. Was blieb mir da übrig, als mich in Geduld zu fassen, auf eine Veränderung der Umstände zu hoffen, und Lothars Unruhe den Schein einer Ruhe entgegen zu setzen, die, so hoffte ich, beschäftigend auf ihn wirken

ſollte. Meine Anſtrengung — denn das war mein Bemühen allerdings — war nicht ganz ohne Erfolg. Er ſuchte meine Geſellſchaft mehr; er ließ ſich auf vertrauliche Geſpräche ein; ja, er geſtand mir einmal, daß die Dämonen, die ihn verfolgten, nur meiner Gegenwart wichen. Dieſes Geſtändniß aber ſchien ihn in dem Augenblicke zu gereuen, wo er es ausgeſprochen hatte; und als ich mich an ſeine Bruſt warf, und ihn beſchwor, mir ſein Vertrauen zu ſchenken, und wenn er Hülfe bedürfe, meine Hand nicht zu verſchmähen, — machte er ſich aus meinen Armen los, und verſank wieder in ſeinen ſchweigenden Unmuth. Während ſich der Stolz in ihm gegen jede rechtmäßige Beſchränkung ſeiner Willkühr empörte, ſchleppte er ſich in den Feſſeln einer ſchimpflichen Liebe fort, die ihm nichts mehr gab, als den Verdruß der Zurückſetzung hinter einen unwürdigen Nebenbuhler. So ſehr ihn dieſe Zurückſetzung empörte, oder vielleicht eben darum, griff er haſtig nach jedem Zeichen der frühern Gunſt, dergleichen er denn auch von Zeit zu Zeit empfing, wenn er etwa eben allzu heftig an der Angelſchnur riß, und gänzlich zu entſchlüpfen drohte. Eines Tages, wo er heiterer als gewöhnlich nach Hauſe kam, fiel ihm beim Hinausgehen aus meinem Zimmer ein Streifchen Papier aus der Taſche. Ich hob es auf, und da ich, beim erſten Blick die Hand ſeiner treuloſen Quälerin erkannte, bedachte ich mich noch, was ich damit thun ſollte, als er wieder hereintrat, und unruhig umherſehend das Verlorene zu ſuchen ſchien. Ich reicht' es ihm ſtillſchwei-

gend hin. Erröthend griff er zu, drückte das Papier zusammen und ging weg. Dieser kleine Vorfall trennte ihn noch weiter von mir. Sein Unrecht stellte sich zwischen uns, und das Gefühl einer verdienten Demüthigung rief den hartherzigsten Stolz zu seinem Schutze auf. Meine Gegenwart schien ihm ein Vorwurf; und statt die Schuld zu fliehen, floh er vor mir.

Diese Lage, mußte ihm in Kurzem unerträglich werden. Eines Tages endlich, da die Unvorsichtigkeit oder der Muthwille seiner Geliebten den letzten Rest der Täuschung zerstört hatte, verließ er, nach einer widrigen Scene mit seinem begünstigten Rival, die Stadt, um auf einer Reise Genesung und Ruhe zu suchen. Ich segnete diesen Gedanken und glaubte schon alle meine Wünsche erhört, da ich von den nächsten Stationen recht freundliche Briefe erhielt, und diese Briefe fast in dem Verhältnisse der zunehmenden Entfernung immer verbindlicher, ja zutraulicher und zärtlicher zu werden schienen. Meine Hoffnungen belebten sich; ich fühlte den alten Glauben in mir gestärkt, und sah mit eben so großer Sehnsucht als Zuversicht dem Zeitpunkte entgegen, wo die nur verwirrte oder zurückgedrängte Liebe wieder ihren Platz in Lothars Herzen einnehmen und ihre Rechte geltend machen würde; und dieser frohe Glaube belebte in mir, wenn auch nicht die Erinnerung an den vergangenen Schmerz, doch den Verdruß und die Bitterkeit so vollkommen, daß ich mich sogar bereden konnte, jene Ereignisse würden eben unser Band noch fester ziehen und es uns unauflöslich machen. Da

ich kein anderes Unglück kannte, als den Verluſt der Liebe Lothars, und mir ſchmeichelte, dieſe wieder gewonnen zu haben, ſo ſuchte ich mich zu überzeugen, daß ich ſie, trotz dem widerſprechenden Scheine, niemals verloren hätte, und ich war eben ſo unermüdlich als ſcharfſinnig, Alles herbeizuſchaffen, was dieſen Glauben befeſtigen konnte. Der Zweifel wurde niedergedrückt, und ich wurde, wenn auch nicht gerade heiter, doch ſo zufrieden, als ein noch wundes und ſehnendes Herz nur ſeyn kann. Es wäre mir unmöglich geweſen, dieſe Stimmung vor dem entfernten Freunde geheim zu halten; vielmehr ſprach ich mit Lebhaftigkeit von der Freude, der ich entgegenſähe. Ob ihm dieſe Lebhaftigkeit mißfiel, weiß ich nicht; aber ſeine Antwort, ſo ſchön und geiſtreich ſie auch war, zeigte mir wenigſtens, daß er nicht davon ergriffen war. Gern maß ich mir die Schuld bei, und legte meiner Feder ſtrengere Geſetze auf. Auch mich ſelbſt nahm ich mehr unter Aufſicht. Ich glaubte einzuſehen, das, was Lothar, vernünftiger und erfahrner als ich, für das Glück der Liebe und des Lebens erkennen möge, ſey ja wohl eben die Mäßigung einer gleichen, ſtill und ruhig leuchtenden Flamme, die weder raſch und heftig emporlodere, noch tief zu dem Dochte herabſinke. Es wär nun mein ganzes Streben, dieſe Ruhe zu gewinnen; und indem ich meine Liebe, wie ein heiliges Feuer, mit prieſterlicher Sorgfalt bewachte, fand ich zu meinem Vergnügen, daß ſie an Tiefe, ſo wie mein Leben ſelbſt an innerem Gehalt dadurch gewann. So war

es mir faſt erwünſcht, daß ſich Lothars Rückkehr noch etwas verzögerte, bis ich ganz mit mir fertig geworden, und das Gleichgewicht, dem er, wie es ſchien, den größten und verdienteſten Werth beilegte, feſt und unerſchütterlich in mir begründet hätte.

Während dieſer Zeit, wo ich, obgleich entfernt von ihm, doch nur mit und für ihn lebte, liefen ſeine Briefe immer pünktlich ein. Von unſerm perſönlichen gegenſeitigen Verhältniſſe war nicht oft die Rede darin, und ich beklage mich nicht darüber. Es ſchien ſo natürlich, daß die Fremde, der Glanz der Höfe und die Merkwürdigkeiten großer Städte, die ganze Gegenwart überhaupt, ſeine Theilnahme ſtärker erregten, und daß ſich dieſes Intereſſe mehr geltend machte, als das Verlangen nach der Heimath und der Frau. Mir war die freundliche Art genug, mit der er mir ſeine Bemerkungen — einen reichen Schatz — mit ſo vieler Pünktlichkeit mittheilte; und ich glaubte keinen beſſern Beweis ſeiner Liebe erwarten zu können, als daß er Alles, was er Anziehendes ſah, mit mir und meinem Andenken in Verbindung ſetzte. Zog er mich doch gleichſam auf jedem Schritte nach ſich, und theilte jeden Genuß mit mir! Hätte ich nicht dankbar ſeyn ſollen? Und wahrhaftig ich war es — ich war es recht aus vollem Herzen.

So hatte ich mich länger als ein halbes Jahr wie ein Kind mit den ſüßeſten Hoffnungen gewiegt. Meine Träume ſchienen mir volle und aufrichtige Wahrheit, und ich hatte ſie mir ſo tief in das Herz gedrückt, daß ich auch da noch daran glauben wollte,

als ich auf die grausamste Weise aus dem Schlafe gerissen worden war. Ich genoß Alles in tiefer Stille, und das Geheimniß, womit ich wie früher meine Schmerzen, so jetzt meine Wünsche und Hoffnungen, umhüllt hatte, machten sie mir noch theurer und heiliger. Wie glücklich wäre ich gewesen, wenn ich in all dem Irrthum gestorben wäre, und allen den frommen Wahn der Liebe im Herzen mit mir aus diesem tückischen, trugvollen Leben genommen hätte! Warum, ach! hat mir Gott nicht die Qualen der Enttäuschung erlassen? Womit hatte ich verdient — wodurch verschuldet — —? Ich höre Dich sagen: Der Mensch darf mit Gott nicht rechten; er muß die Hand küssen, die ihm das Theuerste entreißt und das Herz zerdrückt; er muß den Willen segnen, der ihn vernichtet. — Es sey! Das Loos, das mir vom Himmel fällt, wie hart es auch seyn mag, hab' ich zu tragen Muth; der, von welchem das Leiden kömmt, gibt auch die Kraft; aber wenn Menschen über Dich hinweggehen, wenn ihr Fuß Dich achtlos und unbekümmert, ja wenn er Dich absichtlich und mit kalter Besonnenheit in den Staub tritt; wenn Deine Liebe Dir Haß gebiert, Dein Jammer für Empörung gilt, wenn Alles, was zu denken entsetzlich ist, von Menschen und von geliebten Menschen Dir kömmt; willst Du auch dann noch den unendlichen Schmerz ohne Murren empfangen, und mit demüthiger Ergebung vor den Thron der Vorsehung *niederlegen*? — Oder wenn Du auch dieses forderst, *und wenn* ich das harte Gebot nicht mit Warten

bekämpfen kann, so lehre mich auch noch lebend dem Gefühle des Lebens zu entsagen, und wenn grausamer Muthwille mit meinen Qualen spielt, zu diesem Spiele zu lächeln.

Schon öfters hatte Lothar seiner Rückkehr gedacht; ich durfte die Zeit berechnen, wo ich ihn wieder an mein Herz drücken, wo ich ihn wieder von ganzer Seele mein nennen könnte. Alles schien zu meinem Glücke zusammen zu stimmen. Jene Frau, die seinen Stolz so verhöhnt hatte, war mit ihrem Manne in eine andere Gegend gezogen; auch ihr Liebhaber hatte sich entfernt; die verhaßtesten Erinnerungen waren auf diese Weise bei Seite geschoben. Dann war mir durch den Tod eines Onkels ganz unerwartet ein wohleingerichtetes Gut in einer eben so anmuthigen als fruchtbaren Gegend zugefallen, wo wir einen Theil des Jahres in reichlicher und angenehmer Beschäftigung zubringen konnten. Lothar billigte die Vorschläge, die ich ihm darüber machte, und ging, wie es schien, mit Vergnügen darauf ein. Das war in den ersten Tagen seines Aufenthaltes in Paris. Da konnte er mir nicht genug sagen, wie sehr ihm dieser unermeßliche Steinhaufen mißfalle, wie ihn das Gewühl des eben so rührigen als müssigen Volkes durch die hohen sonnenleeren Gassen, wie den Ameisen in ihren finstern Gängen, verstimme; wie es ihn peinige, daß man sich hier Tage lang um einander herum drehe, ohne sich geistig zu berühren; und wie er eilen werde, diesem Getös zu entrinnen, das ohne alle Bedeutung, nur so recht um sein selbst

willen sey. Doch vergingen Tage und Wochen, ohne daß dem Vorsatze die Erfüllung folgte. Ich bemerkte, nicht ohne Unruhe, daß seine Briefe immer mehr die Gestalt von Journalen annahmen, in die man das Geschehene zu eigener Erinnerung nur flüchtig anmerkt — und darum mochte es auch wohl seyn, daß er mir ihre Aufbewahrung so nachdrücklich empfahl. Dann wurden auch diese Verzeichnisse seltener, lückenhafter; und ich konnte wohl wahrnehmen, daß ihm jene Lücken selbst einige Verlegenheit machten, und daß er mir nicht mehr, wie vormals, sagen mochte, wo und auf welche Weise er seine Zeit zubrächte. Ich faßte einmal den Muth, diese Bemerkung scherzend hinzuwerfen, ohne ihr die mindeste Bedeutung zu geben; aber nicht anders, als ob er sie mit Begierde erwartet hätte, fiel sein nächster Brief wieder in die alten Topiks von Freiheit, thörichter Quälerei, und was dergleichen mehr war. Auf diesen Brief folgte schnell ein anderer, und in diesem eine recht künstlich gewendete, recht klug eingewebte Geschichte von einem berühmten Manne, der die jüngere Schwester seiner Frau geliebt habe, und da sie bald durch gegenseitige Leidenschaft über alle Schranken geführt worden, sey er doch von seiner Frau in dem, was nun einmal nicht zu ändern gewesen, auch nicht gestört worden; ja sie habe die Folgen dieses leidenschaftlichen Verhältnisses mit der zartesten Schonung und unbeschreiblicher Klugheit den Augen der Welt zu entziehen gewußt. Ueber *diesen Heroismus* weiblicher Liebe verbreitete er sich

mit einer Beredsamkeit, die schon seit geraumer Zeit aus seinen Briefen gewichen war, und es fehlte nicht viel, so hätt' er ihn zu einem Gebote der Haustafel und einer Pflicht des Ehestandes gemacht. Ich antwortete darauf, ohne Mißtrauen und Bitterkeit, aber mit dem Ernste, den eine so heilige Sache gebot, erklärte jenen sogenannten Heroismus für die sündhafteste Schwäche und beschwor meinen Mann, doch so bald als möglich Paris zu verlassen, um sich dem Einflüssen der schlimmen Luft zu entziehen, die ihn dort zu vergiften drohe. In der Antwort nahm er meinen Ernst ganz leicht, und statt auf den bessern Weg einzulenken, gab er mir in einer Anzahl lustiger Tagesgeschichten ein Bild des Ehestandes der großen Welt, das mich weder ergötzte noch beruhigte. Von seiner Abreise schwieg er. Ich kam nun wieder auf meine Bitten zurück, indem ich ihn an die Hoffnungen erinnerte, die er in mir erregt hatte, und noch viele andere Gründe zusammenstellte, die ihn zur Rückkehr bewegen konnten. Diese dringenden Bitten, noch mehr aber die Gestalt, welche seine eigenen Verhältnisse in dieser Zeit angenommen hatten, führten endlich eine Entscheidung herbei. Durch eigene und fremde Eitelkeit verstrickt, in schwierigen Händeln verwirrt, von Buhlerei, List und Macht überwältigt, sah er sich endlich, ganz gegen seine Absicht, in die Nothwendigkeit versetzt, ein lockeres und leichtsinniges Verhältniß unauflöslich zu machen. Doch konnte er es nicht über sich gewinnen, mir die Sache zu sagen, wie sie war. Er verschwieg den

Betrug; und ſprach von einer Leidenſchaft, die allzu mächtig in ihm geworden ſey, als daß er ſie je besiegen könne; zeigte mir die Nothwendigkeit einer Trennung, und verlangte meine Beiſtimmung dazu. Was ich ihm hierüber geſchrieben, wie ich ihn beſchworen, mich zu ſchonen und ſich, will ich Dir nicht wiederholen. Es war umſonſt. Er ſchrieb mir: wenn ich ihn jemals geliebt hätte, ſo möchte ich dieſer Quälerei ein Ende machen, die zu nichts führte. Sein Entſchluß ſey unwiderruflich; er habe ſchon lange die Ueberzeugung bekommen, daß ſich unſere Neigungen nicht vertrügen; ich möchte mich alſo ſeinem Glücke nicht in den Weg ſtellen. — Jetzt ſtand ich nicht länger an. Ich löste ſeine Schwüre mit zerriſſenem Herzen, und gab mich als Opfer für fremde Sünde hin. Doch war es nicht eigentlich ein Hingeben — ſo hoch kann ich meine Großmuth nicht rühmen, ſondern ich ergab mich wie das Opferthier, das der Prieſter gebunden zum Altar ſchleppt. Du weißt das Uebrige. Ohne mich einer Schuld bewußt zu ſeyn, trage ich die Schmach der Schuld. Ich erröthe bei dem Namen meines Mannes, den ich als ein freies Geſchenk von ihm erhielt und nun noch führen muß, nachdem die Einheit zerſtört iſt, deren Symbol er war. Alles, was mir vormals befreundet war, ſieht mich wie etwas Fremdes an, und es graust mir vor dem, was mich ſonſt an ſich zog. Ich will der Gegenwart entfliehen, aber ich kann mich nicht in die Zukunft retten, die mir nicht einmal Vergeſſenheit bietet; denn wie möchte ſo tiefe Kränkung vergeſſen

werden? — und nicht in die Vergangenheit, die wie ein Leichnam alles Schönen vor mir liegt, oder als eine tückische Verführerin zu allem dem Jammer meines jetzigen Daseyns. — Oder soll ich mich in ein fremdes Glück retten? Ach, ich schien ja auch glücklich, und doch war Alles nur eitler Betrug; ich wurde auch gepriesen um diese Lüge von Seligkeit, die fast schon verschwunden war, als man sie pries. Ist es ein Wunder, wenn mir alles Rühmen menschlichen Glücks wie ein Hohn — ihre sogenannte Treue, Wahrhaftigkeit und Großmuth wie ein leerer, schrillender Klang erscheint, oder wie eine angemalte Larve, welche die häßlichste Verzerrung bedecken soll? Und gäb' es wohl einen ärmern Zustand, als den, nicht nur um das eigene Glück, sondern auch um den Glauben an fremdes Glück betrogen zu seyn?

* * *

Es ist Zeit, diese lange Geschichte meines Elends zu schließen — aber nicht auf diese trostlose Weise. Ich lese Deinen Brief wieder und immer wieder — er ruht an meiner Brust — und wie ein Talisman scheucht er das Böse, und sendet seine Kraft in mein innerstes Herz. — Wenn Ein liebloses Wesen uns mit der Welt zu entzweien vermag, warum sollte nicht ein Anderes Liebendes uns mit ihr aussöhnen können? Bedarf es denn mehr als des Glaubens an Eine Wahrheit, um des Daseyns der Wahrheit überhaupt gewiß zu werden? an Eine Tugend, um

an Alles zu glauben? Haben wir nicht oft gehört, daß Ein bannendes Wort den ganzen Spuk der Hölle, wenn er losgelassen war, zerstreute? Warum soll das Wort der Liebe einer so schönen Seele, wie die Deinige ist, weniger vermögen? oder warum soll ich weniger an Deine Liebe glauben, als an den Haß eines Andern? oder warum soll endlich das Gute nicht mächtiger seyn als das Böse, das ja doch wohl nur als Ausnahme gilt? Um diesen Glauben kämpfe ich jetzt; und wenn ich ihn erkämpfe, so ist es Dein Werk, und das Werk dessen, an den Du mich gewiesen hast. — Sieh', ich habe Dir mein Innerstes enthüllt, um Dich hinein zu rufen; nach Deiner frommen, tröstenden Erscheinung sehnt sich mein Herz; und wenn ich nicht fürchtete, störend in Deine Paradiese zu treten, ich käme an Deine Brust, und suchte in Deiner Nähe, was mir auf immer verloren schien. Sage mir, ob Du, ob Dein Odo meine Gegenwart ertrüge. Vordem schien er sich zu freuen, wenn er mir in der Welt begegnete; aber jetzt bin ich so scheu geworden wie ein Kind, nicht vor den Unbekannten, sondern vor denen, die mich glücklich gekannt haben. Was auch Dein Wille sey, schreibe mir nur. Es gibt nichts, wornach ich mich sehne, als Deine Liebe.

Mathilde.

Amelie an Victorinen.

Den 20. Febr. 1802.

Nein, liebste Cousine, länger zu schweigen, wäre Verrath an der Freundschaft. Hundertmal zwar, tausendmal, millionenmal hab' ich in diesen vierzehn ereignißreichen Tagen an Dich, Herzens-Cousine, gedacht; aber die Feder in die Hand nehmen, schreiben, Dir erzählen — nein, das war unmöglich! Und auch in diesem Augenblick weiß ich eigentlich nicht, wie es möglich werden soll. Zwar hab' ich die früheste Stunde dazu genommen; aber was heißt jetzt bei mir früh oder spät? Der Tag hat keine geordnete Zeit mehr. Das Drängen und Treiben ist sich in jeder Tageszeit gleich. Auf dem Markte kann es nicht lebendiger seyn. Kaufleute, Handwerker, Putzmacherinnen, Juden und Christen — da ist ein Schicken, ein Fragen, ein Besuchen, daß ich oft am Abend nicht weiß, ob ich noch einen Kopf habe. Und das Alles? — o Du hast es schon errathen! — das Alles — weil Deine kleine, naseweise, muthwillige Cousine seit vierzehn Tagen verliebt, und seit acht Tagen Braut ist.

Ja, Herzens-Cousinchen, seit vierzehn Tagen verliebt; seit acht Tagen Braut, und in acht oder neun oder zehn Tagen Gräfin Ahlen! — Hab' ich nöthig, noch auf das Verzeichniß meiner Zerstreuungen zu setzen, daß ich überschwenglich glücklich bin? Ja, Victorine, recht selig bin ich. Denke mir da nicht etwa an die leichten, flatterhaften Neigungen, die

uns wohl sonst bisweilen auf einem Balle, in einer Gesellschaft anflogen, und wo auch wohl eine der andern in die Arme fiel mit einem: ah que je suis heureuse, chère Cousine! Das waren die ersten kindischen Anmeldungen des Herzens, das doch auch sein unschuldiges Daseyn wissen lassen wollte, und meist nur allzu voreilig bei dem ersten-besten Augenpaar, das sich an das unsrige heftete, stärker zu schlagen anfing, und uns dann weiß machte, wir wären glücklich. Jetzt, jetzt erst hat meine Stunde geschlagen, und was wir je in Romanen von dem Glück und dem Rausche der Liebe gelesen, oder was wir selbst in müssigen Stunden geschwärmt haben, — ich fühl' es jetzt verwirklicht, ja, wenn Du willst, noch weit überboten. Hätt' ich nur Zeit, ich wollte ein Buch schreiben: „die merkwürdigste Woche meines Lebens," interessanter als jeder Roman, und es Dir, süße Cousine, ehrfurchtsvoll zueignen, mit dem Bilde des Helden voran, und mit der Unterschrift: Qui que tu sois réconnais ton maître. — Du weißt das Uebrige.

Ja, Kind, ein Liebesgott ist er, kein Mann; der Gestalt und dem Alter nach zwischen dem Mann und dem beflügelten Genius schwebend. Nur die flatternden Schwingen fehlen ihm. — Hätt' er sie aber auch, so hielt' ich sie fest, aber er legte sie mir zu Liebe ab. Gewiß, Victorine, sie sind zwei Herzen so für einander gestimmt, gemessen, als die unsrigen. Immer gehen sie in gleichem Tact, und wenn sich je das eine oder das andere einmal übereilt, gleich

iſt das Andere hintendrein, und bei der Fermate ſind ſie ſicher wieder beiſammen. Daß wir beide alſo nur Einen Sinn und Willen haben, verſteht ſich gewiſſermaaßen von ſelbſt; auch daß, wenn etwa eine Diſſonanz vorkömmt, wir gleich eifrig ſind ſie aufzulöſen, und dann nur etwa ein Streit der Großmuth aufkommen kann. — Doch das iſt für Dich eine langweilige Materie. Du gähnſt und verlangſt Geſchichte. Lieſſt Du doch kaum die Ueberſchriften der Kapitel eines Romans, geſchweige denn Vorreden, Einleitungen, Nutzanwendungen, belehrende Abſchweifungen und dergleichen, ja nicht einmal die ſentimentalen Ergießungen, auf denen, wie Du einmal ſagteſt, der Leſer wie in einer Wiege ſchwimmt, immer auf einer Stelle bleibt, und endlich einſchläft. Wahrhaftig, mein ungeduldiges Victorinchen, ich fange an zu glauben, daß die ſentimentalen Schriftſteller immer nur ihre eigene Geſchichte ſchreiben, und eben darum nie zur Geſchichte kommen können. Wenigſtens geht es mir in dieſem Augenblick ſo, und ich habe mich eben im Spiegel beſehen, ob ich etwa unſerer guten, ſchmachtenden Hoheneck gleich geworden bin, die aufgezehrt von der Sehnſucht nach dem künftigen Geliebten, der nie erſcheinen will, nur noch ſeufzt und haucht, und bald, wie die unglückliche, unerhörte Echo, eine Stimme des Gebirgs ſeyn wird. —

— Aber ſieh', da iſt mir dieſe Echo der zärtlichen Lieder gerade recht gekommen, um mich auf den hiſtoriſchen Weg zu bringen. — Es ſind beide

gerade vierzehn Tage — o die herrliche Zeit! — da trat die gute Höheneck bei mir ein, um mich zur Oper abzuholen. Du hättest sie sehen sollen. Ein hellgelber Rosenkranz hing leicht um ihr flachsgelbes Haar, und dieses hing wieder leicht und dünn an ihrem gelben Nacken herab. Ein weißes Kreppgewand mit gelber Unterlage schlang sich um ihre zarten langen Glieder, und floß zu den hellgelben Schuhen herab, die den breiten Fuß jämmerlich preßten. So trat sie schwankend und schmachtend bei mir ein, senkte sich langsam auf den Divan nieder, und erwartete mit schmeichelhafter Ungeduld, daß die letzte Hand an meine Toilette gelegt wurde. Jetzt warf ich noch einen musternden Blick in den Spiegel, kehrte mich dann mit einer Pirouette nach ihr um, und sagte mit einer tiefen Verneigung: „Jetzt bin ich meiner geistreichen Emili ganz zu Befehl.“ Mit einem gehaltnen, unendlich gütigen Lächeln betrachtete sie mich durch die doppelten Gläser, und sagte mit leiser, schleppender Stimme: Sie sind zum Beneiden schön, Melinde (denn so hat sie mich nach ihrer arcadischen Weise umgetauft). — Dieses niedliche Sammthütchen, diese bedeutungsvolle Schwungfeder, diese munteren Farben! Allerliebst! Aber das Kleidet auch nur Sie; weil es in so holdem Einklang mit Ihrem fröhlichen Sinne steht. Kommen Sie, Süße, fuhr sie fort, indem sie ein wenig auf die Seite rückte, und mit der Lorgnette auf den Platz neben sich wies — kommen Sie! Wir haben noch ein halbes Stündchen Zeit, und das möchte ich zu einer confidence

anwenden. — Ich horchte hoch auf, und hüpfte nach dem Divan — zu einer poetischen confidence, fuhr sie mit gezwungenem Lächeln fort, indem sie mit der Hand in ihre Balantine fuhr und mit einem Papier knisterte. Ich erschrack; nahm mich aber zusammen und sagte: Wie glücklich, liebe Emili, machen Sie mich! Aber fürchten Sie nicht Ihre Güte an eine Unwürdige zu verschwenden? Ich bin bis jetzt noch so sehr mit der Wirklichkeit zufrieden gewesen, daß ich mich wenig oder nicht um die Poesie bekümmert habe. — Und da ich fühlte, daß das wie Spott klingen könnte, setzte ich, wie von Reue ergriffen, hinzu: Sie wissen wohl nicht, Liebe, was ich für ein kindisches Wesen bin. Aber ich fange wirklich an, mich nach etwas Ernsterem zu sehnen. Es muß unendlich anziehend seyn, an Ihrer Hand die Zaubergärten der Poesie zu betreten. — Emili lächelte mich huldreich an, schlug die himmelblauen silbergeränderten Blätter auf, und sagte: Es ist eine Elegie, der Erguß eines reinen, weichgestimmten Herzens, das in der rohen Gegenwart das hohe Ideal nicht findet, das es in sich trägt, und deshalb, glücklich in sich, aber von Sehnsucht verzehrt, in wehmüthigen Thränen schwimmt. Wehmuth, liebe Melinde, setzte sie hinzu, Wehmuth ist das Element, in welchem sich die Elegie bewegt, und das süße Auf- und Niederwogen des Gefühls ..... Aber ich kann wahrhaftig vor Lachen nicht weiter schreiben. Ist es nicht toll, daß ich Dir und mir den Kopf mit allem dem pedantischen Kram warm mache, und darüber nicht zur Sache

kömme? — Aber Du hätteſt mich ſehen ſollen, wie ich auf dem Divan lehnend, mit in einander geſchlagenen Armen daſaß, und mit meinen Füßen ſpielend zugleich über die zierlichſte Form der Schuhe und die beſte Einfaſſung des Lobes nachſann, womit ich die Vorleſerin am heiß erſehnten Schluſſe ihrer weinerlichen Rhapſodie zu beglücken gedachte. Da nun endlich dieſer Augenblick kam, machte mich die Freude beredt, und ich war ſo glücklich, daß die durch ihre eigene Poeſie tief gerührte Dichterin meine Freude an der Erlöſung für Freude an ihrem Werke nahm. Nachdem ſie alſo das Tuch an die Augen gedrückt und ihre Thränen getrocknet hatte, fiel ſie mir mit einer wahren Begeiſterung um den Hals, und verſicherte mich — zu meinem eigenen Erſtaunen — daß Niemand eine ſolche Tiefe des Gemüths, einen ſo feinen und ſichern Tact für wahre Poeſie habe als ich; und verſprach mir — zu meinem größten Schrecken — daß ſie mich künftig recht oft über ihre poetiſchen Verſuche — ſie lächelte bei dem Worte ſich ſelbſt an — zu Rathe ziehen werde.

Den 21. Februar.

So weit hatte ich geſtern geſchrieben, da wurde Graf Avensberg bei mir gemeldet, der eben in Geſchäften des H. Hofes hier iſt, um mir ſeine Huldigungen zu Füßen zu legen. Wahrſcheinlich iſt der Mann vor dreißig Jahren liebenswürdig geweſen; denn ſeine hohlrückige Haltung, ſeine rechts und links *zugezählten* Verbeugungen, die runde Bewegung ſei-

ner Arme, vorzüglich die Bedeutsamkeit, mit der er den Spaniol aus der goldenen boîte nimmt, lange zwischen den Fingern zerdrückt, und langsam zur Nase führt — Alles hat den Anspruch auf eine alte dreißig- oder fünfzigjährige Liebenswürdigkeit. Was mir noch am besten hätte gefallen können, waren die Lobsprüche, die er dem bienheureux futur ertheilte. Er nannte ihn einen cavalier accompli, le modèle des jeunes gens de qualité, und versicherte, que pendant le séjour qu'il avait fait à la cour de H., il en avait fait les délices. Ich nahm diese stark accentuirten Lobsprüche mit möglichster Bescheidenheit auf, so wie auch die unendlich schönen Sachen, die er aus seinem alten Dictionnaire du bon ton für mich zu spenden die Gnade hatte.

An Fortsetzung meines Briefes war nun nicht mehr zu denken. Besuche reihten sich an Besuche bis zum Mittagsessen; dann Toilette zur Cour. Nach der Abendtafel nahm mich Prinzessin Friederike mit auf ihr Zimmer; ich mußte ihr von Ahlen erzählen, und Mitternacht war vorbei, als sie mich entließ. Nun bin ich kaum aus dem Bette gekrochen und habe den Shawl übergeworfen, so sitze ich wieder hier, und mache mir die Finger mit Tinte schwarz, um weiter zu erzählen, oder eigentlich — denn ich sehe mit Schrecken, daß ich gestern die Zeit recht thörichter Weise verplaudert habe — also um erst anzufangen.

Nun denn also gleich zur Sache. Die Elegie war gelesen, die süßen Wehmuths-Thränen abgetrocknet, das schuldige Lob gegeben und wiedergegeben, da

wurde der Wagen gemeldet. Emili und ich waren allein in der Loge. Sie, unendlich zärtlich — die Dankbarkeit wirkte noch fort — drückte mir bei jeder empfindsamen Stelle die Hand, oder lispelte mir poetisch geschmückte Seufzer zu. Die benachbarten Logen waren leer; die Zeit wurde mir lang, und trotz „meines tiefen Gemüthes" sehnte ich mich nach dem Ende der Oper, wie nach dem Ende der Elegie. Da ging endlich am Schlusse des zweiten Acts die Thür der benachbarten Loge auf; die alte Baronin Morusi und ihre Tochter rauschten herein, und nach ihnen ein fremder, junger, schöner Mann in rother Malteser-Uniform. Als sich die Damen gesetzt hatten, blieb er hinter ihnen stehen, und schickte feurige Blicke im Theater umher, die endlich auch auf seine demüthigen Nachbarinnen fielen, die sich schon lange leise angestoßen hatten, aber jetzt nicht thaten, als ob sie ihn beachteten. Nicht lange, so sagte ihm die Baronin etwas in's Ohr, worauf er die Loge verließ und in die unsrige eintrat, mit einem Anstand, einer Anmuth, einer Sicherheit — o Victorine, es war unmöglich ihn zu sehen, ohne in ihm den schönsten, den liebenswürdigsten, den gewandtesten Mann zu erkennen. Nachdem er uns beide verbindlich gegrüßt und seine Unbescheidenheit entschuldigt hatte, wendete er sich an meine Nachbarin, sagte ihr, er sey vor wenigen Stunden hier angekommen, und gedenke seine Reise morgen ganz früh fortzusetzen; er sey sogleich zu ihr geeilt, um ihr diese Karte der Gräfin Louise zu überreichen. Ein glückliches Unge-

fähr habe ihn — da er sie nicht mehr zu Hause getroffen, in ihre Nähe gebracht, und um nicht des Glückes verlustig zu werden, das ihm seine edle Freundin Louise habe gönnen wollen, habe er sich entschließen müssen, unser interessantes tête-à-tête für einen Augenblick zu stören. — Ich hatte während dieser Anrede alle mögliche Muße den schönen Fremden ungestört zu betrachten, und ich gestehe Dir, ich war in diesem Augenblick so voll Mißgunst und Neid, daß mir die Hoheneck noch tausendmal gelber und widriger vorkam. Sie schien auch recht einen Triumph zu feiern — denn wahrscheinlich fand jetzt „ihr weichgestimmtes Herz das hohe Ideal in der rohen Gegenwart" — und das Fragen nach der unendlich lieben Louise, all ihrem Thun und Lassen, wollte kein Ende nehmen, bis der Malteser eine kurze Pause benutzte, und sie bat, ihn mir vorzustellen. Ich war etwas verstimmt, und erwiederte sein Begrüßen mit einer flüchtigen, stummen Verbeugung; aber ich weiß nicht, wie er es anfing, in Kurzem waren wir beide im Gespräch, recht lebhaft im Gespräch. Jetzt rauschte der Vorhang wieder auf; unser Fremder beurlaubte sich, nicht ohne die Bitte, wenn er seinen Aufenthalt verlängere, unsere interessanten Personen besuchen zu dürfen.

Als er in seine Loge zurück kam, bemerkte ich, daß die alte Baronin scherzend mit dem Finger drohte; auch ihre Tochter flüsterte ihm etwas zu, worüber Alle lachten. Diese Unterhaltungen beunruhigten mich schon. Emili war voll seines Lobs — auch

das war mir nicht recht — und ich wendete das Gespräch auf die unendlich liebe Louise, und bat mir die Karte aus, auf der sie der Freundin einen poetischen Gruß, und, was mir um Vieles lieber war, den Namen ihres Freundes gesendet hatte. Ach, hub die gute Hoheneck an, als ich ihr die Karte zurückgab, das ist ein beklagenswürdiges Wesen. Ich weiß nicht, wer ihr in den Kopf gesetzt haben mag, sie sey eine poetische Natur, und im Vertrauen auf dieses Creditiv thut sie in ihrem Irrwahn die thörichtsten Dinge. Daß sie sehr mittelmäßige Verse macht, wie Sie an dieser Probe sehen können — sie hielt die Karte nach mir hin — wäre vielleicht noch ihre geringste Thorheit, obgleich in der Kunst die Mittelmäßigkeit durchaus unverzeihlich ist — aber daß sie mit diesen pitoyabeln Arbeiten Andern zur Last fällt, daß sie sie in Morgen- und Abend-Blättern ausstreut, und mit ihrem nichts sagenden Namen unterzeichnet; ja, daß sie sich deshalb — als ob sie auf dem Gebiete der Literatur, wo man keine Notiz von ihr nimmt, eine Stimme hätte, ein Urtheil über andere Talente anmaßt, das heißt doch in der That die Geduld vernünftiger Leute mißbrauchen. Und ist es nicht endlich der Gipfel des Lächerlichen, wenn man schon den Vierzigen zueilt, und nie hübsch, ja nicht einmal erträglich gewesen ist, noch Minne-Lieder zu dichten, Liebe und Triebe, Wonne und Sonne zu reimen, und damit nach Männer-Herzen zu angeln? — Ich lieh dieser unendlich berechten Lobrede auf die unendlich liebe Louise das eine

meiner Ohren; das andere war für das Gespräch in der Nebenloge gespitzt, dessen einzelne Laute und Worte sich durch das Recitativ vom Theater her schlangen. Ich hörte, oder glaubte zu hören: comment la nommez-vous? — Amélie, sagte die junge Baronin. Ah la ravissante créature! — und dann wieder: j'avoue, je la trouve tout à fait délicieuse, cette Amélie. — So glaubte ich den Namen zu hören, und mein Herz klopfte hoch auf. — Dann aber, wie es in solchen Fällen geht, dachte ich wieder, ich hätte doch wohl nicht recht gehört, und er hätte Emilie gesagt. Und da klopfte mir das Herz noch heftiger, und ich schmollte fast und sah meine Nachbarin noch einmal recht an, ob wohl die Beiwörter ravissante, délicieuse auf sie anwendbar wären. Da eine unbescheidene Bravour-Arie des primo amoroso jetzt alles Horchen verbot, wurde meine Eifersucht ganz toll, so daß ich ordentlich glaubte, darauf schwören zu können, er habe Emilie gesagt; und ich gestehe Dir, sein Credit sank in diesem Augenblicke sehr tief bei mir.

Aber ich hatte recht gehört; es war Deine glückliche Amélie, die er auf den ersten Blick so bezaubernd gefunden hatte. Am folgenden Morgen besuchte er mich; von der Abreise war die Rede nicht mehr; und von dieser Zeit an machte er mir, und auf eine andere Weise auch meiner Mutter die Cour mit solcher Anhaltsamkeit und so gutem Erfolg, daß ich ihm schon am achten Tag Herz und Hand überließ, und meine Mutter zwei Tage darauf die Gnade

hatte, meine Wahl zu bestätigen. Seit drei Tagen hat er mich verlassen, um sich mit seinen Verwandten zu besprechen, die Erlaubniß seines Hofes zu suchen, und einige Angelegenheiten in Ordnung zu bringen. Sobald er zurück kömmt, wird unsere Verbindung seyn. Dann stellt er mich in H. vor, reist mit mir nach Wien, wohin auch jetzt sein Weg ging, und im Sommer führt er mich nach Ems oder Spaa ins Bad.

Sieh', Cousinchen, das ist so ungefähr das abbozzo — heißt es nicht so? — meines Liebeshandels bis zum entscheidenden Moment. Wollte ich Dir das Detail ausmalen, es würde ein Buch. Du würdest dann Deine Freude haben an der Rastlosigkeit, mit der er die Angelegenheiten seines — unserer Herzen betrieb, wie er jeden Augenblick zu ergreifen, wie er mich immer auf eine neue und überraschende Weise an sich zu erinnern, mit sich zu beschäftigen wußte. Als er mich zum zweitenmal besuchte, kam die Rede auf ein fliegendes Blatt, das wegen persönlicher Beziehungen Aufsehen machte; ich wünschte es zu lesen; er gab vor, es nicht bei sich zu haben; aber eine Stunde darauf kam es mit einem unendlich liebenswürdigen, geistreichen Briefchen an, dem man mit einer kleinen Wendung den Anstrich einer Erklärung geben konnte. Am folgenden Abend war Ball am Hof. Ich hatte mit ihm getanzt. Am Ende der Colonne zog ich mein Tuch aus dem Beutel, um mich abzutrocknen; in diesem Augenblick bückte er sich, und überreichte mir ein kleines gefaltetes Papier, das er *von der Erde* aufgehoben zu haben schien, mit den

Worten: voilà un papier qui paraît vous appartenir. Ich hatte Gegenwart des Geistes genug, um ihn zu verstehen, nahm das Papier als etwas mir Bekanntes an, und steckte es bei. Wie unruhig war ich während des Restes der Nacht! und wie günstig war ihm diese Unruhe! Als ich nach Hause kam und das Blättchen öffnete, waren es mit der Bleifeder geschriebene französische Verschen, voll der artigsten Anspielungen auf Einiges, was sich in derselben Nacht zugetragen, und, was sie mir noch theurer machte, mit einem Schlusse voll glühender Liebe. Ich mußte freilich am andern Morgen, da er mich besuchte, über die Art der Einhändigung schmollen; aber wie schön bat er mir seine Verwegenheit ab; wie nahm er mir jeden Vorwurf von den Lippen weg! Die poetische Erklärung wurde jetzt durch eine prosaische ergänzt und gerechtfertigt, die mir noch theurer war. Ich hatte zürnen wollen, und nach einer halben Stunde ließ ich ihm meine Hand als sein Eigenthum. Mein Herz hatte er ja vom ersten Augenblick an gehabt.

Fragst Du mich, wie es dabei der holden Emilie erging? — Traurig genug. — Daß sie auf den schönen Malteser, der ihr von der poetischen Freundin empfohlen war, ein Recht zu haben glaubte, daß sie einen Plan auf seine Bewunderung wenigstens — die Anbetung wäre dann nachgekommen — gemacht hatte, verrieth der Neid, mit dem sie schon am dritten und vierten Tag unser Einverständniß belauerte, und,

als die Sache entschieden war, die boshaften, heimtückischen Bemerkungen, die sie sich über mich erlaubt hat. Aber ich habe mich gerächt, Victorine, und sie ist seitdem gelber, länger und häßlicher als je. Sie kam natürlich mir Glück zu wünschen, und ich bemerkte mit großer Zufriedenheit die unendliche Mühe, die sie hatte, ihr eckiges Gesicht in die rechten Falten zu legen, und ihre Worte mit freundschaftlicher Theilnahme zu schminken. Ich beschloß sogleich ihre Qual zu verlängern, nahm sie auf die Seite, umarmte sie mit allen Zeichen zärtlicher Rührung, und dankte ihr, boshaft genug, für das Glück, das mir ihre Nähe, das wohlthätige Zusammensеyn mit ihr an dem Opern-Abend gebracht habe; ich würde das nie, nie vergessen. Dann setzte ich ganz unschuldig und treuherzig hinzu: Der Graf hat mich an jenem Abend geistreich gefunden. Ach wenn er wüßte — und dabei küßt' ich sie — daß mich der Geist nur von diesen Lippen angeweht hatte; daß das Bischen Glanz, worin er mich sah, nur der Wiederschein des hohen Genius war, der mir zur Seite stand. Aber verrathen wir ihm das nicht, bitte! — Er wird wohl nur zu bald seine Täuschung inne werden, wenn er mich erst allein hat, und ich nicht mehr von meiner geistreichen Emili borgen kann. — Dabei sah ich sie recht gerührt, recht dankbar an. Dann sprang ich wieder an ihr in die Höh', warf meine Arme um ihren Nacken und sagte ganz trunken: Aber gestehen Sie mir, daß man vom Glück privilegirt seyn muß, um einen Mann, wie *der Graf ist*, zu fesseln; und dabei eine Freundin

zu haben, wie meine Emili, die durch ihre herzliche Theilnahme mein Glück so unendlich erhöht?

So eitel sie ist, und so kindisch ich ihr vorkommen mag, so konnte sie diese Protestationen doch nicht so aufrichtig annehmen, ohne die Schlange unter den Rosen zu ahnden; aber Du hättest sie sehen sollen, wie ihr das Herz schwoll vor Verdruß, wie mühsam sie von neuem die schönen falschen Worte zusammen suchte, wie sie sich quälte, um leicht und unbefangen zu scheinen. Diese Stunde war mein Triumph, und wenn sie mich je wieder mit ihrer ästhetischen Pedanterei heimsucht, so weiß ich, wie ich mir die Zeit mit ihr vertreiben kann.

Den 25. Februar.

Du wirst wohl an Schrift und Tinte sehen, liebes Cousinchen, daß dieser Brief nicht in Einem Zuge geschrieben ist. Wie wär' es auch möglich gewesen; ein solch langes Buch! Recht lieb aber ist es mir jetzt, daß er noch nicht geschlossen ist; so kann ich doch noch etwas von den Ereignissen der vergangenen Nacht anhängen. — Der Graf kam gestern früh von seiner Reise zurück, schöner, liebenswürdiger, zärtlicher als je. Seine Geschäfte hatten den besten Erfolg gehabt. Unserer Verbindung stand nichts mehr im Wege. Den Abend war Maskenball. Ich verschwieg ihm, trotz seiner Bitten, meine Maske, um die Macht der Sympathie zu prüfen. Zur Strafe verschwieg er mir auch die seinige. Ich hatte mich mit den beiden Fräulein Teng verabredet, die ganze

fähr von gleicher Größe mit mir sind. Wir erschienen zuerst als die Begleiterinnen der Königin der Nacht. Was der Maske im Ganzen am Glanze mangelte, war durch Schmuck von Juwelen ersetzt; und als wir uns vor dem Wegfahren noch einmal vor dem Spiegel musterten, war es schwer uns von einander zu unterscheiden, und selbst meine Mutter sah mich zuerst für Annetten an. Wir hatten kaum einige Gänge durch den Saal gemacht, als wir in der Ferne von einem glänzenden Helm herab einen hohen bunten Federbusch im dichtesten Gewühle der Masken wehen sahen. Alles drängte sich zu, den schönen Ritter zu betrachten, der sein Haupt so stolz empor trug, und sich durch die Begleitung eines zierlichen, über und über befiederten Papageno als Tamino bezeichnete. Wir stießen uns an, und jede sagte der andern in's Ohr: Herrlich, herrlich! das ist der Graf. Sobald seine Blicke auf uns fielen, schritt er gleich auf uns zu, nicht anders, als ob er mich eben an dieser Stelle erwartet hätte; wendete sich auch sogleich an mich, bat sich meine Hand aus, und schrieb ein A hinein. Ich war in der That überrascht, fast bestürzt. Aber der liebe Tamino wußte uns gleich mit so artigen Scherzen zu ergötzen, daß wir unsere Rollen fast vergaßen, und was wir noch weiter für den Abend vorhatten. Er blieb an unsrer Seite, bis ein Maskenzug, der vom Theater her in den Saal trat, ein Gedräng veranlaßte, das ihn von uns trennte. Wir benutzten den Augenblick, schlüpften hinaus, und *kleideten uns um.* Die dunkeln Hüllen machten hellen

und glänzenden Gewändern Platz; ich und Annette stellten die beiden Leonoren im Tasso vor, und Ottilie ging als Tasso neben uns. Alles, auch der Kopfputz, war in Eile geändert; zarte Kränze schlangen sich durch unsre Locken; unser ganzer Anzug war frühlingsmäßig, ländlich und doch so schön und schimmernd, daß man die Schäferinnen eines Hof-Arcadiens nicht verkennen konnte. Wir sahen recht niedlich aus, auch unser poetischer Begleiter, der wohl verdiente, seine Augen zu einer Prinzessin, wie ich war, zu erheben. Wir sahen uns nach dem Helm des Prinzen Tamino um; er war nirgends zu finden. Aber nicht lange, so blitzte uns eine diamantne Agraffe von einem aufgekrempten spanischen Hut in die Augen; und mit edelm Anstand durchbrach eine Maske das Gewühl, in welcher wir sogleich den Herzog von Ferrara erkannten. Mit derselben Sicherheit, wie das erstemal, schritt er auf uns zu, begrüßte uns mit dem Anstande eines Fürsten, und redete mich als seine Schwester Eleonore an. Es fehlte wenig, so hätten wir laut aufgeschrien. Daß wir ihn entsetzlich quälten, um uns zu sagen, wer an uns zum Verräther geworden, kannst Du leicht glauben; auch daß er nichts gestand, sondern Alles für einen glücklichen Zufall, für ein Zauberspiel der Sympathie gehalten wissen wollte. Ich für meine Person glaube an solche Wunder nicht — ich weiß auch ziemlich, wohin ich meine Muthmaßung zu richten habe — aber sage selbst, war diese doppelte Ueberraschung nicht *unendlich liebenswürdig*? Indem wir aber so

bei einander ſtanden, ſcherzten und lachten, bald in der angenommenen Rolle ſchwärmten, bald im Namen unſerer eigenen liebenswürdigen Perſonen uns allerlei Bemerkungen zuflüſterten, trat mit langem, weißem Barte, ſchleppender Kutte, eine hohe Tiare auf dem grauen Haupte, ein Aſtrolog feierlich zu dem Grafen hin, der ſich in ſeinen Mantel eingewickelt hatte, ſtreckte die Linke nach ihm aus, und mit dem Stabe nach dem Himmel zeigend, ſagte er in feierlichem Ton: „Der Stern der Liebe im Gegenſchein mit dem Mars kündet Unbeſtand; mit dem Saturn, Kälte und Hader; mit dem Mercur Betrug und Hinterliſt. Dieſes, o bethörter Jüngling, iſt Deine Conſtellation.“ — „Und die Deinige, alter Narr,“ antwortete der Graf, „iſt die Conſtellation der Albernheit und der Bosheit.“ — Der Aſtrolog wendete ſich ſchnell ab, und verſchwand in der Menge — aber an dem ſchwankenden Gange erkannte ich — und Alle ſtimmten mit mir überein — meine gute Emili, die ſich ohne Zweifel in der freundlichen Abſicht eingefunden hatte, Unkraut unter den Waizen zu ſtreuen. Aber wäre ihre Abſicht geweſen, unſer Vergnügen zu erhöhen, ſie hätte es nicht beſſer einrichten können.

Doch nun zum Schluß; es iſt Zeit, und ich erwarte den Grafen jeden Augenblick. Uebermorgen werden wir getraut. Seine Ungeduld hat uns einen Tag nach dem andern abgeſtritten, und meine Mutter mußte endlich, kopfſchüttelnd und lachend, das, was ſie durchaus nicht wollte, doch wollen. — O *Victorine*, *wer* kann dieſem Manne widerſtehen? —

Und so geliebt, so beneidet zu seyn! — Wärst Du nur hier! — Von meiner Trauung, meinem Putze schreib' ich Dir in der ersten freien Stunde. Aber wann wird die kommen? — Eine Verheirathung mitten im Carneval — das ist wie ein Roman im Roman — Verwirrung über Verwirrung. — Adieu Herzensmühmchen. Grüße mir Dorinen und Adelaiden, und wer sonst an mich denkt. Was macht die kleine, allwissende Minna? Wer hat mir denn gesagt, Euer Forstmeister werbe um ihr bereitwilliges Herz? Ist es so? — Noch einmal, lieber Engel, lebe wohl, und schreibe recht bald einen recht langen, langen Glückwunsch an

Deine
über allen Glauben glückliche
Amélie.

Amelie von Ahlen an Victorine von Villach.

Den 14. Jun. 1804.

Noch immer, meine gute Victorine, liegt mir der Verdruß über Deinen Mann wie eine Last auf dem Herzen. Ist es nur denkbar, so ohne allen vernünftigen Grund, vielleicht auf einen leichten Verdacht hin — denn was wußte er etwa? — so gleich zu dem Extrem zu schreiten, und Dich in sein armseliges Villach zu schleppen, ohne Zweifel, um Dir in der *Einsamkeit* die Augen über seine Liebenswür-

digkeit zu öffnen, und die Erwiederung ſeiner Flammen abzuzwingen. Die ganze Stadt zuckt die Achſeln über ihn; und am Hofe meint man, ſo fein er auch ſey, ſo hätte er doch entweder nie, oder früher auf die Flucht denken ſollen. Was meinſt Du, Victorine? Hätten ſie recht, die Scharfſichtigen?

Verlaſſen aber ſollſt Du darum nicht ſeyn. Auf meinen Eifer Dir zu dienen, wo und wie ich kann, baust Du ohne dieß; und Franz, dieſes Schooßkind Deines unvergleichlichen Gemahls und ſeine rechte Hand, iſt Dir und mir auf eine Weiſe ergeben, die keinen Zweifel erlaubt. In ſeine Hände können wir ohne Bedenken Alles niederlegen, was Deinem Manne unnöthige Sorgen machen könnte. Iſt es nicht recht gutmüthig von Deinem Argus, daß er dieſe dem Zartgefühl ſeines Herrn zu erſparen ſucht? — So will ich Dir alſo auch gleich, um Dein gekränktes Herz zu erfreuen, von dem Prinzen ſprechen. Er war am Tage Deiner Abreiſe etwas ernſter als gewöhnlich, ſetzte ſich zum Spiel, ſpielte unaufmerkſam, gab die Karten dem Stallmeiſter und ſetzte ſich zu mir. Ich war ganz unbeſchäftigt; denn der alte Thierrot ſaß neben mir, und wiederholte die alten Hofgeſchichten ſeiner Zeit, die jeder ſchon beſſer weiß als er ſelbſt. Als der Prinz ſich näherte, zog er ſich ehrerbietig zurück, und ſuchte irgend ein anderes müſſiges Ohr. Der Prinz zögerte nicht auf das zu kommen, was ihm am Herzen lag. „Ihre arme Couſine,“ fing er an; „an einem ſo häßlichen ſtürmiſchen Tage, *tête-à-tête* mit ihrem Herrn Gemahl, der noch

häßlicher iſt als das Wetter, und das auf dem Wege nach Villach? Iſt das nicht zum Verzweifeln?" — Wenn meine Couſine wüßte, gnädigſter Herr, erwiederte ich, daß Sie einen ſo lebhaften Antheil an ihrer — unbequemen Lage nehmen, ſie würde den nahen und den entfernten Sturm darüber vergeſſen. — „Wenn ſie es wüßte!" ſagte der Prinz mit größerer Lebhaftigkeit; „glauben Sie denn (er wollte wohl ſagen, glauben Sie denn, daß ſie daran zweifelt? Aber er hielt noch zurück und ſagte) Glauben Sie wohl, liebe Ahlen, daß es die ſcharmante kleine Frau intereſſiren würde, meine Theilnahme zu wiſſen? Wenn Sie ihr ſchreiben — und gewiß Sie ſchreiben der armen Frau, ſo ſagen Sie ihr ja, wie unendlich es mich ſchmerzt, ſie uns, ſie dem Hofe entriſſen zu ſehen, und daß ich untröſtlich darüber ſeyn würde, wenn ich nicht hoffte, daß der gute Präſident bald wieder zur Vernunft kommen und uns ſeinen Engel von Frau wieder bringen wird. Hören Sie, ſchreiben Sie ihr das." — Ich verſprach es. — „Aber wiſſen Sie wohl," fuhr er etwas näher rückend fort, „wiſſen Sie wohl, daß mir die üble Laune des Herrn Präſidenten faſt wie Eiferſucht vorkömmt?" — Und glauben Ihr Durchlaucht auch, daß ihm Veranlaſſung dazu ſey gegeben worden? — „Veranlaſſung oder nicht," war die Antwort. „Vous savez, chère Amélie, que la jalousie se repaît de chimères. Und iſt nicht Victorine liebenswürdig, wie ſoll ich ſagen? appétissante genug, um einen Mann, wie den Präſidenten, in Angſt zu ſetzen? Entre nous,

Villach ist ein guter Geschäftsmann, wie man sagt, ein treuer Diener des Hauses — gut — aber das sind viele sehr subordinirte Menschen. Und sagen Sie selbst, liebe Ahlen, ob Sie einen Mann kennen, der weniger tournure hätte, und eine pedantischere, juristischere rondeur?" — Ich hatte nicht Lust, diesem Urtheile zu widersprechen — Du wohl auch nicht? — Ich sagte: Der Herr Präsident hätte statt Victorinens den Kanzler heirathen sollen. — Dieser Einfall ergötzte den Prinzen ungemein: „oh c'est délicieux, c'est délicieux," rief er einmal über das andere; „voilà un mariage bien assorti! le chancelier et le président! le président et le chancelier!" — Uebrigens, setzte ich hinzu, fürchte ich sehr, daß Herrn von Villach sein Entschluß gereuen wird. Victorine ist gefällig, anschmiegend sogar, wenn sie will; aber sie hat Charakter, und sie wird sich nicht von einem Manne unterdrücken lassen, den sie nicht liebt, nie geliebt hat, und künftig schwerlich lieben wird. Wäre irgend ein Funke fremder Leidenschaft in ihrem Herzen, was ich weder bejahen, noch verneinen kann, so wird er gewiß durch die Tyrannei ihres Mannes nicht ausgelöscht. Eine Frau, wie Frau von Villach, hat vor allen Dingen das Recht Freiheit zu fordern, und niemand erträgt Willkühr und Druck weniger als Victorine. Leidenschaftlich treu bei einem Gegenstande eigner Wahl, wird sie hingegen kein Gesetz eines Despoten fürchten, am wenigsten das eines so mausfaden Despoten, wie ihr Herr Gemahl ist. — Indem ich mit dieser Bestimmt-

heit sprach, strahlte das Gesicht des Prinzen vor freudiger Hoffnung. Er legte die Hand auf die Lehne meines Stuhls, und schien im Begriff seine Vertraulichkeit zu vollenden, als der Fürst mit seinem leeren Gesichte und den Worten zu uns trat, „ch bien, de quoi s'agit-il?“ — „De la dernière revue, Monseigneur,“ antwortete der Prinz. — „Ah ça,“ sagten Se. Durchlaucht, sich zu mir wendend, „wie hat Ihnen das neue manoeuvre gefallen?“ — „Außerordentlich; ohne Zweifel war es nach Ihr Durchlaucht Angeben ausgeführt.“— „Précisement. Ich hatte es angegeben, und es wurde nach meinem Sinn executirt. Bei der nächsten Revüe lasse ich ein anderes ausführen, das Ihren Beifall noch mehr haben soll. Denken Sie sich hier .....“ Und nun fing er einen militärischen Jargon an, bei dem mir die Haare zu Berge standen. Ich mußte indeß aushalten, und hatte dafür die Belohnung, daß der gnädigste Herr sehr zufrieden mit meinen Einsichten, oder mit meiner Geduld waren. Der Prinz hatte sich weggeschlichen. Erst als ich das Zimmer verließ, ging er an mir vorüber, und rief mir lachend zu: „Ah la belle revue! ah le beau manoeuvre!“

Ich zweifle keinen Augenblick, daß der Prinz bei der nächsten Gelegenheit seinem gepreßten Herzen gegen mich Luft machen wird. Gewiß will ich ihm den Weg erleichtern, und Du siehst, daß ich ihm schon jetzt ziemlich entgegen gekommen bin. Schreibe mir doch Etwas, was ich ihm sagen kann, und ihm

Freude macht; und sollte er vielleicht einen Briefwechsel wünschen, so wirst Du ja wohl keine thörichten Bedenklichkeiten haben. Die Hauptsache ist, den Prinzen im Feuer zu erhalten, bis Mittel gefunden sind, Dich wieder mit ihm zusammen zu bringen. Diese Mittel müssen sich finden. Deine Freunde hier werden es an Betriebsamkeit nicht fehlen lassen; die einen aus Liebe zu Dir, die andern aus — Unliebe gegen Deinen Herrn Gemahl; manche auch wohl — vielleicht ich selbst — aus beiden Gründen.

Uebrigens bin ich — um doch auch von meiner kleinen Person etwas zu sagen — in diesem Augenblick desto besser im Stande, mich Deiner Sache anzunehmen, da ich fast müssig bin; in einigen Tagen wahrscheinlich ganz müssig. Den Flügeln des Liebesgottes in meinem Herzen fällt eine Feder nach der andern aus; il ne bat que d'une aîle, oder eigentlich regt er sich nur noch par bon procédé, und das ist denn immer das Zeichen zum nahen Aufbruch. In der That wird mir die Zeit mit dem guten Obersten zum Sterben lang. Ich hatte es schon seit einigen Wochen gefühlt, aber mir immer nicht gestehen wollen. Neulich aber, ich weiß selbst nicht wie, als er mir gegenüber saß, und in einer wohl gesetzten Rede seine Gefühle für mich analysirte, überfiel mich ein gewaltiges Gähnen; während dem Gähnen sah ich ihn an; und in diesem Augenblicke war es mir, als ob ein Zauber gelöst sey. Ich fragte mich ganz *ernstlich*, wie ich diesen Adonis in Uniform je habe *erträglich genug finden* können, um einen cavaliere

servente aus ihm zu machen; und ich würde mir die Antwort auf diese Frage schuldig bleiben müssen, wenn ich nicht an meinen dépit gegen seine übermüthige Frau dächte. Aber nun ist es auch genug. Ich werde diesen langweiligen Amor ganz sanft bei den Schultern zur Thür hinausschieben, und dann mag er zu den Füßen seiner theuern Gattin zurückkehren, und Buße thun und Vergebung suchen.

Ahlen ist noch in Spaa. Er hat mir neulich durch einen Reisenden sagen lassen, daß er sich sehr wohl befinde. Ich weiß, was das heißt. Aber der Himmel soll mich bewahren vor Eifersucht. Mein guter Ahlen hat mich nach den ersten sechs Monaten unserer glücklichen Ehe von diesem Laster so vollkommen entwöhnt, daß ich wahrhaftig nicht wüßte, in welchem Winkel meines Herzens ich Eifersucht gegen ihn aufspüren könnte. Erzeige doch, liebes Cousinchen, Deinem Herrn Gemahl dieselbe Wohlthat. Die herdischen Mittel, die dazu führen, sind so süß für den Arzt, und wie bitter dem Kranken . . — Nun das wird Dich nicht abschrecken. — Adieu, liebes armes Kind. Wahrhaftig, ich würde Dich noch mehr bedauern, wenn ich nicht wüßte, wie fruchtbar Dein kleines Köpfchen ist, und wie Dich Widerstand in Thätigkeit setzt. Laß mich bald etwas hören. Noch einmal Adieu.

Amélie.

N. S. So eben geht Lamberti von mir weg. Er kam, mir eine Geschichte von gestern Abend mitzu-

theilen, die jetzt eben der Stadt ein Gespräch, und Dir eine ergötzliche Nachschrift verschafft. Es war der gewöhnliche Cirkel bei der Oberhofmeisterin. Die Berend hatte sich auch eingefunden, und nicht lange nach ihr der jüngere Haddik. Die beiden Leute sind in der ersten Seligkeit einer neuen Flamme; aber jetzt konnten sie sich bloß mit den Augen sprechen, und die dicke Wargau, die zwischen ihnen saß, hemmte jeden nähern Verkehr. Der arme Seladon, der auf so etwas schon gefaßt war, spielte lange verlegen und unentschlossen mit einem zusammengedrückten Papier, das er jetzt aus der Tasche nahm, jetzt wieder einsteckte. Der Kammerjunker von Schädel stand auf der Lauer, und wenn sich die Hände der Liebenden hinter dem Rücken der Wargau begegnen wollten, scheuchte er sie durch irgend ein Geräusch von einander. Endlich ist der Moment doch günstig; das zerdrückte Billet ist im Begriff in die Hand der kleinen Frau zu gleiten, da tritt — kann man sich ein unglücklicheres Schicksal denken — ihr Mann nach seiner Weise, lachend und polternd, zur Thür herein. Die nervenschwache Frau erbebt, das Billet entschlüpft ihren Fingern, fällt, hüpft und rollt eine Strecke weg. Der Kammerjunker, dem nichts entgangen war, setzt ganz unbefangen den Fuß darauf, und erobert so, ohne daß es weiter jemand bemerkt, den unglücklichen flüchtigen Liebesboten. Noch an demselben Abend war es in hundert Händen. Unglücklicher Weise ist Haddik einer von den Männern, *die man* avant la lettre nehmen muß. Die pikanten

Geheimniſſe, die das Briefchen ahnden läßt, werden durch den Stil noch pikanter, und dieſe Geheimniſſe gehen jetzt von Mund zu Mund. Sollten ſie bis zu den Ohren des Mannes kommen, was wohl möglich wäre, wie groß würde ſein Erſtaunen ſeyn, den Ruf ſeiner zarten unvergleichlichen Fanny wie Schnee im März zerrinnen zu ſehen! Freilich hätte man ihm ſchon früher mancherlei ſagen können; aber ſo iſt es beſſer — luſtiger wenigſtens. Die Verlegenheit des liebenden Paars bei dem Verſchwinden des Billets, das ſie lange mit verſtohlnen Blicken ſuchten, ſoll unendlich ergötzlich geweſen ſeyn. —.

Den 20. Jun.

Noch Ein Blatt muß ich beilegen, leider Eines von anderer Farbe als die vorhergehenden. Eben war ich im Begriff meinen Brief zu falten und zu ſiegeln, da kömmt ein reitender Bote von Tiefenbach mit der Nachricht, meine Mutter ſey ſehr krank, und wünſche mich noch einmal zu ſehen. Ich möchte ohne Aufſchub kommen. Du kannſt glauben, daß mich dieſe Nachricht erſchreckte; doch gab mir die bekannte Aengſtlichkeit meiner Mutter Hoffnung. Ich ließ ſogleich die Pferde beſtellen, und war, als der Abend dämmerte, an ihrem Bette. Lange hat mich nichts ſo erſchüttert, als dieſe traurige Scene. Sie war in der That krank, tödtlich krank. Kaum kannte ſie mich noch. Sie ſchlug die Augen auf, nannte meinen Namen, und nachdem ſie vergeblich zu ſprechen verſucht hatte, verſank ſie wieder in einen Zuſtand

von Bewußtlosigkeit, in welchem sie oft phantasirte und Vieles, aber unverständlich, sprach. Dieses dauerte bis zum Mittewoch Abend. Da wurde sie ängstlicher, heftiger, nannte oft meinen Namen mit lauter Stimme, als ob sie mich riefe; sagte aber nichts weiter, und starb endlich gegen Mitternacht. Noch nie hatte ich den Tod so nahe gesehen! Diese offenen starren Augen, dieser weitgeöffnete, lechzende Mund — steht immer noch vor mir. Am andern Morgen war ihre Gestalt ruhig; aber es war doch die Gestalt einer Todten! Das Herz stand still, das kaum noch unter meinen Händen geschlagen hatte; die Lippen, die ich so oft geküßt hatte, waren erblaßt und verschlossen. Wie war dieses Leben so schnell verflattert! und wohin? wohin? — Ich bin ganz tiefsinnig geworden. Es gibt Augenblicke, wo mir das fröhliche Leben recht leer und öde erscheint. In Tiefenthal war es noch schlimmer, wo sich die traurigen Erinnerungen von allen Seiten zudrängten. Ich fürchtete mich bei Tag und bei Nacht. Ich hörte Stimmen und Töne, die mich ängstigten. Am Tag nach der Beerdigung ließ ich anspannen, und kehrte hierher zurück, wo ich nun in tiefer Trauer sitze, um endlich diesen langen Brief zu schließen, ehe die Schaar der lästigen Theilnehmer und Theilnehmerinnen heranzieht, und mich wieder, aus lauter Theilnahme, in die düstern Scenen hineinstößt, denen ich eben entfliehen möchte. —

Aber wirst Du es glauben, Victorine, daß — *doch dieses im* strengsten Vertrauen — wirst Du es

glauben, daß meine Mutter — kaum kann ich es schreiben — die so streng in ihren Grundsätzen schien, und uns so schöne Moral predigte, als junge Frau nichts weniger als streng gewesen ist? Als ich in Tiefenthal ihre Papiere durchsuchte, kam ich auf ein geheimes Fach, das sie selbst vergessen haben mochte, und das einige Pakete Briefe und Briefchen enthielt, die einen ganzen Roman gäben; und diese Briefchen waren nicht von ihrem Manne, und auch nicht von Einem Liebhaber. Noch hab' ich nicht Zeit gehabt, Alles durchzugehen; aber drey verschiedene Namen sind mir schon unter die Hände gekommen. Wie hätten wir das muthmaßen können? — Es ist also immer nur das Alter, was tugendhaft macht; und wir können ja wohl auch noch recht ehrenfeste Matronen werden, wenn uns erst jener unerbittliche Lehrer dazu zwingt. Bis dahin dürfen wir uns ja wohl ohne Bedenken unsere Mütter zu Vorbildern nehmen.

Noch Eins. Der Prinz hat mich bei meiner Rückkunft begrüßen lassen. Er ist im Begriff nach Carlsbad zu gehen. Ich erwarte seinen Besuch vor der Abreise, und von wem er dann mit mir sprechen wird, weiß ich.

Victorine an Amelien.

Carlsbad, den 12. Julius.

Wie ich Dich beklagt habe, theure Amelie — denn ich muß mit dem letzten Theile Deines Briefes anfangen — wie ich meine Blicke wider Willen auf die düstern Scenen gerichtet habe, die Dich zur Theilnehmerin hatten! Wie kömmt es nur, daß bei solchen Dingen auch der entschiedenste Wille nicht genügt; daß sich die häßlichen Gespenster durch alle die Zauberzeichen drängen, mit denen man sich umgeben mag? — Das Leben ist wohl ergötzlich und schön — aber warum steht in seinem Hintergrunde — — Ich mag das verhaßte Wort gar nicht schreiben. Und doch ist dieser traurige schwarze Hintergrund mit seinem hohläugigen Phantom in der hintersten unbeleuchteten Blende noch nicht das Schlimmste in diesem tückischen Leben — denn ist es nicht tückisch, erst so lockend und frühlingshold auszusehen, und dann — ? Die Blüthe der Jugend mit allen den Hoffnungen, die sie in sich trägt; ist reizend, bezaubernd, entzückend; aber wenn Du nun siehst, daß ihr ein Blatt nach dem andern ausfällt, und zuletzt nichts mehr übrig bleibt, als der vertrocknete Strunk — das dünne graue Haar, der zahnlose Mund, die gefaltete entfärbte Haut, und die herzzerschneidende Erinnerung an einen Besitz, der nie wiederkehrt, ist das nicht ein tausendfacher, ein sich jeden Augenblick neu erzeugender Tod? — Da steht nun der häßliche *Name doch*, so grinzend und hohnlächelnd! Und nun

mag ich mich ſtellen, wie ich will, und den Kopf nach dieſer oder jener Seite drehen, immer ſchaut mir das hohlängige Geſpenſt mit einem alten runzlichen Weiberkopf in die Augen, ja, aus dem Spiegel kömmt es mir neben meinem Geſichte entgegen, daß ich zuſammenfahre, und mir die Augen zuhalten muß.

Iſt Dir das auch ſo, Amelie? Kennſt Du dieſen Schauder auch, der mich oft mitten in der Entzückung der Luſt überfällt, und den Rauſch ſo augenblicklich zerſtört, daß mir die Glieder wie im Fieberfroſte zuſammenſchlagen? Und wenn Du dieſen Zuſtand kennſt, dieſen ſchrecklichen, unmotivirten Uebergang von der Gluth eines flammenden, ſprühenden Vulkans zu der ſtarren Kälte des Eispols, wie erträgſt Du ihn? oder wie entgehſt Du ihm? wie retteſt Du Dich daraus? — —

Doch weg, weg mit dieſen Erinnerungen! Hört man doch ſo hier genug von hypochondriſchen Fratzen und den wüſten Einbildungen verrückter Gehirne! — Du bedarfſt der Zerſtreuung, und ich bin wohl recht albern, Dich mit der Schilderung krankhafter Augenblicke zu quälen, die in der kleinen Welt des Menſchen wohl eben ſo zufällig und eben ſo plötzlich gehen und kommen, wie in der großen Sonnenſchein und Regen, Hagel und Wind! — Jetzt alſo vor allen Dingen eine Erklärung der Ueberſchrift dieſes Briefs, und wie ich hierher gekommen, und was ich hier ſchon erlebt habe, und noch weiter zu erleben hoffe. —

Nicht wahr, Conſtuchen, als Dir dieſer Brief gebracht wurde, und Du Siegel und Ueberſchrift

beſchaut hatteſt, nicht wahr, da ſeufzteſt Du aus tiefem Herzen und dachteſt: Die Arme! welche Klagelieder wird ſie mir zu leſen geben! Wie wird ſie das abſcheuliche Villach, und den Herrn und Gebieter von Villach verwünſchen! Welche Seufzer der Sehnſucht wird ſie ausſtoßen, die Unglückliche, aus den Zauberkreiſen des Hofes hinweggeriſſen, in die Einſamkeit geſtoßen — — ! ! Dann legteſt Du vielleicht den traurigen Boten uneröffnet bei Seite, um Dich erſt beſſer zuſammen zu nehmen — nahmſt ihn dann wieder auf — öffneteſt ihn zögernd, und ſahſt, zu Deinem Erſtaunen, nicht Villach, ſondern Carlsbad!

O Du ſchlaueſte und feinſinnigſte aller Couſinen, wie wenig erräthſt Du doch! Freilich kann ich auch trotzig, widerwärtig, recht unausſtehlich ſeyn, ſo gut wie Eine; und ich glaube, Villach hat es zu ſeiner Zeit und mehr als Einmal erfahren — aber Alles zu ſeiner Zeit. Wie es am Tag vor der Abreiſe in meinem Herzen ausſah, weißt Du ungefähr; und doch haſt Du nur einen Theil des Unmuths geſehen, den ich wirklich fühlte. Es gibt nichts ſo gewaltſames, wozu ich mich nicht aufgefordert fühlte, und wer weiß, welche Thorheiten ich noch begangen hätte, hätte nicht mein Herr Gemahl den glücklichen Gedanken gehabt, ſich den ganzen Abend meinen Augen zu entziehen und erſt um Mitternacht nach Hauſe zu kommen. Ich hatte mich früh niedergelegt, und da ich nicht ſchlafen konnte, ſtellte ich Betrachtungen an, und das Reſultat dieſer Betrachtungen war, daß eine kluge Frau nie unterjocht werden kann; ein zögern-

niger Mann aber, in dem Augenblicke, wo er seinen Triumph zu feiern meint, sich selbst die Ketten der Knechtschaft anlegt. Ich beschloß, augenblicklich von dieser Bemerkung Gebrauch zu machen, ließ mir von Betty mein Schreibzeug bringen, und fing einen Brief an die Tante Ramlo an, worin ich ihr erzählte, daß wir im Begriff sind nach Villach zu gehen, daß ich zwar einen großen Widerwillen dagegen fühle, aber doch dem Befehle meines Mannes folge, und mich jetzt auch wirklich freue, Einmal wieder mir selbst und dem häuslichen Glücke zu leben, wozu sich in dem Geräusch der Stadt und des Hofes die Zeit gar nicht finden wolle. In diese schöne Idylle flocht ich das noch schönere Bild meines Damon ein, und setzte die Farben von Biederkeit und gediegenem Verstand so dick auf, daß man es allenfalls mit den Fingern hätte besehen können. Dieses wohl componirte, aber in der Mitte abgebrochene Werk ließ ich auf mein Arbeitstischchen vor dem Sopha legen, und als Villach nach Hause kam, mußte ihm Betty sagen, ich hätte ihn erwarten wollen, wäre aber über dem Schreiben eingeschlafen, und hätte mich eben jetzt niedergelegt. Das Stratagem gelang vollkommen. Villach kam, fragte mit Theilnahme nach mir — seine Lebhaftigkeit vom Mittag hatte ihn gereut; ich wußte es wohl — las den unvollendeten Brief (Betty hatte durch die Thüre gelauscht) und trat auf den Zehen in meine Schlafkammer. Ich schlief fest, fest! Da stellte sich der gute Mann vor das Bett, die Arme gekreuzt, seine Augen auf mich geheftet, sah

mich lange an, ließ ſich dann auf Ein Knie nieder, und küßte leiſe meine Hand, die ſchlaff an der Seite herab hing; und wenn ich jetzt die Gefälligkeit gehabt hätte zu erwachen — welche romantiſche Scene häuslicher Glückſeligkeit! Wahrhaftig, es hätte mich ein Wort gekoſtet, und die ganze ſo nothwendige, ſo dringende Reiſe wäre in Rauch aufgegangen! Aber jetzt gingen meine Plane weiter. Ich wollte mich rächen; und er ſollte wider ſeinen Willen ſeinen Willen haben.

Es war wahrhaftig Zeit, daß er ging. So ergrimmt ich auf ihn war, ſo mußte ich doch im Herzen über ihn lachen, und es fehlte wenig, ſo wär' ich laut ausgebrochen. Es lebe die Liſt! — Laß mich Dir immer dieſe Ketzerei unter vier Augen geſtehen, Amelie — ſelbſt die Liebe wäre ohne etwas Liſt nur eine langweilige Ergötzung. Ja, wenn uns nicht im ledigen Stande die Mütter, im Eheſtande die Männer zu mancherlei Ränken nöthigten, das Lieben würde ganz außer Gebrauch kommen, und nur etwa noch bei dem Volke Mode bleiben. Das liebt, wie es ißt und trinkt, und wir mißgönnen ihm ſeine unſchuldige arcadiſche Milch ſo wenig, als ſeine Concerte auf der Strohfiddel und dem Dudelſack.

Aber da fallen mir die équipées Deiner guten Mama ein. Leiſer Anſpielungen darauf von der meinigen erinnert ich mich nun wohl — aber dieſe verſtand ich damals nicht. Und auch jetzt wundert es mich. Die gute Tante hatte gar nicht die tournure einer galanten Frau. Freilich mag man das auch zu

ihrer Zeit auf eine etwas andere Art gewesen seyn. — Daß Du mir aber ja diese Correspondenzen aufhebst! Sie sollen uns ein herrliches Fest geben.

Nun wieder zu meiner Geschichte. Ich war auf meinen Lorbeern eingeschlafen und ruhte vortrefflich. Gegen acht Uhr schickte Villach, und ließ fragen, wie ich geruht hätte; und ohne die Antwort abzuwarten, kam er selbst, that mit gutmüthiger Verlegenheit — ich hätte fast Mitleiden mit ihm gehabt — dieselbe Frage, küßte mir die Hand, die ich ihm nur eben ließ, und sagte endlich — die Worte wollten gar nicht kommen — die Pferde wären um zehn Uhr bestellt; wenn es mir aber zu früh wäre, oder wenn ich — da das Wetter sich schlecht anließe — die Reise bis morgen oder übermorgen aufschieben wollte, so erwarte er nur meinen Befehl. Ich antwortete ziemlich trocken: er hätte mich gewöhnt, seine Einrichtungen ohne Widerspruch zu befolgen, auch wenn sie meinen Neigungen nicht zusagten. Ich wollte nicht, daß die Abreise um meinetwillen auch nur um Eine Stunde aufgeschoben würde. Uebrigens sey Alles gepackt, und die dringenden Geschäfte, die ihn nach Villach riefen (ich legte Nachdruck auf diese Worte), möchten wohl schwerlich einen Aufschub leiden. — Neue Anerbietungen von Villachs Seite; neue Protestationen von der meinigen; es war ein Wettstreit der Großmuth, der Dich belustigt hätte. Ich siegte ab. Um zehn Uhr saßen wir im Wagen, und aller mein Verdruß und Unmuth hatte sich in Muthwillen umgewandelt. Ich dachte nur an die Reparationen,

die er mir für alle die Opfer machen müßte, an die Rache, die ich nehmen wollte. Es war unmöglich, verbindlicher und zärtlich-verlegner zu seyn, als Villach war. Es fehlte wenig, er hätte den Regen entschuldigt, der vom Himmel herabströmte, den Sturm, der uns entgegenblies, und den schlechten Weg, in dem sich die Pferde abarbeiteten. Seine Bemühungen halfen ihm nichts. In dem Grade, wie seine Vertraulichkeit stieg, wurde ich zurückhaltender, höflicher, kälter. Ich hatte mir vorgenommen, auf dem ganzen Wege kein deutsches Wort zu sprechen; und Du weißt, wie er die französische Unterhaltung liebt, wie sie ihm zusagt! Schon dadurch hielt ich ihn in einer Ferne, in einer Spannung —, die selbst der Erinnerung an den Brief nicht weichen konnte. Ich sah wohl, wie ungemein der Brief wirkte, und beschloß, ihm diese Freude nicht unvergällt zu lassen. Ich veranlaßte ihn, ich weiß selbst nicht wie, an die Tante Romia zu denken; und schneller, als ich es erwartet hatte, kamen Anspielungen auf den Brief, so deutliche, so dankbare Anspielungen. O ich hätte ihn für diese bonhommie küssen mögen, so erwünscht kam sie mir. Ich spielte die Erstaunte, die Zweifelnde (seine Verlegenheit war köstlich!), und brach endlich mit dem pikirtesten Tone in Ausrufungen über seine Indiscretion aus. Ich hatte die Kühnheit ihm zu sagen: Diesesmal hat der Zufall gewollt, daß Sie Ihr Lob gelesen haben; denn wie sehr Sie mich auch bisweilen reizen mögen, ungerecht werde ich niemals seyn; aber ich rathe Ihnen nicht den Versuch

noch einmal zu machen. Sie könnten Dinge zu lesen bekommen, die wunderbar in Ihrem Kopfe spukten. Wissen Sie nicht, daß auch die beste Frau ihre Geheimnisse haben kann — und ich habe nicht die Eitelkeit mich zu den Besten zu rechnen — daß ein unschuldiges Wort, von der Laune oder dem augenblicklichen Muthwillen eingegeben, und nur der verständlich, an die es gerichtet ist, die allertollsten Grillen in einem Männerkopfe erzeugen kann? und daß eben deshalb die Briefe der Frau dem Manne ein Heiligthum seyn müssen, an das er nicht rührt, von dem er die Augen abwendet? In der That, Herr von Villach, so schloß ich meine Strafrede, ich hätte Ihnen mehr Zartgefühl zugetraut; und wenn ich mich in Ihren Willen resignire, auch da, wo ich nicht so glücklich bin, die Gründe desselben zu kennen, so darf ich hoffen, daß auch Sie die Achtung nicht aus den Augen setzen, die Sie einer gebildeten Frau, die Sie Ihrer Gemahlin schuldig sind. — Mein Ton und meine Mienen waren sehr ernst geworden. Der arme Mann war beschämt, verwirrt, niedergeschlagen, und die Apologie, die er versuchte, gerieth ihm nicht besser, als die Schmeicheleien, mit denen er mich bestechen wollte. Und da mußte ich wieder in meinem Herzen lachen, daß ein so großer Rechtsgelehrter und Präsident eines Collegii einer klugen Frau gegenüber eine so armselige Rolle spielen mußte.

So ging der Rest dieses Tages hin, und ich versichere Dich, daß ich mich recht gut amüsirte. Das treffliche Gelingen aller meiner Absichten, die sichere

Aussicht auf die vollständigste Genugthuung für das erlittene Unrecht, ja das widrige Wetter selbst — in meinem Kopfe war das beste — steigerte meine Laune bis zum Muthwillen, bis zur Ausgelassenheit. Mein guter Villach athmete allmählig wieder auf und glaubte mich ausgesöhnt, weil ich lustig war; aber ich erwartete nur die Zeichen dieses Glaubens, um ihn wieder, wer weiß wie weit, zurück zu werfen. Und mit diesen manoeuvres, die etwas Anderes sind als die Deines geistreichen Fürsten, kamen wir recht gut und ergötzlich nicht nur nach Villach, sondern hierher. Eine unglaubliche Erschöpfung am Tage nach der Ankunft in unserm ländlichen Arcadien — meine gestrige Ausgelassenheit war ja offenbar schon Uebereizung und der Anfang einer Krankheit gewesen — heftige Anfälle von allen möglichen Uebeln, die mit der ängstlichsten Schnelligkeit wechselten; die Orakel des gefälligen Hausarztes, der, als ob er bestellt wäre, sich auf den ersten Wink eingefunden hatte — Alles das setzte meinen guten Villach in eine solche Angst, daß er mich schon am vierten Tage beschwor, um seinetwillen, aus Liebe zu ihm, meine Abneigung gegen Carlsbad zu überwinden — ich hatte erklärt, ich wollte lieber in Villach sterben, als in Carlsbad gesund werden. Wie hätte ich solchen Bitten widerstehen können? Aus Gehorsam, aus Liebe besiegt' ich mich selbst; und sieh', die herrlichen Tage, die ich hier gehabt habe, ich verdanke sie der Liebe, der glühendsten, süßesten Liebe! — Ah mon pauvre *Villach!*

Ich muß abbrechen. Da reitet über die Brücke her — o wenn Du ihn ſähſt! o wenn Du wüßteſt! — Er ſagt ſeinem Diener Etwas; der Diener reitet voraus. — Mein Zelter ſtampft an der Thür. Betty, Handſchuh, Peitſche. — Auf Wiederſehen.

Den 16. Julius.

Drei Tage ſind vergangen — nein, das iſt ein zu ſchlechtes Wort — verflogen ſind ſie, verſchwebt, verſchwommen, ſeit ich dieſen Brief angefangen habe; und Du brennſt vor Neugierde, und weißt noch immer nichts, und erfährſt auch jetzt vielleicht noch nichts, wenn nicht der Regen in Strömen vom Himmel fiele. Ich fahre alſo fort, oder eigentlich, ich fange an, Dich in das Heiligthum meiner Geheimniſſe einzuweihen. Wie doch Dein liebes Geſichtchen ſo neugierig hereinſchaut! Wie Du umſiehſt nach dem Verborgenen! Nur getroſt herein! Ich ſchiebe nun den Nachtriegel vor, und ziehe die Stores zu, und wir ſitzen vertraulich zuſammen, Du ganz Ohr, ich ganz Mund (pfui, was für ein häßliches Bild! Aber ſo geht es, wenn man Styl haben, Anthithesen machen will). — Genug, Du hörſt aufmerkſam dem zu, was ich Dir aus vollem Herzen erzähle.

Aber eh' ich ein Wort weiter ſchreibe, daß Du ja nicht erwarteſt, Deinen Prinzen hinter dem Vorhange und in dem Allerheiligſten des Tempels der Liebe zu finden. Der iſt freilich auch hier, und dreht ſich mit ſeiner zuckenden, unruhigen Beweglichkeit um mich — *mais quel plat personage!* Mein,

wenn ich einen Augenblick das Ansehen hatte, sein süßes Liebäugeln zu verstehen, so war es nur ein Versuch, ob sich aus diesem verkalkten, erstorbenen Herzen nicht ein lebendiger Funke ziehen ließe. Wenn aber auch der Versuch gelänge — er gelänge sicher nicht — wahrlich, es wäre Schade um Zeit und Mühe. Und Du, mein schlaues Cousinchen, hast die Sache so ernsthaft nehmen können! — Zu Etwas indeß ist mir diese langweilige Durchlaucht doch gut. Mein guter Villach, den jemand in H... aufmerksam gemacht haben mochte, hielt auch hier noch an dem Wahne, und ich sah ihn erblassen, als die Ankunft des Prinzen gemeldet wurde.* Indem er nun diese Spur verfolgt, und doch gar nichts entdecken kann, als des Prinzen eitles Bestreben mir zu gefallen, und das meinige, mich der höchsten und allerhöchsten Zudringlichkeiten auf das Beste zu erwehren, so sind meine Actien — um in seinem Style zu sprechen — dadurch außerordentlich bei ihm gestiegen, und er ist jetzt mehr als je überzeugt, eine Frau zu haben, wie es keine mehr gibt.

Die Beschreibung der ersten Tage meines hiesigen Aufenthaltes erläßt Du mir wohl. Sie waren weder recht langweilig, noch recht ergötzlich; ob ich gleich in der Gesellschaft meines theuern Gemahls das vollkommenste Recht auf die ausgezeichneteste und unverfälschteste Langeweile hatte. Auch hatte ich auf unserer Reise hierher aus diesem unversieglichen Quell reichlich getrunken, so daß ich mit einem großen *Seufzer ausstieg*, wie jemand, der eine schwere Bürde

niederlegt. Eine Badeliste lag auf dem Tische, eine Menge gleichgültiger Namen, bekannte und unbekannte — unter jenen, die kleine Valerie, jetzt Baronin Effner, und diese auch in den drei Staffeln wie wir. Das war nun recht artig. Unglücklicher Weise ist die niedliche Frau so unendlich mit ihrem kränkelnden Manne beschäftigt, daß man ihrer kaum einen Augenblick froh werden kann. Mitten in einem anziehenden Gespräch springt sie auf: Ich muß Sie verlassen. Ich bin schon allzu lange von meinem guten Manne weg! Mein guter Mann erwartet mich gewiß! Ich muß meinem guten Manne eingeben, u. s. w. Und so ist die allerliebste, geistreiche, lebendige Frau über den guten Mann für die übrige Welt so gut als verloren.

Einige alte Bekannte, die ich in dem Bienenschwarm am Neubrunn entdeckte, oder die mich entdeckten, halfen mir über die nächsten Tage hin. Ich stand früh auf, ging früh zu Bette, gähnte mehr, als ich lachte, und lachte mehr, als es mir um's Herz war. Mein Gestirn war noch nicht aufgegangen, und ich sah ziemlich gleichgültig in die bunte Welt, die sich früh und spät vor meinen Fenstern auf den Wiesen umhertrieb, um in einem geschäftigen Müssiggange der Langenweile zu entfliehen, die sich wie ein tückischer Kobold immer hinter ihnen her zu wälzen schien.

So waren beinahe sechs Tage vergangen, als ich zu einem Ball auf dem Posthofe eingeladen wurde. Ich kam zufällig etwas spät, und fand die Gesellschaft

verstört. Es hatte Streit beim Tanze gegeben. Ein polnischer Officier, der schon vorher nicht in gutem Kredit war, hatte seine Dame beleidigt, und die jungen Leute hatten ihm den Weg gezeigt. Während des Wortwechsels tritt ein schöner Mann in französischer Uniform herein, und hat kaum den Polen in's Aug gefaßt, als er auf ihn zugeht, ihm einige Worte in's Ohr flüstert und mit ihm verschwindet. Der Tanz hatte nun zwar wieder angefangen, aber es war kein Leben dabei. Alle Gedanken waren auf den Fremden gerichtet, den niemand von der Gesellschaft zu nennen wußte; und so fand ich die meisten in dem liebenswürdigen Zustande von Leuten, die das Wort zu einem Räthsel suchen, das sie vor Augen haben und doch nicht finden können.

So ging es einige Zeit langweilig genug, und ich hätte fast schon zu dem letzten Hülfsmittel der gähnenden Geselligkeit, zum Spiel, meine Zuflucht genommen — zum Tanz war ich nicht wohl genug — als endlich die Officiere zurückkamen, die den Fremden und seinen Gegner begleitet hatten. Alles drängte sich ihnen entgegen; der Tanz hörte auf; Jedermann wollte Etwas wissen. Der Zweikampf war in dem benachbarten Wäldchen vor sich gegangen; der Pole hatte einen Hieb über die Stirne, der Andere eine unbedeutende Wunde am Arm bekommen. Beide waren von den Secundanten auf ihren Droschken nach Hause gebracht worden. Der Fremde war nun auch *bekannt. Von seiner Kaltblütigkeit, von der Gewandtheit, mit welcher* er den Säbel geführt, [ver-

chen jene mit Entzücken. Schon mehrmals hatte der Pole ſie zu ſeinem Nachtheil erfahren.

Ich könnte Dir nun den lieben Namen nennen, meine neugierige Freundin, und wahrhaftig, ich brenne vor Begierde es zu thun, wie ich den Reſt jenes Abends vor Verlangen brannte, den intereſſanten Fremden mit dem berühmten Namen zu ſehen. Zauberhaft wirkte der Name. Jedermann kannte ihn; Jeder wußte Etwas von dem Manne zu erzählen, der ihn trug, und Jeder hoffte ihn bald wieder erſcheinen zu ſehen. Auch ich war unter dieſen. Wie oft hatte ich den Namen gehört! wie oft im Stillen gewünſcht, dieſen hochgeprieſenen, oft leidenſchaftlich getadelten, aber auch dann noch gefeierten Alcibiades auf die Probe zu ſtellen. Aber die Hoffnung lag fern von dem Wunſche. Und nun war er mit Einemmale ſo ganz unerwartet in meine Nähe gebracht. Wie mir dabei zu Muthe war! wie mich Unruhe, Ahndung, Neubegier, Wünſche aller Art hin und her zogen! wie ich die Stunden bis zum andern Morgen zählte, nicht ohne geheime Beſorgniſſe, ſeine Wunde möchte ihn zu Hauſe halten! — Was ich in dieſem exaltirten Zuſtande geſprochen, ich weiß es nicht; aber ganz anziehend mag ich geweſen ſeyn. Mehr als einer der trefflichſten Tänzer forderte mich auf — es wäre mir jetzt noch weniger als vorher möglich geweſen an dem Tanze Theil zu nehmen — aber wenn ich mich bei den dringend Bittenden entſchuldigte, blieben ſie bei mir und vergaßen den Tanz. Bald hatte ich einen ganzen Kreis dieſer Planeten

um mich, die sich, statt nach der Tanzmusik, nach der Harmonie meiner Rede drehten, und in meinem Glanze sich sonnten. Ich war wirklich in einer Art von Verklärung, in mich hineingekehrt und doch außer mir, und mein inneres Leben hing an einem andern entfernten — etwa wie das einer Somnambule. Mein Rapport mit dem Herrlichen, Einzigen fing in dieser Abendstunde an. Ich kam überreizt nach Hause. Willach lag schon in tiefem Schlaf. Ich ließ mich schnell auskleiden. Betty fand mich erhitzt, als ob ich getanzt hätte; meine Hände glühten, wie im Fieber. „Aber was Ihr Gnaden heut wunderschön aussehen," sagte sie nach ihrer albernen Art; und doch hatte ich lange keine Schmeichelei mit so großem Vergnügen gehört. Ja, lache nur, ich besah mich noch Einmal im Spiegel, und fand, daß Betty gar nicht Unrecht hatte.

Wie ich die Nacht zubrachte? Sonderbar genug. Ich schlief nicht und wachte nicht; nur ein dünner Nebel von Schlummer hielt mich umsponnen, und durch den Nebel zogen die buntesten, groteskesten Gestalten, zerstört und wieder ergänzt, und sich umschaffend, bis endlich Alles in einem tiefen, dunkeln Azur zusammenfloß, und ich in Bewußtlosigkeit versank. Auch das war kein Schlaf. Nach wenigen Augenblicken war ich wieder bei mir, und so matt und abgespannt, als ob ich in Ohnmacht gelegen hätte. Ich ließ endlich Betty kommen und mir vorlesen. Was sie gelesen, weiß ich nicht; aber der summende Ton der schläfrigen Vorleserin beruhigte endlich meine

zuckenden, ſpringenden Nerven, und als die Sonne herauf war, war ich eine der erſten am Brunnen.

Unnütze Eile! Die geſtrige Ballgeſellſchaft fand ſich bald wieder zuſammen; aber der Fremde war nicht unter ihnen; auch ſprach niemand von ihm. Ich hatte große Luſt zu ſchmollen. Die jungen Herren, die geſtern wie Mücken in meinen Strahlen getanzt hatten, drängten ſich wieder herzu. Sie mochten glauben, ihre Nähe hätte mir alle die Funken und Blitze entlockt; und nun wollte Jeder der Begünſtigte vor Allen, der Glückliche par excellence ſeyn. Die Zuverſichtlichkeit der Gecken beleidigte mich. Ich wickelte mich ſiebenfach in meinen Shawl, ſchickte ſie mit kurzen Worten fort, oder ließ ſie ſtehen, höchlich erſtaunt, ihre Verdienſte ſo plötzlich verkannt; und ſich mit allen ihren Trefflichkeiten mit Einemmale in eine ſolche Sonnenferne geworfen zu ſehen.

Nie war mir die Zeit ſo lang geworden. Ich ſehnte mich weg, und zankte ſchon beim fünften Becher mit dem Bedienten; er mußte und ſollte ſich um einige verzählt haben. Ich ſtürzte die übrigen ſchnell hinab, kehrte verdrüßlich nach Hauſe zurück und frühſtückte mit meinem Herrn Gemahl, der die Gefälligkeit hatte, mein Maulen auf ſeine Rechnung zu nehmen. Dann ging ich, um die Langeweile zu variiren, mit der kleinen Valerie, die es einmal wagte ihren guten Mann zu verlaſſen, zu Avanzo, um Neuigkeiten zu beſehen.

Während wir hier im Magazin an der Thür ſaßen, mit den Herrlichkeiten von Wien und Prag auf dem

Schooße und um uns her, ließ sich vom sächsischen Saale her ein Getös von Pferden hören; drei, vier bairische Officiere sprengten im verhaltenen Gallop vorüber — mein Herz klopfte — und indem ich den Zug musterte, und meine Blicke bei einem Reiter still hielten, der einen schnaubenden, schäumenden, steigenden Rappen bändigte, rief Valerie, die erst jetzt die Augen aufschlug, mit freudiger Ueberraschung: Ach Lothar!

Lothar! Nun ja, da steht der Name des Herrlichen, Unvergleichlichen. Klopft Dir das Herz nicht auch? Hast Du nicht auch ihn oft genug nennen, von seinen Siegen, seinen Abentheuern sprechen hören? Gutes und Böses freilich — je nachdem Liebe oder Mißgunst, Eifersucht oder Bewunderung sprach. Aber immer klang durch alle die verschiedenen Töne der Eine Grundton der unwiderstehlichsten Liebenswürdigkeit. — Diesem nun so nah', so nah'! Und mit allen diesen Ahndungen, mit diesem Bedürfnisse eines müssigen, sehnenden Herzens. O Amelie! Ich war schon in diesem Augenblicke meines Glückes gewiß.

* * *

Ich mußte hier abbrechen. Die Hast, mit der ich unter beständigem Herzklopfen geschrieben hatte, und alle die Erinnerungen von erfüllten, über alle Hoffnung hinaus erfüllten Wünschen hatten mich erschöpft. Funken flogen mir vor den Augen, und alle Töne der Aeolsharfe und Harmonika klangen vor meinem Ohr.

So warf ich denn die ſtumpfe Feder hin, und lief, da der Regen aufgehört hat, einigemal unter den Linden auf und ab. Ich fand da einige recht langweilige Geſichter von Brunnenfreundinnen, die die chronique scandaleuse von Carlsbad abhaſpelten, und noch einige andere Chroniken nebenbei; auch den dicken Oberſchenken des Fürſten von O., der ſich keuchend hinter mir drein rollte, und mir mit ſchwerer Zunge die ſchönſten Dinge über die Wirkungen des Brunnens ſagte, die er — an ſich ſpüre; und als ich auch dieſen los war, und gern noch einige Gänge allein gemacht hätte, ſieh', da kam eben den Weg herein der Prinz mit ſeinem Pylades — das heißt die Langeweile mit der Trägheit. Meine guten Augen ſahen ihn glücklicher Weiſe von fern, und da es mir jetzt ganz unmöglich war ſeine Fadaiſen anzuhören, zog ich mich ſchnell in mein Haus, wie in eine Feſtung, zurück, und ſitze nun wieder hier, um in der Geſchichte meines hieſigen Lebens und Liebens — iſt nicht beides Eins? — fortzufahren.

Wo war ich ſtehen geblieben? — Ach bei Valeriens Ausruf. Ich ſah mich ſchnell nach ihr um; ihre blaſſen Wangen waren mit einem flüchtigen Roth der Freude überzogen, und da ich ſie anſah, war es mir, als ob ſie noch röther würde. Wirſt Du glauben, daß mir hier die Eiferſucht wie ein Pfeil durch das Herz fuhr? — Lothar hatte die Ausrufung gehört. Er ſah ſchnell nach uns herüber und grüßte Valerien mit der Miene und dem Wohlwollen eines *alten Bekannten*. In dieſem Augenblick ſieg ſein

Pferd. Es war fürchterlich! Noch eine Linie und es schlug über. Valerie erblaßte; ich stieß einen Schrei aus und hielt mir die Augen zu. Lothar aber lächelte vor sich hin, setzte dem stolzen Thiere die Sporn in die Seiten, und flog mit siegreicher Sicherheit davon.

Jetzt hatte ich ihn gesehen, er hatte mich gesehen; die Bekanntschaft war so gut als eingeleitet. Kennen Sie den schönen muthigen Reiter? fragte Valerie. — Ich sah' ihn zum erstenmal. Aber Sie nennten ihn Lothar, denk' ich? — Ja wohl; hätten Sie noch nicht von ihm gehört? — Gehört wohl. Aber Sie scheinen ihn genauer zu kennen.

Ich mochte dieser Frage etwas zu viel Ton gegeben haben. Valerie lächelte, und ein leises Roth kehrte auf ihre Stirn zurück; und ich dachte schon wieder Arges. Ich hatte ihr Unrecht gethan. Das, was ihr das Blut in die Wangen trieb, war nur die Freude, ihrem Manne sagen zu können, daß Lothar hier sey. Sie hatten sich in Paris kennen lernen. — Das gute Weib! Ich mußte sie für ihre Unschuld an mich drücken. — Und nun erzählte sie mir so Vieles von ihm; manches freilich mit Achselzucken. Er hat verdrüßliche Geschichten in Paris gehabt; aber sein guter Genius — —

Nun da haben wir's! Der Prinz läßt mir herauf sagen, er halte unten mit dem Wagen, und da er gesehen, daß ich vor ihm gelaufen, lade er mich zur Strafe zu einer Spazierfahrt ein. Ich sollte nur *nicht glauben*, ihm wieder zu entgehen. — Was ist *zu thun?* — **Au revoir, chère cousine.**

Den 24. Julius.

Soll ich dieſen Brief, dieſes lange Bruchſtück meiner Bekenntniſſe — noch Einmal fortſetzen, oder ſoll ich ihn unvollendet abgehen laſſen, oder ihn ganz vernichten? Wahrhaftig, ich weiß es nicht. Ich habe zu dem Einen ſo wenig Luſt, als zu dem Andern.

Acht Tage ſind vergangen ſeitdem. Acht Tage! Welche lange, und welche kurze Zeit! Und wie ganz anders geſtimmt ſitze ich heute hier als das letztemal — heute an dem hellſten, ſonnenreichſten Tage, der je die Erde beſchienen hat, düſter in mich gekehrt, mit zuſammengezogenem, ſchwer und mühſam klopfendem Herzen. Und damals bei ſtrömenden Regengüſſen, heiter, in meinem Innerſten ſelig, ſiegreich, trunken, und ohne Schwere, wie die ſchillernde Libelle, von einer Blume der Freude zur andern wippend.

Ich kann nicht fortfahren. — Stößt mir nicht jede Erinnerung an die glücklichen Tage den Pfeil tiefer in die Bruſt? und hab' ich nöthig den bittern, herben Unmuth noch bitterer, noch herber zu machen durch das Andenken an das genoſſene und verlorne Glück? — Ich will ihn ja haſſen, und wenn ich forterzählte, wie ich angefangen habe, behielte doch am Ende die Liebe den Sieg.

Da ſitz' ich nun und ſinne und ſinne, was ihn nur von hier weggetrieben haben kann. Warum nur ſo haſtig, ſo ohne Abſchied, ſo unbegreiflich räthelhaft? — Geſchäfte? Lächerlich. Laune? Vielleicht,

Aber was war denn seine Liebe, wenn ein Hauch der Laune darüber gebieten konnte?

O wankelmüthiges, falsches, treuloses Geschlecht! Was prahlt ihr mit Selbstständigkeit? Eure Selbstständigkeit ist der Eigensinn ungezügelter Willkühr; ein knabenhafter Trotz, den ein Nichts erzeugt, die Nachsicht vermehrt, und nur eine harte Züchtigung bändigt. Und eure Liebe? O ich mag nicht davon sprechen. Unbändig greift ihr nach dem, was eines Andern ist; haltet ihr aber die Beute in euern rohen Händen, dann rupft ihr sie, Feder um Feder — und sie mag sich zu euern Füßen im Staube zerflattern, ihr seht vornehm und mit aufgeworfenen Lippen darauf herab. Wenn ihr begehrt, so ist das dünnste, seidenste Haar stark genug euch zu halten; habt ihr das Ziel erreicht, da mögen euch die Arme der Liebe noch so fest umstricken, ihr reißt euch durch, und ob ein Herz mit zerrissen wird, was fragt ihr darnach?

Ich schwärme — der Kopf thut mir weh — meine Augen brennen wie Feuer.

Und da ist nun mein Mann, der mich mit seiner Theilnahme quält, und gar nicht begreifen kann, daß die Wirkungen des Wassers mit Einemmal so umgeschlagen sind. Ich hätte zu heiß getrunken, meint er; zu hastig, und mich dann nicht genug geschont. Wie scharfsichtig! Und doch ist es, wenn man es nur eben recht versteht, nicht so unwahr.

Valerie, die etwas bessere Augen hat, erwähnt den treulosen Freund gar nicht gegen mich; aus

Schonung? aus Bosheit? ich weiß es nicht. Auch hat sie seit einiger Zeit wieder so viel mit ihrem Manne zu thun, daß ich sie fast gar nicht sehe. Oder vermeidet sie mich etwa, und hält sich für zu tugendhaft, wie einige andere Beguenlen? — Aber geh' ich nicht auch in die Kirche, wie sie, und knie bei allen Heiligen herum, und bete um Lothars Rückkehr? Lache nur nicht. Ließ nicht ein Duc d'Albe Messen über Messen lesen, um eine Maitresse, die ihm entlaufen war, zurückzuzaubern? und steckt nicht die Fürstin D. ihrem Heiligen immer einige Kerzen mehr auf, wenn sie mit ihren Liebhabern zufrieden ist? Il faut tout mettre à profit.

Ich lasse diesen Brief endlich abgehen. Drei Tage sind nun zu Ende, und noch immer kein Wort von ihm. Jedermann wundert sich über das schnelle Verschwinden, und fragt mich, und kann nicht begreifen und nicht glauben, daß ich auch nichts weiß. Und noch soll ich vierzehn Tage hier harren; und der Prinz ist auch zudringlicher und lästiger als je! — Lebe wohl und beklage

Deine
gequälte Victorine.

Lothar an den Grafen von Ahlen.

Hof, den 25. Julius.

Dein Brief ist mir über Prag nach Carlsbad nachgekommen. Er fand mich im Rausche der Liebe,

kochend, sprudelnd, wie Du mich kennst. Wie ein Wasserstrom fiel er in die flammende Lohe herab, daß sie erschrocken niederstürzte, noch Einmal aufschlug, und sich dann demüthig in die Asche verkroch. Und nun sitz' ich hier, und störe in den Kohlen meines Herzens nach einzelnen Körnern gediegenen Goldes, um mir nur nicht gar zu arm, gar zu bettelhaft vorzukommen.

Entsetzlich hat mich die starre Kälte ergriffen, mit der Du schreibst „Mathilde ist todt." Ach wie viele Stimmen erwachten da in meiner Brust, die ich längst verstummt glaubte, und riefen mir immer von neuem und immer lauter und schrillender zu: Mathilde ist todt! Du hast sie ermordet! sie starb an gebrochenem Herzen durch Dich! — Und wie tückisch kam mir diese Botschaft! Ich kehrte spät vom Ball zurück, so berauscht von Liebe, so glücklich, wie fast noch nie. Ich fühlte die Erde nicht unter mir; das schönste Weib war mein; Victorine war mein. Ich war nicht von ihrer Seite gewichen. Dem Neide zum Hohn hatten wir beide unsere Siege gefeiert, und den Becher der Freude mit desto größerer Lust getrunken, da ihn die Eifersucht unserer Umgebungen würzte. Sie war anmuthiger als je; anziehend durch das, was sie gab, bezaubernd durch das, was sie gegeben hatte und noch verhieß. Unsere Gedanken begegneten sich in tausend Anspielungen; und die Funken des Witzes sprühten dem geistreichen Engel, wie flüchtige Küsse, von ihren süßen Lippen. So verließ ich sie, und noch zuckte der Druck ihrer Hand in

meinen Nerven — da fand ich Deinen Brief auf dem Tische. Ich nahm ihn begierig, aber eine sichere Ahndung ließ mich ihn wieder niederlegen. Doch nahm ich ihn wieder, besah das Gorgonenhaupt des Siegels, und dachte: „was kann es denn bergen, das furchtbarer wäre als es selbst? Alberne Furcht.“ — Und nun brach ich es hastig auf, und das Erste, was ich sah, war Mathildens Name. — Da saß ich nun mit dem Kopfe zwischen beiden Händen, und ein Leichenzug ging vor mir hin, und immer kehrte Mathildens blasse Gestalt in dem offenen Sarge zurück, der Mund lächelnd, wie sie im Leben that, wenn auch der Schmerz im Herzen wühlte; die Rechte deutend auf die blutende Brust; und da ich immer von neuem hineinsah, quoll das Blut heftiger aus der offenen Wunde, und strömte auf mich. Es war umsonst, daß ich aufsprang, im Zimmer umherlief, die Erinnerung dieser Nacht und aller vorigen glücklichen Tage zu Hülfe rief; es war umsonst. Immer drängte sich der Leichenzug herein in die üppigsten Bilder der Freude, und immer rief es in mir „Mord, Mord“ — und Victorine selbst stand wie ein Gespenst von fern, und zeigte mir einen Dolch mit blutgefärbter Spitze.

Wie man kindisch seyn kann! Die Furcht übermannte mich, und was diese kindische Furcht in mir sprach, kam mir, dem Aufgereizten, in jenem Augenblicke wie ein untrügliches Orakel vor. Ich müßte fort, rief es in mir; ich müßte das neue Glück von mir stoßen; durch dieses Opfer werde der zürnende

Schatten versöhnt werden. „Fort, fort, rief es immer von neuem und so laut in mir, daß ich es außer mir hörte, und erschrocken umher sah. Dominique stand schon lang, um mich auszuziehen. Ich befahl ihm auf der Stelle einzupacken; ich müßte fort. Er zögerte; er glaubte unrecht verstanden zu haben. Ich wiederholte den Befehl noch Einmal und so bestimmt, daß er keine Einwendung erlaubte. Und eh' der Tag anbrach, saß ich zu Pferd, und ritt und ritt, immer von schwarzen Gedanken verfolgt, bis ich erschöpft an Kräften hier ankam. Nun bin ich ruhiger, und habe meinen Verstand wieder beisammen, und sinne auf einen gescheidten Vorwand, um wieder in Armidens Gärten zurück zu kehren, aus denen mich ein abentheuerlicher Spuk mit häßlichen Larven, ich weiß selbst nicht wie, vertrieben hat.

Aber ein tiefer Unmuth ist doch in mir zurückgeblieben. Ich habe das Gefühl einer erlittenen Niederlage mitten im Sieg; einer Demüthigung in aller Befriedigung des Stolzes, und dieses Gefühl ist mir unerträglich. Warum mußte mir das, was vorbei war, wieder so zur Unzeit vor die Augen gerückt werden? Warum mußte sich das alte Vergehen in die neuen Siege drängen, als ob es mich höhnen wollte? War es nicht genug, Einmal Fesseln getragen zu haben? mußte mich ihr Klirren noch aus dem Grabe herauf erschrecken, und wie einen Knaben aus seinem Paradiese jagen? — Noch ist es nicht zum Tiefsinn Zeit. Ich habe Zerstreuung nöthig. Soll ich zurück? soll ich vorwärts? Victorinens blutiger Dolch kömmt

mir doch noch immer vor, und züngelt gegen meine Bruſt.

Ach daß Du bei mir wärſt! Nie hab' ich Deinen friſchen Sinn mehr vermißt. Du hätteſt in einer Viertelſtunde alle dieſe Geſpenſter weggelacht.

Den 26ſten.

Ich habe mich heute in der Gegend umhergetrieben, um zu einem Entſchluſſe zu kommen. Das ſteht jetzt feſt in mir, zu Victorinen kehre ich nicht zurück. Das begonnene Opfer ſoll vollbracht werden; und wenn es kindiſch war zu fliehen, ſo wäre es weibiſch auf der Flucht umzuwenden und um Gnade zu flehen. — Ich habe Alles überlegt. Ueber lang oder kurz geſchähe doch durch Abſicht, was jetzt durch Zufall geſchehen iſt; und wenn dann gar die Trennung von ihr käme, wär' ich beſſer daran? Es iſt wahr, Victorinens Gegenwart bezauberte mich; ihre launenhaften Reize berauſchten mich; nichts iſt ſüßer als ihr Geſchwätz; nichts bethörender als ihre étourderie. Aber wie viel von dem Zauber iſt ſchon in dieſen wenigen Tagen entflohen? Kenn' ich etwa die Liebe dieſer coquetten Weiber nicht? Iſt es nicht immer ihr eigenes Ich, und nur ihr Ich, was ſie feiern, wenn ſie einen neuen Namen auf die lange Liſte geſetzt haben? vorzüglich wenn dieſer Name einige Berühmtheit hat. — Und wie raſch ging ſie nicht! War es doch, als ob ſie niemanden erwartet hätte als mich; und wenige Tage reichten hin, ſo war kein liebendes Paar in engerm Verſtändniß als

wir. Ein Ehrenkampf, den ich gleich beim Eintritt in Carlsbad ausfocht, mochte mir allerdings zu Statten gekommen seyn. So ein Bischen Tapferkeit verdreht den Weibern die Köpfe ganz unfehlbar; und es war mir darum schon recht, dem widerwärtigen Rudawski gerade in dem rechten Augenblicke zu begegnen, und ihn für allen den Verdruß, den er mir gemacht hat, mit noch einer Schmarre über die Stirn zu zeichnen. Alle Frauen sahen mich darauf an, als ich zum Erstenmal erschien; aber Victorine lief Allen den Rang ab. Wie viel Artiges wußte sie mir über den Vorfall zu sagen! wie viel Witziges über meine Kühnheit zu Pferd! und in all das leichte, zierliche, schmeichelnde Geschwätz flocht sie so viel Theilnahme, so einen Schein von Gutmüthigkeit und zartem Wohlwollen. Es war ein anziehendes, ein berauschendes Spiel!

Aber denn doch nur ein Spiel! Wohl mag sie jetzt noch über mein räthselhaftes Verschwinden pikirt seyn; wohl mag sie auch den Unmuth für ein Gefühl unglücklicher Liebe halten; sich selbst bereden, es sey so. Aber was gilt's? Wenn sie mich nicht zurückkehren sieht, sucht sie Trost. Fehlen kann es ihr nicht. Und so darf ich sie denn ganz ruhig ihrem Schicksale und ihren Sternen überlassen, und habe nicht nöthig weiter zu sorgen, oder mir eine Laune vorzurücken, in der ich ihr nur zuvorgekommen bin. Ich kenne diese liebenswürdigen Weiber auf ein Haar. Sie sind so beständig wie ein Apriltag, und ihre Farbe so unveränderlich, wie die Farbe des Chamäleons.

Du kannst sicher darauf rechnen, daß der Tag, wo ihre Liebe culminirt, der unheilige Abend ihrer Untreue ist. Bei Mathilden war es nicht so. Ich möchte sagen leider nicht. Sie liebte — sie liebte ohne Kunst, einfach, und recht mit vollem Herzen. Aber eben das entfernte mich von ihr. Solche Liebe zu erwiedern, war ich nicht neu genug; in solcher Gluth mich aufzuzehren, lag die Welt und das Leben noch zu weit und zu lockend vor meinen Wünschen. Und doch waren die ersten Monate eine glückliche Zeit. Ach in diesen Sommermonaten ehelicher Zärtlichkeit — denn das war eben mein Unsinn, dieses Band fest zu schlingen — in dieser Probezeit der Leidenschaft glühte die Flamme ihrer jugendlichen und treuen Liebe mein Herz aus; nur eine todte Asche blieb zurück; und war es da ein Wunder, daß der erste frische Athemzug der Luft die ganze beschwerliche Last von einander trieb? — Daß sie so fest an der ersten Liebe hängen sollte, wer hätte es gedacht? Ich nahm sie wie andere Frauen — nur etwas stolzer, etwas blöder mochte sie seyn. — Aber es war nicht so. — Doch das ist vorbei, und ich will nicht weiter daran denken, und mich nicht peinigen, daß das seltenste Geschöpf der Zeit, daß ein treues, schuldloses, selbst bei des Mannes erkannter Schuld noch treues Weib mir, gerade mir in die Arme gefallen. Ich beklage sie, ohne mich selbst härter anzuklagen, als ich verdiene. Jeder Mensch, jedes Wesen ist an seine eigenthümliche Natur gebunden; hätte ich aus der meinigen herausgehen und eine Mummerei mit mir

treiben ſollen, die doch am Ende ſich ſelbſt Lügen geſtraft hätte? Tückiſch war es allerdings von dem Verhängniſſe, uns zuſammenzuführen; aber wahnſinnig wäre es geweſen von mir, das Unverträgliche unſerer Naturen zu erkennen, und aus einer Grille von Beſtändigkeit und Treue, ſo recht wider den Willen der Natur, wie der Schmetterling an der Nadel, ſich zu Tode zu flattern. Wahrlich, ich habe hart gebüßt, und meinem ſtolzen Herzen mehr als Ein Joch auferlegt, eh' ich endlich die Ketten ſprengte, die mich ſchon allzu lang von mir ſelbſt, von der Freiheit und der Freude des Lebens getrennt hatten. Mit dieſem Gewaltſtreich ſchien meine Natur wieder in ihre Rechte zurückzukehren. Die unſelige Verwirrung der Verhältniſſe in Paris hat ſich beſſer gelöst, als ich hatte hoffen können; das Schickſal ſcheint ausgeſöhnt; und meine Erfolge in Carlsbad haben mir die Ueberzeugung gegeben, daß ich mit der Rückkehr zu mir ſelbſt auch die Fülle meiner Kraft wieder gewonnen habe. Auch mein jetziger Entſchluß überzeugt mich davon. Du kennſt Victorinen, und gewiß würdeſt Du es verzeihlich gefunden haben, wäre ich nach dem Erwachen aus der erſten Bethörung in ihre Arme zurückgeeilt. Ich ſchwankte lang. Aber der beſſere Genius hat obgeſiegt, meine Freiheit iſt geſichert, und ich darf nach dieſem Siege nicht mehr fürchten, das Spielwerk eines Weibes zu ſeyn, wenn es auch mit allen Grazien oder mit allen Geiſtern der Hölle im Bunde wäre.

Seit jener Zeit, wo ich zuerſt in mir ſelbſt er-

wachte, und mit einem Riß — es war die erste kühne Handlung meiner Jünglings-Kraft — die Gängelbänder der Kindheit von mir warf, und den Lehrern entlief, die, ohne es zu wissen, mich selbst gelehrt hatten, ihre hohlen Worte zu verachten, seit jener Zeit steht der Zweck des Lebens klar vor mir, ich weiß bestimmt, ohne Schwanken und Halbheit, was ich will. Zwang, Unterdrückung, Gehorsam stößt mein freier Sinn von sich. Frei will ich seyn, in jedem Verhältnisse frei, auch mitten im Rausche des Genusses besonnen und frei. Das will ich, und wenn ich es nicht immer konnte — die Zeit der Erfahrung ist nicht verloren. In meinen Niederlagen selbst habe ich siegen gelernt, und ich bin stärker und kräftiger aufgestanden von jedem Fall.

Also vorwärts, mein Freund, vorwärts auf der Bahn der Freiheit und des Sieges. Ich habe Erholung nöthig. Zu lange schon habe ich hier für eine Schuld gebüßt, die das Schicksal gewirkt hat. Ich gehe jetzt über Dresden nach Prag zurück, und gegen Ende des Herbstes vielleicht nach Wien. Schreibe mir bald, wo Du Deine Siegesfahnen aufgesteckt hast, und vergiß die thörichte Schwachheit Deines Freundes, über die er jetzt erröthet, und die er den Augen eines jeden Andern entziehen würde.

Lothar.

Lothars Vorausſagung, auf die Kenntniß verderbter Frauen gegründet, ging bald in Erfüllung.

Victorine ſuchte ihres Verdruſſes zu vergeſſen, und ihn bei Andern durch eine neue Verbindung in Vergeſſenheit zu bringen. An Gelegenheit fehlte es nicht: In dem zahlreichen Flore ſchöner Frauen, die ſich in jenem Jahre um die Heilquellen verſammelt hatten, waren nur wenige, die ihr den Rang der Schönheit ſtreitig machen konnten; an Geiſt, feiner Bildung und ſchlauer Kunſt kam ihr nicht Eine gleich. An einer Auswahl reicher und vornehmer Jünglinge fehlte es auch nicht. Das Verhältniß, in welchem Victorine mit Lothar geſtanden, hatte einen noch größern Glanz auf ſie geworfen, und indem ſie die Eiferſucht anderer Frauen dadurch erregte, zog ſie die Wünſche der müſſigen, anſpruchsvollen Jugend nur noch ſtärker an. Unter dieſer glänzenden Jugend zeichnete ſich der Fürſt Panin durch den Glanz ſeines Aufzugs, die Menge ſeiner Diener und Pferde, und eine gewiſſe Zuverſicht und Dreiſtigkeit des Betragens aus, die den Mangel an Bildung und Geiſt, wenn auch nicht erſetzte, doch auf den erſten Anblick verbarg. Victorine ſchien ihm eine ſeiner würdige Eroberung, und Lothar hatte kaum den Platz geräumt, als er ſich zu ihr drängte und zum Erſatz für den Verlornen anbot. Seine Bewerbungen fanden Beifall, und nach wenigen Tagen war er eben ſo Victorinens Begleiter auf Spaziergängen und Bällen, bei Cavalcaden und Luſtfahrten, wie es bisher Lothar geweſen war.

Der Prinz, welcher eigentlich nur um Victorinens willen im Bade blieb, ſah jetzt die Hoffnung

von neuem erschüttert, mit der er sich bei der Abreise des allzugefährlichen Nebenbuhlers geschmeichelt hatte. Victorine zwar, so sehr er ihr auch im Herzen zuwider war, hatte den Faden, an welchem sie ihn hielt, nie ganz fahren lassen, und Erwartungen in ihm erregt, die sie ganz und gar nicht Willens war zu erfüllen; und sie wollte auch jetzt noch dieses hinterlistige Spiel fortsetzen, mit dem sie bis dahin die Eifersucht ihres Mannes so glücklich getäuscht hatte. Auf diesen Betrug war Lothar, dessen Leben nur ein immer fortgesetztes Betrügen war, mit aller ihm eigenthümlichen Feinheit eingegangen, und hatte es so geschickt einzurichten gewußt, daß Herr von Villach ihn für den Vertrauten des Prinzen halten mußte; und da er sich vollkommen überzeugt glaubte, daß der Prinz nie einen Platz in dem Herzen seiner Frau haben würde, so war er über dieses Verhältniß vollkommen beruhigt, und ließ Victorinen um desto mehr Freiheit, je öfter ihn sein Jähzorn, der fast immer nur bei Kleinigkeiten ausbrach, in den Fall setzte, ihre Nachsicht zu suchen. Auch war er in der That ein so biederer und rechtlicher Mann, daß er von den Ränken und der tiefen Verdorbenheit seiner Frau schlechterdings keine Ahndung hatte. Er hielt sie für launisch und leichtsinnig; aber von diesen Fehlern glaubte er, daß sie ihrem ganzen Geschlechte gemein wären. Gegen ihre Sitten hegte er keinen Verdacht, nur hätte er gewünscht, daß sie den Schein mehr schonte.

Dieses feine Spiel der Täuschung zu unterstützen

hatte der Fürst weder Geschick noch Neigung. Auch der Schein eines Mitbewerbers beleidigte seinen Stolz, und da sich der Prinz oft die Miene eines begünstigten Liebhabers bei Victorinen gab, so entstand zwischen beiden eine Spannung, die jeden Augenblick die verdrüßlichsten Folgen befürchten ließ. Victorine mußte jetzt alle ihre Künste aufbieten, um beide Nebenbuhler von einander zu halten, und das Betragen des Fürsten nöthigte sie bisweilen, sich unter vier Augen gefälliger gegen den Prinzen zu zeigen, als ihr Wunsch und ihre Absicht war. Aber dieser, dessen immer gereizte Eifersucht mit den wachsenden Ansprüchen, die ihm seine Geliebte gab, stieg, mißtraute ihr, und verführte, um seiner Sache gewiß zu seyn, ein Dienstmädchen durch Geschenke und Versprechungen, ihm Victorinens Papiere und Briefe auszuliefern. Diese Briefe, unter denen sich viele von Lothar fanden, enthielten eine Menge der hasthaftesten Bemerkungen über den Prinzen und Herrn von Villach, deren Leichtgläubigkeit und Gutmüthigkeit ein unerschöpflicher Gegenstand des Hohnes zwischen den beiden Liebenden war. Denn daß auch Victorine ihrer Seits auf allen Muthwillen und Spott eingegangen war, ja Vieles zuerst veranlaßt hatte, war unverkennbar. So wie der Uebermuth der beglückten oder bethörten Liebenden kein Maaß gehabt hatte, so kannte auch die Wuth und Rache des Prinzen keine Gränzen. Nachdem er also diejenigen Papiere vernichtet hatte, die ihn betrafen, machte er aus den übrigen ein Paket für Herrn von

Villach, reiste unter einem scheinbaren Vorwande plötzlich ab, und ließ von der ersten Station das unglücksschwangere Paket an den betrogenen Mann zurückgehen.

Victorine befand sich, ohne alle Ahndung einer Gefahr, bei einer von dem Fürsten veranstalteten Lustpartie in dem Felsenthale, während ihr Gemahl, seiner Gewohnheit nach, mit einigen Freunden beim Spiele saß. Hier erhielt er das tückische Paket; da er es aber für einen Geschäftsbrief hielt, öffnete er es erst, als das Spiel geendigt und die Freunde entfernt waren. Seine Bestürzung brauchen wir nicht zu schildern. Er sah hier eine Tiefe der Ruchlosigkeit, die sein argloses Gemüth nie geahndet hatte, Tugend und Sitte verspottet, und sich selbst auf die unverdienteste und grausamste Weise gemißhandelt. Sein Entschluß war schnell gefaßt. Er rief die Kammerfrau, befragte sie, und nachdem er ihr durch Drohungen Bekenntnisse abgezwungen hatte, die den Inhalt der Briefe auf das Vollkommenste bestätigten, befahl er ihr das Nothwendigste für seine Frau zusammenzupacken, und ließ Postpferde bestellen, die, wenn Victorine mit ihrer Gesellschaft zurückkehrte, bereit stehen sollten. Ein Bediente erhielt Befehl sich fertig zu halten, um sie zu begleiten und auf der Reise zu bewachen. Seine Absicht war, sie in ein Kloster in Böhmen zu schicken, dessen Vorsteherin eben die Frau von Romla war, deren oben Erwähnung geschehen ist. Einige Zeilen an diese hatten, ohne bestimmte Bezeichnung von Victorinens Schuld,

um Aufnahme für sie, und versprachen bestimmtere Erklärungen in einer ruhigern Stunde.

Alles war jetzt bereit und Villach ging mit großen Schritten in dem Zimmer auf und ab, als er noch vor Untergang der Sonne die Gesellschaft zurückkehren hörte. Schon von weitem tönte der Hufschlag ihrer Rosse, und in der Nähe schallte ihr lautes fröhliches Gespräch herauf. Der Fürst ritt neben Victorinen, die in dunkelblauem Reitkleide, mit schwankenden Federn auf dem zierlichen Hute, wie ein Stern durch die Abenddämmerung schien, so daß alle Lustwandelnden stehen blieben und sie lange mit ihren Blicken verfolgten. So kamen sie bis an die Thüre des Hauses, wo sie beim Absteigen dem Fürsten die Hand reichte, ihm dankte, und mit einem Adieu, Prince; bon repos! von ihm Abschied nahm. Dann stieg sie ab, klopfte mit ihrer weißen Hand den Hals des schönen Pferdes, das die ihm erwiesene Gunst mit Stolz zu erkennen schien; dann noch einmal Adieu, und mit drei Sprüngen die Treppe hinauf. Herr von Villach stand in der geöffneten Thür ihres Zimmers; mit einem leichten bon soir schlüpfte sie an ihm hin, und war im Begriff sich auf den Sopha zu werfen, als sie eine Unordnung im Zimmer gewahr wurde, die auf eine Abreise zu deuten schien. Was ist das? sagte sie, indem ihr eine schlimme Ahndung durch den Sinn fuhr; um Gottes Willen, Herr von Villach, was bedeutet das? — Nichts weiter, antwortete dieser mit verbissenem Zorn; als daß Sie sich sogleich in den Wagen setzen, der drüben

unter den Linden hält, und heut' Nacht noch eine Reise machen, die Sie vor weitern Thorheiten und mich vor neuen Beleidigungen schützen wird. Es stört diese Einrichtung vielleicht manchen angenehmen Plan; aber Sie werden mir verstatten, mich wenigstens Einmal meiner Rechte zu bedienen, und Ihnen Gelegenheit zu verschaffen, über sich selbst und Ihr bisheriges Leben nachzudenken. Leben Sie wohl. — Mit diesen Worten kehrte er ihr den Rücken. Sie wollte antworten. Sparen Sie die Worte, sagte er. Der Zauber Ihrer Künste ist gelöst; ich bin von Allem unterrichtet. — Und dabei zeigte er ihr das Paket, das er zu sich gesteckt hatte. Sie stürzte ihm weinend zu Füßen; er stieß sie zurück. Sie warf sich verzweifelnd zu Boden; er befahl sie in den Wagen zu tragen. Außer sich stürmte sie die Treppe hinab, und eilte dem Flusse zu; aber ein Diener faßte sie um den Leib, und hob sie in den Wagen. Betty setzte sich zu ihr. Ein treuer Diener nahm auf dem Kutscherſitze Platz.

Nicht so treu war der Kammerdiener des Präsidenten, jener Franz, welcher in Ameliens Briefen erwähnt wird. Ob er gleich das Vertrauen seines Herrn im vorzüglichen Grade genoß, unterstützte er doch, im Einverständnisse mit Betty, deren Liebhaber er war, die Ränke Victorinens, und trug durch sein treuherzig-listiges Geschwätz nicht wenig dazu bei, ihn über die Gesinnungen seiner Gemahlin zu täuschen, und bei allen ihren Unordnungen sicher zu machen. Auch jetzt suchte er zu ihrer Gunst die *Maaßregeln seines Herrn* zu vereiteln, indem er ei-

nem der Diener des Fürsten von den Vorfällen im Hause einen Wink gab. Zufälliger Weise war der Fürst nicht so bald vom Pferde gestiegen, als er sich in einen Spielwinkel begeben hatte, den niemand wußte, als sein Kammerdiener, und dieser war nirgends anzutreffen. So geschah es, daß der Fürst die räthselhafte Entführung seiner Geliebten erst am Morgen erfuhr, als er berauscht nach Hause kam, und noch einiger Stunden Erholung bedurfte, ehe er sich zu Pferde setzen und der Flüchtigen nachjagen konnte.

Victorine war die ganze Nacht gefahren, und die Sonne war schon hoch herauf, als der Wagen die Straße nach Prag verließ, und sich nördlich gegen Saaz wendete, in dessen Nähe das Kloster lag. Victorine saß in tiefes Schweigen versunken, und sah auf ihren Schooß; der Diener war eingeschlafen, nur Betty schaute munter umher und hoffte auf Rettung. Auf Einmal stieß sie einen Schrei der Freude aus, bei welchem Victorine auffuhr, in die Höhe sah, und freudig ausrief: Er ist es! — Es war Lothar, der von Einem Diener begleitet, die Straße herab ritt, um nach Prag zu gehen, da er in Dresden seine Rechnung nicht gefunden hatte.

Lothar war nicht weniger überrascht, Victorinen zu begegnen. Er sah ein Abentheuer vor sich, das er sich nicht erklären konnte; und einige flüchtige Worte, die sie ihm sagte, verwirrten ihn noch mehr. Er mußte Erklärung haben; auch Erklärungen geben *mußte er*; und da die Straße eben steil und gefährlich *hinauf* stieg, gab er sein Pferd dem Diener zu

halten, hob Victorinen aus dem Wagen und geleitete sie zu Fuß längs dem Walde die beschwerliche Straße hinauf.

Die Erklärung war von beiden Seiten schwierig. Keines war vorbereitet; keines konnte aufrichtig und vom Herzen sprechen; doch war Victorine im Vortheil, da sie ihr Unglück auf Lothars Rechnung schreiben konnte. Ihm zu grollen hätte sie in ihrer jetzigen Lage nicht vermocht; er aber fühlte, daß er ihrer Nachsicht bedurfte. So kamen sich beide wieder schnell entgegen, und die vorige Liebe trat als Vermittlerin zwischen sie. Während der Wagen zurückblieb, hatten sie sich auf einen bemoosten Stein, wo sich der Weg wendete, im Schatten der Bäume niedergesetzt, und pflogen Rath. Weinend und flehend warf sich hier Victorine an seine Brust. Er hielt sie in seinen Armen, und indem sie an ihm hinauf sah, küßten seine Lippen die Thränen von ihren Augen, und fingen die Seufzer von ihrem Munde auf.

In diesem Augenblicke tönte der Hufschlag eilender Rosse neben ihnen in dem Wald, und der Fürst Panin, von seinem Stallmeister und einigen Dienern begleitet, hielt plötzlich vor dem liebenden Paar. Lothar sprang auf, Victorine verbarg ihr Gesicht und rang ängstlich die Hände. Also dazu, rief der Fürst, haben Sie mich hierher beschieden, um Zeuge Ihrer Zärtlichkeit gegen diesen Herrn zu seyn? Hier ist Einer von uns zu viel, und Sie werden wohl thun, Herr irrender Ritter, sich von hier weg zu packen, eh' ich Ihnen, sammt Ihrer Dulcine, den Weg in die Hölle zeige. — Lothar riß mit der einen Hand

den Säbel aus der Scheide, und mit der andern den Fürsten vom Pferde, und ein wüthendes Gefecht zwischen beiden begann. Umsonst warf sich Victorine zwischen die Kämpfenden; ihre Gegenwart entflammte ihre Wuth noch mehr. Der Fürst sank von mehrern Wunden getroffen. Seine Diener, die ihn für todt hielten, griffen zu den Waffen; es entstand ein neues Gefecht, in welchem Lothars Diener verwundet, Lothar selbst aber durch einen Stich in den Rücken zu Boden gestreckt wurde. Verzweifelnd warf sich Victorine über ihn her; aber ihr Klaggeschrei verhallte umsonst; seine brechenden Augen erkannten sie nicht mehr, und ihr Jammer und ihre Thränen riefen ihn nicht aus dem endlosen Schlummer zurück.

Der Wagen war unterdessen heran gekommen. Die Diener des Fürsten bemächtigten sich seiner mit Gewalt, um ihren Herrn darin nach dem nächsten Orte zu bringen; und nachdem sie, trotz alles Widerstandes, das Gepäck abgerissen und in den Weg geworfen hatten, verließen sie Victorinen und ihre Begleiter mit Schelten und Fluchen auf der einsamen Straße.

Es war eine Scene der Verwüstung und des Grausens. Victorine kniete neben der Leiche Lothars in gränzenloser Verzweiflung. Mehr als Einmal sank sie ohnmächtig auf ihn, und wenn ihre Kammerfrau sie wieder ins Leben zurück rief, schalt sie und verwünschte eine so grausame Hülfe. Es war umsonst, sie von dem Todten entfernen zu wollen. Immer kehrte sie mit lautem Geschrei zu ihm zurück, rief seinen Namen, klagte sich als seine Mörderin an,

warf sich auf ihn, und mischte ihre Thränen mit seinem Blute.

So waren einige Stunden vergangen, als der Diener aus einem benachbarten Orte ein anderes Fuhrwerk herbei brachte. Mehr todt als lebendig wurde Victorine hinein getragen. Vor ihr her trugen sie Lothars Leichnam weg. Um Mitternacht kam sie zu dem Kloster, das ihr zum Aufenthalte bestimmt war.

Nachdem sie hier ungefähr drei Monate zugebracht hatte, schrieb sie an die Gräfin Ahlen folgenden Brief:

„Mit zerknirschtem und zerrissenem Herzen schreibe ich Dir diese Zeilen, die letzten, die von mir in eine Welt gehen, die ich jetzt eben so verabscheue, als ich sie geliebt habe, und als sie mich ohne Zweifel verabscheut. Doch nein, der Sinn der Welt billigt meine Verbrechen, und entschuldigt sie vielleicht; und die, welche auf meinen Wegen wandeln, beklagen mich wohl in ihren sündhaften Herzen, wenn mich auch ihre Lippen zum Schein verurtheilen und zerreissen. Aber auch ihre Stunde wird kommen, und vielleicht zu spät wird sie die unerbittliche Hand der Strafe erreichen, wie sie mich erreicht hat, um für wenige Jahre irdischer Lust eine lange, endlose Buße zu dulden.“

„Eine Reihe von Tagen bin ich hier, ausgestoßen aus der Welt; aber diese Wohnung der Frommen ist keine Freistatt für mich. Ich suche Trost und Beruhigung — Viele fanden ihn hier — mich flieht er. Denn ach in mir selbst finde ich nur den Wust der Sünde und innerer unauflöslicher Verworrenheit;

oft drängt ſich — wie ich auch immer kämpfen mag — die Erinnerung ſträflicher Genüſſe grauſenhaft durch die Bilder von Wunden und Blut, und quält mein Herz bis zur Verzweiflung. Die heiligen Frauen, die dieſes Haus bewohnen, unbekannt mit der Welt und ihren Lockungen, können die Tiefe und Schwärze meiner Sünden nicht begreifen; und der milde Troſt, den ſie ſich in mein Herz zu ſchütten beeifern, ſtürzt in die bodenloſe Tiefe hinab, ohne ſie auszufüllen, ja, ohne auch nur eine Spur ſeines Daſeyns zurück zu laſſen. Ich höre Worte des Heils; aber ſie haben keinen Sinn für mich; ich ſehe die gottesfürchtige Abſicht mitleidiger Seelen; aber ihr Mitleiden legt ſich nicht kühlend und wohlthuend an mein glühendes, wundes Herz; ich verſuche zu beten; aber meine Gebete ſind ein leerer Schall, der in die Luft zerſtiebt, und von dem ehernen Himmel zurückgewieſen wird. Und wenn ich vor dem Altar knie, und meine ſtarren, trocknen Augen auf den Heiland der Welt gerichtet ſind, wandelt ſich ſeine blaſſe Geſtalt in die des Unglücklichen, deſſen Tod ich verſchuldet habe, und der aus meinen Armen, in ſeinen Sünden dahin gegangen iſt, wo keine Rettung erſcheint. Dann fliehe ich von dem heiligen Orte, wo Andere ſich Troſt erflehen, in verzweifelnder Angſt hinweg, mit neuer und ſchwerer Sünde auf meinem Haupte, daß ich das Bild des Heilandes entweihe, und vor dem fliehen muß, der doch allein meine Rechnung zu tilgen und den Zorn der ewigen Gerechtigkeit zu verſöhnen vermöchte.“

„In dieſer Troſtloſigkeit wüthe ich mit verzweifelndem Grimme gegen mein eigenes Fleiſch, und nur die-

ſes Wüthen kühlt die Flammen, die mein Inneres verzehren. Jene weichen und üppigen Gewänder, welche meine Eitelkeit nährten, haben einem Sacke Platz gemacht; mein Leib ruht auf Aſche, mein Haupt auf einem Stein. Cilicien gürten meine Lenden, und die ſchonungsloſe Geiſſel reißt täglich die alten Wunden von neuem auf. Aber die Regel dieſes Hauſes reicht für die Tilgung meiner Sünden nicht aus; dieſer milde Geiſt der Frömmigkeit iſt zu ſchonend für mich. Ein Grab muß meine Wohnung ſeyn, und ein ewiges Schweigen muß die Lippen verſchließen, die ſo ſträfliche Worte geſprochen haben. Uebermorgen verlaſſe ich dieſes Haus und ſeine allzu nachſichtigen Bewohnerinnen, um mich in die Mauern der Karthauſe zu vergraben, die mitten im Gebirge, von ſchroffen Felſen umſtarrt, ein düſteres, grauſenvolles Grab der Lebendigen iſt. Dort will ich täglich mein Grab wühlen, bis ich von Reue und Wunden aufgezehrt, wühlend hineinfalle. Dorthin, nach dieſem Winkel der Erde, iſt mein Sinn gerichtet; dort nur ſehe ich Ruhe, wenn es irgend für mich Ruhe und Rettung gibt. Mit Ungeduld erwarte ich den Augenblick, wo meine Prüfungen anfangen werden, um mir den Schleier zu verdienen, der zwiſchen mich und die Welt gebreitet, vielleicht — ach vielleicht nur! — meine Sünden zudeckt und mich mit dem Himmel und mit verſöhnt.“

„Du aber, Amelie, die Du mit mir den Weg des Verderbens gingſt, Du, deren liſtige und glatte Worte ſo oft den ſündhaften Neigungen meines eitlen *Herzens Nahrung gegeben*, Du, die mir ſo oft die

Hand geboten, um mich dem Abgrunde zuzuführen, in welchen ich jetzt schaudernd hinabsehe — richte Deine Blicke auf mich, die in der Welt Deine Freundin hieß, und auf den endlosen Jammer meines Daseyns, ehe auch Dich ein unheilbares Unglück ergreift und an die Pforten des Todes stellt. Indem die Welt mit ihren sündhaften Freuden hinter mir versinkt, ruf' ich Dir noch Einmal zu, und deute auf die Leichen, die mich umringen, auf die Dornen, die meine Füße verwunden, auf alle die Peinigungen, durch die ich die Gluth meines Innern zu löschen suche. Siehe, die Thore des Grabes thun sich mir auf und laden mich zu sich ein; aber ehe sie sich ewig über mir schließen, beschwör' ich Dich, Buße zu thun, und wenn Dir dieß die Welt nicht verstattet, ihre Ketten in der Zeit zu brechen, und sie freiwillig zu fliehen. Lebe denn wohl, für immer lebe wohl; und wenn Du beten kannst, so bete für Dich und mich. Noch Einmal, lebe wohl, das heißt, tödte Dich selbst ab, ehe der ewige Tod Dich ergreift. Nur aus Schmerzen können uns Freuden blühen, nur aus dem Tode das Leben."

Dieser Brief fand Amelien nicht mehr. Wenige Tage vor seiner Ankunft war sie das Opfer ihrer Ränke geworden. Auch ihr hatte Eitelkeit und Gefallsucht kein Stillstehen gestattet; und da sie immer kühner und zuversichtlicher jeder Rücksicht spottete, war sie in verworrene Verhältnisse gerathen, die selbst an einem verderbten Hofe ihrem Rufe nachtheilig waren. Der Graf kehrte aus den Bädern zurück, in denen er sich den Sommer über nach seiner Weise umhergetrieben hatte; und so viel er sich auch selbst vor-

werfen mußte, so ertrug er doch das Betragen seiner Frau nicht mit Gleichgültigkeit. Es kam zu den heftigsten Vorwürfen, und da sich diese, bei der Strafbarkeit beider Theile, immer von neuem, und mit immer größerer Bitterkeit wiederholten, entwickelte sich bald zwischen beiden ein unauslöschlicher Haß, dem der Unmuth des Grafen über die Zerrüttung seines Vermögens immer neue Nahrung gab.

Amelie, die auf dem Fuß einer reichen Frau zu leben gewohnt war, und den Gedanken an eine Beschränkung nicht ertrug, knüpfte damals ein Verhältniß mit einem Engländer an, welcher großen Aufwand machte, und wußte ihn so gut zu umstricken, daß sie auf eine Verbindung mit ihm hoffen durfte, wenn sie nur frei gewesen wäre. An eine Auflösung der Ehe war nach den Grundsätzen ihrer Kirche nicht zu denken; ihr Mann stand dem, was sie für ihr Glück hielt, im Wege, und dieser Mann wurde ihr täglich verhaßter und verächtlicher. Sie beschloß also sich seiner zu entledigen; und dieser Plan schien desto leichter auszuführen, da er oft berauscht nach Hause kam, und dann, ehe er schlafen ging, in ihrem Zimmer einige Gläser Limonade zu trinken pflegte. Dennoch mißlang die Ausführung. Der Graf, welcher an dem verhängnißvollen Abend, der ihm den Tod bringen sollte, zufälliger Weise nüchterner war, als seine Frau glaubte, bemerkte bei den ersten Tropfen, die seine Zunge berührten, den fremdartigen Geschmack; die Ahndung der Wahrheit fuhr ihm durch den Kopf, und da er seine Frau, mit dem Glase am Munde, forschend anblickte, und diese zu erblassen

schien, zwang er sie, den für ihn bereiteten Becher auszuleeren. Seinen Drohungen war kein Widerstand entgegenzusetzen. Sie leerte das Glas unter den heftigsten Vorwürfen, und starb mit Haß im Herzen und Verwünschungen auf ihren Lippen. Der Graf aber entfernte sich, noch ehe sie starb, und fand seinen Tod in der Schlacht bei Austerlitz, wo er unter Napoleons Fahnen focht.

Was Victorinen betrifft, so war ihr Loos nicht weniger schrecklich. Ihre Flucht vor der Welt half ihr nichts, und die Mauern ihres Klosters konnten sich nicht zwischen sie und ihr Gewissen stellen, das, nachdem es Einmal aus seinem langen Schlummer erwacht war, ihr ein rastloser unerbittlicher Quäler wurde. Die Religion gab ihr keinen Trost; sie kannte nur ihr äußeres, starres Gerüst; wahre Gottesfurcht war ihr fremd. Die grausamen Büßungen, mit denen sie den Himmel erstürmen wollte, — Büßungen, welche der Wahnsinn erfunden und Heuchelei als verdienstlich empfohlen hat — konnten ihr keine dauernde Linderung geben; und da sie Alles vergeblich erschöpft hatte, was sie für Religion hielt, blieb ihr nichts als der Wahnsinn übrig. Sie starb nach einigen qualvollen Jahren ohne Hoffnung und Trost. Allein ihre Mitschwestern, die nur ihren gewaltthätigen Eifer sahen, ihren innern Zustand aber nicht begriffen, staunten über so seltene Beispiele von Bußfertigkeit, und nach dem Tode der Unglücklichen ging die Sage von Wundern, die an ihrem Grabe geschehen seyn sollten.

Der Namenstag.

In den geſegneten Fluren Campaniens wohnte Antonio Barbutolo, ein ſchöner und rüſtiger Mann von mittelmäßigem Vermögen, wovon ein Weinberg das Vornehmſte war. Dieſen zu bearbeiten hatte er von ſeinem Vater gelernt; aber auch außerdem war er in mancher Kunſt erfahren. In Schnitzarbeit that es ihm keiner zuvor; auch Gefäße verſtand er zierlich aus Thon zu drehen und nach alter Weiſe mit Farben zu malen. Wenn er aber von der Arbeit raſtete, und im Schatten der Weinlaube ſaß, die er vor ſeinem Hauſe gezogen hatte, dann ſang er zur Cither Lieder ab, die er oft ſelber verfertigte, ſo wie die Weiſen, nach denen er ſie ſang. Dabei war er voll Kurzweil und neckte gern; aber ſein Scherzen war unſchuldig und forderte Andere zur Fröhlichkeit heraus. Deshalb war er auch von Allen geliebt und geſucht, und die Nachbarn verſammelten ſich gern um ihn, wenn er den Abendſtern mit ſeinen Liedern begrüßte, oder kurzweilige Geſchichten erzählte; und auch die Weiber lauſchten von fern, und ergötzten ſich noch mehr an ihm ſelbſt, als an dem, was er ſprach. Gar oft, wenn er früh aus der Thür trat, fand er die Pfoſten mit Kränzen von Epheu und Blumen umhangen, und auch im Getümmel des Tanzes

flog oft von fern ihm ein Strauß zu, ohne daß er wußte woher; und wenn er dann still stand und in dem Kreise der Weiber umher sah und rief: Wer ist die Neckende? daß ich sie strafe! — da kicherten Alle, und er drohte sie Alle zu küssen, daß sie von einander stoben und sich hinter den Büschen und Zäunen versteckten.

Weil nun Antonio immer so frohen Muthes war und mit Allen auf gleiche Weise scherzte, meinten Viele, es läge ihm nichts an der Liebe. Aber sie irrten. Seine Fröhlichkeit verhüllte nur die Liebe, die er im Verborgenen zu einem Mädchen eines benachbarten Dorfes fühlte, das, mit der Pflege einer kranken Mutter beschäftigt, von den Versammlungen der Landleute und ihren muntern Festen fern blieb. Antonio, lang schon ihres Hauses Freund, hatte sie in der Verborgenheit aufwachsen sehen, und ihre jungfräuliche Schüchternheit, und ein herber Stolz, der auf den Augenbraunen des Kindes und seinen Lippen saß, hatte ihn fast noch mehr gereizt, als die zierliche Anmuth ihrer Gestalt. Irene hatte daher kaum das funfzehnte Jahr zurückgelegt, der aufbrechenden Rosenknospe gleich, aber über ihr Alter groß und schlank, als er im Stillen um die jetzt Verwaiste warb, und sie den Nachbarn unerwartet als sein Weib zuführte. Da waren nun wohl Viele, die ihr den schönen Barbutolo mißgönnten; aber wer hätte seine Wahl tadeln mögen, wenn sie mit gesenkten Blicken neben ihm ging, die braunen Locken um ihren weißen Nacken spielten, oder den zarten Purpur ihrer Wan-

gen beſchatteten? oder wenn ſie ſich ſchüchtern und bebend an ſeine Seite ſchmiegte, und mit großen hellen Augen unter den ſeidenen Wimpern hervor, wie um Schutz und Liebe bittend, zu ihm hinauf ſah? Er ſelbſt ſchien noch ſchöner in ihrer Nähe als zuvor; die Lieder, die er an ihrer Seite ſang, klangen begeiſterter, und ſeine Töne ſchienen ſich gefälliger und weicher an die Worte anzuſchmiegen. Dem Scherz aber blieb er auch jetzt noch hold wie zuvor, und da geſchah es wohl zuweilen, daß er Irenens noch kindiſchen Sinn neckend verletzte, oder ſie durch Muthwillen erzürnte. Aber dieſe Zwiſte flogen ſchnell vorüber, wie im Mai zartes Gewölk über die Sonne fliegt, oder ein flüchtiger Regenſchauer, der den Glanz des Tages erhöht und das Azur des Himmels reinigt.

Als Irenens Namenstag zum Erſtenmal nach ihrer Verehelichung nahte, wollte ihr Antonio eine Freude bereiten. In dem Weinberge ragte ein kahler Felſen über die Hügel empor; wenn man ihn mit Mühe erklimmt hatte, ſah man tief in das Meer hinaus, und das grüne, von Weinbergen ſchwellende, mit Dörfern und Villen durchwebte Land breitete ſich wie ein bunter Teppich rund umher aus. Irene hatte ihn einmal mit ihm erſtiegen, und er hatte ſich ihres Entzückens gefreut. Nun ſollt' es ihr leichter werden. Er verſuchte es, Stufen in den Felſen zu hauen, die von Abſatz zu Abſatz bis auf den Gipfel führen ſollten; und als er einiges lockere Geſtein ausgebrochen, kam er auf Stiegen, die ſchon bereitet, aber mit dickem Erdreich und Schutte verborgen lagen.

Freudig reinigte er sie, und grub sie auf; und eines Tages, da er schon bis zur dritten Terrasse empor gedrungen war, klang es ihm hohl unter dem Eisen und hallte wieder wie ein gemauertes Gewölb. Da grub er noch emsiger, aber vorsichtig; und als er einigen Schutt bei Seite geworfen, trat ein zierlicher Knauf einer Säule hervor, und dann ihr Schaft mit hohlen Rinnen umgeben; dann Stufen und rechts eine zweite Säule. Hoch erfreut setzt' er die Arbeit in den folgenden Tagen mit Emsigkeit fort, und bald stand der vordere Theil eines kleinen Tempels aufgedeckt, oben mit einem zierlichen Gebälke und Dreischlitzen; unten drei Stufen, breit und bequem, und in dem Schooße der Erde wohl erhalten. Nun befreite er auch die Thür von dem Schutte, der sich hineingedrängt hatte; und als er im Innern den Boden entblößte, glänzte ihn ein buntes Gestein an; erst zierliche Mäander und Blumengewinde; dann Lauben von Geißblatt und reissende Thiere darin; auch ein Schiff, das im Meere ruderte, und, als ob ihm das Schönste seine Freude zu krönen aufgespart wäre, ein Jüngling von göttlicher Gestalt mit dem Thyrsus in der Hand, vor einer Jungfrau stehend, die auf dem Boden saß, und die er zu trösten schien. Da dachte Antonio bei sich: „Sieh, wie mir das zu statten kömmt! Ich wollte für Irenen einen bequemen Aufgang bauen und einen Sitz zur Aussicht in die Ferne, und da haben ihr die alten Heiden einen Tempel gebaut, recht wie ein Putzzimmer. Oder gleicht nicht dieses Weib hier Irenen? Ihr

weih' ich dieſes Gemach, das auch für eine Fürſtin nicht verächtlich wäre. — Geſagt hatte er ihr von ſeiner Entdeckung nichts; erſt an ihrem Namenstage, wenn er Alles aufgeſchmückt und geſäubert hätte, wollte er ſie hierher führen, und ſie ſollte ſich gleich des vollendeten Werkes freuen. Daher ging er auf Umwegen zur Arbeit, und kam bisweilen erſt ſpät nach Hauſe; denn die Arbeit wuchs ihm unter den Händen, weil ihm immer neuer Schmuck und neue Verzierungen einfielen. Und wenn ihn dann Irene fragte, wo er ſo lange weile, gab er bald dieſes, bald jenes vor, oder umging auch wohl die Antwort mit Scherz; ſo daß ſie bisweilen zweifelnd den Kopf ſchüttelte und nicht wußte, was ſie denken ſollte.

So war endlich der Vorabend des Feſtes gekommen, und Antonio wollte noch einmal nach dem Weinberge gehen, um das Letzte zu ordnen. Da ſagte Irene zu ihm: „Bleibe mir nur nicht wieder ſo lange aus, wie neulich; denn mir wird bang ſo allein. Auch ſagteſt Du ja, Du gingeſt nach Gragnano; und doch, da ich dorthin nach Dir ausſah, kamſt Du nicht auf dem Wege von Gragnano her. Neulich ſagteſt Du auch, Du gingeſt zum Schmid nach St. Nicolo, um das Geräth umſchmieden zu laſſen; und doch hab' ich heut' das Geräth unangerührt unter dem Dache gefunden. Was ſoll ich dazu ſagen, Antonio? Warum berichteſt Du mich mit Unwahrheit, und gibſt dieſes und jenes vor, was nachher nicht ſo iſt? Biſt Du etwa auch, wie andere Männer, die dem Spiele nachgehen oder gar fremden

Weibern, und die ihrigen betrügen? Ich möchte das nicht von Dir glauben; aber Deine heimlichen Gänge machen mir das Herz schwer.“ — Indem sie so sprach und ihre Wangen sich höher färbten, glich sie der Ariadne in dem Tempelbilde noch mehr; und Antonio, der ein gutes Gewissen hatte, und nur an sein Fest dachte, lachte und sagte: „Hast Du gemeint, Irene, ich sey der einzige Mann auf der Welt, der nur Ein Weib liebt, und Du hättest diesen Phönix im Käfich?“ und dabei wollt' er sie küssen; aber Irene schmollte, wand sich schnell und unmuthig los, und setzte sich mit untergeschlagenen Armen und vor sich hinsehend in den entferntesten Winkel. Da nahm Antonio den Hut und ging. Unter der Laube vor der Hausthür blieb er stehen und dachte: „Sagst du's ihr wohl?“ Sie aber öffnete in dem Augenblicke das Fenster, um ihm nachzusehen; und da sie ihn weilen sah, schlug sie es schnell wieder zu. Da ging er seines Wegs weiter und dachte: Morgen sag' ich ihr Alles; und wenn sie auch heut' noch schmollt, so ist morgen die Freude desto größer.

Und nun ging er wie gewöhnlich um das Dorf herum nach dem Weinberg. Alles war jetzt aufgeräumt, der Boden gewaschen, das wenige Schadhafte nothdürftig ausgebessert. Beseelt und lebendig stand das Bacchanal vor Augen; und an den Wänden umher waren auch zierliche Gestalten sichtbar geworden, die mit Frucht- und Blumenkörben auf den Häuptern einherschritten, oder tanzend das Tamburin schlugen, während andere an Altären flöteten. In

der Tiefe der Celle aber hatte Antonio einen wirklichen Altar aufgebaut und mit bunten Gefäßen geschmückt, aus denen Blumen hervorquollen; und sechzehn dichte Kränze waren rund umher aufgehangen nach der Zahl von Irenens Jahren. Auch eben so viele Kerzen standen auf zierlichen Gestellen dazwischen. Vor der Thüre hatte er eine Laubpforte erbaut, und eine unten beim Anfange der Stiegen, und auf jedem Absatze eine. Durch diese sollte Irene in das Heiligthum eingehen. Mit Zufriedenheit beschaute er jetzt sein Werk bald näher, bald ferner; und nachdem er noch dieses und jenes gebessert hatte, stellte er sich unter die Thür, und sah in die Gegend hinaus, die sich in die Strahlen der untergehenden Sonne kleidete, und dann wieder in den Tempel zurück, und genoß schon zum Voraus das Entzücken seines Weibes, wenn sie hinaus in das Meer schaue, wie das holde Weib hier auf dem musivischen Boden.

Aber indem er so zum Voraus den morgenden Festtag in seinem Herzen feierte, hatte sich etwas zugetragen, das nicht blos seine nächste Freude, sondern das Glück seines Lebens bedrohte. So bald er nämlich das Haus verlassen hatte, hatte sich Irene wieder in ihren Winkel geworfen. Antonio's Scherz hatte sie verwundet; sie zürnte auf ihn und die Eifersucht schlug in ihrem Herzen Wurzel. Je mehr sie selbst ihn liebte, und je schöner und liebenswerther er ihr schien, desto mehr glaubte sie an die Lockungen anderer Weiber, die ihr wohl einen solchen Besitz nicht gönnen möchten. Je mehr sie aber sann und

ſann, und je weniger rechten Grund ſie zum Verdacht fand, deſto peinlicher ward ihre Unruhe. Sie wünſchte Gewißheit, von welcher Art ſie auch ſeyn möchte. „Bonaviſo iſt Antonio's beſter Freund,“ dachte ſie; „ich will zu ſeiner Frau gehen; gewiß weiß dieſe etwas. Und wenn ſie nichts weiß, und auch andere nichts wiſſen — nun, ſo hab' ich den Troſt mich geirrt zu haben.“ Mit dieſen Gedanken ſtand ſie auf, trocknete ihre Thränen, ſchlug ein Tuch um Kopf und Nacken, und ging zu Bonaviſo's Frau, die ihre Wohnung nah' am Ufer hatte. Sie fand ſie bei der Arbeit und befragte ſie zum Vorwand nach irgend einem häuslichen Geſchäft; von dem aber zu ſprechen, weshalb ſie eigentlich gekommen war, ſcheute ſie ſich. Endlich ſagte ſie: „Iſt Dein Mann nicht zu Haus?“ und jene erwiederte: „Er iſt nach Salerno gegangen, um buntes Garn einzuhandeln für die Weberei; und auch für Antonio bringt er etwas mit; aber ich darf es nicht verrathen; es iſt, denk' ich, für Dich. Aber weißt Du wohl,“ ſetzte ſie hinzu, „daß Du die Perle aller Männer haſt?“ Und nun ergoß ſich das geſprächige Weib in Antonio's Lob, und pries Irenens ſeltenes Glück, einen ſolchen Mann zu beſitzen. „Und glaubſt Du auch, daß ich ihn ganz allein beſitze?“ fragte Irene erröthend. — „Maria und Joſeph,“ rief die Andere, „wie Du fragen kannſt? Das iſt eben das Außerordentlichſte an ihm, daß er auf keine Lockung achtet; und ob er gleich mit allen Frauen ſcherzt, doch für keine Augen hat, als für Dich.“ — Gottlob, dachte Irene, und

erröthete noch mehr vor innerer Freude; und dann dachte sie doch wieder: wo er aber nur hingehen mag? Aber Unruhe machte ihr dieser Gedanke nicht mehr. Argwohn und Groll waren verschwunden, und sie sehnte sich nach Antonio's Rückkehr, um Alles wieder gut zu machen.

Indem sie nun nach Hause eilte und Floriane — so hieß Bonaviso's Frau — ihr das Geleit gab, und sie sich da trennen wollten, wo der Pfad um einen mit Aloen und wildem Gebüsch bewachsenen Hügel bog, ward ihnen plötzlich von drei fremd gekleideten Männern der Weg vertreten. Irene ging ihnen zunächst; diese ergriffen sie; Floriane aber entschlüpfte, und lief, von Furcht beflügelt, nach der Gegend zu, wo Barbutolo wohnte. Umsonst schrie Irene um Hülfe; niemand hörte sie; umsonst fiel sie auf ihre Knie und flehte die bärtigen Räuber um Barmherzigkeit an; sie wurde von ihnen aufgerafft, und, trotz ihres Geschreis und Widerstrebens, im vollen Laufe nach einem Kahne getragen, der in der nächsten Bucht hinter einer Klippe befestigt war. Zwei der Räuber ruderten; der dritte hielt die Gefangene in seinen Armen fest, die immer nach Antonio rief und sich loszuwinden bemüht war, um sich in das Meer zu stürzen. Schnell kamen sie so zu einem Vorgebirge, hinter dem eine leichte Schebecke verborgen lag, die mit tunesischen Corsaren bemannt war. Sie hatten nur die Rückkehr der drei Männer erwartet, die nach Lebensmitteln ausgesendet waren,

um nach einer der benachbarten Inseln überzusetzen, wo sie ihren Raub in Sicherheit brachten. Jene waren daher kaum eingestiegen und hatten Irenen, mehr todt als lebendig, an den Bord des Schiffes gehoben, als jeder seinen Platz am Ruder nahm, und so viel an ihm lag, die gemachte Beute zu sichern eilte.

Antonio war unterdeß nach vollendeter Arbeit frohen Herzens zurückgekehrt, und hatte sich nach der Straße von Salerno gewendet, um Bonaviso zu begegnen, der ein bestelltes Festgewand für Irenen mitbringen sollte. Nicht weit von dem Orte traf er den rückkehrenden Freund, und nahm das wohlverwahrte Kleid unter den Mantel; und indem sie eine Strecke zusammen gingen, erzählt er ihm von seinen festlichen Anstalten und von Irenens Eifersucht, und wie er sie diesen Abend noch zur Strafe dafür mit allerlei kleiner Schalkheit zu necken gedenke. Indem sie nun so unter Scherz und Lachen an der Ecke weilten, wo sich die Wege trennten, kömmt von der andern Seite Floriane athemlos herbei, und mit dem blassen Schrecken auf ihrem Angesicht, warf sie ihre Arme um den Nacken ihres Mannes, ängstlich umschauend, als ob sie noch die Verfolgenden fürchtete. Zu sprechen vermochte sie nicht, und da beide Männer, über diese Erscheinung bestürzt und irgend ein großes Unglück ahndend, sie mit Fragen bestürmten, deutete sie mit der Hand nach dem Meere, und stieß aus keuchender Brust die Worte heraus: — „Deine

Frau — Räuber — !" Antonio bedurfte nicht mehr. Sogleich warf er seinen Mantel von den Schultern weg, und was er sonst bei sich hatte, und flog dem Ufer zu, wohin Floriane ihm deutete, und da er in der Ferne ein Schiff rudern sah, das er der Bauart nach für ein Raubschiff erkannte, warf er sich, von keiner Bedenklichkeit zurückgehalten, in das Meer, und schwamm auf das Fahrzeug zu, das schnell rudernd vor ihm zu fliehen schien. Mehr als einmal fing ihm die Kraft an zu schwinden; aber immer spornte ihn die Verzweiflung von neuem, und er kam endlich nah' genug, daß ihn die Räuber erblickten. „Laßt uns anhalten," sagten sie, „hier schwimmt uns ein Fang in's Netz." Und so ließen sie die Ruder ruhen und warfen ein Tau hinaus, das der Entkräftete kaum noch zu fassen im Stande war, und zogen ihn an Bord. Wie aber seine zitternden Füße das Verdeck berührten, brachen ihm die Knie zusammen; er sank zu Boden; seine Augen verfinsterten sich. Doch ermannte er sich wieder, und noch auf den Knien liegend, rief er so laut, als er es vermochte, Irenens Namen.

Diese lag unter dem Verdeck, fast sinnlos, in einer finstern Kammer, mit dem Gesicht nach der Erde gekehrt, mit ausgebreiteten Armen, und vergoß Ströme von Thränen. Ihr Unglück erschien ihr als eine göttliche Strafe wegen des ungerechten Verdachtes, den sie auf ihren Mann geworfen, und wenn sie an seine Rückkehr nach Hause dachte, ergriff sie

eine solche Verzweifelung, daß sie wild ihre braunen Locken zerriß, und nach dem Tode rief. An das, was ihr zunächst lag, an ihr bevorstehendes Schicksal dachte sie nicht. Nur an Antonio dachte sie und an seinen Schmerz und an ihre eigene Schuld.

Indem sie nun so jammerte, glaubt sie ihren Namen zu hören; sie erhebt ihr Haupt ein wenig vom Boden, horcht, und hört sich noch einmal rufen; zugleich erkennt sie Antonio's, obgleich veränderte und heisere Stimme. Schnell rafft sie sich auf, stößt die Thür ein, eilt die Leiter hinauf, und eh' noch jemand ihr Kommen gewahr wird, stürzt sie mit einem Schrei nach Antonio hin, der noch kniet, und kaum die Augen zu öffnen vermag. Er erkennt sie, schlingt seine Hände um ihre Knie, nennt ihren Namen noch einmal, und indem seine Arme schlaff an ihr herabgleiten, sinkt er todtenbleich und bewußtlos zur Seite nieder.

Irene, die ihn jetzt für todt hielt, warf sich einer Wahnsinnigen gleich auf den geliebten Mann, indem sie die kläglichsten Laute ausstieß und sich als seine Mörderin anklagte. Ihre Wangen ruhten an den seinigen, ihre Thränen badeten sein Gesicht; aber seine Augen öffneten sich nicht, um in die ihrigen zu schauen, und die Todtenblässe wich ihren Küssen nicht. Nachdem sie oft seinen Namen gerufen und ihn mit den rührendsten Bitten beschworen hatte, in das Leben und zu ihr zurückzukehren, und ihre Stimme nur in die Luft verhallte, erhob sie sich end-

lich, so wie sie neben ihm lag, ein wenig, sah ihn starr und schweigend an, als ob sie sein Bild noch einmal tief in ihre Seele drücken wollte; sprang dann auf mit den Worten: „Ich folge Dir, wie Du mir gefolgt bist!“ und schritt rasch nach dem Bord hin, um sich mit ausgebreiteten Armen in die Fluthen zu stürzen. Die Räuber hatten dem traurigen Schauspiele stumm und nicht ohne Theilnahme zugesehen; auch die, welche die Worte nicht verstanden, errieth doch ihren Sinn. Ihr rohes Geschäft hatte sie dem Gefühle nicht so ganz entfremdet, daß nicht die meisten von der Verzweiflung des unglücklichen Weibes gerührt wurden; und die übrigen bewunderten doch die Entschlossenheit des Mannes, der sich um seines Weibes willen in die Fluthen gewagt und der Freiheit freiwillig begeben hatte. Als nun Irene nach dem Rande des Schiffes eilte, faßte sie einer der Männer behend um den Leib, zog sie mit starker Hand zurück, und setzte die Widerstrebende neben Antonio nieder. „Die Wellen haben Dich verschont,“ sagte sie jetzt, „aber der Himmel hat sich Deiner und meiner nicht erbarmt; und nun hält mich ein grausames Mitleiden zurück, mich mit Dir zu vereinigen.“ Dabei drückte sie ihre Stirn gegen die seinige, schlang ihre Arme um seinen Nacken und sagte: Sie sollen mich doch nicht hindern, vor Schmerz mit Dir zu sterben. — In diesem Augenblick regten sich seine Lippen; ein leiser Athemzug hob seine Brust; dann ein stärkerer; seine Augen öffneten sich, das Leben

kehrte zurück und das ebbende Blut fluthete wieder in seinen Adern. Irene jubelte, nahm ihn in ihre Arme, strich die nassen Locken von seiner Stirn zurück, koste und dankte und beklagte ihn abwechselnd, und vergaß alles Leiden so, als ob sie mit ihm nicht auf dem Verdeck eines Raubschiffes, sondern vor ihrem Hause in dem Schatten der Weinlaube säße.

Während dem hatte das Schiff sich dem Ufer der Insel genähert. Die Rudernden gaben ein Zeichen, das mit einem Freudenrufe beantwortet wurde, und sogleich traten hinter einem Felsen, der die Bucht beschützte, mehrere Männer hervor, deren einer vornehmer als die andern schien. Das Schiff wurde am Ufer befestigt, die Beute ausgeladen und in die Hütten geborgen, die von Zweigen geflochten, unter den überhängenden Felsen lagen. Nachdem der Hauptmann Alles besehen hatte, nicht unzufrieden, wie es schien, mit dem eroberten Raub, sagte er: „Aber wer sind die dort auf dem Verdeck, die sich um nichts zu kümmern scheinen?“ — „Diese,“ antwortete der Botsmann, „sind der beste Theil unserer Beute; zur Hälfte erobert, zur Hälfte durch Glück gewonnen. Es sind die schönsten Sclaven, die wir Dir je zugeführt haben; ein Weib, das den Harem eines Pascha zieren würde, und ein Mann wie der wackerste unter den Glaubigen.“ — Und nun erzählte er, wie Alles gegangen, wie sie das Weib entführt, und er ihr nachgeschwommen; auch seine lange Ohnmacht, ihre Verzweiflung, und, als er zum Leben zurückgekehrt,

ihren Jubel, erzählten sie ihm. Nachdem der Hauptmann Alles mit Ernst vernommen hatte, befahl er die Gefangenen vor ihn zu bringen. Antonio betrat das Ufer zuerst; und ob ihm gleich der Gedanke der Sclaverei die Brust beklemmte, stand er doch unter den Räubern so stolz und groß, daß man hätte meinen sollen, Er sey der Gebieter, den seine Knechte umringten. Irene folgte ihm auf dem Fuße nach, schüchtern und die Augen nicht aufschlagend, und ließ seinen Arm nicht los. Der Hauptmann besah beide lange mit Aufmerksamkeit und Wohlgefallen, befahl dann, dem Antonio trockne Kleider zu geben, und ihm nebst seinem Weibe in einer der Hütten ein gutes Lager zuzubereiten. Dann befahl er ihnen, gutes Muthes zu seyn, und auszuruhen; sie hätten von ihm nichts Böses zu fürchten. Und nachdem er dieses mehr als einmal mit milder Stimme und freundlichen Geberden wiederholt hatte, entließ er sie mit einem Gruße, und begab sich in seine Hütte zur Ruhe.

Die Räuber befolgten die Befehle ihres Hauptmanns mit Pünktlichkeit. Antonio bekam trockne Kleider; ein buntes Tuch ward um seine nassen Haare gewunden, und er sah in der morgenländischen Tracht noch schöner und würdiger aus. In der Hütte aber waren Felle zum Lager auf einander gelegt, und ein weicher Teppich darüber gebreitet. Auch Speisen wurden ihnen gebracht; aber diese berührten sie nicht; denn ihr Herz war beklommen, und der ersten Freude

war tiefe Trauer gefolgt. Schweigend saßen sie neben einander auf ihrem Lager, und sahen sich lange gleichsam forschend an; denn Alles, was sie umgab, rief ihnen ihr Unglück zu; und ungewisse, vielleicht schreckliche und grausame Ereignisse drohten von fern. Als sie nun allein gelassen waren, und die Wächter vor der Hütte schliefen, sank Irene an Antonio's Brust, weinte bitterlich, und indem sie ihm Alles bekannte, was sie gedacht und gethan hatte, klagte sie sich mit herzdurchschneidenden Worten über ihr gemeinsames Unglück an. „Aber wenn ich die Strafe des Himmels verdiente," fuhr sie fort, „wie ich sie gewiß verdient habe, warum mußtest Du mit mir büßen und Deiner Freiheit verlustig werden? Kommen denn die Sünden der Frauen auch auf des Mannes Haupt? und erntet er von süßer Liebe so bittere Frucht? Und dennoch" — setzte sie noch heftiger weinend hinzu — „dennoch ist es mir, als müßt' ich Gott auch für dieses Unglück danken, weil mir durch dasselbe eine so große und unermeßliche Liebe in Dir kund geworden ist, wie ich sonst nimmer hätte begreifen oder glauben können. Wäre es möglich, daß uns Gott aus dieser Noth und aus den Händen der Räuber rettete, so sollte der Rest meines Lebens nur Ein Hauch des Dankes und der Liebe seyn. Aber ach, wo ist ein Retter in dieser Einsamkeit? oder wer könnte ein Lösegeld für uns zahlen, das diesen erbarmungslosen Corsaren genügte? Sie werden uns mit sich fortschleppen und an fernen Küsten verkau-

fen, und Du, den das Meer nicht von mir trennen konnte, wirſt dann vielleicht durch die gefühlloſe Grauſamkeit der Menſchen von mir getrennt werden. Ich werde dann nicht mehr zu Deinen Füßen ſitzen und Dir mein Unrecht abbitten, noch werd' ich den Schweiß von Deiner Stirn trocknen können." — Bei dieſen Gedanken wurden ihre Thränen ſo heftig, daß ſie den Fortgang der Rede erſtickten und ſie ſich ſchluchzend an der Bruſt ihres Mannes verbarg. Dieſer aber beugte ſich über ſie, und indem er die Jammernde ſanft an ſich drückte, ſagte er: „Mit Unrecht klagſt Du Dich an, da ich es war, der neckend mit Deiner Liebe und Deiner Eiferſucht ſpielte. Das war auch nicht recht, wie ich nun wohl erkenne, und wenn hier Strafe des Himmels iſt, ſo trifft ſie mich wohl noch gerechter als Dich. Aber ich verzage noch nicht. Hat mich doch das Meer in ſo weiter Ferne zu Dir getragen, als ein Zeichen, daß Gott unſre Trennung nicht will? Und hat er nicht auch das Herz des Hauptmanns erweicht, daß er uns mit milden Worten empfing und Gutes zu hoffen gebot? Vielleicht nimmt er ein geringes Löſegeld von uns an, wie wir es ihm geben können; und wenn nicht, ſo iſt doch ſchon mancher Chriſt aus der Knechtſchaft der Ungläubigen durch eigene Kühnheit gerettet worden. Wenn es aber Dich und die Freiheit gilt, ſo iſt keine Gefahr ſo groß, daß ich ihr nicht trotzen könnte. Darum verzage nur nicht, und weine nicht. Der Himmel kann uns noch ſo gute Tage geben, als ich uns auf morgen zu bereiten gedachte."

Bei diesen Worten fühlte sich Antonio von seinem Gefühl übermannt. Der Kopf sank ihm auf die bewegte Brust, und er saß lange schweigend und stumm vor sich hinsehend. Denn er dachte der Zubereitungen, die er so emsig betrieben, der Freude, die er sich versprochen, die er zu geben und zu genießen gehofft hatte, und der tiefe Schmerz über die Gegenwart, und die Besorgniß einer noch schlimmern Zukunft zog sich wie ein dunkler Flor über das heitere Bild, das für den Augenblick in seiner Seele aufgestiegen war. Irene ahndete wohl, daß sein Herz nicht so voll von Vertrauen war, wie seine Worte, und daß er selbst des Trostes bedürfe, den er ihr geben wollte. Doch hatten seine letzten Worte einen Strahl von Hoffnung in ihre Brust gesenkt; ihre Seele wendete sich nach der Heimath hin; leise regte sich die Hoffnung, und von ihr gehoben stieg sie zu der Quelle alles Vertrauens und aller Liebe auf. Still betete sie in sich hinein; dann leise, dann lauter. Bald war auch Antonio von gleicher Rührung ergriffen, und beide beteten, dankten, flehten und hofften, wie aus Einem Munde und aus Einem Herzen.

So ging die Nacht vorüber und neigte sich dem Morgen zu; die Sterne wurden blässer, und die Fluthen des Meeres zerschellten mit lauterem Geräusch an dem glatten Fels. Noch schlummerten die Wächter an der Thür der Hütte; aber Antonio wachte mit seinem Weibe, und sie vernahmen von fern den *Fußtritt eines* Kommenden. Da trat ein Bote des

Hauptmanns an die Thür, rief die Wächter bei Namen, und befahl den Gefangenen ihm nachzufolgen. Hier sind wir schon, sagte Antonio, und indem er Irenen an der Hand faßte, ging er furchtlos dem Boten nach. Sie sahen sich lächelnd an, indem sie gingen; Hoffnung war in ihren Blicken, aber in ihren Herzen Ergebung in jedes mögliche Geschick. So traten sie Hand in Hand in die Hütte des Hauptmanns ein, der, das Haupt auf seine Rechte gestützt, wie in tiefen Gedanken, unbeweglich auf seinem Polster saß. Wie er das Geräusch der Eintretenden vernahm, sah er zögernd und gleichsam wie unwillig zu ihnen hinauf, sah sie mit ernsten Blicken an, und sagte endlich mit rauhem Tone und gerunzelter Stirn: „Wer ihr auch seyn mögt, ich habe nichts mit euch zu schaffen.“ — Und dann nach einigem Stillschweigen mit gemäßigtem Tone: „Der Himmel wacht über euch. Eure Treue ist durch die Wolken gedrungen, und der Einige Gott hat mir Träume gesendet und Anzeichen, daß ich euch nach eurer Heimath zurückschicken soll. So geht denn in Gottes Namen. Ein Kahn soll euch zurückbringen, und wenn ihr euch der Freiheit und eures Vaterlandes erfreut, so betet für Ahubal, und denket, daß ihr die Ersten seyd, die er auf diese Weise aus seinen Händen entläßt.“

Wie bei diesen Worten jenen zu Muthe war, hätten sie selbst nicht zu sagen vermocht; doch waren sie nicht eben überrascht wie von einem unerwarteten Ereignisse, sondern als ob das Erwartete nur schneller erschienen wäre. Als der Hauptmann geendigt

hatte, traten sie zu ihm hin, faßten und küßten die hingebotene Hand, und von Irenens Augen fielen Thränen darauf. Der Nachen stand schon am Ufer bereit. Die nämlichen Männer, die sie entführt hatten, saßen am Ruder darin. Irene zitterte bei ihrem Anblicke; ihre Füße versagten ihr den Dienst. Da faßte sie Antonio um den zarten Leib und stieg zugleich mit ihr ein, und sie sank, von seinen Armen gehalten, zwischen Antonio's Füßen auf den Boden nieder. Ihre Blicke hingen an seinen Augen; aber die seinigen gingen unverwandt nach dem Ufer der Heimath hin; er hielt es mit den Augen wie mit dem Herzen fest. Schon erschienen die Pappeln, die über Bonaviso's Haus emporragten und ihre Wipfel in dem frischen Morgenwind wiegten; auch der wildbewachsene Hügel, wo der Raub geschehen war, dämmerte von fern; und weiter hin und über ihn hinaus der Felsen, der in Antonio's Weingärten nach dem Meere schaute. Stumm vollbrachten sie die Fahrt; die Freude lag noch gefesselt an der Furcht vor einem möglichen Entschwinden des ungehofften Glücks; sie athmeten kaum. Jetzt stieß der Nachen an das Ufer; sie sprangen auf, und den Ruderern dankend, die ihren Dank gleichgültig erwiederten, eilten sie an das Land. Und als jene sich abwärts gewendet, sanken sie, wo ihre Füße zuerst den heimischen Sand berührt hatten, auf die Knie nieder, drückten die Stirn gegen den Boden, und hoben die gefalteten Hände mit stillem Gebete zum Himmel auf. Zu sprechen vermochten sie nicht. Als aber Antonio zuerst aufge-

standen war) umfaßte Irene seine Knie, bat ihm noch einmal ihre Schuld ab, und lag dann entsühnt, ihrem Glücke kaum glaubend, lange an seiner Brust. In diesem Augenblicke glitten die ersten Strahlen der noch verborgenen Sonne über die Weinhügel, und vergoldeten die Gipfel der hohen Pappeln, und weckten die Vögel auf, die in ihren Zweigen geschlummert hatten. Jetzt stand Antonio mit Irenen an der Thür der Freunde. Leise klopften sie an; scheu und nur halb wurde das Fenster geöffnet. Es war Floriane. Mit einem Schrei der Freude fuhr sie zurück, und stürzte gleich darauf zur Thür heraus in die Arme der Geretteten. Ihr Mann folgte ihr auf dem Fuße nach. Die Freude von beiden Seiten, das Zusammenlaufen der Nachbarn, die gegenseitigen Begrüßungen, der Jubel, das Glückwünschen, das Fragen und Erzählen ist mit Worten nicht zu beschreiben. Alte und Junge, Männer und Weiber, Knaben und Jungfrauen standen und jauchzten und tanzten um die Geretteten her, und Eines erzählte dem Andern, was es eben vernahm. Da sich nun jene nach ihrem Hause wendeten, blieb niemand zurück, sondern das ganze frohe Getümmel begleitete sie. Unter der Weinlaube vor seiner Thür blieb Antonio stehen, wendete sich nach seinen Begleitern um und sagte: „Theure Nachbarn und Freunde, wie ihr mich aus gutem Herzen hierher begleitet habt, so helft mir nun auch aus Liebe das heutige Fest begehen. Es ist heute, wie ihr wißt, der Tag der H. Irene und meines Weibes Namenstag; lasset uns also zu-

vörderſt in die Kirche gehen und Gott danken, daß er auf die Fürbitte dieſer Beſchützerin mich und mein Weib ſo wunderbar aus großer Noth gerettet, und wieder mit euch, theure Nachbarn, vereinigt hat; dann aber geleitet mich auch in meinen Weingarten, wo ich geſtern ein Feſt bereitet habe, das ich nun heute, gegen alles Erwarten und Hoffen, durch Gottes Fügung, doch noch begehen kann.“ Da nun alle einſtimmten, faßte er Irenen bei der Hand, und ging voraus, und Paar und Paar folgten die Andern zur Kirche nach. Und nachdem ſie hier ihre Andacht verrichtet und inbrünſtig gedankt und gebetet hatten, wendeten ſie ſich nach dem Weinberge hin. Bonaviſo aber, der allein von Allen um Antonio's Geheimniß wußte, war auf den Wink ſeines Freundes voraus geeilt, und hatte Alles, was nöthig war, bereitet; und auch das bunte Gewand nicht vergeſſen, das er für Irenen von Salerno gebracht hatte. Wie ſie nun an den Fuß des Felſen gelangten, wo die erſte Laub-Pforte an dem Eingang zur Treppe war, kniete Antonio auf der unterſten Stufe nieder, und ſagte: „Laß mich nie vergeſſen, o Gott, welche Wunder Du an mir gethan haſt, und ſegne mein Weib.“ Dann ſtand er auf und geleitete Irenen, der dieß Alles ein unbegreifliches Zauberwerk ſchien, die alten bequemen Marmorſtufen hinauf, durch einen Laub-Bogen um den andern, bis zu dem Eingange des Tempels, deſſen Vorplatz mit Blumen beſtreut und in Wolken von Weihrauch gehüllt war, die aus umhergeſtellten Gefäßen dampften. Die Thür des Tem-

pels war offen; in der Tiefe erhob sich der Altar; sechzehn Kerzen brannten darauf vor einem Bilde der H. Irene, das ihm ein Freund nach der Aehnlichkeit seines Weibes gemalt hatte. Aber an den Wänden hinauf erhoben sich Gefäße über Gefäßen, zierlich und bunt, mit prunkenden Blumen angefüllt, so daß die Gemälde der Wand auf den Blumen zu schweben und zu tanzen schienen. Sprachlos stand Irene vor aller der Herrlichkeit, und unter dem Laubbogen, der sich vor der Thür erhob, wie zum schmückenden Bilde geworden, sahen alle Begleitenden nur auf sie. Da legte sie sich tief gerührt an die Brust ihres Mannes und sagte: „O Antonio, wie hoch erhebst Du und wie demüthigst Du mich!“ — Dann schritt sie feierlich über die Schwelle, demüthigte sich vor dem Bilde der Heiligen, und erst nachdem sie still zu ihr gebetet hatte, beschaute sie mit Muße den Wunderbau und das köstliche Bildwerk des Fußbodens, das ihr wie ihre eigne Geschichte vorkam, und allen den Aufputz von Antonio's Erfindung, und zuletzt auch das ihr bestimmte Gewand. Alle Begleiter aber freuten sich dieser neuen Zierde der Gegend, die sie nie schöner gesehen hatten, als von dieser Felsenhöhe herab und von den Stufen des Tempels her; und einer, der ein Jäger war, und scharf in die Ferne sah, erblickte am Rande des Meers die Schebecke, welche gestern Irenen entführt hatte, und jetzt mit ihrem aufgespannten Seegel wie ein Stern an dem Azur des Himmels vorüberflog.

Der ganze Tag verſtrich in feſtlicher Freude. Die Alten tranken den Wein, den Antonio gab; die Jugend tanzte, und Männer und Weiber waren an dieſem Tage freundlicher gegen einander und zuvorkommender als je. Antonio aber hielt Irenen im Arm und ſah in ſtiller Seligkeit dem Jubel der Andern zu, und ſo glich er dem Gotte auf dem Boden ſeines Tempels, wie Irene der Ariadne glich. Das Gewand aber, das er von den Corſaren erhalten, hing er zum ewigen Gedächtniß neben dem Altar der Heiligen auf.

Die abgewehrte Rache.

Es ist wahrscheinlich, daß, wenn Gott Strafe über ein lasterhaftes Gemüth verhängt, er vorher die Regungen desselben durchschaut, ob es sich vielleicht zur Reue neigt, und ihm, wenn es nicht in Bosheit verstockt ist, Zeit zur Besserung gibt.

Plutarch.

Langsamen Schrittes folget die Gerechtigkeit dem Bösen nach, doch sicher greift ihn ihre Hand.

Euripides.

Vor dem Ausbruch der Revolution wohnte zu Montpellier ein reicher Kaufmann, Le Pelletier, eben so sehr durch das Glück und die Einsicht, mit welcher er seine Geschäfte betrieb, als durch die Rechtschaffenheit seiner Gesinnungen ausgezeichnet. Eine schöne und liebenswürdige Frau machte das Glück seines Lebens, und das Band der Liebe, das sie vereinte, wurde durch einen hoffnungsvollen Sohn und zwei Töchter, die ihrer Mutter an Schönheit und Anmuth gleich zu werden versprachen, noch fester geknüpft.

Die ältere dieser Töchter hatte kaum ihr fünfzehntes Jahr zurückgelegt, als der Marquis von Saint-Aumale, welcher seiner Gesundheit wegen einen Winteraufenthalt in Montpellier machte, sie im Conzert sah, und zu seiner Beute zu machen beschloß. Es gelang ihm, in dem Hause ihres Vaters Zutritt zu erhalten; und indem er durch den Schein der rechtschaffensten Gesinnungen das Vertrauen der Eltern zu gewinnen wußte, machte er insgeheim bei ihrer Tochter die Ueberlegenheit geltend, die ihm der Glanz seiner Geburt, die Anmuth seines Betragens und alle Künste der großen Welt über die Unerfahrenheit und Unschuld eines Kindes gaben. Sophie

ward das Opfer seiner Ränke, und als sie ihm die Folgen ihres Fehltritts verzweifelnd bekannte, verließ er die Stadt, ohne Abschied zu nehmen, und vergaß in den Zerstreuungen von Paris und des Hofs von Versailles die Unglückliche, die dem Wahne von ihm geliebt zu seyn, das Glück ihres Lebens geopfert hatte. Sie verfiel in eine tiefe Schwermuth, die in ein auszehrendes Fieber überging, und sie nach wenigen Monaten an den Rand des Grabes brachte. Vor ihrem Tode bekannte sie ihrer Mutter die Schuld, welche ihr jetzt das Leben kostete, und übergab ihr die Briefe ihres Verführers, die das ganze Gewebe seiner boshaften Ränke enthüllten. Nach wenigen Tagen bedeckte das Grab ihre Verirrung vor den Augen der Welt.

Le Pelletier, ein Mann von heftiger Gemüthsart und der empfindlichsten Ehrliebe, fühlte die ihm zugefügte Beleidigung nicht weniger tief als den Verlust einer schönen und geliebten Tochter. An dem Abend, da er von ihrer Beerdigung zurückkam, sagte er zu seinem Sohne: „Sophie ist jetzt bei Gott und klagt ihren treulosen Verführer an. Aber die göttliche Rache geht langsamen Schrittes. Der Name Le Pelletier ist durch einen Nichtswürdigen schändlich befleckt. An Deiner Stelle, Aubin, würde ich wissen, was ich zu thun hätte.“ Die Worte des Vaters sprachen nur den eignen Wunsch des Sohnes aus. Noch an demselben Abend nahm er Post, und mit guten Pistolen bewaffnet, langte er nach wenigen Tagen in Paris an, fest entschlossen, nicht eher

zu ruhen, als bis er im Zweikampf den Tod seiner Schwester an ihrem Mörder gerächt hätte.

Sein Vorhaben mißlang. Während er die nöthigen Erkundigungen über den Aufenthalt des Marquis einzog, hatte ihn dieser zufällig an einem öffentlichen Orte gesehen und erkannt, und mit der sichern Ahndung des bösen Gewissens seine Absicht errathen. Er beschloß ihm zuvor zu kommen, und es gelang ihm durch die lügenhaftesten Vorspiegelungen und durch die Gewalt seines Einflusses einen Verhaftsbefehl zu erhalten, dem zu Folge der junge Mensch schon am folgenden Abend auf der Straße ergriffen, und ohne daß jemand etwas von seinem Schicksal erfuhr, in das Schloß von Vincennes eingesperrt wurde.

Mit der größten Ungeduld harrte indeß Le Pelletier auf Nachrichten von seinem Sohne, und da endlich Briefe aus der Hauptstadt ankamen, erfuhr er durch seine Handelsfreunde, daß man den jungen Aubin nur drei Tage lang in Paris gesehen, und, da er nicht mehr in die Häuser seiner Bekannten gekommen sey, vermuthet habe, er sey durch irgend ein plötzliches Geschäft anderswohin abgerufen worden. Le Pelletier wartete noch einige Posttage ab; da aber keine weitern Nachrichten eintrafen, beschloß er selbst nach Paris zu gehen und Nachforschungen anzustellen. Die Bitten seiner Frau hielten den ungeduldigen, heftigen Mann nicht zurück, so wenig als die Furcht vor den Unruhen, die damals in Frankreich ausgebrochen waren. Aber indem er die nöthigen Vorbereitungen traf, um die dringendesten,

unaufschieblichsten Geschäfte zu beseitigen, Tag und Nacht rastlos arbeitete, ward er in Folge dieser Anstrengungen und seiner innern Unruhe krank. An die Reise war jetzt nicht zu denken.

Der Fortgang der Revolution, die sich wie eine Lavine unaufhaltsam und immer mächtiger fortbewegte, öffnete den Kerker des jungen Le Pelletier. Auch er hatte hart an einer schweren Krankheit darniedergelegen, die durch seine Ungeduld, das Gefängniß verlassen zu können, nur noch verlängert wurde. Aber als ihm endlich der Arzt erlaubte, von seiner Freiheit Gebrauch zu machen, eilte er unverzüglich, obgleich noch kraftlos und blaß, nach Paris, um seine Verfolgungen fortzusetzen. Auch jetzt war es ihm nicht bestimmt, das, was er für seine heiligste Pflicht hielt, auszuführen. Der Marquis hatte, nach der Aufhebung des Geburtsadels, mit vielen seines Standes den, wie er meinte, entehrten und entwürdigten Boden von Frankreich verlassen, um von der Gränze her die Hyder der Freiheit zu bekämpfen, und die unveräußerlichen Rechte seiner Geburt, die sein Vaterland nicht mehr anerkennen wollte, im Auslande geltend zu machen. Es war zu vermuthen, daß er sich in der Nähe des Rheins in einem der Sammelplätze der Ausgewanderten befinden werde. Der junge Aubin beschloß, ihm unverzüglich nachzueilen, indem er sich nur so viel Zeit nahm, seinem Vater von seinem Vorsatze Nachricht zu geben. Er kam in Coblenz an; aber welche Schritte er hier weiter gethan, ist unbekannt. Nur so viel ist bekannt geworden, daß, als

er am Tag seiner Ankunft gegen Abend ausgegangen, er nicht wieder zurückgekehrt war. Einige Tage darauf fand man einen Leichnam an die Brücke der Mosel angeschwemmt, und der Eigenthümer des Hauses, in welchem der Jüngling eingekehrt war, glaubte diesen in dem Todten zu erkennen. Der Leichnam hatte mehrere Wunden im Rücken.

Die Nachricht von diesem unglücklichen Ereignisse kam nach Montpellier, und der unglückliche Vater erlag dem Schmerz, einen hoffnungsvollen und geliebten Sohn heimtückisch geopfert zu sehen. Auch seine Gattin, von vielfältigem Grame verzehrt, folgte ihm bald unter die Erde nach. Jetzt war von der ganzen, vor wenigen Jahren noch so glücklichen Familie nur Adelaide übrig, die mit den Papieren ihrer unglücklichen Schwester und dem Vermögen ihrer Eltern auch den tiefsten und unversöhnlichsten Haß gegen den Mann geerbt hatte, der unter der Larve eines Freundes, um schnöder Begierde willen, durch die tückischsten Ränke das Glück ihres Hauses vernichtet hatte.

Adelaide, die bei dem Tode ihrer Schwester noch ein Kind war, und in einer Pension erzogen wurde, stand jetzt in ihrem siebzehnten Jahre und in der Blüthe einer hohen und wunderbaren Schönheit; und ihr Geist war durch die mächtige Zeit und durch die traurigen Schicksale, die ihr Haus betroffen hatten, an schneller Reife ihren Jahren vorangeeilt. Ein tiefer Ernst wohnte in ihrem Herzen, und behauptete sein Recht, auch wenn anmuthiger Scherz auf ihren

Lippen spielte; und wenn sie auch der Welt ein heiteres Angesicht zeigte, war doch ihr Inneres mit dem Schleier der Melancholie umhüllt. Viele Männer suchten ihre Gunst; sie aber begehrte nicht einen Gatten für sich, sondern einen Rächer der Todten, mit deren Bildern sie sich unaufhörlich umgab, und die sie in der Stille der Nacht, ja oft mitten in der heitersten Gegenwart zu mahnen schienen. Nur den meinte sie lieben zu können, der ihr Ruhe gäbe; ihre Ruhe aber hatte sie an die Rache geknüpft. Viele kamen und gingen, und die, welche die Heftigkeit ihrer Leidenschaft am lautesten rühmten, wichen vor jener Bedingung am schnellsten zurück. Nur Einer, der lange im Hintergrunde gestanden hatte, so lange die dreistern Bewerber die nächsten Plätze um Adelaiden einnahmen, erbot sich zu der Erfüllung ihres Verlangens, wenn sie ihn mit der Hoffnung ihrer Liebe beglücken würde. Adelaide, freudig überrascht, gelobte ihm Alles; und zufrieden ihre Hand geküßt zu haben, eilte er schon am folgenden Morgen, von der Unruhe einer tiefen und heftigen Liebe getrieben, den Gränzen von Deutschland zu.

Die Ausgewanderten hatten in Folge der neuesten Ereignisse die Ufer des Rheins verlassen, ihr Glück von den Flammen erwartend, die mit immer größerer Wuth über ihrem Vaterlande zusammenschlugen. Die Gefahren, welche von außen drohten, hatten im Innern den Schrecken an die Tagesordnung gebracht, und Verrath und Mißtrauen wütheten hier mit größerer Erbitterung als das Schwert der Feinde gegen

die Bürger des unglücklichen, in wilder Gährung begriffenen Landes. Aller Verkehr mit dem Auslande war auf das strengste verboten; der leiseste Verdacht einer Gemeinschaft mit dem Feinde reichte zur Verurtheilung hin; und die zügellose Heftigkeit, mit der sich jetzt Alles bewegte, verstattete keine Erörterung. So geschah es auch, daß Adelaidens Geliebter nah' an der Gränze aufgegriffen und der Auswanderung beschuldigt wurde. Die ansehnliche Baarschaft, mit der er versehen war, unterstützte jene Beschuldigung; und da er die wahre Veranlassung seiner Reise nicht wahrscheinlich machen konnte, ward er zum Tode verurtheilt, und starb mit Adelaidens Bilde im Herzen und ihrem Namen auf seinen Lippen.

Adelaide, die den schönen und sittsamen Jüngling liebte, vernahm die Nachricht von seinem Tode mit unaussprechlichem Schmerz; aber der Haß, den sie dem Mörder der Ihrigen geschworen hatte, erstickte den Vorwurf, den sie sich wegen seines Todes zu machen hatte. Jetzt beschloß sie, kein fremdes Leben wieder auf das Spiel zu setzen, sondern mit eigener Hand den Feind ihres Vaterlandes und ihres Hauses zu strafen, und so auf eine rühmlichere Weise die zürnenden Schatten ihrer Geschwister und Eltern auszusöhnen. In tiefer Stille und mit kluger Heimlichkeit machte sie die Zurüstungen zu ihrer Flucht, zog von ihrem Vermögen so viel sie nur konnte, zusammen, und kam, unter mannigfaltigen Verkleidungen, nach tausend Gefahren und unzähligen Schrecknissen, über die Alpen nach Deutschland.

Der Marquis hatte jetzt seinen Aufenthalt in einem kleinen Städtchen von Niedersachsen genommen, wo er von der Unterstützung eines deutschen Hofes in ziemlicher Beschränkung lebte. Alle Wege, Etwas aus seinem Vaterlande zu ziehen, waren ihm abgeschnitten; die übrigen Ausgewanderten waren meist in demselben Fall, und die Wenigen, die sich in einer günstigern Lage befanden, dachten mehr auf die möglichen Bedrängnisse der Zukunft, als auf die gegenwärtige Noth ihrer Unglücksgenossen. Von Langerweile und Unmuth gequält, hatte der Marquis mit einer adelichen Wittwe, die ganz in der Nähe des Städtchens auf ihrem Gute lebte, eine angenehme Bekanntschaft angeknüpft; und da sie noch in ihren besten Jahren stand, von gefälliger Bildung und einigem Vermögen war, glaubte man, daß er sie heirathen würde. Die Dame schien einer Verbindung nicht abgeneigt; der Marquis aber, dem sie nicht vornehm, und für eine Mißheirath nicht reich genug war, behandelte sie wie eine Zuflucht in der Noth; und indem er die Rolle eines gesetzten Liebhabers spielte, wußte er jede bindende Erklärung — zu der es, wie er meinte, immer noch Zeit wäre — mit schlauer Kunst zu vermeiden.

Adelaide wurde auf ihren Nachforschungen bald nach Niedersachsen geleitet, und je näher sie den Sammelplätzen der Ausgewanderten kam, desto ungünstiger waren die Urtheile, die sie über sie vernahm. Auch St. Aumale wurde mit den übrigen *genannt.* Sobald sie in Braunschweig seinen Aufent-

halt erfuhr, ſann ſie darauf, ihm, ohne Verdacht zu erregen, nah' zu kommen, nahm einige Bedienten in Sold, und nachdem ſie ſich als eine Frau von Rang und Vermögen eingerichtet hatte, kam ſie auf einem Umwege in einem ſtattlichen Reiſewagen mit vielem Gepäck gegen Abend in A... hauſen an, wo ihr der enge und unfreundliche Gaſthof einen höchſt unbequemen Aufenthalt darbot.

Die Nachricht von der Ankunft einer reichen und ſchönen Dame mit einem Gefolge, das das Gerücht verdoppelte, lief noch an demſelben Abend durch die Stadt, und kam auch dem Marquis zu Ohren, als er von Frau von Bony zurückkam, wo er den Tag, wie gewöhnlich, zugebracht hatte. Sie war vollkommen geeignet, einen Mann zu reizen, dem bei der ungewohnten Einförmigkeit ſeines Lebens jedes neue Ereigniß erwünſcht kam. Eine Franzöſin, eine Frau von Stand, wie es ſchien — was konnte ſie in dieſem armſeligen Neſte ſuchen, das nicht einmal eine Poſtſtation war? Ihren Namen wußte man noch nicht; ſie konnte alſo wohl gar eine Bekannte, eine Freundin aus einer glücklichern Epoche ſeyn. Auf jeden Fall war es ſeine Pflicht, ſie zu beſuchen, ihr ſeine Dienſte, ſeine Geſellſchaft anzubieten. Während er dieſes bei ſich bedachte, ward ihm ein Billet aus dem Gaſthof gebracht. Den Namen der Unterzeichneten, Adelaide von Bellegarde, kannte er nicht; aber ſie ſchrieb ihm: „da ſie zu ihrer Verzweiflung in dieſen elenden Winkel verſchlagen worden, ſey es ihr ein großer Troſt geweſen, zu hören, daß ſich

einer ihrer Landsleute hier aufhalte; und der Name des Herrn Marquis D'Aumale lasse sie hoffen, keine Fehlbitte zu thun, wenn sie ihn ersuchte, ihr am nächsten Morgen seinen Besuch zu gönnen."

Der Marquis ließ sich am andern Morgen nicht lange erwarten. Adelaide schauderte, als sie ihn die Stiegen heraufkommen und von dem Bedienten seinen Namen hörte; und als er über die Schwelle schritt, war sie der Ohnmacht nahe. Doch ermannte sie sich. Sie erzählte ihm mit schwacher und zitternder Stimme, daß sie auf dem Weg nach Wien sey, vorher aber, zur Wiederherstellung ihrer Gesundheit, eines und das andre der böhmischen Bäder besuchen wolle. Ihr Wagen sey auf den abscheulichen Wegen beschädigt worden, und da sie die Station nicht habe erreichen können, habe man sie hierher gebracht, wo man ihr keine Hoffnung zu einer schnellen und soliden Ausbesserung mache. Auch fühle sie sich jetzt eben so sehr außer Stand die Reise fortzusetzen, als in dieser armseligen Schenke zu verweilen, wo es ihr an jeder Bequemlichkeit mangle. Sie erbäte sich also seinen Rath, seinen Beistand. — Dieses Alles, und was noch sonst zur Ausschmückung ihrer Geschichte diente, sagte sie mit der Stimme einer Person, der es an Athem fehlt; und dieses, so wie die Blässe, die ihre Stirn bedeckte, war zur Unterstützung ihres Vorgebens vollkommen geschickt. Der Marquis, der nicht das geringste Mißtrauen in ihre Erzählung setzte, antwortete mit Lebhaftigkeit, daß er sich glücklich schätzte, ihr seine Dienste anbieten zu dürfen,

und daß er von diesem Augenblick an mit dem Schicksal ausgesöhnt sey, das ihn, wahrscheinlich zur Strafe für seine Verirrungen, in dieses abscheuliche Land geschleudert habe. „Allerdings," fuhr er fort, „ist dieser Aufenthalt Ihrer allzu unwürdig. Erlauben Sie mir also, gnädige Frau, Ihnen einen Vorschlag zu thun, der sich ganz von selbst darbietet, und der eben so sehr Ihrer Bequemlichkeit als Ihrer Gesundheit zusagen dürfte. Hier ganz in der Nähe wohnt eine Dame auf ihrem Gut; diese Dame ist meine Freundin; sie ist so gut eingerichtet, als man etwa in diesem Lande, welches nicht das Land der Verheißung ist, erwarten kann. Sie hat überdieß etwas mehr Verstand, als man gewöhnlich hier hat, ist eine Freundin unsrer Nation, und wird sich glücklich schätzen, Frau von Bellegarde bei sich aufzunehmen. Ich habe dann das Glück, Sie so oft zu sehen, als Sie es mir erlauben wollen, und Sie können mit Ruhe den Zeitpunkt erwarten, wo Ihnen Ihre Gesundheit erlaubt, Ihre Reise fortzusetzen." Diesem Vorschlage fügte er noch so viel Verbindliches hinzu, und wußte jede Einwendung, deren allerdings keine ernstlich gemeint war, so siegreich abzuwehren, daß Frau von Bellegarde nicht umhin konnte, nachzugeben, und es ihm zu überlassen, die Sache nach seinem Gutdünken einzuleiten.

Adelaidens Planen konnte nichts besser zu statten kommen, als dieser Vorschlag. Sie wollte sich dem Marquis nähern, ihm Vertrauen einflößen, und ihn dann allein an irgend einen geheimen und günstigen

Ort locken, um die Rache an ihm zu nehmen, die ſie den Schatten der Ihrigen geſchworen hatte. Ein Aufenthalt auf dem Lande konnte eine ſolche Gelegenheit ſchneller herbeiführen; und um ihn in vollkommner Sicherheit zu erhalten, konnte die Anweſenheit einer dritten Perſon, die zwiſchen ihnen ſtand, überaus nützlich ſeyn. Aber auch der Marquis verband mit ſeinem Vorſchlage, der nur die Eingebung des Wohlwollens und einer unter Landsleuten natürlichen Gefälligkeit ſcheinen wollte, eine tiefere Abſicht, die ſich ihm in dem Augenblick darbot, als die ſchöne und liebenswürdige Fremde ſeinen Rath in Anſpruch nahm. Die Eroberung einer ſolchen Frau hätte ihn zu jeder andern Zeit gereizt; wie viel mehr jetzt, bei dieſer Langenweile, gegen die der Umgang mit einer ſchlichten, gutmüthigen deutſchen Frau nur ein ſchwaches Gegenmittel war. Dieſe Eroberung nun in dem Hauſe und unter den Augen der Frau zu machen, die ſich ſchmeichelte, in ſeinem Herzen zu herrſchen, ſchien ihm pikant; endlich ſchien auch Adelaidens Weſen, und das, was ihm Stolz dünkte, ſeine Eitelkeit herauszufordern. So vielen Aufforderungen, ſich mit ihr zu beſchäftigen, und was Eins war, ſie zu Grunde zu richten, konnte er nicht widerſtehen.

Frau von Bony, arglos, wohlwollend und hülfreich, bot dem Wunſche ihres Freundes gern die Hand. Noch an demſelben Tage war Adelaide bei ihr eingeführt, und in einem Flügel des Schloſſes, der für die Aufnahme fremder Gäſte beſtimmt war,

auf das Bequemste eingerichtet. Ihre Leute schickte sie nach dem Städtchen zurück, unter dem Vorwande, ihre gütige Wirthin nicht unnützer Weise zu belästigen. Ihren Absichten sagten so nahe Umgebungen auf keine Weise zu.

Wir haben schon oben gesagt, daß Frau von Bony noch in ihren besten Jahren stand. Ohne vorzüglich schön zu seyn, machte ihre Gestalt den erfreulichsten Eindruck, indem sie über die Anmuth und Milde ihres Charakters keinen Augenblick in Zweifel ließ. Es war in ihr, wie in ihrem ganzen Wesen, der gefälligste Zusammenklang und eine gleichförmige Haltung und Mäßigung, die vielleicht aus einer gewissen Mittelmäßigkeit der einzelnen Elemente ihrer Natur entsprang, aber eine wohlthätige, beruhigende Wirkung hervorbrachte. Vielleicht war es eben so wenig möglich, sich einer heftigen Leidenschaft für sie hinzugeben, als sie ohne eine achtungsvolle Zuneigung zu kennen, ja ihr mit Zärtlichkeit anzuhängen; und wenn man schon sich von ihrem Thun und Reden nur wenig erinnern konnte, so war es doch nicht wohl möglich, ihr anmuthiges und heiteres Bild zu vergessen, wenn man sie in kleinern Zirkeln oder in ihren häuslichen Verhältnissen gesehen hatte. Für den Marquis war sie allzu schlicht, und keineswegs strahlend genug; mehr eine Zuflucht als ein Umgang; ein Wechsel der Langenweile mehr als eine Unterhaltung. Das gutmüthige Mitleiden, das sie mit dem Unglück der Ausgewanderten fühlte, hatte zuerst eine Verbindung veranlaßt; die Annehmlichkeiten sel-

nes Umgangs, und der Anschein von Tugenden, den er sich zu geben wußte, hatte sie angezogen, und die Sicherheit seines Wesens allmählig unterjocht. Sein ganzes Benehmen mußte sie glauben machen, daß er sie liebte, und daß sie es auf sein Zartgefühl und die Lage, in der er sich befand, schreiben müßte, wenn er sich nicht erklärte. Sie aber achtete ihn darum nur desto höher, und glaubte ihn zu lieben, weil sie sich von ihm beherrschen ließ.

Wenige Stunden reichten hin, Adelaiden mit ihrer liebenswürdigen und wohlwollenden Wirthin zu befreunden, und die Natur des Verhältnisses zu erkennen, in welchem sie mit dem Marquis stand. Sie sah in Julien ein neues Opfer seiner tiefen Nichtswürdigkeit, das sie ihm zu entreißen bestimmt sey; aber der Irrthum, in welchem jene sich wiegte, peinigte sie. Ihr Vorsatz stand fest; der zur Ausführung geweihte Dolch ruhte an ihrer Brust; aber so einfach, wie ihr Plan zuerst entworfen war, schien er jetzt nicht auszuführen. Sie hatte den Muth zu der That, aber nicht den, ungerechtfertigt vor den Augen einer Frau zu stehen, die ihr Achtung und Liebe abnöthigte. Wie sollte sie ihr über den Marquis die Augen öffnen, ohne sich selbst zu verrathen? Und wie konnte sie Hand an ihn legen, ohne zugleich ein Herz, das der zartesten Schonung so würdig war, auf das grausamste zu zerfleischen?

Diese Betrachtungen stürzten sie in die peinlichste Unruhe. Sie schien wirklich krank, und die Aufmerksamkeit, mit welcher Julie für sie sorgte, vermehrte

ihre Bangigkeit noch, indem sie sich immer mehr zu diesem gutmüthigen, liebenden Wesen hingezogen fühlte. Ihrer Unschuld gegenüber und der Unbefangenheit, mit der sie oft im vertraulichen Gespräch ihr argloses Herz enthüllte, ward ihr die falsche Rolle, welche sie spielte, fast unerträglich. Das quälende Geheimniß stand trennend zwischen Julien und ihr; und das angenommene Verhältniß machte eine Menge von Erdichtungen und Unwahrheiten nothwendig, die ihr in der Nähe dieser wahrhaften und reinen Seele immer peinlicher wurden. Alle diese Qualen aber warf sie auf den Marquis, der sie durch seine Schuld in dieses verwirrende Labyrinth gestürzt habe; und so wie sich die Schwierigkeiten einer Rettung daraus vermehrten, wuchs ihre Begierde, durch die Vollbringung der That endlich ihr schwer belastetes Herz zu erleichtern. Die Plane des Marquis rückten dabei nicht vor. Adelaide fand in ihrem Uebelbefinden einen Vorwand, ihn so lange entfernt zu halten, bis seine Stunde geschlagen hätte, und da Julie sie selten verließ, konnte er sie niemals allein sehen. Diese Schwierigkeiten spornten ihn an. Sie erschien ihm täglich schöner und geistreicher, und wenn er bisweilen in ihrer Nähe ein gewisses Mißbehagen fühlte, wie in der Nähe eines Feindes, so glaubte er die Ursache davon in der Störung seiner Absichten suchen zu müssen, und erwartete Zufriedenheit und Ruhe von dem Augenblicke, wo er seine Leidenschaft erklärt, und sich dadurch den Weg zum Siege geöffnet hätte.

So waren schon mehrere Tage in mannigfaltiger

Pein vergangen, als ein Besuch aus der Nachbarschaft Juliens Aufmerksamkeit in Anspruch nahm, und dem Marquis die Hoffnung gab, seinem Ziele einen Schritt näher zu kommen. Ein Spaziergang nach dem nahen Wäldchen ward vorgeschlagen und angenommen. Die Gesellschaft hatte sich in mehrere Gruppen gesondert; Julie war mit ihren deutschredenden Gästen zurückgeblieben, und der Marquis ergriff diese Gelegenheit, da er sich endlich einmal mit Adelaiden allein sah, nach einer wehmüthigen Klage über den Unstern, der ihn in diesen Tagen verfolgt habe, ihr die Leidenschaft zu gestehen, die ihn von dem ersten Augenblick an, wo er sie gesehen, ergriffen, und mit einer solchen Gewalt beherrsche, daß, wenn sie seine Wünsche nicht erhöre und seine Liebe erwiedere, ihm das Leben unerträglich seyn würde. — Adelaide fühlte sich durch diese Erklärung, so unerwartet sie ihr kam, weniger überrascht als empört. Die ganze Ruchlosigkeit des Mannes trat vor ihre Seele. So, dachte sie, wird er mit Sophien gesprochen, mit solchen Worten wird er ihr argloses Herz beschlichen, mit solchen Netzen ihre Unschuld umstrickt haben. So klang ihr seine Rede wie ein Todesurtheil, das er sich selbst spräche; ihre Rechte fuhr nach dem Dolch an ihrer Brust; aber in dem Augenblick, wo sie den Stahl berührte, hatte der Sturm, der in ihrem Innern tobte, ihre Kraft besiegt. Sie erblaßte, wankte, und wäre ihrem Begleiter in die Arme gesunken, wäre nicht der Abscheu vor ihm ihr zu Hülfe gekommen. Ein Schrei des Entsetzens, wel-

cher ihr unwillkührlich entfuhr, zog die übrige Gesellschaft herbei; man fand sie erblaßt, wie aus einer Ohnmacht erwacht, ihre Miene verstört, den Marquis bestürzt; niemand wußte den Vorfall auszudeuten. Adelaide ermannte sich zuerst, indem sie vorgab, eine plötzliche Anwandlung von Schwäche gefühlt zu haben; aus Furcht zu fallen, habe sie das kindische Geschrei ausgestoßen. Die Andern glaubten dieß, indem sie sich nur über die sonderbaren Aeußerungen der französischen Lebhaftigkeit wunderten; den Marquis aber setzte Adelaidens Benehmen in eine Unruhe, die er selbst nicht zu erklären, aber auch nicht zu beherrschen wußte. Er konnte sich nicht verbergen, daß in ihrem Betragen gegen ihn ein auffallender Widerspruch war, ein Suchen und Fliehen; ein berechnetes Entgegenkommen und ein unwillkührliches Zurückweichen; Erscheinungen, die er gern als den Kampf einer sich entwickelnden Leidenschaft deutete, aber doch nicht immer, und am wenigsten nach dieser letzten Scene auf eine günstige Weise auslegen konnte. Er mußte hierüber Klarheit haben. Es schien ihm lächerlich; wie ein Neuling einer beunruhigenden Leidenschaft preisgegeben zu seyn, und da, wo er siegen wollte, zum Spielwerk zu werden. Diesen Betrachtungen zu Folge faßte er seinen Entschluß. Er schrieb ihr noch an demselben Abend, schilderte ihr die Unruhe einer über alles mächtigen Liebe, und beschwor sie, ihm den nächsten Morgen eine Stunde zu schenken, wo er allein und ungestört ihr sein Herz ausschütten könnte.

Als Adelaide dieſen Brief erhielt, glaubte ſie das unvermeidliche Schickſal zu erkennen, das den Feind ihres Hauſes durch ſeine eigene Veranſtaltung in ihre Hände und der Strafe dahin gebe; und ſie glaubte dem höhern Willen ohne weiteres Bedenken und Zagen folgen zu müſſen. Mit wenigen Worten erwiederte ſie ſeinen Brief, und ohne ſich auf den übrigen Inhalt einzulaſſen, beſchied ſie ihn während der Stunde, welche Julie ihren Geſchäften zu widmen pflegte, nach dem Wäldchen hin, wo er eben erſt durch ihre unverzeihliche Zaghaftigkeit, wie ſie meinte, gerettet worden war. Der Marquis war mit dieſer Antwort zufrieden. Es ſchien ihm eine günſtige Vorbedeutung, daß ſie eben den Ort zur Zuſammenkunft wählte, wo er ihr ſeine Liebe zuerſt geſtanden hatte. Triumphirend hielt er das Glück verkündende Blatt in die Höhe, und rief aus: Sie iſt mein! O ſie iſt mein! Kein Gott ſoll ſie mir entreißen, wenn es einmal zu Unterhandlungen kömmt. —

Mit dieſen Gedanken, voll von freudigen Erwartungen, begab ſich der Marquis zur Ruhe. Adelaide erſchien ihm im Traum. Aber es war auch nicht Adelaide, was ihm erſchien, ſondern Etwas, das an ſie erinnerte, und das er wie in weiter Ferne nicht recht zu erkennen im Stande war. Mit unruhiger Neugierde ſah er immer und immer nach dem zarten luftigen Bilde hin, und erkannte endlich das Bild der unglücklichen Sophie, die ihm zu winken und zu drohen ſchien. In dem Augenblick aber, wo er ſie *erkannte*, ward er durch eine heftige Bewegung des

Schreckens aufgeweckt, und ohne dem flüchtigen Traumbilde weiter nachzusinnen, richtete er seine Gedanken auf Adelaiden und die Zusammenkunft, die ihn erwartete.

Adelaiden war die Erquickung des Schlafes nicht gegönnt. Sie ging lange in ihrem Zimmer auf und ab, setzte sich, sprang wieder auf, trat an das Fenster, weinte und sprach mit sich selbst. Ihr Kopf war erhitzt, ihr Herz klopfte hörbar. Bisweilen war es ihr, als gehe sie mit einem Unrecht um; aber sie stieß diesen Gedanken als eine Eingebung der Verzagtheit von sich, und warf ihre Blicke auf seinen Brief. Hier glaubte sie das Todesurtheil zu lesen, das er sich selbst geschrieben; der Wille des Schicksals schien ihr klar. Und damit sie nicht wankte und mit strafbarer Schwachheit sich selbst verließe, rief sie die Todten aus ihren Gräbern auf, und vernahm ihr Wehklagen über ihr früh zerstörtes, in Verzweiflung und namenlosem Jammer erloschenes Leben. Sie sah ihre Schwester im Leichenkleide; ihrer Mutter von Gram verzehrte Gestalt; ihres Bruders blutigen Leichnam; die zornflammenden Augen ihres Vaters, mit denen er den Mörder der Seinigen noch sterbend zu suchen schien. Mehr als einmal sank sie auf ihre Knie nieder; sie versuchte zu beten, aber sie konnte nicht; die That, auf welche sie sann, stand zwischen Gott und ihr. Indem sie so kämpfte, dämmerte der Morgen; die ersten Strahlen der Sonne stahlen sich durch die Vorhänge und beleuchteten den Dolch, der entblößt auf dem Tische lag. Sie stand auf, ergriff

Als Adelaide diesen Brief erhielt, glaub
unvermeidliche Schicksal zu erkennen, das
ihres Hauses durch seine eigene Veranstaltun
Hände und der Strafe dahin gebe; und si
dem höhern Willen ohne weiteres Bedenken
[illegible] zu müssen. Mit wenigen Worte
[illegible] seinen Brief, und ohne sich auf de
[illegible] zu lassen, beschied sie ihn währ
[illegible] welche Julie ihren Geschäften zu
[illegible] nach dem Wäldchen hin, wo er ch
[illegible] unvermeidliche Zaghaftigkeit, wie sie n
[illegible] war. Der Marquis war mit
[illegible] Es schien ihm eine günstige
[illegible] den Ort zur Zusammenk
[illegible] seine Liebe zuerst gestanden h
[illegible] er das Glück verkündende B
[illegible] Sie ist mein! O sie
[illegible] sie mir entreißen, wenn
[illegible] kommt. —

[illegible] von freudigen Erwa
[illegible] der Marquis zur Ruhe. Adelaid
[illegible] Aber es war auch nicht
[illegible] sondern Etwas, das an
[illegible] und das er wie in weiter Ferne nicht
[illegible] im Stande war. Mit unruhiger
[illegible] immer und immer nach dem zarten
[illegible] und erkannte endlich das
[illegible] Sophie, die ihm zu [illegible]
[illegible] schien. In dem Augenblick aber
[illegible], ward er durch eine heftige

[illegible], und ohne dem Gläubigen
[illegible] aufzudringen, widmete er seine
[illegible] Gebäude und die Zusammenkunft.
[illegible].

Nun die Einrichtung des Tabernakels wieder
[illegible] lange in diesem Zimmer auf und
[illegible] wieder auf, und an das Fen-
[illegible] stand nur ein Stuhl. Der Lauf
[illegible] dauerte drei Jahre. Diejenigen aber
[illegible] sie mit einem Besuche um, aber
[illegible] als eine Empfehlung der Ver-
[illegible], und auf die Bitte um einen
[illegible] für das Tabernakel zu sorgen.
[illegible] gestorben: der Bischof des Schrift-
[illegible]. Und kamen sie nun wieder und
[illegible] sie nicht antrafen. [illegible]
[illegible] Seelsorger auf, und [illegible]
[illegible] sich gestorben. [illegible]
[illegible] Zimmer einsperren [illegible].
[illegible] Tabernakel. [illegible]
[illegible] Gebäude. [illegible]
[illegible] [illegible]
[illegible] [illegible]
[illegible]

den funkelnden Stahl, und seine Kühle that ihren glühenden Händen wohl. „Du sollst mir Ruhe geben," sagte sie. Dann ergriff sie die Feder, um an Julien zu schreiben. Mit wenigen, aber glühenden Worten nahm sie Abschied von ihr, und ohne ihren Vorsatz bestimmt auszusprechen, beschwor sie die Freundin, eine lang erwogene That nicht nach dem Anscheine zu verurtheilen, und die Schmerzen, die sie einem ihr so theuern Herzen verursache, auf die Rechnung des feindseligen Geschicks, das sie rastlos verfolge, zu schreiben. Den Brief des Marquis legte sie bei. Hierauf schrieb sie auch ihrem Bedienten den Befehl, sogleich nach Empfang dieser Zeilen in aller Stille zu packen, Pferde zu bestellen, und den Wagen an dem Ausgange einer Allee halten zu lassen, die das Wäldchen, wohin der Marquis bestellt war, mit der Landstraße verband.

Nachdem sie dieses Billet nach der Stadt geschickt, den Brief an Julien aber überschrieben und zu sich gesteckt hatte, um ihn nach ihrer Flucht an sie zu senden, fühlte sie sich etwas beruhigter. Die verhängnißvolle Stunde nahte, und Adelaide sah durch das Fenster den Marquis auf dem Wege nach dem Orte der Zusammenkunft. Er schien vor sich hin zu sinnen; bisweilen warf er den Kopf übermüthig zurück; sein Gang war ungleich, bald hastig, bald zögernd. Ihr schauderte; aber ohne weitern Gedanken Raum zu geben, ergriff sie hastig den Dolch, und eilte, in ihren Shawl gewickelt, die Stiegen *hinab*, um unbemerkt auf einem kleinen Umwege

durch den Park des Schloſſes nach dem Wäldchen zu gehen.

Nicht weit von dem Eintritte in den Park trat ſie ein freundlicher, gelblockiger Knabe an, und bat mit entblößtem Haupt und rührender Stimme um Almoſen für eine todtkranke Mutter. Adelaide griff in ihren Beutel und warf dem Knaben, ohne ſich aufzuhalten, etwas zu; mit dem Gelde aber entfiel der Eilenden unvermerkt der Brief an Julien. Dieſen Brief fand der Knabe, indem er das Geld zuſammen ſuchte, als Adelaide ſchon in die verſchlungenen Gänge verſchwunden war. Er trug ihn alſo in das Schloß, gab ihn einem Diener, und dieſer brachte ihn ſeiner Herrin, an die er überſchrieben war. Julie öffnete den Brief und fand in der Unterſchrift einen Namen, der ihr zur Hälfte unbekannt war. Den dunkeln Inhalt begriff ſie nicht; und erſt nachdem ſie das beigelegte Billet des Marquis überlaufen hatte, glaubte ſie zu verſtehen, daß Adelaide im geheimen Einverſtändniſſe mit dem Marquis ſie unter einem angenommenen Namen getäuſcht, und jetzt die Flucht mit ihm ergriffen habe. Genügend war dieſe Vermuthung freilich nicht; aber das Schmerzliche ſelbſt, was ſie für Juliens gekränkte Liebe enthielt, gab ihr bei dem Mangel einer andern Deutung, für den Augenblick wenigſtens eine gewiſſe Wahrſcheinlichkeit.

Empfindlich gekränkt durch den doppelten Betrug, den ſie ſo gar nicht geahndet hatte, ſuchte Julie Aufklärung des häßlichen Geheimniſſes. Der Knabe

wurde ausgefragt und Diener auf den Weg geschickt, den Adelaide genommen hatte. In ihrem Zimmer fand sich nichts verändert. Auf dem Boden lag die Scheide eines Dolchs. Das Bett war unberührt, und man sah, daß sie sich in der vergangenen Nacht nicht niedergelegt hatte.

Während Frau von Bony mit diesen Untersuchungen beschäftigt war, kam die Nachricht, daß ein Reisewagen mit Gepäck, der am Ausgange der Allee gehalten, sich rasch nach der Landstraße gewendet habe. Gleich darauf sah man Adelaiden dem Schlosse zu eilen. Sie schien vor etwas zu fliehen; ihr schwarzer Shawl flog weit in die Luft; ihre Locken flatterten zerstört im Winde; eine tödtliche Blässe bedeckte ihr Angesicht, und sie sah sich bisweilen scheu nach der Seite um, als ob sie verfolgt würde. So eilte sie, ohne auf etwas zu achten, an den Dienern vorüber, die ihr verwundert nachsahen, stürzte in Juliens Zimmer, und warf sich, wie eine die Rettung sucht, der Erstaunten an die Brust.

Sie mit Theilnahme zu empfangen, vermochte Julie nicht. Der feindseligste Argwohn umlagerte ihr Herz. Sie sah in ihr eine Betrügerin, die des Wohlwollens der Leichtgläubigen spottete, eine beglücktere Nebenbuhlerin, oder im besten Fall eine Wahnsinnige. Ihre Liebenswürdigkeit vergrößerte ihre Schuld, und sie schien um desto mehr Haß zu verdienen, je leichter sie Freundschaft und Liebe gewonnen hatte. Julie riß sich empört aus ihren Armen los und hielt sie mit beiden Händen von sich

entfernt. Adelaide, die dieſen Abſcheu nicht begriff (denn von dem Schickſal ihres Briefes wußte ſie nichts), aber in dieſem Augenblicke keines Nachſinnens fähig war, warf ſich zu Boden, umfaßte Juliens Knie, und rief, wie in Verzweiflung: Fliehe mich nicht; verabſcheue mich nicht; mein Herz iſt rein von Schuld.

Dieſen Tönen, die aus der Tiefe des Herzens quollen, widerſtand Julie nicht. Sie ſah verwundert auf ſie herab, und ſagte mit einem trocknen Ernſt: Wen hab' ich vor mir? Die Frau von Bellegarde oder Adelaiden Le Pelletier? — Adelaide antwortete nicht; aber ſie ſchlang ſich noch feſter um die Knie der Fragenden. — Stehen Sie auf, fuhr Julie fort, wer Sie auch ſeyn mögen; ich darf dieſe Stellung nicht dulden. — Und da Adelaide nur weinte und ſchluchzte, ſagte ſie noch einmal mit milderm Ton: Stehen Sie auf, Adelaide, und erklären mir die Räthſel, die mich verwirren.

Adelaide verſtand den Umfang ihrer Frage nicht. „Ich bin unglücklich," rief ſie, „aber rein von Schuld. Ein ſchreckliches Verhängniß verfolgt mich. Der Himmel verläßt mich, weil ich mich ſelbſt verlaſſe."

Frau von Bouy, durch dieſe Worte noch mehr verwirrt, hob ſie auf, und ſagte mit zweifelndem Tone: Sie wollten von hier fliehen — ein Reiſewagen erwartet Sie. Hat Ihr Begleiter Sie vergeſſen? Suchen Sie ihn bei mir? Er iſt nicht hier. — Mein Begleiter? fragte Adelaide mit Beſtürzung. Ich verſtehe Sie nicht. — Der Marquis, ohne Zwei-

fel, erwiederte Julie, und sah sie mit einem forschenden Blicke an, der sie zu verwirren schien. — Der Marquis? sagte sie, die Hände ängstlich ringend. O hätt' ich ihn zur Hölle hinabgeschickt, aus der er erstammt! O daß Sie ihn kennten! O daß ich allen Abscheu, den ich gegen ihn fühle, in Ein Wort zusammendrängen könnte, um mit diesem Worte sein Andenken auf ewig in Ihrem schönen Herzen auszutilgen.

Indem sie dieses sagte, erhob sie die krampfhaft gefalteten Hände, sah zum Himmel, dann auf Julien. Ihr Blick war unsicher, wie ihre Bewegungen. Alles kündigte den Kampf ihres Innern an.

Julie hatte sich indeß gesetzt, und zog Adelaidens Brief aus dem Busen hervor. Dieser Brief, sagte sie, indem sie ihn auf den Schoos legte, dieser räthselhafte Brief ließ mich andre Gesinnungen vermuthen. Oder wäre er nicht von Ihnen und nicht an mich?

Er ist von mir, antwortete Adelaide hastig, und an Sie, wie er auch in Ihre Hände gekommen seyn mag. — Dann faßte sie Juliens Hände, drückte sie sich gegen die Augen, und sagte, indem sie ihr wieder zu Füßen sank: Gönnen Sie mir einen Augenblick Gehör. Es gilt nicht meine Rechtfertigung allein; es gilt auch Sie selbst und die Ruhe Ihres Herzens.

Frau von Bony sah sie zweifelnd und ungewiß an; aber auf ihrer freien Stirn war kein Betrug. Ihr Blick war flehend; ihre Stimme weich und zum

Herzen dringend; die Hände der Freundin ließ sie nicht los. Es wird mir schwer, sagte Julie, Böses von Ihnen zu denken. Schütten Sie Ihr Herz gegen mich aus. Es wird uns beide beruhigen.

Adelaide stand auf, nachdem sie Juliens Hände dankbar geküßt hatte, und nach einigen Augenblicken, deren sie bedurfte, um sich zu fassen, fing sie ihre Erzählung an. Sie schilderte mit kräftigen Farben das Glück, das in ihrem väterlichen Hause bis zu dem Augenblicke geherrscht habe, wo es der Marquis wie ein feindseliger Dämon betrat, um die Freistatt der Unschuld und Tugend durch seine Laster zu verunheiligen, und das, was so geordnet und ruhig war, zu verwirren. Ueber seine Ränke ging sie schnell hinweg, indem sie der Freundin die Mittheilung der Briefe versprach, durch die er Sophien verderblich umsponnen hatte; und durchlief die Geschichte der schmerzlichsten Unfälle, die auf seine That gefolgt, und der Verbrechen, durch die sie noch überboten worden. Sie erzählte nun, wie sie allein gestanden mit ihrem Jammer über ihr verwaistes Haus, mitten unter den Schrecknissen der innern Verwirrung ihres Vaterlandes, umgeben von den Geistern ihrer theuersten Verwandten, von der peinlichsten Unruhe gefoltert, und zur Rache fortgetrieben gegen den Mann, der ihres Hauses, wie ihres Vaterlandes Feind sey; wie sie dann beschlossen, die heilige Pflicht selbst zu erfüllen; wie sie ihm rastlos nachgezogen, ihn hier in Juliens Nähe gefunden, und die Vollbringung ihres Vorsatzes um der Freundin willen aufgeschoben

Pein vergangen, als ein Besuch aus der Nachbarschaft Juliens Aufmerksamkeit in Anspruch nahm, und dem Marquis die Hoffnung gab, seinem Ziele einen Schritt näher zu kommen. Ein Spaziergang nach dem nahen Wäldchen ward vorgeschlagen und angenommen. Die Gesellschaft hatte sich in mehrere Gruppen gesondert; Julie war mit ihren deutschredenden Gästen zurückgeblieben, und der Marquis ergriff diese Gelegenheit, da er sich endlich einmal mit Adelaiden allein sah, nach einer wehmüthigen Klage über den Unstern, der ihn in diesen Tagen verfolgt habe, ihr die Leidenschaft zu gestehen, die ihn von dem ersten Augenblick an, wo er sie gesehen, ergriffen, und mit einer solchen Gewalt beherrsche, daß, wenn sie seine Wünsche nicht erhöre und seine Liebe erwiedere, ihm das Leben unerträglich seyn würde. — Adelaide fühlte sich durch diese Erklärung, so unerwartet sie ihr kam, weniger überrascht als empört. Die ganze Ruchlosigkeit des Mannes trat vor ihre Seele. So, dachte sie, wird er mit Sophien gesprochen, mit solchen Worten wird er ihr argloses Herz beschlichen, mit solchen Netzen ihre Unschuld umstrickt haben. So klang ihr seine Rede wie ein Todesurtheil, das er sich selbst spräche; ihre Rechte fuhr nach dem Dolch an ihrer Brust; aber in dem Augenblick, wo sie den Stahl berührte, hatte der Sturm, der in ihrem Innern tobte, ihre Kraft besiegt. Sie erblaßte, wankte, und wäre ihrem Begleiter in die Arme gesunken, wäre nicht der Abscheu vor ihm ihr zu Hülfe gekommen. Ein Schrei des Entsetzens, wel-

cher ihr unwillkührlich entfuhr, zog die übrige Gesellschaft herbei; man fand sie erblaßt, wie aus einer Ohnmacht erwacht, ihre Miene verstört, den Marquis bestürzt; niemand wußte den Vorfall auszudeuten. Adelaide ermannte sich zuerst, indem sie vorgab, eine plötzliche Anwandlung von Schwäche gefühlt zu haben; aus Furcht zu fallen, habe sie das kindische Geschrei ausgestoßen. Die Andern glaubten dieß, indem sie sich nur über die sonderbaren Aeußerungen der französischen Lebhaftigkeit wunderten; den Marquis aber setzte Adelaidens Benehmen in eine Unruhe, die er selbst nicht zu erklären, aber auch nicht zu beherrschen wußte. Er konnte sich nicht verbergen, daß in ihrem Betragen gegen ihn ein auffallender Widerspruch war, ein Suchen und Fliehen; ein berechnetes Entgegenkommen und ein unwillkührliches Zurückweichen; Erscheinungen, die er gern als den Kampf einer sich entwickelnden Leidenschaft deutete, aber doch nicht immer, und am wenigsten nach dieser letzten Scene auf eine günstige Weise auslegen konnte. Er mußte hierüber Klarheit haben. Es schien ihm lächerlich; wie ein Neuling einer beunruhigenden Leidenschaft preisgegeben zu seyn, und da, wo er siegen wollte, zum Spielwerk zu werden. Diesen Betrachtungen zu Folge faßte er seinen Entschluß. Er schrieb ihr noch an demselben Abend, schilderte ihr die Unruhe einer über alles mächtigen Liebe, und beschwor sie, ihm den nächsten Morgen eine Stunde zu schenken, wo er allein und ungestört ihr sein Herz ausschütten könnte.

Als Adelaide dieſen Brief erhielt, glaubte ſie das unvermeidliche Schickſal zu erkennen, das den Feind ihres Hauſes durch ſeine eigene Veranſtaltung in ihre Hände und der Strafe dahin gebe; und ſie glaubte dem höhern Willen ohne weiteres Bedenken und Zagen folgen zu müſſen. Mit wenigen Worten erwiederte ſie ſeinen Brief, und ohne ſich auf den übrigen Inhalt einzulaſſen, beſchied ſie ihn während der Stunde, welche Julie ihren Geſchäften zu widmen pflegte, nach dem Wäldchen hin, wo er eben erſt durch ihre unverzeihliche Zaghaftigkeit, wie ſie meinte, gerettet worden war. Der Marquis war mit dieſer Antwort zufrieden. Es ſchien ihm eine günſtige Vorbedeutung, daß ſie eben den Ort zur Zuſammenkunft wählte, wo er ihr ſeine Liebe zuerſt geſtanden hatte. Triumphirend hielt er das Glück verkündende Blatt in die Höhe, und rief aus: Sie iſt mein! O ſie iſt mein! Kein Gott ſoll ſie mir entreißen, wenn es einmal zu Unterhandlungen kömmt. —

Mit dieſen Gedanken, voll von freudigen Erwartungen, begab ſich der Marquis zur Ruhe. Adelaide erſchien ihm im Traum. Aber es war auch nicht Adelaide, was ihm erſchien, ſondern Etwas, das an ſie erinnerte, und das er wie in weiter Ferne nicht recht zu erkennen im Stande war. Mit unruhiger Neugierde ſah er immer und immer nach dem zarten luftigen Bilde hin, und erkannte endlich das Bild der unglücklichen Sophie, die ihm zu winken und zu drohen ſchien. In dem Augenblick aber, wo er ſie *erkannte, ward* er durch eine heftige Bewegung des

Schreckens aufgeweckt, und ohne dem flüchtigen Traumbilde weiter nachzusinnen, richtete er seine Gedanken auf Adelaiden und die Zusammenkunft, die ihn erwartete.

Adelaiden war die Erquickung des Schlafes nicht gegönnt. Sie ging lange in ihrem Zimmer auf und ab, setzte sich, sprang wieder auf, trat an das Fenster, weinte und sprach mit sich selbst. Ihr Kopf war erhitzt, ihr Herz klopfte hörbar. Bisweilen war es ihr, als gehe sie mit einem Unrecht um; aber sie stieß diesen Gedanken als eine Eingebung der Verzagtheit von sich, und warf ihre Blicke auf seinen Brief. Hier glaubte sie das Todesurtheil zu lesen, das er sich selbst geschrieben; der Wille des Schicksals schien ihr klar. Und damit sie nicht wankte und mit strafbarer Schwachheit sich selbst verließe, rief sie die Todten aus ihren Gräbern auf, und vernahm ihr Wehklagen über ihr früh zerstörtes, in Verzweiflung und namenlosem Jammer erloschenes Leben. Sie sah ihre Schwester im Leichenkleide; ihrer Mutter von Gram verzehrte Gestalt; ihres Bruders blutigen Leichnam; die zornflammenden Augen ihres Vaters, mit denen er den Mörder der Seinigen noch sterbend zu suchen schien. Mehr als einmal sank sie auf ihre Knie nieder; sie versuchte zu beten, aber sie konnte nicht; die That, auf welche sie sann, stand zwischen Gott und ihr. Indem sie so kämpfte, dämmerte der Morgen; die ersten Strahlen der Sonne stahlen sich durch die Vorhänge und beleuchteten den Dolch, der entblößt auf dem Tische lag. Sie stand auf, ergriff

den funkelnden Stahl, und seine Kühle that ihren glühenden Händen wohl. „Du sollst mir Ruhe geben," sagte sie. Dann ergriff sie die Feder, um an Julien zu schreiben. Mit wenigen, aber glühenden Worten nahm sie Abschied von ihr, und ohne ihren Vorsatz bestimmt auszusprechen, beschwor sie die Freundin, eine lang erwogene That nicht nach dem Anscheine zu verurtheilen, und die Schmerzen, die sie einem ihr so theuern Herzen verursache, auf die Rechnung des feindseligen Geschicks, das sie rastlos verfolge, zu schreiben. Den Brief des Marquis legte sie bei. Hierauf schrieb sie auch ihrem Bedienten den Befehl, sogleich nach Empfang dieser Zeilen in aller Stille zu packen, Pferde zu bestellen, und den Wagen an dem Ausgange einer Allee halten zu lassen, die das Wäldchen, wohin der Marquis bestellt war, mit der Landstraße verband.

Nachdem sie dieses Billet nach der Stadt geschickt, den Brief an Julien aber überschrieben und zu sich gesteckt hatte, um ihn nach ihrer Flucht an sie zu senden, fühlte sie sich etwas beruhigter. Die verhängnißvolle Stunde nahte, und Adelaide sah durch das Fenster den Marquis auf dem Wege nach dem Orte der Zusammenkunft. Er schien vor sich hin zu sinnen; bisweilen warf er den Kopf übermüthig zurück; sein Gang war ungleich, bald hastig, bald zögernd. Ihr schauderte; aber ohne weitern Gedanken Raum zu geben, ergriff sie hastig den Dolch, und eilte, in ihren Shawl gewickelt, die Stiegen hinab, um unbemerkt auf einem kleinen Umwege

durch den Park des Schloſſes nach dem Wäldchen zu gehen.

Nicht weit von dem Eintritte in den Park trat ſie ein freundlicher, gelblockiger Knabe an, und bat mit entblößtem Haupt und rührender Stimme um Almoſen für eine todtkranke Mutter. Adelaide griff in ihren Beutel und warf dem Knaben, ohne ſich aufzuhalten, etwas zu; mit dem Gelde aber entfiel der Eilenden unvermerkt der Brief an Julien. Dieſen Brief fand der Knabe, indem er das Geld zuſammen ſuchte, als Adelaide ſchon in die verſchlungenen Gänge verſchwunden war. Er trug ihn alſo in das Schloß, gab ihn einem Diener, und dieſer brachte ihn ſeiner Herrin, an die er überſchrieben war. Julie öffnete den Brief und fand in der Unterſchrift einen Namen, der ihr zur Hälfte unbekannt war. Den dunkeln Inhalt begriff ſie nicht; und erſt nachdem ſie das beigelegte Billet des Marquis überlaufen hatte, glaubte ſie zu verſtehen, daß Adelaide im geheimen Einverſtändniſſe mit dem Marquis ſie unter einem angenommenen Namen getäuſcht, und jetzt die Flucht mit ihm ergriffen habe. Genügend war dieſe Vermuthung freilich nicht; aber das Schmerzliche ſelbſt, was ſie für Juliens gekränkte Liebe enthielt, gab ihr bei dem Mangel einer andern Deutung, für den Augenblick wenigſtens eine gewiſſe Wahrſcheinlichkeit.

Empfindlich gekränkt durch den doppelten Betrug, den ſie ſo gar nicht geahndet hatte, ſuchte Julie Aufklärung des häßlichen Geheimniſſes. Der Knabe

wurde ausgefragt und Diener auf den Weg geschickt, den Adelaide genommen hatte. In ihrem Zimmer fand sich nichts verändert. Auf dem Boden lag die Scheide eines Dolchs. Das Bett war unberührt, und man sah, daß sie sich in der vergangenen Nacht nicht niedergelegt hatte.

Während Frau von Bony mit diesen Untersuchungen beschäftigt war, kam die Nachricht, daß ein Reisewagen mit Gepäck, der am Ausgange der Allee gehalten, sich rasch nach der Landstraße gewendet habe. Gleich darauf sah man Adelaiden dem Schlosse zu eilen. Sie schien vor etwas zu fliehen; ihr schwarzer Shawl flog weit in die Luft; ihre Locken flatterten zerstört im Winde; eine tödtliche Blässe bedeckte ihr Angesicht, und sie sah sich bisweilen scheu nach der Seite um, als ob sie verfolgt würde. So eilte sie, ohne auf etwas zu achten, an den Dienern vorüber, die ihr verwundert nachsahen, stürzte in Juliens Zimmer, und warf sich, wie eine die Rettung sucht, der Erstaunten an die Brust.

Sie mit Theilnahme zu empfangen, vermochte Julie nicht. Der feindseligste Argwohn umlagerte ihr Herz. Sie sah in ihr eine Betrügerin, die des Wohlwollens der Leichtgläubigen spottete, eine beglücktere Nebenbuhlerin, oder im besten Fall eine Wahnsinnige. Ihre Liebenswürdigkeit vergrößerte ihre Schuld, und sie schien um desto mehr Haß zu verdienen, je leichter sie Freundschaft und Liebe gewonnen hatte. Julie riß sich empört aus ihren Armen los und hielt sie mit beiden Händen von sich

entfernt. Adelaide, die dieſen Abſcheu nicht begriff (denn von dem Schickſal ihres Briefes wußte ſie nichts), aber in dieſem Augenblicke keines Nachſinnens fähig war, warf ſich zu Boden, umfaßte Juliens Knie, und rief, wie in Verzweiflung: Fliehe mich nicht; verabſcheue mich nicht; mein Herz iſt rein von Schuld.

Dieſen Tönen, die aus der Tiefe des Herzens quollen, widerſtand Julie nicht. Sie ſah verwundert auf ſie herab, und ſagte mit einem trocknen Ernſt: Wen hab' ich vor mir? Die Frau von Bellegarde oder Adelaiden Le Pelletier? — Adelaide antwortete nicht; aber ſie ſchlang ſich noch feſter um die Knie der Fragenden. — Stehen Sie auf, fuhr Julie fort, wer Sie auch ſeyn mögen; ich darf dieſe Stellung nicht dulden. — Und da Adelaide nur weinte und ſchluchzte, ſagte ſie noch einmal mit milderm Ton: Stehen Sie auf, Adelaide, und erklären mir die Räthſel, die mich verwirren.

Adelaide verſtand den Umfang ihrer Frage nicht. „Ich bin unglücklich," rief ſie, „aber rein von Schuld. Ein ſchreckliches Verhängniß verfolgt mich. Der Himmel verläßt mich, weil ich mich ſelbſt verlaſſe."

Frau von Bony, durch dieſe Worte noch mehr verwirrt, hob ſie auf, und ſagte mit zweifelndem Tone: Sie wollten von hier fliehen — ein Reiſewagen erwartet Sie. Hat Ihr Begleiter Sie vergeſſen? Suchen Sie ihn bei mir? Er iſt nicht hier. — Mein Begleiter? fragte Adelaide mit Beſtürzung. Ich verſtehe Sie nicht. — Der Marquis, ohne Zwei-

fel, erwiederte Julie, und sah sie mit einem forschenden Blicke an, der sie zu verwirren schien. — Der Marquis? sagte sie, die Hände ängstlich ringend. O hätt' ich ihn zur Hölle hinabgeschickt, aus der er erstammt! O daß Sie ihn kennten! O daß ich allen Abscheu, den ich gegen ihn fühle, in Ein Wort zusammendrängen könnte, um mit diesem Worte sein Andenken auf ewig in Ihrem schönen Herzen auszutilgen.

Indem sie dieses sagte, erhob sie die krampfhaft gefalteten Hände, sah zum Himmel, dann auf Julien. Ihr Blick war unsicher, wie ihre Bewegungen. Alles kündigte den Kampf ihres Innern an.

Julie hatte sich indeß gesetzt, und zog Adelaidens Brief aus dem Busen hervor. Dieser Brief, sagte sie, indem sie ihn auf den Schoos legte, dieser räthselhafte Brief ließ mich andre Gesinnungen vermuthen. Oder wäre er nicht von Ihnen und nicht an mich?

Er ist von mir, antwortete Adelaide hastig, und an Sie, wie er auch in Ihre Hände gekommen seyn mag. — Dann faßte sie Juliens Hände, drückte sie sich gegen die Augen, und sagte, indem sie ihr wieder zu Füßen sank: Gönnen Sie mir einen Augenblick Gehör. Es gilt nicht meine Rechtfertigung allein; es gilt auch Sie selbst und die Ruhe Ihres Herzens.

Frau von Bony sah sie zweifelnd und ungewiß an; aber auf ihrer freien Stirn war kein Betrug. Ihr Blick war flehend; ihre Stimme weich und zum

Herzen dringend; die Hände der Freundin ließ sie nicht los. Es wird mir schwer, sagte Julie, Böses von Ihnen zu denken. Schütten Sie Ihr Herz gegen mich aus. Es wird uns beide beruhigen.

Adelaide stand auf, nachdem sie Juliens Hände dankbar geküßt hatte, und nach einigen Augenblicken, deren sie bedurfte, um sich zu fassen, fing sie ihre Erzählung an. Sie schilderte mit kräftigen Farben das Glück, das in ihrem väterlichen Hause bis zu dem Augenblicke geherrscht habe, wo es der Marquis wie ein feindseliger Dämon betrat, um die Freistatt der Unschuld und Tugend durch seine Laster zu verunheiligen, und das, was so geordnet und ruhig war, zu verwirren. Ueber seine Ränke ging sie schnell hinweg, indem sie der Freundin die Mittheilung der Briefe versprach, durch die er Sophien verderblich umsponnen hatte; und durchlief die Geschichte der schmerzlichsten Unfälle, die auf seine That gefolgt, und der Verbrechen, durch die sie noch überboten worden. Sie erzählte nun, wie sie allein gestanden mit ihrem Jammer über ihr verwaistes Haus, mitten unter den Schrecknissen der innern Verwirrung ihres Vaterlandes, umgeben von den Geistern ihrer theuersten Verwandten, von der peinlichsten Unruhe gefoltert, und zur Rache fortgetrieben gegen den Mann, der ihres Hauses, wie ihres Vaterlandes Feind sey; wie sie dann beschlossen, die heilige Pflicht selbst zu erfüllen; wie sie ihm rastlos nachgezogen, ihn hier in Juliens Nähe gefunden, und die Vollbringung ihres Vorsatzes um der Freundin willen aufgeschoben

habe. So kam sie in ihrer Erzählung bis auf den Augenblick, wo ihr der Verhaßte mit dem Antrage seiner Liebe noch verabscheuungswürdiger geworden, und sie, wie durch ein göttliches Verhängniß getrieben, fast aufgefordert habe, ihrem Zaudern ein Ende zu machen, und die unvermeidliche That ohne weitern Aufschub zu vollbringen. —

Julie, die sich bis hierher zu beherrschen gesucht hatte, hielt sich nicht länger und rief, beide Hände erhebend und zurückschaudernd: „Und Sie vollbrachten diese entsetzliche That?“ —

Ich vollbrachte sie leider nicht, antwortete Adelaide, aber es war nicht meine Schuld. Seine Stunde hatte noch nicht geschlagen. Als ich mich dem Wäldchen näherte, wo er von mir Gehör erwartete, und wo ich ihm, ehe er den beschiedenen Weg beträte, die Namen derer, welche er gemordet, ins Herz rufen wollte, sah ich zu meiner größten Bestürzung meinen Vorsatz vereitelt. Ein reges Leben herrschte unter allen Bäumen; Männer und Frauen, von ihren Kindern umwimmelt, saßen festlich gekleidet im Schatten, um ausgebreitete Tücher her, die mit Früchten bedeckt waren, und eben von der Linde her, die zur Zusammenkunft bestimmt worden, erhob sich eine leise Musik, die immer stärker und stärker anschwoll, und mehrere der zerstreuten Gesellschaften zu sich heran zog. Da ich mich so getäuscht sah, eilte ich nach der Stelle, wo ich meinem Wagen zu halten befohlen hatte, um ihn zurückzuschicken, ehe ihn jemand gewahr würde, und eilte, nachdem dieses

geschehen war, von widerstreitenden Gefühlen zerrissen, durch den Park zurück. Indem ich aber die Wiese durchschnitt, glaubte ich den Marquis in Gedanken vertieft von der Brücke her kommen zu sehen; es kam mir sogar vor, als ob er mich bemerkte, und seine Schritte beschleunigte. Diese Bemerkung oder dieser Wahn setzte mich in einen so unbeschreiblichen Schrecken, daß ich meiner nicht mehr mächtig war. Ich floh, als ob mich das Verbrechen in seiner Gestalt verfolgte, und kam so, wie eine Wahnsinnige, zu Ihnen zurück, wo ich, durch einen neuen Zufall, mein Geheimniß durch mich selbst verrathen finde. Es kömmt auf Sie an, ob dieser Zufall für mich erwünscht, oder ob er unglücklich seyn soll. Sie kennen mich jetzt; Sie kennen auch den Mann, dessen Bestrafung das Schicksal in meine Hände gelegt hat. Wenn Sie ihn jetzt so verabscheuen, wie er verdient, wenn er, wie ich überzeugt bin, keinen Vorsprecher an Ihrem Herzen findet, so kann das Vertrauen, das ich Ihnen bewiesen, mir nicht schaden, und Sie werden mich nicht abhalten, ein Vorhaben auszuführen, das ich den zürnenden Schatten meiner Freunde tausendmal auf das heiligste gelobt, und vielleicht nur aus strafbarer Zaghaftigkeit so lange verschoben habe.

Nachdem sie so gesprochen hatte, hielt sie inne, und erwartete mit klopfendem Herzen die Antwort der Freundin. Obgleich auf das heftigste erschüttert und empört in ihrem Innersten, konnte Julie doch über das, was ihr zukam, keineswegs in Zweifel seyn. Sobald sie daher ihre Stimme wieder fand,

rief sie aus, indem ihr die Thränen unbewußt von den Wangen rollten: Nie, nie! — Ich verabscheue den Marquis. — Er hat auch mich getäuscht — er verdient kein Mitleiden, keine Schonung. — Aber nie, nie werde ich geschehen lassen, daß sich Deine Hände mit seinem Blute beflecken, und daß Verbrechen durch Verbrechen gesühnt werde.

Adelaide faßte beide Hände der Freundin zwischen die ihrigen, und sie emporhebend sagte sie: Und soll das erwiesene, schamlose Verbrechen immerfort mit frecher Stirn auf der Erde wandeln, sich immer weiter wälzen, die Unschuld vergiften und die reinste Güte auf das schändlichste mißbrauchen?

Juliens Thränen flossen heftiger, und sie wiederholte immer: Nie, nie!

Ich weiß wohl, fuhr Adelaide noch dringender fort, daß die Menge zur Bestrafung einer Unthat mancherlei Zurüstungen fordert, Gesetze, Richter, Verhöre, ausdrückliches Eingeständniß, ein förmliches Urtheil, ein Blutgerüst endlich, und ich weiß nicht welche feierlichen Anstalten; auch mag das gut und löblich seyn bei Verbrechen, die das Gesetz klar bestimmt und verurtheilt. Aber wie viele gräßliche Unthaten gibt es nicht, die kein Gesetzbuch erwähnt! wie viele, die bei der größten Gewißheit dennoch unerweislich sind! Der schlimmste Verbrecher ist nicht der, welcher einem Gesetze Trotz bietet, sondern der, welcher es heimlich umschleicht, und, wenn er der Hand des Gerichts nicht anheim fällt, das Vorrecht der Unschuld begehrt. Soll ihm dieses zugestanden

seyn? Soll die feige, umsichtige, heimtückische List besser fahren als die kühne Gesetzlosigkeit, die doch wenigstens männlich ist, oft Bewunderung verdient, und den Widerstand auffordert? — Nimmermehr. Gegen den dreisten Verbrecher schützt das Gesetz; den schleichenden Frevel kann nur Selbstwehr hemmen; und es ist eine heilige Pflicht, da zu retten, wo kein Gesetz schützt, und da zu rächen, wohin die Hand der Gerechtigkeit nicht reicht. Trifft nur mein Stahl ein schuldvolles Herz, so steh' ich, als ein Werkzeug der göttlichen Rache, freigesprochen von meinem Gewissen, mit blutiger Hand zwar, aber mit reinem und makellosem Herzen, vor Gott, und jedes edle Herz spricht mich frei, wenn mich auch vielleicht der Buchstabe des Gesetzes verurtheilt.

Adelaide sprach diese Worte mit einer Begeisterung, die aus tiefer, langgenährter Ueberzeugung entsprang, und auch wohl Ueberzeugung zu geben fähig war. Der Ton ihrer Stimme war fest; ihr Blick feurig und ernst, fast furchtbar; es war etwas Hohes in ihrem ganzen Wesen, wie einer Person, die von falschen Anklägern verläumdet, sich mit siegreichem Bewußtseyn vor dem Richterstuhle der Gerechtigkeit vertheidigt.

Sinnend hatte Julie den Kopf auf die Hand gestützt, und sich sanft nach der Freundin neigend, sagte sie mit erstickter Stimme: Ich bin zu heftig bewegt; ich kann nichts fassen, nichts beschließen. Aber durch all diese Verwirrung ruft mir etwas aus meinem Innern zu, das die eigenmächtige That verdammt.

Die Rache ist mein, sagt Gott. Wie soll der Mensch sich anmaßen, was Gottes ist?

In diesem Augenblick wurde der Marquis gemeldet, und beide Frauen erschraken, als wären sie auf einem Verbrechen ergriffen worden. Er erhielt zur Antwort, man könne ihn jetzt nicht annehmen; auch würden die Damen allein speisen; er möchte sie entschuldigen.

Stumm saßen die Freundinnen einander gegenüber, als der Bediente das Zimmer verlassen hatte. Beide schienen auf Mittel zu sinnen, sich der Bürde zu entledigen, die auf ihren Herzen lastete. Julie brach das Schweigen zuerst. Warum wollen wir uns durch die Nähe dieses Menschen ängstigen lassen? sagte sie. Warum soll er länger die Luft verunreinigen, die uns umgibt? Ihn wieder zu sehen, scheint mir unmöglich. Ich kann weder eine falsche Rolle gegen ihn spielen, noch ihm sagen, was ich denke, und was er verdient. Das Beste ist, ihm auf der Stelle den Abschied zu geben. — Nach den Gesinnungen, die Sie hegen, antwortete Adelaide, bleibt Ihnen in Ihrer Lage kaum etwas Anderes übrig. Auch für mich ist es so besser, da es nun doch nicht mehr möglich wäre, hier, unter Ihren Augen, ein Vorhaben auszuführen, zu dessen Mitwisserin ich Sie gemacht habe, und dessen Theilnehmerin Sie jetzt scheinen würden.

Julie ließ das jetzt gut seyn, und schrieb dem Marquis: „eingetretene Verhältnisse erlaubten ihr *nicht*, ihn wieder zu sehen. Er möchte nicht nach der

Urſache dieſer Aeußerung forſchen, ſondern, wenn er ihren Rath einiger Aufmerkſamkeit werth hielte, dieſe Gegend ſo ſchnell als möglich verlaſſen." In dieſen Zeilen ſah der Marquis nur die Sprache der Eiferſucht einer Frau, die ſich ſeiner Liebe geſchmeichelt hatte, und ſich jetzt von einer andern verdrängt glaubte. Dieſe Erſcheinung befremdete ihn alſo nicht ſehr, und er traute ſich Geſchicklichkeit genug zu, um eine Empfindlichkeit zu beſiegen, die ja eben nur aus gekränkter Liebe entſprungen wäre. Weit mehr beunruhigte ihn Adelaidens Betragen; ihre Flucht, ihr Zuſammenſeyn mit Julien; die geſtrige Scene; es war ihm ſchwer, hier die Lage ſeiner Sache zu erkennen, und Zeichen der Zuneigung daraus zu erkünſteln, unmöglich. Er ſchrieb ſogleich zurück: „er ſey in Verzweiflung über den Inhalt eines Billets, das er, trotz ſeiner Unterſchrift und der Züge, die ihm bis jetzt nur Freundſchaft und Zärtlichkeit verkündigt hätten, kaum für das Werk des ſanfteſten Herzens halten könne. Es ſey unerhört, auf eine ſolche Weiſe verbannt zu werden. Er beſchwöre ſie bei aller der Freundſchaft, die ſie ihm bis jetzt bewieſen, und der er ſich nie unwerth gemacht habe, nicht die Erfüllung eines Befehls zu verlangen, den er nicht zu deuten wiſſe, und den, ohne Kenntniß ſeiner wirklichen oder vermeintlichen Verſchuldung, zu erfüllen, ihm die Geſetze der Ehre verböten." Frau von Bony antwortete auf der Stelle: „Fliehen Sie, ich habe Ihnen weiter nichts zu ſagen. Fliehen Sie ohne Verzug, oder es werden Namen in Ihren Ohren ſchallen, bei

denen Sie erstarren werden, wenn Ihr Gedächtniß nicht eben so falsch ist, als Ihr Herz.“ Zugleich befahl sie, dem Marquis unter keinem Vorwand den Eintritt in das Schloß zu gestatten.

Die beiden Freundinnen glaubten jetzt ruhiger seyn zu können, als sie den Marquis entfernt wußten; aber weiter den Gegenstand ihrer Sorgen zu verfolgen, wurden sie durch Besuche gehindert, die von mehrern Seiten herbeigefahren kamen, um an dem Kinderfeste Theil zu nehmen, das, einem alten Gebrauche zu Folge, an diesem Tage in dem Birkenwäldchen gefeiert wurde. Während diese Fremden, lauter nahbefreundete Nachbarn, die, wie unbequem sie auch gerade kamen, doch nicht weggewiesen oder vernachläßigt werden konnten, Juliens Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen, zog sich Adelaide, unter dem Vorwande einer Unpäßlichkeit, dem ihre Blässe zu statten kam, auf ihr Zimmer zurück. Indem sie hier die Lage ihrer Sache von neuem überlegte, glaubte sie immer mehr, nicht die Umstände, die ihr in den Weg getreten, sondern ihre eigene Zaghaftigkeit und eine schimpfliche Liebe zum Leben anklagen zu müssen, welche allein sie gehindert, einen so lang gehegten, nach so vielen Kämpfen fest beschlossenen, durch so viele Schwierigkeiten und Gefahren verfolgten Vorsatz zur Ausführung zu bringen. Sie sah, daß jetzt die Lage der Sache selbst jeden weitern Verzug verbiete, und beschloß, unverzüglich nach der Stadt zurückzukehren, den Marquis unter dem Vorwande einer höchst dringenden Erklärung zu sich zu

bescheiden, und ihm, was auch immer die Folgen für sie selbst seyn möchten, den Dolch in die Brust zu stoßen. Das Leben war ihr jetzt nicht bloß gleichgültig, es war ihr eine unerträgliche Bürde geworden, so lange das, was ihr heilige Pflicht schien, unerfüllt auf ihrem Herzen lag. Juliens Widerstand trieb sie noch mehr zu der That. Sie war jetzt dennoch der Achtung ihrer Freundin gewiß, und es war ihr erwünscht zu sterben, wenn sie nur, wie sie hoffte, mit freier Brust und mit dem Bewußtseyn stürbe, ihrer Pflicht gegen Eltern, Geschwister und Vaterland Genüge gethan zu haben.

Juliens Entfernung von Hause, indem sie mit ihren Gästen in dem Wäldchen verweilte, schien der Ausführung ihres Vorhabens zu Hülfe zu kommen. Der Tag fing an sich zu neigen; es war keine Zeit zu verlieren; der Marquis konnte Juliens Rath befolgen und noch in der Nacht abreisen. Sie ließ also den Wagen, der wegen des beständigen Verkehrs mit der Stadt immer bereit stand, anspannen, steckte den Dolch in die Brust, setzte sich ein, und fuhr, von einem Bedienten begleitet, rasch dem Städtchen zu.

Auf dem nämlichen Wege kehrten jetzt die zahlreichen Gesellschaften nach Hause, die aus der ganzen Umgegend zu dem jährlichen Kinderfeste in dem Birkenwald zusammen gekommen waren, die meisten zu Fuß in fröhlichen lauten Gesprächen begriffen, andre zu Pferd, auch mancherlei Fuhrwerk. Auf einmal entsteht ein Geschrei; die Pferde an einem der Wagen sind flüchtig geworden; das Hülferufen der darin

Sitzenden scheucht die Rosse noch mehr; die Fußgänger stieben nach allen Seiten aus einander. Auch Adelaidens Pferde werden unruhig in dem allgemeinen Getümmel, und als der flüchtige Wagen rasch an ihnen vorbeistreicht, springen sie erschreckt zur Seite nach dem Graben hin, reissen den Wagen vom Steindamm herab, und bleiben, als er danieder liegt, zitternd am Rande des Weges stehen. Auf der Erde liegend hielt der Kutscher die Zügel fest in der Hand; der Diener war von seinem Sitz in das Feld geschleudert worden, aber ohne Beschädigung.

Die Wanderer, welche dem Orte dieses Unfalls zunächst waren, sprangen herbei, um Hülfe zu leisten. Die Vorhänge waren zugezogen; mit Mühe wird die Thür des umgestürzten Wagens geöffnet; Adelaide liegt auf dem Boden, blaß, ohnmächtig und mit Blut befleckt. Man hob sie als todt heraus. Der Dolch, den sie im Busen trug, hatte sie beschädigt. Alle Umstehenden waren verwundert, bestürzt; und da niemand begreifen konnte, weshalb sich eine junge und schöne Dame auf dem sichersten Wege von der Welt mit einem so gefährlichen Werkzeug bewaffnet habe, erschöpften sich Alle in Vermuthungen, deren keine zum Ziel traf.

Der Wagen war endlich wieder in die Höhe gebracht, aber so beschädigt, daß man es nicht für rathsam hielt, den Weg nach der Stadt fortzusetzen. Man kehrte also nach dem näher gelegenen Schlosse um. Ein Wundarzt, der sich unter den Fußgängern befand, setzte sich in den Wagen, und hielt die Ver-

wundete im Arm, die noch kein Zeichen des Lebens gab, um ihr bei der Rückkunft nach Hause die mögliche Hülfe zu leisten. Schritt vor Schritt kehrte man zurück. Der Diener gieng neben her; auch der Kutscher war abgestiegen und führte die Pferde. Langsam, wie ein Leichenzug, bewegte sich der Wagen in den Schloßhof hinein. Julie sah ihn durch das Fenster. Eben nach Hause gekommen, hatte sie mit Schrecken Adelaidens Wegfahren gehört, und diese Art der Rückkehr schien irgend ein großes Unglück anzukündigen. Sie riß das Fenster auf und rief hinab; aber der Diener vermochte nur durch stumme Zeichen zu antworten. Bestürzt eilt sie die Stiegen hinunter, und als sie in die Thür tritt, wird die todte, blutige Freundin aus dem Wagen gehoben. Zugleich erfuhr sie die Art des Unglücks, das sie betroffen hatte.

Frau von Bony war eine der schönen Naturen, deren es, zum Glück der Menschheit, unter den Frauen nicht wenige gibt, die bei aller Weichheit und Zartheit des Gefühls, dennoch im rechten Augenblick Entschlossenheit, Muth und Besonnenheit haben. Alles, was die Umstände heischten, stand ihr jetzt sogleich vor den Augen; sie sorgte für Alles, legte überall Hand an und leistete Hülfe, wo sie am zweckmäßigsten war. Die Verwundete, Ohnmächtige ward zu Bett gebracht, und nachdem der erste Verband gelegt war, erhob sie die schweren Augenlieder, aber sie schien niemanden der Umstehenden zu sehen. Nur erst als sie die bleiche schlaffe Hand ausstreckte, fand

sie die Hand ihrer Freundin, erkannte sie, und schloß matt athmend die trüben Augen von neuem.

Die Nacht verging unter heftigen Beängstigungen; mehr als einmal kehrten tiefe und lange Ohnmachten zurück. Sprechen konnte sie nicht. Aber immer wendeten sich ihre Blicke nach der wachsamen Freundin, und ihre Lippen bewegten sich leise; aber kein Ton stieg aus der schmerzhaft bewegten Brust herauf.

Früh am Morgen kam der Arzt und untersuchte die Wunde. Seine Mienen sagten mehr als Worte. Beim Weggehen erklärte er Julien, nur ein Wunder könne hier Heilung wirken.

Bei großen Unfällen ist es den Menschen natürlich, nach den Umständen zu forschen, durch die sie hätten vermieden werden können, und sich dann über vieles anzuklagen, was sie vor dem Ereignisse durchaus nicht bedenklich gefunden hätten. So warf es sich Julie jetzt vor, daß sie Adelaiden allein gelassen, oder daß sie ihr nicht wenigstens das mörderische Werkzeug abgefordert habe, und sie vergaß die Umstände, die sie wider ihren Willen von der Freundin getrennt, und alle weitere Verhandlungen verhindert hatten.

Nach Verlauf von einigen Tagen hatte die Kranke so viel Kraft gewonnen, daß sie wieder sprechen konnte, doch nur mit schwacher Stimme und kaum vernehmlich. In einem dieser bessern Zwischenräume sagte sie zu Julien: „Gott hat gerichtet; er hat mich *zugleich* gestraft und bewahrt.“ Dann wiederum:

„Meine Seele hat vor Gott gestanden in den Augenblicken meiner Todesschwäche. Ich habe mich gedemüthigt vor der Weisheit seines Willens, und ihm mit Inbrunst gedankt, daß er mich den Vorsatz hat büßen lassen und nicht die That. Wohl sagtest Du recht: Die Rache ist mein, spricht Gott. Wie soll der Mensch sich anmaßen, was Gottes ist.“ Und ein andermal: „Von Leidenschaft und Stolz getäuscht, wähnte ich die Zeichen des göttlichen Willens in Allem zu sehen, was meinen Vorsatz begünstigte; aber ich achtete nicht auf die Winke, die mich warnten, und auf die Zeichen, die mir in den Weg traten. Erst jetzt versteh' ich sie, da es zu spät ist. Möge die ewige Güte mir den Irrthum verzeihen, den ich im Wahn einer Pflicht beging!“

Für Julien, welche ihre unglückliche Freundin keinen Augenblick verließ, war in ihrem großen und tiefen Schmerz die fromme Stimmung, in der sie Adelaiden sah, ein lindernder Trost. Sie selbst sprach ihr immer fromm und freundlich zu, und die Kranke dankte ihr für jedes beruhigende Wort mit einem leisen Drucke der Hand, oder einem freundlichen Blick. Auch schien sie immer heiterer zu werden, je näher sie ihrem Ziele kam. Ihre Schmerzen ertrug sie mit unbeschreiblicher Geduld. Oft phantasirte sie; in den ersten Tagen der frühern Stimmung gemäß, düster und ängstlich; späterhin immer heiterer, milder, versöhnter. Sie schien von den Geistern ihrer Geschwister, ihrer Eltern, ihres Geliebten umringt. Sie sprach mit ihnen, tröstete sie, weinte auch wohl wie aus tiefer Reue, und bat sie um Verzeihung des Irrthums, durch den sie ihren Willen unrecht gedeutet habe. Ihre Reden waren dann meist zusammenhängend, kräftig in Ausdruck, tief und innig in Gefühl; und oft endigten sie in Gebeten voll von Reue, Andacht und rührendem Dank.

Mitten in einem dieser Gebete stand ihr Herz still. Julie küßte die erblaßten Lippen, sah ihr noch einmal mit heißen Thränen in die gebrochenen Augen und drückte sie zu.

Dann kniete sie nieder neben ihrem Lager, betete und verehrte in Demuth die Wege der Vorsehung.

Der Marquis hatte kurz nach dem unglücklichen Ereignisse Adelaidens die Gegend verlassen. Manche verworrene Sage ging umher, in welcher ein wenig Wahrheit mit vieler Lüge vermischt war. So erzählte man, sie habe einem der Ausgewanderten nach dem Leben gestanden, der sie verführt und dann treulos verlassen habe; und als diesen Verführer bezeichnete ihn das Gerücht. So wenig er auch von dem innern Zusammenhange dieses wunderlichen Geredes begriff, so sah er doch, daß es ihm in Verbindung mit dem immer steigenden Hasse gegen die Ausgewanderten gefährlich werden könnte; nach der Verbannung von Julien, die er eben so wenig begriff, war ihm die Gegend überhaupt zuwider geworden; und nach einigen vergeblichen Versuchen, Adelaidens räthselhafte Geschichte aufzuklären, suchte er einen andern Aufenthalt, indem er einen herben, höhnenden Brief an Frau von Bony zurückließ. Auf seiner Reise kam er, ohne es zu ahnden, in die Nähe der französischen Heere, wurde aufgefangen, nach Frankreich gebracht, und in das Schloß von Vincennes eingesperrt. Der Zufall wollte, daß er eben den Kerker bewohnte, in welchem Sophiens Bruder auf seine Veranlassung so lange eingeschlossen gewesen war, und wo der Name des Jünglings mit dem seiner Schwester verschlungen, hin und wieder an den Wänden eingeschrieben war. Der Anblick dieser Namen rief ihm die Erinnerung an die alten lang vergessenen Verbrechen zurück; andere schauderhafte Erinnerungen knüpften sich daran; und er starb ohne Hoffnung und Trost, ehe das Urtheil, das ihn als Feind des Vaterlands zum Tode verdammte, an ihm vollzogen werden konnte.

Auswahl

aus den

Papieren eines Unbekannten.

Herausgegeben

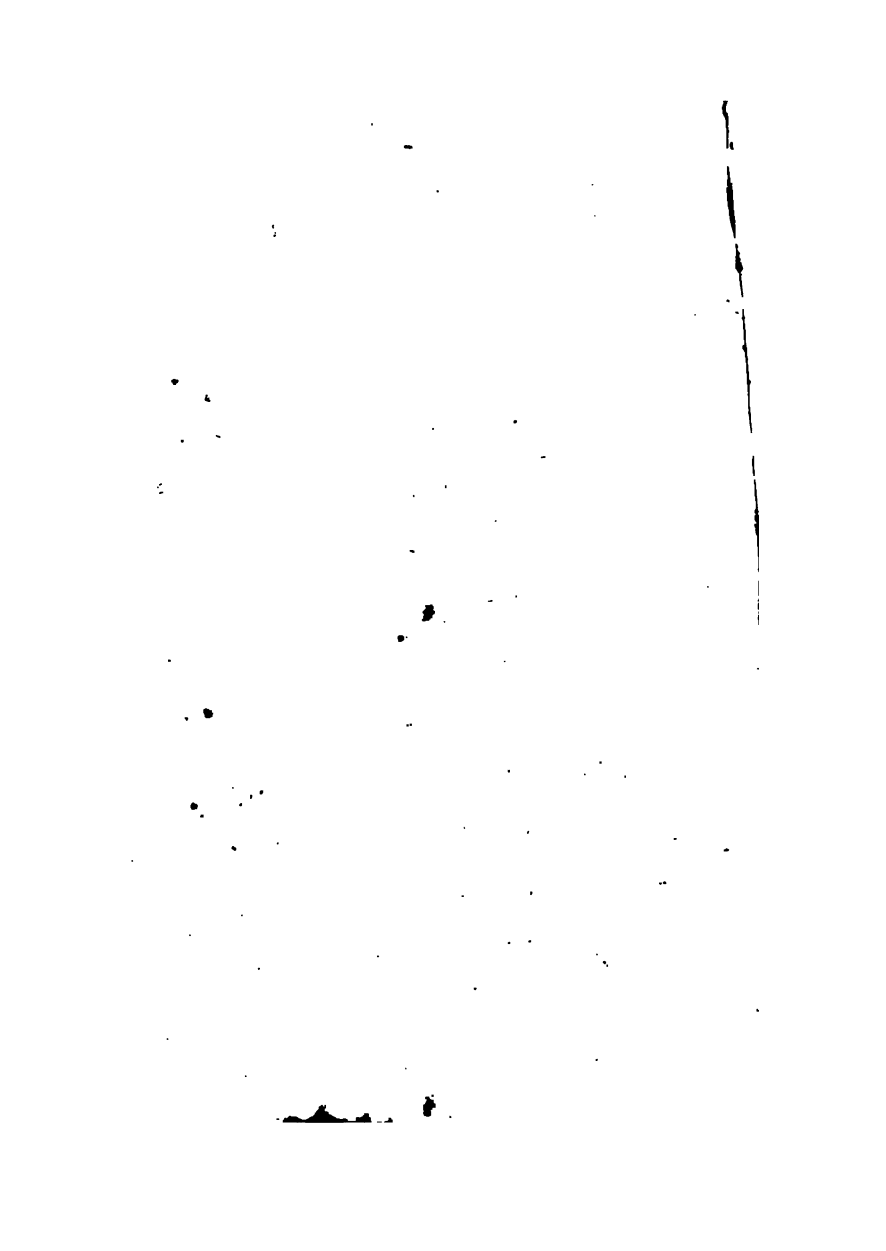
von

Friedrich Jacobs.

Dritter Band.

Des Frauenspiegels dritter Band.

Stuttgart,
bei A. F. Macklot.
1825.



Inhalt.

	Seite
Erinnerungen aus dem Leben der Pfarrin von Mainau, zweites Buch	1
Erinnerungen aus dem Leben der Pfarrin von Mainau, drittes Buch	89
Zerstreute Blätter von Odos Hand	183

Erinnerungen

aus

dem Leben der Pfarrin von Mainau.

Zweites Buch.

Zweites Buch.

Dieß war der erste meiner seligen Tage in Mainau. Eine lange Reihe ähnlicher reihte sich an ihn, wie sich in einer Blumenschnur Blume an Blume reiht, jede anmuthig und duftend, jede von andrer Art, aber alle harmonisch zusammenstimmend. Die Blumen verwelken und lösen sich ab; aber die Erinnerung an mein stilles Glück blüht immer schöner und reiner auf, und befestigt sich mit seinen milden Farben immer mehr in meinem dankbaren Herzen.

Jetzt muß ich erst von der Rückkehr erzählen. — Der Abend war, wie der ganze Tag gewesen war, nur noch schöner; so weich und milde, als ob er das zarte Laub und die zitternden Blüthen schonte, und so freundlich, als ob er sich des reifen Frühlings und der bräutlich geschmückten Erde mit mütterlichem Gefühle freute. In unser Gemüth aber schien nicht bloß der milde Tag mit seinem blauen Himmelsschmucke, seinen Blüthen und Blumenkränzen, sondern noch etwas Höheres und Herrlicheres, nemlich die durch Andacht beflügelte Liebe, und die durch Liebe erhöhte und begeisterte Andacht. Still gingen

wir neben einander; aber was keine Worte sagten, das sprachen die Ahndungen aus, die von Herzen zu Herzen gingen. Sebastian hielt mich an der Hand; seine Blicke waren nach mir gewendet; die meinigen aber waren auf die Erde geheftet. Denn wenn ich sein offnes, von der innern Freude und der untergehenden Sonne beleuchtetes Antlitz sah, da ergossen sich meine Thränen zu leicht aus dem vollen, glücklichen Herzen, und hätt' ich meinen Gefühlen Worte gegeben, die Töne hätten mich zu sehr überwältigt. So gingen wir bis zur Linde am Scheideweg, immer zwischen duftenden Wiesen und grünen Saaten, an dem Rande des Baches hin, bis die Scheibe der Sonne den Saum der Berge berührte und in ihrem Purpurmeere zerfloß. Mit dem Scheiden der Sonne trennte sich auch Sebastian von uns, küßte mich auf die Stirn und sagte: Diese Woche komm' ich in die Stadt. Da sind wir wohl nicht so weich, und können von dem heutigen Tage sprechen. — Dabei glänzten in seinen Augen helle Tropfen, und das Abendroth strahlte daraus wieder, und seine ganze Seele leuchtete in seinen Blikken. Dann drückte er schweigend meinem Vater die Hand, und der Mutter, und auch der alten Regina. Als er aber abwärts ging, und nun statt seiner Hand nur die der armen Blinden in der meinigen lag, und diese sich in Bewundrung über die schönen Reden und die Predigt meines Verlobten ergoß, da ließ ich meinen Thränen freien Lauf, und drückte Reginens harte Hand voll Dankbarkeit über ihr

Lob und voll Freude über mein unaussprechliches Glück.

Mit der sinkenden Nacht kamen wir in die Stadt zurück. Noch regte sich auf den Straßen vieles Leben von Fußgängern, Wagen und Reitern, die den heitern Tag auswärts genossen hatten, oder noch im Sternenschein lustwandelten. Wären alle diese Menschen, sagte ich zu mir selbst, so glücklich wie ich, so wäre das ein Himmel auf Erden, und die Seligkeit finge schon hier an. — Indem ich aber noch so dachte, und mich dieses Gedankens erfreute, rauschte mir aus einem hell erleuchteten Hause ein wildes Jauchzen, mit Tanzmusik untermischt, entgegen, und fast in demselben Augenblicke stürzten aus der weitgeöffneten Thür zwei Menschen in heftigem Handgemeng heraus, und setzten auf der offnen Straße ihren Kampf unter wüsten Schimpfworten fort. Eine Menge von Zuschauern strömte sogleich herbei, und schien sich an der Wuth der Raufer zu freuen; wir aber eilten bestürzt unsrer stillen Wohnung zu, wo sich nichts mehr regte, als aus der Ferne die Flöte eines Nachbars, der am Fenster den Sternen sein Abendlied bließ. Still sang ich die edle Weise in meinem Innern mit, und es war mir, als ob die Sterne heller leuchteten, und der Himmel mit allen seinen Augen die Freude meines glücklichen Herzens beschaute. Jetzt stieg auch der Mond über die Dächer, und überzog die Fenster des gegenüberliegenden Erkers — von Sebastians Wohnung — mit seinem Silberglanz.

Ich hatte das so oft gesehn; aber jetzt glitt mit diesem milden Lichte jede Erinnerung an die vergangene Zeit, an meine stille Jugend, und an Sebastians erstes Nahen in mein bewegtes Herz; die glückliche Vergangenheit umschlang die glücklichere Gegenwart, und aus beiden schien eine frohe Zukunft voll milder Frühlingstage und mondheller Sommernächte aufzublühn. Und Gott sey gedankt! diese Hoffnungen eines gerührten und glücklichen Herzens sind nicht unerfüllt geblieben. Eine lange Reihe von Jahren liegt zwischen heute und jenem seligen Abend; längst hat die Zeit die Blüthen meiner Jugend abgestreift; mein Auge ist trübe geworden, und mein Haupt neigt sich der Erde zu; aber immer sehe ich noch mit überströmendem Dank in die hellen Tage meiner Ehe zurück. und, obgleich so weit von mir gerückt, liegen sie doch nicht weniger klar vor meinen Blicken, als die Landschaft von Mainau im Glanze des unvergeßlichen Tages, den ich eben beschrieben habe. Zwar erheben sich in diesem Blumengefilde zahlreiche Gräber theurer und geliebter Menschen, und der Mann, dessen edle Liebe die unerschöpfliche Quelle meines Glückes war, schlummert auch schon in dem Schooße der Erde dem seligen Tage einer endlosen Wiedervereinigung entgegen. Der bittre Kelch der Leiden ist nicht bei mir vorübergegangen; aber Gott, der mir die Leiden gesendet hat, hat mir auch immer eine Quelle des Trostes und der Heiterkeit in *ihnen eröffnet*, die erquickender ist, als die eiteln *Genüsse des alltäglichen* Weltlaufs. Das trauernde

Gemüth ist dem Himmel näher, der uns nicht ohn
Schmerzen von der Erde lösen kann; aber den Thrä
nenthau dieser Schmerzen umzieht der wunderbare
Glanz überirdischer Farben, wie oft der sterbende
Mensch himmlische Harmonien vernimmt, die ihn
die Dornen seines Sterbebettes vergessen lassen. So
sind mir auch die Tage der Trauer heilsam gewor-
den; ich habe Gott nicht weniger für sie danken kön-
nen, als für die Tage meines Glücks; und nie ist
die innere Freudigkeit meines Herzens auf lange Zeit
unterbrochen worden. Noch jetzt, in meinem hohen
Alter, ist diese Freudigkeit überwiegend in mir, und
überzieht, wenn ich auf die Vergangenheit zurück-
blicke, auch die dunkelsten Stellen derselben mit ei-
nem milden und erquickenden Lichte. —

* * *

Vier Wochen nach jenem Sonntage war meine
Hochzeit. Sie mag wohl eine der stillsten gewesen
seyn, die seit langer Zeit in der Stadt begangen
worden waren, aber zuverlässig auch eine der glück-
lichsten. Mein Vater war den ganzen Tag in einer
festlichen Stimmung, wie ich fast nie an ihm gesehn
hatte. Die Freude strahlte in seinen Augen, die
unablässig den geliebten Eidam suchten, und wenn
sie auf mich fielen, mir zu sagen schienen: Du hast
das beste Theil erwählt. Bei Tische sprach er viel,
und nicht ohne große Bewegung, von seinen Eltern,
von seiner eignen engen und gedrückten Jugend, und
er Vernichtung seiner liebsten Wünsche. Mit gro-
r und inniger Liebe dachte er seiner guten und

frommen Mutter, und der Freundlichkeit, mit der sie ihn oft, wenn er ganz niedergebrochen gewesen, wieder aufgerichtet und gestärkt habe, und verweilte mit Wehmuth bei der Erinnerung an die kleinen Sonnenblicke, welche die Freude in sein engumbautes Leben geworfen hatte. „Die Jugend des Menschen, sagte er unter andern, hat eine höchst wunderbare, fast unverwüstliche Kraft. Wenn die Wellen der äußern Noth auch noch so hoch gehn, immer bietet ihr die Hoffnung die Hand, und hält sie empor, und es ist kein Kerker so fest, durch den sie nicht mit einem ihrer Strahlen dränge. So dunkel es auch meist um mich her war, so war doch immer Eine lichte Stelle in meinem Herzen, auf die ich meine Blicke heften konnte, und in der mir, wenn ich so über mir selbst saß, eine Zauberwelt von Farben und Gestalten aufblühte, bei deren Anblick ich alles Jammers und aller Noth vergaß. In meinen ersten Kinderjahren waren es die Blumen, die ich aus Saamen in Scherben zog, und deren Gedeihen ich durch alle Stationen ihres kurzen Daseyns mit unglaublicher Theilnahme begleitete; etwas später hin war es die Schule, nach der ich als nach der Pforte eines Paradieses sah, und endlich das geistliche Lehramt, die Kanzel und eine Gemeinde. Nur Einiges ist mir von diesen Hoffnungen in Erfüllung gegangen. Es muß auch gut gewesen seyn. Hab' ich nicht auf die Weise, wie ich wünschte und hoffte, in dem Weinberge Gottes arbeiten können, so hat mir die Vorsehung doch oft andre Gelegenheiten

dargeboten, nach meinen Kräften nützlich zu seyn. Ich erkenne auch dieses mit Dank, und da du, mein Sebastian, jetzt den Weg gehst, der mir verschlossen worden ist, so fühl' ich mich dadurch wie verjüngt, und es ist mir eben, als ob jetzt, da ich dem letzten Ziele schon so nahe stehe, meine eignen Wünsche in Erfüllung gingen." — Bei diesen Worten legte er die Hand auf Sebastians Schultern und fuhr fort: „Ich vermache dir alle Wünsche, Hoffnungen und Vorsätze meiner Jugend, als das einzige Erbtheil, das ich dir, nebst meiner Tochter, hinterlassen kann. Wenn du das ausführst, was ich mir in meinen heiligsten Stunden vorgesetzt hatte, so bist du ein gesegneter Mann, und deiner Gemeinde ein treuer Hirt." — Sebastian, durch diese Wendung überrascht, ergriff die Hände meines Vaters mit seinen beiden und sagte: „Ich nehme dieses Vermächtniß mit nicht geringerer Freudigkeit an, als mit der ich Eure Tochter empfangen habe. Habt Ihr mir nicht von Jugend an als Muster vor Augen gestanden? Habt Ihr mich nicht in allem Guten gefördert? Und bin ich nicht jetzt mehr als je verpflichtet, alle Kräfte aufzubieten, um Euch nachzueifern, da ich Euer Sohn bin, und Ihr mein Vater seyd? Glaubet mir nur, ich werde nie Eure Lehren vergessen, und, wenn es Gottes Wille ist, so wird mir dieses Euer köstliches Erbtheil nicht ohne Früchte bleiben."

Meine Mutter verlor kein Wort des geliebten Eidams. Ihr Herz erweiterte sich einer frommen und andächtigen Freude, und so wehmüthig ihr die

bevorstehende Trennung war, so vergaß sie doch Alles über den Reden der Männer. „Es ist wohl wahr, sagte sie, als diese schwiegen, daß die besten Wünsche der Menschen und die Wege des Himmels oft gar weit von einander gehn, und daß von dem, was sie erwarten, vielmals das Gegentheil geschieht. Ich weiß auch davon zu sprechen, wie der Vater. Zuletzt aber gereicht doch Alles zum Segen, und man sieht, daß es Gott, auch bei der Versagung unsrer Wünsche, gut mit uns gemeint hat."

Da Sebastian nichts von der frühern Geschichte meiner Mutter wußte, so bat er sie darum, und sie weigerte sich nicht. „Wer spricht nicht gern von seiner Jugend, sagte sie, wenn er willige Zuhörer findet? und bei der Hochzeit seiner Kinder denkt gewiß Jeder an die eigne, wenn sie ihm Glück und Segen brachte."

„Meines seligen Vaters Gedanken, fuhr sie fort, waren ganz auf seine Geschäfte gerichtet, und sein einziger Wunsch war, eine Waidfabrik, die er angelegt hatte, in rechten Schwung zu bringen. Da es ihm aber an Mitteln dazu gebrach, sah er es gern, daß der Sohn eines reichen Nachbars, der auch Kaufmann war, die Augen auf mich warf. Mir gefiel zwar dieser Freier keineswegs, meiner seligen Mutter auch nicht recht; da aber mein Vater ganz in dem Gedanken lebte, mit Hülfe eines reichen Schwiegersohnes seinen Lieblings-Entwurf zu Stande zu bringen, und sich Tag und Nacht mit diesem Plane beschäftigte, so gab ich ihm nach, und suchte mich

zu bereden, daß das, was mein Vater für ein so großes Glück hielt, auch das meinige werden könnte. Die Besuche wurden immer regelmäßiger, die Aufmerksamkeit auf mich immer deutlicher. Wir konnten täglich einer Erklärung entgegensehn, und während ich bei dem Gedanken an eine solche Entscheidung fast vor Angst starb, ließ meinem armen Vater die Ungeduld der Erwartung keine Ruhe. Da geschah es nun, daß gerade in dieser Zeit eine fremde Familie hierher zog, die, ihrem Aufwande nach, sehr wohlhabend seyn mußte. Sie hatten einen Sohn und eine Tochter. Der Sohn knüpfte Umgang mit meinem vermeintlichen Freier an, zog ihn in sein Haus, und machte ihn mit seiner Schwester bekannt, die ehemals wohl recht hübsch gewesen war, jetzt aber nicht mehr in ihrer Blüthe stand. Bald wurden nun die Besuche unsres Hausfreundes seltner und immer seltner; endlich blieb er gar aus, und wir erfuhren, daß er mit der Fremden versprochen sey. Diese Nachricht wirkte verschiedentlich auf uns. Mich befreite sie von einer Angst, deren Größe ich erst in dem Augenblicke der Befreiung recht fühlte: meine Mutter meinte, daß an einem so wankelmüthigen Freier wenig verloren sey, und dankte Gott im Stillen für seine Entfernung; mein Vater aber, der seine Hoffnungen vernichtet, und sein Gebäude von Glück und Reichthum zerstört sah, gerieth in heftigen Zorn, weniger gegen den Wankelmüthigen, als gegen uns, die er beschuldigte, allzu große Gleichgültigkeit gegen den jungen Freier gezeigt, und

dadurch seine Erklärung verzögert zu haben. Von diesem Tag an war ihm sein ganzes Geschäft verhaßt; er ging tiefsinnig umher, verlor den Schlaf, und wurde nach Verlauf von achtzehn Monaten — die wohl die traurigsten meines Lebens gewesen sind — auf das Krankenbett geworfen, das er nicht mehr verließ. Nach seinem Tode gerieth meine Mutter in die größte Noth. Von allen Seiten meldeten sich Gläubiger, die auf Bezahlung drangen, während sich die Schuldner ruhig verhielten und auf Erinnerung warteten. Nun waren aber die Geschäfte meines Vaters durch seinen Trübsinn und sein langes Krankenlager in die größte Verwirrung gerathen. Niemand konnte sich in seine Bücher finden, und mein Oheim, der auch eine Forderung hatte, und sich der Sache anzunehmen versprach, verlor gleich in den ersten Tagen so die Geduld, daß er erklärte, es bliebe uns nichts übrig als Schulden, und wir müßten unsre Grundstücke losschlagen, ehe die Gant über uns verhängt würde. — Mein Oheim war ein sehr harter Mann, und die Besorgniß eines persönlichen Verlustes hatte ihn noch härter gemacht. Als daher meine Mutter und ich in Thränen zerflossen, sagte er: Was nützt das Heulen? Das Unglück ist, wenn einer so hoch hinaus will, wie mein Bruder seliger. Ihr hättet ihn abhalten sollen. Jetzt bleibt Euch nichts übrig, als eine Stelle im Hospital; und die Sabine muß in Dienst gehn, je eher je lieber. Hört Ihr! Je eher, je lieber; und allen stolzen Gedanken den Abschied gegeben!

Mit dieſen harten Worten verließ uns der Oheim. Wir badeten uns in Thränen; alle unſre Kräfte waren durch Jammer und Schrecken gelähmt. In dieſer ſchrecklichen Stunde tratſt du bei uns ein. Dein Anbringen war freilich auch wie das der vielen andern, die uns in jener Zeit durch ihre Erſcheinung ängſtigten; denn die Armenkaſſe hatte auch eine Forderung an uns; aber wie ſchonend richteteſt du dein Geſchäft aus! Du ſahſt wohl auf den erſten Blick, wie es mit uns ſtand; und als meine Mutter auf deinen Antrag erwiederte, ſie wiſſe nicht, ob ſie im Stande ſeyn werde, ihre Verpflichtungen zu erfüllen; ihre Sache ſey nicht in Ordnung; da fragteſt du eben ſo beſcheiden als theilnehmend, ob ſie denn auch Jemanden zur Hand habe, der im Rechnungsweſen hinlänglich erfahren ſey? Was du damals ſo aus gutem Herzen ſagteſt, daß man bei ſo vielverwickelten Geſchäften vor der genaueſten Unterſuchung niemals den Stand der Sachen beurtheilen könne; das gab uns einen Schimmer der Hoffnung, und eine leiſe Ahndung ſagte mir, daß uns die Hülfe von dir kommen könnte. Und ſo war es auch. Nie werde ich die Stunde vergeſſen, wo du nach monatlanger Anſtrengung und unendlichen Gängen und Wegen mit verklärtem Angeſichte bei uns eintratſt, meiner Mutter den Abſchluß der Rechnung vorlegteſt, und ihr bewieſeſt, daß nach gewiſſenhafter Bezahlung aller Schulden noch ein Capital übrig bleibe, das zu unſrer Erhaltung hinreiche. Nach ſo vielen traurigen Monaten war das ein glücklicher Tag, der

ſey, was ich bei Euerm Geſchäfte erfahren hatte. Der Mann war jetzt ausgedient und ſteinalt; aber mit dem Gedanken an ihn wuchs mir das Vertrauen, und ich konnte kaum den Morgen erwarten, um zu ihm zu gehn. Da fand ich nun den alten, ganz zuſammengekrochnen Mann, in einer kleinen, ſchwarzgeräucherten Stube, die ſie ihm als Emeritus im Rectorate gelaſſen hatten, an einem grünbeſchlagenen Tiſchchen, wie ſonſt, und in einem abgetragenen ſchwarzen Rocke, den er, wie ſonſt, um des Anſtandes willen, und jetzt noch aus alter Liebe zu ſeinem ehemaligen Amte den ganzen Tag nicht ablegte. Blaß und abgezehrt ſaß er auf ſeinem ledernen Lehnſtuhle, den er ſeit funfzig Jahren nie gewechſelt hatte, und ſchrieb mit zitternder Hand Cicero vom Alter ab, ein Buch, ſagte er, an dem er Zeit ſeines Lebens große Freude gehabt, und deſſen Inhalt ſich jetzt recht eigentlich für einen Mann ſeines Alters eigne. Er zeigte mir ſeine Arbeit nicht ohne Wohlgefallen, weil ſie doch ſo reinlich und leſerlich ausfalle, was ihm ſauer werde. Viel anderes als abſchreiben, ſagte er, könne er jetzt in literis freilich nicht mehr thun; doch wolle er auch als rector emeritus nicht ganz unnütz ſeyn, und habe deshalb ſeine ſämmtlichen Abſchriften, unter denen ſich die beſten autores classici befänden, der Schulbibliothek zu Vermehrung ihrer Manuſcripte vermacht. — Das Herz ſchwoll mir in der Bruſt, da ich den trefflichen, hochverehrten Mann vom Alter ſo niedergebrochen und faſt kindiſch ſah, ſo daß er

von den Todten sprach, als ob sie noch lebten, bekannte Menschen unter einander verwechselte — wie er mich denn auch einigemal Eusebius nannte — und mit Mühe nur das fest hielt, was ihm die alte, bessere Zeit vor die Seele führte. Ich mußte mich zusammen nehmen, um ihm die Veranlassung meines Besuches verständlich zu machen, und da er sein Gehör fast ganz verloren hatte, mußte ich ihm die Sache mehr als Einmal sagen. Nachdem er aber mein Anbringen gefaßt hatte, da war es rührend die Freude des Mannes zu sehn, in welchem jetzt mit Einemmal alle Liebe, die er in alten Zeiten zu mir getragen, mit neuer Kraft und Lebendigkeit zu erwachen schien. Sitzen konnte er nicht bleiben. Mit den zitternden Händen auf den Tisch gestützt, sagte er: „Diesen Gedanken, mein Sohn, hat dir Gott geschickt. Meine Pathe Sabine ist das frömmste Kind im Lande, und wird einst, wie ihre Mutter, die Zierde ihres Geschlechtes seyn. Da du mich nun zu deinem Freiwerber erlesen hast, so will ich mich der Sache mit allem Eifer unterziehen. Denn ob ich es gleich selbst für anständiger gehalten habe, um in der Verwaltung meines Amtes weniger gestört zu werden, im Cölibate zu bleiben — wie auch mein gelehrter Freund Arletius, und viele andre meines Standes gethan — so habe ich doch zu allen Zeiten dem heiligen Ehestande das Wort geredet, und ihn bei Andern aus Kräften befördert. Die Werbung soll also noch heute in Gottes Namen unternommen werden. Freilich würde es sich wohl

geziemen, mich selbst in das Haus der Erwählten zu begeben; aber ich habe schon seit Jahren das Schulhaus nicht verlassen, da ich, um dem Gottesdienste beizuwohnen, nicht über die Straße zu gehen brauche. Ich werde aber die Mutter zu mir einladen; und wenn mir noch ein Rest der alten Eloquenz übrig geblieben ist, so hoffe ich, mein Sohn, daß die Antwort zu deinen Gunsten ausfallen soll."

Ob mich nun gleich der theure Greis mit so guten Hoffnungen entließ, so war ich doch nichts weniger als getrost, und konnte den ganzen Tag nichts thun und denken, als meine Bewerbung um dich. Gegen Abend bekam ich ein lateinisches Briefchen vom Rektor, worin er mir meldete, die Sache sey unter guten Vorbedeutungen angefangen; die Mutter sey mir von ganzem Herzen ergeben, und habe ihm vertraut, daß, allen Anzeichen nach, auch das Gemüth ihrer Tochter, seiner Pathe, mir nicht fremd und abgeneigt sey. Das Gewissere sollt' ich in den nächsten Tagen vernehmen. —

Und wie ging es, fiel meine Mutter ein, dem guten Greis? Als er den übernommenen Auftrag ausrichten wollte, konnte er vor großer Begierde kaum Worte finden; und da er nach gemachter Einleitung auf die Hauptsache kam, war ihm der Name des Bewerbers entfallen. Er gerieth darüber in große Bestürzung, suchte und suchte, aber immer umsonst, bis ihm meine Mutter, der das Rechte ahndete, selbst darauf half. Ich werde nie vergessen, wie gerührt *meine* Mutter nach Hause kam über die große Liebe,

die der alte Mann zu dir bewiesen hatte; und ob es schon dieses Zeugnisses nicht bedurfte, so war es doch eine erfreuliche Zugabe zu dem, was wir schon selbst wußten. Du weißt, daß ich nicht lange mit meiner Antwort zögerte, und es dir, bei aller meiner Schüchternheit, nicht verbarg, daß du der Mann nach meinem Herzen seyst." —

Unter diesen und ähnlichen Gesprächen verfloß der glückliche Tag, der mich mit meinem Sebastian vereinigte, und aus den Thränen, die wir dazu weinten, blühte uns eine Ernte von Freuden auf, für die es mir an Worten gebricht. Zwei Tage nach der Hochzeit zogen wir in Mainau ein. Bei diesem neuen Abschnitte meines Lebens, der die Geschichte meines Ehestandes enthält, würde ich, wenn ich für die Welt schriebe, meine Feder niederlegen müssen, da das Glück eines Ehepaars für das Publikum so wenig Interesse hat, daß ja meist jeder Roman und jedes Schauspiel bei der Heirath zu enden pflegt. Aber ich schreibe für Euch, meine geliebten Kinder und Enkel; und da ich weiß, daß Eure Liebe auch den unbedeutenden Ereignissen meines Lebens eine Wichtigkeit gibt, die sie an sich nicht haben, und daß Ihr in den Bildern meines häuslichen Glücks das Eurige mit Freuden erkennt, so werde ich ohne Bedenken in der Weise, wie ich bisher gethan, fortschreiben, und dasjenige in meinem Gedächtnisse aufsuchen, wovon ich hoffen darf, daß es Euch erfreuen oder erbauen wird.

* * *

Der Tag unſers Einzugs in Mainau war aus mehr als einem Grunde für die Gemeinde ein Feſttag. Seit mehrern Wochen hatte der glühende Himmel wolkenlos über der Erde gelegen, und ein unaufhörlicher Oſtwind ſog ihre letzten Tropfen aus. Die Wieſen fingen an zu gelben; das Laub der Bäume hing welk herab; überall war der Boden geborſten oder in Staub aufgelöſt. Da zog endlich in der Nacht ein Gewitter auf; der Himmel goß ſeinen Segen auf das durſtende Land, und als die Sonne über die Berge ſtieg, und die abziehenden Wolken mit ihren Strahlen vergoldete, zeigten ihr die Bäume ihre erfriſchten Kronen; die grünenden Halme erhoben ſich, und in den Tropfen, die an ihnen hingen, glänzte die Farbenpracht des friſchen, erquickten Morgens. Auch in die Menſchen war ein neues Leben gekommen. Nur frohe Geſichter begegneten uns auf dem Wege, und die Meiſten machten ihrer Freude auch in Worten Luft, indem ſie uns nach dem Morgengruße zuriefen: Das war ein geſegneter Regen! — oder: Gottlob, nun iſt die Ernte geborgen! und was dergleichen mehr war. Unſre guten Mainauer aber waren nicht die letzten, die des Himmels Wohlthat mit dankbarem Herzen erkannten.

Wir waren kaum angekommen, und ich hatte noch nicht Zeit gehabt, die Einrichtung der Küche und die Anordnung des Geräthes im Hauſe zu muſtern, als die Vorſteher der Gemeinde erſchienen, uns zu begrüſſen, und mit Erwähnung der guten Vorbedeutung, die ihnen der ſo lang gewünſchte Regen gege-

ben, uns baten einige Geschenke anzunehmen, die sie aus guter Meinung und wahrer Liebe brächten. Hinter den Rednern stand auch schon ein Zug von jungen Burschen, die eine Kuh an zwei Blumenschnuren führten, die an den vergoldeten Hörnern befestigt waren. Ein Kalb, mit einem Blumenkranze um den Hals, folgte nach, und eine Ziege, über und über mit Epheu behangen, machte den Beschluß. Und nachdem diese Thiere in die reinlichen Ställe gebracht, angebunden und mit reichlichem Futter versorgt waren, näherten sich die Frauen in ihren Sonntagskleidern. Die erste trug ein neues zierliches Spinnrad vor sich her, an dem sich ein rieſenmäßiger Rocken von dem weißesten Flachse wie ein Thurm erhob, mit einem glänzenden seidenen Bande umwunden, dessen Enden lang in die Luft wehten; die nächste übergab eine Weife, auf welcher feines Garn aufgewunden, und ebenfalls mit seidnen Bändern umschlungen war; dann Flachs in Menge von der besten Art und auf das sorgfältigste zubereitet. Den Beschluß machte eine zierliche Wiege, die sinnvoll mit weißen und Feuer-Lilien, Rosen und Passionsblumen bedeckt war. Nach den Frauen traten die Mädchen auf. Die meisten dieser Kinder waren hübsch, einige schön zu nennen; wie denn auch noch jetzt Mainau den Ruhm genießt, die kräftigsten Männer und nettesten Frauen zu erziehn. Alle waren in blanke Mieder gekleidet, die sich in gefalteten Krausen knapp unter dem Kinne anschlossen. Die langen, hoch über den Hüften gegürteten Röcke wa-

ren von hellen Farben, und in zahlreiche Falten gelegt. Ihre runden Köpfchen umwanden vielfache Zöpfe, die mit rothen Bändern durchflochten waren; und jede trug einen bedeckten Korb auf dem Kopfe. Die beiden Führerinnen, zu denen man die schlanksten und blühendsten gewählt hatte, setzten ihre Körbchen zu meinen Füßen nieder, und als sie die Deckel lüfteten, schauten zwei stattliche Hennen heraus, die brütend auf ihren Nestern saßen. Auch in den übrigen Körben waren Hennen, wohlgenährt und von mannichfaltigen Farben; aber aus dem letzten, den ein zehnjähriges, rothbäckiges, schwarzäugiges Mädchen trug, erhob ein prächtiger Haushahn den blutrothen Kamm, stieg, so bald er sein Gefängniß geöffnet sah, auf den Rand, krähte zum allgemeinen Ergötzen der ganzen Versammlung dreimal mit den Flügeln schlagend, und nahm sogleich keck und wohlgemuth von seinem neuen Gebiete Besitz. — Ich war vor Freude ausser mir, und ich glaube nicht, daß die Aeltermutter des Menschengeschlechtes in ihrem Paradiese glücklicher hat seyn können, als ich es war. In meinem Entzücken fiel ich den Ueberbringerinnen um den Hals, drückte Jeder die Hand, dankte Jeder, und bei jedem wiederholten Besehn und Mustern kam mir mein Reichthum herrlicher und überschwenglicher vor. —

Wer von Jugend auf Alles gehabt und Alles besessen hat, wie es wohl in reichen Häusern zu seyn pflegt, kann sich keinen Begriff von dem Glücke eines Mädchens machen, das sich zum erstenmal in dem

Beſitze eines eignen Hausweſens ſieht. Zwar war das Geräth, das jetzt Stuben und Küche ſchmückte, nicht viel anders, nur neuer, als was ich auch zu Hauſe gehabt hatte; aber es war mein, es war mir übergeben als Eigenthum, es war meiner Sorgfalt und Obhut anvertraut. Ich ſah es alſo mit andern Augen an; es war mir lieber, und ſeine Erhaltung lag mir mehr am Herzen. Das Erſte alſo, was ich that, nachdem mich die freundlichen Landleute wieder verlaſſen hatten, war, daß ich vom Boden bis zum Keller, in der Küche, im Hof und im Stalle Alles muſterte, und mich mit allen Schätzen meines neuen Reiches bekannt machte, während mein Sebaſtian ſeine Studirſtube ordnete, und einen weißen Bogen zurecht ſchnitt, welcher die Predigt für den nächſten Sonntag aufnehmen ſollte. So wie an dieſem erſten Tage, ſo war auch in der ganzen übrigen Zeit unſer beider Geſchäfte getheilt. Die Wirthſchaft des Hauſes war ganz in meine Hände gelegt, wie es, denk' ich, auch in jedem beſchränkten Hausweſen ſeyn ſollte; nur an der Bearbeitung des Gartens und an der Bienenzucht nahm Sebaſtian als an einer für ihn paſſenden Erholung Theil. Alle ſeine übrige Zeit widmete er den Geſchäften ſeines Amtes, und wenn dieſe verrichtet waren, den Studien. Nie wurde er müde, Unterricht zu ſuchen, um ſein Wiſſen zu befeſtigen und zu erweitern, weil, wer nicht zulernt, wie er ſagte, zurückbleibt. Zwar hab' ich Viele ſeines Standes kennen gelernt, die von dem Augenblick an, wo ſie in das Amt getreten waren, aller

weitern Bildung den Abschied zu geben schienen, und jedem geistigen Erwerbe entsagten, um sich nur ganz und ausschließend dem irdischen zu widmen. Wenn sie die nothwendigsten Geschäfte ihres Amtes mit der geringsten Anstrengung und oberflächlicher Eile verrichtet hatten, dachten sie an nichts weiter als an ihr Hauswesen, fuhren auf den Acker, um zu ernten, auf den Markt, um den Ertrag ihrer Ernte umzusetzen, und wandelten sich so, aus Seelenhirten ihrer Gemeinde, zu Käufern und Verkäufern im Tempel des Herrn um. Bei diesem ganz irdischen Treiben, das sich eines Menschen nur gar zu leicht bemächtigt, war es denn unvermeidlich, daß sie an Achtung eben so viel einbüßten, als sie an äußern Gütern gewannen; daß sie in dem ununterbrochnen Verkehr mit Knechten und Mägden, mit Roßtäuschern, Kornjuden und Viehhändlern die Bildung verloren, die sie mit in das Amt gebracht hatten; und meist die heiligen Pflichten dieses Amtes nur mit Lässigkeit trieben. Es wäre deshalb wohl zu wünschen, daß mit keiner Pfarre ausgedehnte Güter und Grundstücke verbunden wären; oder wo dieses ist, sollten sie doch nicht von dem Pfarrer selbst bewirthschaftet werden. Die kleine Oekonomie aber wird, wie gesagt, in den Händen der Frau am besten gedeihn. Die liebende Anhänglichkeit an einem gemeinschaftlichen Eigenthume, die unschuldige Freude an dem Gedeihen ihrer Mühe, und die emsige Sorge auch um geringe Dinge, ohne die kein Haushalt bestehen kann, — alles das ist recht eigentlich in dem

Sinne der Frauen gegründet, und mit der Eigenthümlichkeit ihrer Bestimmung auf das innigste verknüpft. Diese Freude an der Wirthschaft hängt mit der Liebe zur Ordnung und Reinlichkeit zusammen, die das eigentliche Element des Weibes ist, und sie hat vielleicht eben deshalb etwas so Erquickliches in sich, daß ich in den düstern Tagen meines Lebens, nächst dem, was mir die Religion bot, nichts gefunden habe, das mich mehr hätte erheitern und meine trüben Gedanken zerstreuen können, als die ununterbrochene Sorge für alle die kleinen, aber dem Ganzen unentbehrlichen Geschäfte meines weiblichen Berufs. Diesem widmete ich mich von den ersten Tagen an von ganzer Seele und mit unglaublicher Lust, und erfuhr sehr bald an mir selbst, was ich oft von meinem Vater gehört hatte, daß die Zufriedenheit einen Bund mit der Pflicht geschlossen, und daß man jene nicht ohne diese haben könne. Auch das wurde ich bald inne, daß die regelmäßige Erfüllung der nothwendigen Pflichten allmählig eine Gewöhnung herbeiführt, die auch das Mühsamste und Schwerste unglaublich erleichtert. Mein Vater hatte mir ein Wirthschaftsbuch eingerichtet, und mich über seinen Gebrauch und die Art der Führung vollständig belehrt. „In Allem, pflegte er zu sagen, was das Mein und Dein betrifft, muß man dem Gedächtnisse so wenig als möglich aufbürden, wenn es auch sonst noch so treu und zuverlässig ist. Kein Hauswesen kann bestehn, in welchem nicht Ausgabe und Einnahme gehörig gegen einander abgewogen ist,

um das aber zu können, muß man beide deutlich vor Augen haben. Dieſes iſt nur möglich, wenn man das Eine, wie das Andre genau zu Buch bringt. Ein ſolches Buch wird noch außerdem, wenn es ordentlich gehalten wird, in unzähligen Fällen ein vermittelnder Freund ſeyn, Streitigkeiten vorbeugen und ſchlichten, und das Mißtrauen, das ſchlimmſte Unkraut des Lebens, tilgen." — Er führte dann Beiſpiele an, wo der häusliche Friede nur aus Mangel eines ſolchen unbeſtechlichen Vermittlers geſtört, die Ordnung verwirrt, und ohne Abſicht, aus bloßer Vergeßlichkeit, großes Unrecht verſchuldet worden war. Dieſe Beiſpiele, die meiſt aus der Nähe und von bekannten Perſonen hergenommen waren, hatten ſich mir tief eingeprägt; ich war feſt entſchloſſen, ſie zu vermeiden; und wenn in einer langen Reihe von Jahren der Friede in meinem Hauſe nie auch nur auf einen Tag geſtört worden iſt, ſo verdanke ich dieſes unſchätzbare Glück zum Theil dem Vertrauen, das Sebaſtian auf mich ſetzte, der Zufriedenheit, die er meiner Verwaltung ſchenkte, und der Sicherheit, in die er ſich durch meine Einrichtungen geſtellt ſah; welches alles aus der gewiſſenhaften Befolgung der Lehren meines Vaters floß. Ich habe, ſo viel an mir lag, dieſes Glück auch in andere Häuſer zu verpflanzen geſucht; und manches Ehepaar, das meine Vorſchläge annahm und befolgte, hat mir den Segen verdankt, den ſie davon in ihrem Hauſe verſpürten. Denn immer wird ſich die Wahrheit des Spruches bewähren, der von der Hand meines Vaters auf dem

ersten Blatte meines Wirthschaftsbuches eingeschrieben stand:

Ein häuslich Weib ist ihrem Manne eine Freude und schaffet ihm ein ruhiges Leben. Er sey arm oder reich, so ist's ihm ein Trost, und machet ihn fröhlich.

* * *

Unter den Freuden der Honigmonde meines Ehestandes, die vielleicht zu den allerlängsten gehören — denn ich wüßte ihr Aufhören in Wahrheit nicht anzugeben — nehmen die Spaziergänge einen vorzüglichen Platz ein, die wir fast an jedem schönen Abend in den Umgebungen unsers lieben Mainau machten. In den ersten Wochen war fast jeder Tag durch irgend eine neue Entdeckung bezeichnet; und wir nahmen von jedem heimlichen, anmuthigen Platze, von jeder freien Aussicht, jedem Hügel mit frohem Herzen, und gewiß mit größerm Rechte Besitz, als irgend ein Seefahrer von den Küsten und Inseln, die er auf fernen Meeren entdeckt. Nie werde ich den schönen Abend vergessen, wo wir zum erstenmal das Felsenthal fanden, in welchem wir nachher noch so oft recht glückliche Stunden durchlebt haben. Wir traten von der Abendseite herein, als schon die Sonne dem Rande der Gebirge zuschwamm, und ihre goldnen Pfeile auf die rothen Felsenwände schoß, deren moosbedeckte Scheitel sich in der Höhe zu suchen scheinen, und auch hier und da durch die Zweige der Buchen, die keck an ihrem Rande schweben, freundlich berühren. Wie sich nun der breite Strahl durch das Thal

ergoß, warf er, wie zum Abſchiedsgruße, auf jede zarte Pflanze, die ſich in den Spalten der Felſen gebettet hatte, auf jedes Epheublatt, das ſich an das harte Geſtein drückte und an ihm emporſtieg, auf jedes Wellchen des Baches, der bald eilig, bald zögernd, zwiſchen dem üppigen Mooſe und den Vergißmeinnichtbüſchen rinnt, die goldnen, hüpfenden Funken des erquickenden Lichtes. Sebaſtian pflückte zwei der Blumen, und warf ſie in den Bach, wo er am ruhigſten floß. Lange ſchwammen ſie neben einander, tauchten zuſammen unter, kamen wieder neben einander herauf, und verloren ſich endlich ungetrennt hinter dem Vorſprunge eines Felſens, um den ſich das Waſſer krümmt. Sebaſtian ſah mich an und ſagte: Möchte das unſer Leben bedeuten! — Und eh' er die Worte ausgeſprochen hatte, trat Jemand hinter der hervorſpringenden Felſenecke hervor, und richtete ſeine Schritte nach uns. Es war mein Vater. In ſeiner Hand hielt er zwei Blumen, und da meine Augen darauf fielen, ſagte er, er habe ſie hinter der Felſenecke aus dem Waſſer gefiſcht, wo ſie gar einträchtig neben einander geſchwommen. — Ich jubelte vor Freude; und nun erzählten wir ihm, daß wir ſie in den Bach geworfen, und was wir uns dabei gedacht hätten. Da drückte er ſie mir in die Hand, und ſagte Amen! und ich hob ſie auf, und habe ſie bis auf den heutigen Tag unter andern Andenken meiner Jugend bewahrt.

So lange mein Vater noch lebte, pflegte er meiſt, wenn es die Witterung zuließ, Samſtags Abends

zu uns heraus zu kommen, und einen Theil des Sonntags bei uns zuzubringen. In der frühern Zeit begleitete ihn auch meine Mutter bisweilen. Späterhin vermochte sie es nicht mehr. Durch diese Besuche wurde uns der Sonntag auf eine doppelte Weise ein festlicher und froher Tag. Mein Vater, welcher ganz in seinem Eidam lebte, in dessen Thun und Gesinnungen er seine eignen Jugendwünsche erneuert, und seine Vorsätze ausgeführt sah, nahm an seiner Amtsführung den lebendigsten Antheil, so daß er immer das Wichtigste mit ihm besprach, und ihm mit seinem Rathe zur Hand ging. So ernst meistentheils die Gespräche der beiden Männer waren, so weiß ich doch nicht, daß sie mir je Langeweile gemacht hätten. Der Antheil, den ihr Gemüth an dem nahm, was sie verhandelten, der Eifer, mit welchem Beide das Rechte und Wahre suchten, der Durst meines Mannes nach Belehrung, und die ungemeine Klarheit, die mein Vater in jede Untersuchung zu bringen wußte, — Alles das gab ihren Gesprächen ein Interesse und eine Lebendigkeit, die mich auf das lebhafteste anzog, auch wenn der Gegenstand nicht in meinem Bereiche lag. Und noch jetzt denke ich mit unbeschreiblichem Wohlgefallen an die Freude, die mir in jenen glücklichen Tagen das Zusammenseyn dieser trefflichen Männer gemacht hat, und wie mir oft die Brust zu enge wurde, wenn ich ihren frommen Sinn, den Ernst ihres Strebens, die frohe Heiterkeit ihrer Ansichten, ihre innige Freude an allem Guten, und ihre gegenseitige Liebe und

Achtung erkannte. Kaum möchte ein glücklicheres Verhältniß zu denken seyn. Mehr als Einmal sagte mein Vater zu mir, wenn er recht seelenvergnügt neben mir saß, so wie bei einem Gastmahle die feinsten und stärksten Weine bis zu Ende gespart würden, so habe ihm auch der Himmel die besten Freuden für sein Alter aufgehoben. — Unser Ehestand, sagte er auch, sey für ihn wie der Hesperus, der seinen Tag zu Grabe führe, und ihn auch noch im Scheiden erquicken werde. — Ein andermal sagte er: Es ist mir wohl oft nicht recht gewesen, daß mir der Himmel den Besitz eines Sohnes versagt hatte. Wer kann wissen, ob er mir Freude gemacht hätte? Nun aber hat er mir durch Deine Wahl einen Sohn zugeführt, wie ich kaum den Muth gehabt hätte, mir zu wünschen. — Nicht weniger glücklich fühlte sich Sebastian durch die Liebe, die ihm mein Vater bewieß. „Dein herrlicher Vater, sagte er oft zu mir, ist wahrlich wie ein guter Geist, dessen bloße Gegenwart schon das Gemüth erhebt und reinigt. Ich wüßte nicht, wie in seiner Nähe, ich will nicht sagen, ein böser, aber nur ein gemeiner Gedanke aufkommen könnte. Das, was er sagt, scheint oft so schlicht; aber es ist, wie ein Wasser, das um desto heller scheint, je tiefer sein Grund ist, und immer mehr zu denken gibt, je länger man darüber sinnt. Nie bin ich mit ihm zusammen, ohne lebendig angeregt und in guten Vorsätzen bestärkt zu werden, und nie verlasse ich ihn ohne den Wunsch, mich seiner Liebe und seines Beifalls immer würdiger zu machen. Wahrhaf-

tig, ein ſolcher Mann iſt für Jeden, der ihm angehört, eine durchaus unſchätzbare Himmelsgabe. Möge ihn Gott uns noch lange erhalten!“

Wie dieſe Aeuſſerungen der beiden Männer, die meinem Herzen ſo theuer waren, mich erquickten, wie ſie das Glück meines Lebens erhöhten, kann ich nicht beſchreiben.

* * *

Da ich oben geſagt habe, der Sonntag ſey uns auf eine doppelte Weiſe ein feſtlicher Tag geweſen, ſo muß ich um deſto mehr etwas zur Erklärung dieſes Ausdrucks hinzufügen, da ich dadurch die Denkungsart meines Sebaſtian in ein helleres Licht ſetzen werde. In der That war ihm der Sonntag immer ein feſtlicher Tag. Die Geſchäfte, die er ihm auferlegte, waren ſeine Luſt; und wenn ſich auch wohl bisweilen, wie es zur Zeit der hohen Feſte in einer groſſen Gemeinde wohl geſchieht, die Arbeiten häuften, ſo konnte man doch nie einen Verdruß darüber bei ihm wahrnehmen, oder eine Neigung, Etwas von dem, was ihm oblag, zu vernachläſſigen. Auch bei der gröſten Erſchöpfung verließ ihn doch die Heiterkeit nicht. Wenn ſeine Amtsgenoſſen in ſolchen Zeiten über die Laſt ihrer Arbeiten klagten, oder ihn auch wohl wegen ſeiner allzugroßen Gewiſſenhaftigkeit verlachten, und ihm mit Rathſchlägen zu Hülfe kommen wollten, wie er ſich die Sache leichter machen könnte, pflegte er ihnen nach ſeiner milden Weiſe zu antworten: „Ich weiß nicht, ob ich von dieſem Rathe künftig einmal Gebrauch werde machen müſſen;

aber jetzt bedarf ich es nicht, und ich würde fürchten mein Gewissen zu belasten, wenn ich meine Kräfte bei der Erfüllung so heiliger Pflichten schonen wollte." — Die Amtsgenossen zuckten zu solchen Antworten die Achseln, nannten ihn unter sich einen Schwärmer, der Etwas besonderes vor andern voraushaben wollte, und fuhren nach ihrer Weise zu handeln fort. — Zu mir aber pflegte Sebastian nach solchen Gesprächen zu sagen: „Die Muße ist schon eine gute Sache für den, der sie verdient hat; aber der Müssiggang bringt keinen Segen. Wenn ich nun auch durch solche Erleichterungsmittel einige Stunden gewänne, wäre dieser Gewinn wohl der Unruhe gleich zu setzen, die der Gedanke vernachlässigter Pflicht verursachen würde? Heißt es nicht in der Schrift: Ob dir's sauer wird mit deinem Ackerwerk, das laß dich nicht verdrießen; denn Gott hat es so geschaffen? Und ein andermal: Willst du Gott dienen, so laß dir's einen Ernst seyn! — Gottlob, es gibt kein Geschäft eines protestantischen Pfarrers, das nicht Verstand und Herz beschäftigte, und ich denke, wir können den großen Reformatoren der christlichen Kirche unsern Dank für die muthige Verbannung des leidigen Cerimonienwesens nicht besser zu erkennen geben, als wenn wir von den uns verliehenen Gelegenheiten, den Saamen des Guten in die Herzen zu streuen, den gewissenhaftesten Gebrauch machen. Keiner, der sein Amt nicht liebt, wird etwas Tüchtiges darin zu Stande bringen, da ja selbst der Handwerker, der *nur auf den* Erwerb bedacht, seine Arbeit schnell von

der Hand ſchlägt, nie etwas hervorbringen wird, was ihm und Andern Freude macht. Vor allen Dingen aber muß ein Lehrer, mag er nun auf der Kanzel oder auf einem Katheder ſtehn, an dem, was er lehrt, eine lebendige Freude haben; es muß ihm Alles daran liegen, dieſelbe Luſt auch ſeinen Zuhörern mitzutheilen; und wenn ihn dieſer Wunſch recht lebhaft beſeelt, wird er weder Mühe noch Anſtrengung ſcheuen, ja dieſe, wenn ſein Geſchäft in Segen gedeiht, kaum wahrnehmen. Es würde aber ein Wunder ſeyn, wenn es dem Segen brächte, der es als eine Bürde mit Unmuth trägt; der ſein Tagwerk, wie ein ſchlechter Miethling, nur um des kleinen Lohnes willen thut, oder, wie ein träger Gärtner, die rechte Zeit des Säens und Pflanzens verſäumt. Ein guter Hirt müht ſich früh und ſpät, und führt die Heerde ſeines Herrn auf die beſte Weide, ob er gleich für ſeine Perſon keinen Gewinn von ihrem Gedeihen hat; und ein Lehrer des göttlichen Wortes, dem ſo Vieles anvertraut iſt, ſollte läſſiger ſeyn?“

Dieſen Grundſätzen gemäß verwaltete Sebaſtian ſein mühſames Amt mit immer gleicher Freudigkeit. Mit der gewiſſenhafteſten Sorgfalt bereitete er ſich auf jede öffentliche Handlung und jede Predigt vor; aber ob er ſie gleich faſt in allen ihren Theilen ausarbeitete, ſo hat er doch wohl nicht leicht eine Predigt ganz ſo gehalten, wie ſie aufgeſchrieben war. Immer brachte er einige Frühſtunden, vor dem Anfange des Gottesdienſtes, in ſtiller Sammlung zu, dachte ſeinen Vortrag noch einmal durch, und erfüllte

sein ganzes Gemüth mit der Kraft und dem Umfange der Wahrheiten, die er verkündigen wollte. In diesen einsamen, stillen Stunden, sagte er, trete ihm Alles erst recht lebendig vor seine Seele; seine Gedanken schienen sich zu beseelen; der Ausdruck gestalte sich besser, als auf dem geschriebenen Blatte, und in der Freudigkeit, die ihn dann erfülle, daure ihm oft die Zeit zu lang, bis er seiner Gemeinde das, was sein Gemüth so bewege, von der Kanzel herab sagen könne. Auch hörte man wohl, daß das, was er sprach, aus seinem Herzen kam, daß es nicht auswendig gelernte Rede, sondern in der Form und Weise, wie es gesprochen wurde, den Eingebungen des günstigen Augenblickes gleich zu stellen war.

Die Gewohnheit der Sammlung und stillen Selbstbetrachtung vor dem Anfange des Gottesdienstes war bei Sebastian die Frucht eines widrigen Ereignisses seiner Universitätsjahre. Als er anfing sich im Predigen zu üben, ging er einstmals in der Woche vor dem heiligen Osterfeste auf das Land, mit einem Empfehlungsschreiben an den Pfarrer des Ortes, wo er einen Versuch im Predigen zu machen wünschte. Als er in das Pfarrhaus trat, sah er den Eigenthümer, einen wohlbeleibten und stattlichen Mann, im geistlichen Ornate in der Hinterthür stehen, nach dem Hofe zugewendet, und in heftiger Rede gegen einige Knechte begriffen, die Etwas in ihren Geschäften verabsäumt haben mochten. Seine starke Stimme schallte laut durch das ganze Haus; wilde Scheltworte flogen umher, und was etwa den Worten noch an Nachdruck

fehlen mochte, ergänzte der Schwung der geballten Faust. Sebastian, über diesen unerwarteten Auftritt bestürzt, war im Begriff sich still zurückzuziehn, um dem Manne die Beschämung zu ersparen, in die er, seiner Meinung nach, bei dem Anblicke eines fremden Zuhörers gerathen müßte; als sich der Pfarrer umwendete, und noch mit einem Fluche auf den Lippen, mit glühendem Gesicht und gerunzelten Augenbraunen fragte: Was will der Herr? — Sebastian übergab ihm seinen Brief, und da der Pfarrer daraus ersah, daß er in der Absicht käme, ihm eine und die andre Predigt abzunehmen, zogen sich die finstern Augenbraunen aus einander, die Stirn heiterte sich auf, und er sagte ganz freundlich: Sie sollen mir willkommen seyn. Ich wußte auf meine Ehre nicht, wo ich mit aller der Festtagsarbeit zu Rande kommen sollte. Und da muß mir eben noch recht zur Unzeit eine Taufe in die Quere kommen, die ich jetzt gleich abthun muß. — Sebastian folgte diesem Ehrenmanne nach, den sein häuslicher Zorn auch in die Kirche begleitete, wo er den Schulmeister, ich weiß nicht weshalb, vor aller Welt auszankte; auf dem Wege nach dem Taufsteine ein kleines, ängstliches Mädchen, das ihm vor die Füße lief, zur Seite warf; und mitten in der Taufhandlung mit zornglühendem Gesicht die halbgeöffnete Kirchthür zu verschließen befahl; und so die heilige Handlung ohne Andacht, ohne Zufügung eines einzigen, eignen erbaulichen Wortes, mit der größten Eile vollzog. — Bei dieser Gelegenheit und im Angesichte des Altars

faßte Sebaſtian den Entſchluß, ſich nie der Gefahr auszuſetzen, das Heiligſte und Unheiligſte auf eine ſo leichtſinnige Weiſe zu miſchen; und ſich nie anders als mit einem ſtillen und geſammelten Gemüthe und mit frommen, der Handlung angemeſſenen Gedanken der Verehrung des Höchſten zu nahn. Dieſem Vorſatze iſt er ſein ganzes Leben hindurch unverbrüchlich treu geblieben, und ich kann mit Ueberzeugung ſagen, daß die geſegneten Folgen ſeiner Amtsführung mit dieſer frommen Behandlung ſeines Berufs auf das engſte zuſammenhingen.

* * *

Ich will hier gleich noch Einiges hinzuſetzen, was mir aus Sebaſtians Geſprächen über ſeinen Beruf im Gedächtniß geblieben iſt. „Der Kern und Mittelpunkt des proteſtantiſchen Gottesdienſtes, pflegte er zu ſagen, iſt die erbauliche Lehre oder die Erbauung durch die Lehre, und die Gnadenmittel unſrer Kirche nehmen ihre Kraft nur aus der mit ihnen verbundenen, durch göttlichen Segen befruchteten Lehre her. Iſt es nun wohl ein Wunder, wenn die Gottesfurcht ſchwindet, und die göttliche Kraft des Chriſtenthums ſich zu mindern ſcheint, wo die Lehrer ihrer Pflicht uneingedenk, ohne lebendigen Glauben, ohne Liebe und ohne Freudigkeit predigen? Den Glauben, das heißt, die innere Ueberzeugung von der Wahrheit, kann nur der geben, der ihn ſelbſt hat. Nun iſt aber die Wahrheit, die der Prediger den *Menſchen* zu verkündigen berufen iſt, ſo hoch und *herrlich*, ſie iſt ſo ſicher in die geheimſten Tiefen des

Gemüths gelegt, und führt endlich mit solcher Zuverlässigkeit durch die Klippen des Lebens dem Himmel zu, daß es kaum zu denken ist, wie ein Prediger nicht davon sollte ergriffen werden. Ist er es aber, und hat er jene Tiefen, so weit es menschliche Kraft vermag, mit Eifer und Einsicht durchforscht, so wird auch seine Lehre Früchte tragen. Nur darf keiner hoffen zu ernten, wenn er nicht sät. Die Freude an der grünenden Saat und an dem Reichthum der Ernte blüht nur aus Furchen auf, die der Ackermann tief in die Erde gedrückt und mit seinem Schweiße benetzt hat."

Zu einer andern Zeit sagte er: „Ehedem habe er wohl in der Meinung gestanden, daß der Prediger vorzüglich auf das Gefühl und die Einbildungskraft wirken müsse; aber die Bemerkungen meines Vaters und seine eignen Erfahrungen hätten ihn eines Bessern belehrt. Klarheit der Einsicht und gründliche Belehrung sey immer das Erste; ohne diese sey das leicht erweckte Gefühl wie ein Blumenduft, den die Lüfte eben so schnell herbeiführten als verwehten, während die Erkenntniß dem gesunden Saamen gleiche, der, wo er hinfällt, Wurzeln treibt und ein neues Leben erzeugt. Erst wenn für Jenes geforgt sey, habe auch die Belebung des Gefühls einen Werth. Das Gefühl sey dem Regen vergleichbar, der den Boden erweiche, und den Schooß der Erde empfänglich mache; aber der Regen allein befruchte den Acker nicht, und wenn er sich allzu reichlich ergösse, verwandle er das Fruchtfeld in einen

todten Sumpf, das nur Unkraut und giftiges Gewürm erzeuge. Mit jenem Irrthume verwandt sey der, daß sich der Prediger nur mit reinhimmlischen Dingen, mit der Natur des göttlichen Wesens, mit den geheimnißvollen Wirkungen der Gnadenmittel, dem Wunder der Erlösung, dem Zustande nach dem Tode, und ähnlichen hohen und geheimnißvollen Dingen beschäftigen, und durch dieselben seine Zuhörer über sich selbst und die irdischen Sorgen empor heben müsse. Der Mensch sey allerdings an den Himmel gewiesen; aber wie er sich nicht einen Fuß breit erheben könne, ohne sich auf den harten Boden zu stützen und von diesem aufzuschwingen, so könne er auch nur durch den rechten Gebrauch des Irdischen zu dem Genusse des Himmlischen gelangen. Mit der ersten Nahrung an der Brust der Mutter sauge das Kind die erste Liebe ein; in dieser ersten Liebe zu den sichtbaren Eltern lerne es die Liebe des unsichtbaren Vaters im Himmel ahnden; und wie er den Beifall seines leiblichen Vaters durch Tugend und Tüchtigkeit in seinen Arbeiten gewinne, so fühle er sich auch dem unsichtbaren durch Tugend und Tüchtigkeit näher gebracht. Als der Mensch aus dem Paradiese vertrieben worden, habe Gott ihm auferlegt, sein Brod im Schweiße seines Angesichts zu gewinnen; und so müsse auch der Himmel gewonnen werden durch anhaltende Anstrengung, treue Erfüllung jeder Pflicht, weisen Gebrauch der Zeit, und durch fromme Ergebenheit in die Opfer und Leiden, die uns der göttliche Wille auferlegt; nicht aber müsse

man ihn erſchwingen wollen auf den Flügeln bequemer Träumerei, und durch ein üppiges Schwelgen in hochmüthigen Phantaſien, die man etwa gar zu dem Range himmliſcher Erleuchtungen erheben wolle. Der Weg zum Himmel werde alſo durch Arbeit gebahnt, nicht durch Müſſiggang, von dem die Schrift vielmehr ſage, daß er der Anfang des Laſters ſey. Beten ſey das Bedürfniß eines frommen und liebenden Herzens; aber das Beten an die Stelle der Arbeit ſetzen, und mit Vernachläſſigung andrer Pflichten, ein Geſchäft des Lebens daraus machen, ſey eine Verkehrtheit, die weit entfernt die Gottesfurcht zu befördern, ſie vielmehr in ihren Wurzeln zerſtöre. Der fromme Menſch richte in allen ſeinen Handlungen ſein innres Aug auf Gott, und mache dadurch ſein ganzes Leben zum Gebet; und man könne mit Zuverſicht glauben, daß das Aug Gottes mit größerem Wohlgefallen auf dem Sämanne ruhe, der beim Auswerfen des Saamens mit dem Blicke zum Himmel denkt: Gott gebe ſeinen Segen dazu! als auf dem Mönch, der von Mitternacht bis zum Morgen, und vom Morgen bis zum Abend eine vorgeſchriebene Anzahl von Gebeten pflichtmäßig und ohne Erhebung lieſt und abſingt. —

Dieſen Grundſätzen war es angemeſſen, daß Sebaſtian in ſeinen Predigten vor allen Dingen nach Klarheit und Verſtändlichkeit ſtrebte. Immer ſprach er mit der Innigkeit, welche die Ueberzeugung gibt, oft mit Beredſamkeit und Feuer, immer aber hielt er ſich fern von Schwulſt und Schwärmerei. Seine

Worte waren einfach, aber ihr Sinn tief und ergreifend. Voll des hohen Berufs die frohe Botschaft der Liebe Gottes unter den Menschen zu verkündigen, die Gewissen zu erwecken, das Gute zu befördern, das Böse zu bekämpfen, die Leidenden zu trösten, die Schwachen aufzumuntern, die Frevler zu schrecken, betrat er die Kanzel jedesmal mit bewegtem Gemüth. Niemand konnte ihn hören, ohne überzeugt zu werden, daß das, was er sagte, aus der Tiefe und Fülle seiner Ueberzeugung käme, und daß ihm daran läge, diese frohe und fromme Ueberzeugung auch Andern mitzutheilen. In diesem Bestreben vorzüglich, das sich in Worten, Ton und Haltung zeigte, lag die Kraft seiner Rede, die auch den Ungebildeten ergriff, nicht in äußerm weltlichen Schmuck, oder in prunkendem Bilderkram und eitelm Blumenwerke, womit wohl Mancher seine Rede bestreut, und meint, er mache es gut. — Auch hierinne stimmte seine Lehrart mit der Gesinnung meines Vaters zusammen, welcher oft sagte: Es sey ihm nicht leicht etwas mehr zuwider, als der Prunk, den manche Prediger mit schönen Worten, neumodigen Wendungen, dichterischen Redensarten und allerlei Wortspiel trieben. Meist wären es zusammengebettelte Flicken, die von Fern blendeten, aber die innre Blöße und Armseligkeit der Gedanken schlecht bedeckten. Wenn es aber auch vielleicht von besserem Gehalte sey, so sey doch die Schönrednerei *ohne* einen tüchtigen Grund und Gediegenheit der Gedanken ein ganz eitles und weltliches Treiben.

das weder Gottesdienſt, noch chriſtlicher Unterricht zu heißen verdiene. Denn der diene doch Gott gewiß nicht, der ſeiner eignen armſeligen Eitelkeit fröhne, und unbekümmert um die Früchte ſeiner Rede, nur auf die Bewunderung ſeiner Zuhörer aus ſey. Solche Wortdrechsler und Schönredner kämen ihm vor, wie ein Sämann, der, ſtatt guter Körner, bunte Kieſel oder taube Blüthen auf den Acker ſtreue, und ſich dann doch wundre, daß ſein Feld nur Dornen und Diſteln trage. Solcher Tand verhärte das Herz und ſchwelle es mit dem Dunſte der Eitelkeit auf; ein lebendiger Glaube könne daraus nicht hervorgehn. —

Es war nun ganz vorzüglich das Streben nach Klarheit und Einfachheit, um deſſentwillen er ſeine Predigten ſorgfältig ausarbeitete, und das, was er darinne ausſtrich und verwarf, war meiſtentheils ſolcher Schmuck, den wohl Mancher als eine beſondre Zierde ſeiner Rede aufgeleſen hätte. Einen Gedanken zu erweitern und aufzuſchwellen fand er nicht ſchwer, aber ihn abzukürzen und zuſammenzuziehn; und er meinte, daß ſo wie Sparſamkeit mit Geld und Sachen ein Hausweſen befeſtige, ſo auch Sparſamkeit mit Worten der Gediegenheit der Gedanken zu Statten komme. Wenn ein Gewächs allzu üppig Blätter treibe, ſo werde nicht viel aus den Blüthen und Früchten; man müſſe daher jene wegnehmen und hemmen, um dieſe zu gewinnen. — Als er einſtmals im Drange der Geſchäfte genöthigt geweſen war, bei einer Amtshandlung aus dem Stegreife zu ſprechen, und ich ihm bemerkte, daß er ja ſeine Arbeit

sehr vermindern würde, wenn er das, was ihm nach meiner Einsicht so gut gelänge, öfters versuchte, antwortete er mir: Er habe eine Versuchung dieser Art wohl selbst schon öftrer gehabt, aber ihr immer herzhaft widerstanden, weil so ein Durchbrechen der alten Gewohnheit und Vorsätze leicht weiter führe, als man anfänglich gemeint habe. Dann erzählte er mir eine Geschichte, die ihm jedesmal in den Sinn komme, wenn ihn die Lust anwandle, es sich bequemer zu machen. Jacob Andreä, sagte er, ein um die Kirchenverbesserung hoch verdienter Mann, hatte einstmals auf dem Lande, ich denke es war in einem Gesundbrunnen des Herzogthums Würtemberg, vor einer Dorfgemeinde gepredigt. Nach gehaltener Predigt fragte er seinen Sohn, welcher dabei gegenwärtig gewesen, und auch ein großer Gottesgelehrter war, was er davon urtheile; und als dieser, vielleicht nur aus Ehrfurcht vor seinem Vater, lobend davon sprach, sagte Andreä fast zürnend: Wie? schämst du dich nicht auf diese Weise zu urtheilen? Hast du nicht meine Angst wahrgenommen, und mit welcher Ungewißheit und Verlegenheit ich gesprochen habe? Ich, ein Doktor der Gottesgelahrtheit, der so vielen Synoden beigewohnt, und vor so vielen und großen Männern gesprochen habe, bin einer Ohnmacht nie näher gewesen als heute vor dieser Gemeinde von Landleuten. So sehr hatte mich die göttliche Gnade verlassen, weil ich diesen geringen Haufen verachtete, und mir einbildete, daß es bei ihm keiner besondern Vorbereitung bedürfe. Laß

dich dieſes Beiſpiel belehren. Predige nie vor der Gemeinde Chriſti, wie arm und niedrig ſie auch ſey, ohne vorhergehendes Nachdenken und frommes Gebet. Stets verrichte dein Amt mit Vorſicht und Sammlung. Sonſt wirſt du für das verletzte Heiligthum büßen, wie es mir beinah ergangen wäre.

Und dieſe Geſchichte, ſetzte Sebaſtian hinzu, hat einen ſolchen Eindruck in mir zurückgelaſſen, daß es mir immer iſt, als ſpräche der fromme Andreä zu mir, und richte ſeine warnende Lehre an mich. Dieſe Lehre ſoll bei mir nicht verloren ſeyn.

* * *

Nachdem wir unſre erſten Einrichtungen getroffen hatten, mußten wir an die Beſuche in der Nachbarſchaft denken, mehr um nicht gegen den Gebrauch anzuſtoßen, als aus Verlangen nach neuen Gegenſtänden und ausgedehnteren Bekanntſchaften. Ich war zu glücklich, um ein Bedürfniß dieſer Art zu fühlen, und je mehr ich in meinem Hauſe Befriedigung meiner Wünſche fand, deſto weniger zog mich das Fremde und Unbekannte an. Unſre Nachbarn waren mir alle ganz fremd; ich kannte ſie kaum dem Namen nach; und auch Sebaſtian hatte Näheres nur von den Wenigſten gehört. Mehrere dieſer Beſuche haben keinen Eindruck bei mir zurückgelaſſen. Sie wurden als Cerimonienſache empfangen und wiedergegeben, und führten keine anziehenden Verhältniſſe herbei. Ich will alſo nur von denen erzählen, die mir auf die eine oder die andre Weiſe merk-

würdig geblieben sind, oder die späterhin auf unser Leben Einfluß gehabt haben.

Einer der letztern Art, und auf alle Weise einer der erfreulichsten, war der Besuch in der Pfarre von Erbach. Die flachen und unbedeutenden Umgebungen dieses Ortes auf der Seite nach Mainau hin, die an dem grauen Tage, den wir gewählt hatten, noch unbedeutender erschienen, hatten mich, ich weiß nicht wie, etwas trübe gestimmt, und ich erwartete nichts anders als einen recht langweiligen Nachmittag. Beim Eintritte in den Ort selbst fanden wir diesen weit besser als seine Umgebungen. Ein gewisser Anstrich von Ordnung, ja von Wohlhabenheit herrscht durch das Dorf. Die Häuser sind meist in gutem Stande erhalten, die Vorplätze reinlich und häufig mit kleinen Gärten verziert, die Fensterscheiben wohl gewaschen, und die Menschen, die herausſahen, grüßten uns mit hellen und freundlichen Augen. Wir fragten nach dem Wege in die Pfarre, und ein junges blühendes Weib mit einem Kinde auf dem Arm und einem andern an der Hand geleitete uns. Ein freier Platz öffnet sich zur Seite nach der Kirche hin, mit einem Brunnen und hohen Linden geschmückt, zwischen denen uns die Pfarrwohnung gar freundlich anlächelte, deren Eingang eine Laube von Geißblatt wie ein Kranz umzog. Zu beiden Seiten derselben waren Bänke befestigt, auf deren Einer zwei Töchter des Hauses saßen, die eine strickend, die andre nähend, und ein kleines Mädchen saß vor ihnen auf einer Fußbank, und schien,

ebenfalls ſtrickend, einer Erzählung zuzuhören. Bei unſrer Annäherung ſtänden die Kinder von ihren Sitzen auf, kamen uns einige Schritte entgegen und bewillkommten uns. Die älteſte, etwa ein Kind von dreizehn Jahren, erbot ſich uns zu ihren Eltern zu führen. Die kleinere Schweſter lief einige Schritte mit, indem ſie ihr einigemal leiſe zuflüſterte: Aber du erzählſt mir doch die Geſchichte 'naus? und als ihr dieſe zunickte, lief ſie zurück, faßte das kleine Mädchen unſrer Führerin bei der Hand, und zog ſie zu ſich auf den Fußtritt nieder, während die Mutter Platz neben der zweiten Schweſter nahm, die ihre Arbeit nicht einen Augenblick unterbrochen hatte. Das beſcheidene und ruhige Weſen dieſer Kinder, ihre natürliche Höflichkeit, die Reinlichkeit ihres höchſt einfachen Anzugs — Alles das machte den angenehmſten Eindruck auf mich, und ließ mich in dieſem Hauſe das erwarten, was ich wirklich darinne fand. Wir folgten unſrer kleinen Führerin durch das Vorhaus, wo ſie, ohne ſich aufzuhalten, einiges kleine Geräth, das im Wege ſtehen geblieben war, zur Seite ſchob, in den reinlichen, wohlgeordneten Hausgarten, wo ſie uns ihre Eltern in einer Laube zeigte, und ſich dann mit einer freundlichen Verbeugung wieder zurückbegab. Die Pfarrin ſaß mit einem Säugling an der Bruſt; ihr Mann neben ihr mit einem Buche in der Hand, aus dem er vorlas. Bei unſerm Anblicke legte er das Buch zur Seite, und kam uns entgegen; die Frau aber, die ſich auch zum Aufſtehen anſchickte, hielt ich auf

ihrem Sitze zurück, indem ich ohne Umstände Platz neben ihr nahm. Ihr mütterliches Herz gewann ich sogleich, da ich von ihren allerliebsten Kindern sprach, und wir waren schnell im Zuge des Gespräches. Ich verbarg ihr den Eindruck nicht, den die Umgebungen des Ortes auf mich gemacht hatten, daß aber der Ort selbst diesen Eindruck schnell wieder auslöscht habe. „Die Gegend von Mainau, antwortete sie, ist freilich viel schöner als die unsrige; aber man muß schon zufrieden seyn, wie es der Himmel gemacht hat. Ich bin hier in Erbach geboren und erzogen; mein seliger Vater hat der Gemeinde vierzig Jahre lang vorgestanden; es ist kein Plätzchen rund umher, das ich nicht kenne, und das mir nicht Etwas aus meinen Kinderjahren und meiner Jugendzeit zu sagen hätte. Und am Ende ist doch bei einer jeden Sache das Beste das, was man dabei denkt und fühlt. — Mit gleicher Einfachheit und Klarheit sprach sie auch über andre Gegenstände. Ob sie gleich das Land nie verlassen hatte, so war sie doch nicht unbekannt mit der Welt, und die Art ihrer Bildung, in welcher das Schlichte, Geordnete und Verständige vorherrschend war, legte von der Erziehung, die sie im väterlichen Hause genossen hatte, das vortheilhafteste Zeugniß ab. „Mein erster Freund, sagte sie einstmals zu mir, war mein Vater. Er ist auch mein einziger Lehrer gewesen, bis ich heirathete. Da nahm ihm mein Mann dieses Geschäft ab, der eben so lehrhaft, so freundlich und nachsichtig ist, wie mein seliger Vater war.“ — Auf dieselbe Weise aber, wie

ſie erzogen worden war, erzog ſie jetzt ihre Töchter, anſpruchlos und fromm; und wie ſie ſelbſt das Glück ihres Mannes gemacht hat, ſo ſind auch ihre Töchter die Frauen wackrer Männer, und glückliche Mütter geworden.

So wie uns Frauen bald wohl zuſammen war, ſo auch den Männern. Nach der erſten Begrüßung waren ſie gleich im Geſpräch, und nach kurzer Zeit gingen ſie, wie alte Freunde, Arm in Arm den Garten auf und ab. Wie man oft wahrnimmt, daß Menſchen, die ſich im Innern gleichen, dieſe Aehnlichkeit auch durch ihr Aeußeres ankündigen, ſo war es auch bey dieſen Männern. Beide waren von ſtattlichem Wuchſe, ihr Gang feſt und abgemeſſen, ihre Bewegungen kräftig, aber ohne Heftigkeit, und auf ihren Mienen ruhte, bei aller übrigen Verſchiedenheit der Züge, eine Heiterkeit, die den innern Frieden ihrer Seele verkündigte. Sehr bald wurden ſie mit Freuden inne, wie ſehr ihre Geſinnungen in den weſentlichſten Dingen, in der Anſicht ihres Berufs, der Wichtigkeit ihres Amtes, dem Zweck und Ziel ihrer Lehren, und der gewiſſenhaften Erfüllung ihrer Pflichten zuſammenſtimmten. Beide hatten ſich dieſem Berufe aus inniger Liebe gewidmet, beide fanden in ihm ihr Glück, beide waren endlich in geſittete, fromme Gemeinden eingetreten, deren langbegründete Gewohnheiten ihren Wünſchen wohlwollend entgegenkamen. — Unſre beiderſeitigen Vorfahren, ſagte der Pfarrer von Erbach, waren eine Reihe von Jahren hindurch und bis an ihren Tod

die vertrauteſten Freunde. Auf Einer Schule, auf Einer Univerſität gebildet, hatten ſie dieſelben Lehrer gehabt, und nach Vollendung ihrer Studien traf es ſich, daß ſie, nach einer Trennung von wenigen Jahren, faſt um dieſelbe Zeit in dieſe Nachbargemeinden berufen wurden. Hier ſetzten ſie die vormalige Freundſchaft fort, und indem ſie ſich ihre Erfahrungen und Anſichten mittheilten, erweckten ſie gegenſeitig ihren ſchönen und redlichen Eifer, und genoſſen die ſegenreichen Folgen deſſelben mit gemeinſamer Freude. Ich habe das Glück gehabt, ſetzte er hinzu, dieſe beiden würdigen Männer zu kennen, von ihnen zu lernen, und mich an ihrem Beiſpiel zu ſtärken. Der Eine wurde mein zweiter Vater. Er hat mir ſeine einzige Tochter, ſein Amt, und mit beidem den Wunſch und Vorſatz hinterlaſſen, das, was er begonnen hatte, fortzuſetzen, und die Spuren zu verfolgen, die ich überall auf meinem Wege eingedrückt ſehe. Noch fehlt mir Eines — daß ich auch unter meinen Amtsbrüdern einen Freund finde, wie er hatte. — Indem der Pfarrer ſo ſprach, begegneten ſich die Blicke der beiden Männer und zugleich ihre Hände, und ſich gegenſeitig faſſend, ſagten ſie faſt zu gleicher Zeit: Wenn es Gottes Wille wäre, daß wir das Beiſpiel unſrer Vorfahren erneuerten! — und bei dieſen Worten fielen ſie einander an die Bruſt, und der Bund war geſchloſſen, der eine Reihe von Jahren hindurch bis zu dem Tode meines Mannes, der zuerſt von hinnen ſchied, ohne Wechſel und Wandel beſtanden hat.

Von diesem Tag an lebten wir zusammen als Nachbarn, und wie verschwisterte Familien. Wir besuchten uns, so oft es die Umstände verstatteten, und unterstützten uns gegenseitig in Freud und Leid. Bisweilen tauschten wir unsre Kinder gegen einander aus, und es war uns eine große Freude, unsre Liebe auf jene fortgehn zu sehn. Was jene theuern Freunde an Jahren und Erfahrung vor uns voraus hatten, kam uns zu gut; denn sie theilten uns gern und ohne Zurückhaltung die Schätze ihrer bessern Einsichten mit. Ich habe wohl oft geirrt; daß es aber nicht häufiger geschehn ist, verdanke ich am meisten dem Rath und Beispiel meiner guten Amalie, die mir, so viele Jahre hindurch, wie eine ältere Schwester, oder wie ein treuer Schutzgeist der Liebe und Freundschaft zur Seite gestanden hat.

* * *

Der nächste Besuch, den wir zu machen hatten, war bei dem Special der Diöces. Wie ganz anders hier Alles! Wir hatten auf den Rath unsrer Erbacher Freunde einen Boten vorausgeschickt, und wurden in der aufgeputzten Besuchstube von dem Ehepaare erwartet, dessen äußre Verschiedenheit auffallend war. Er, ein kleiner, wohlbeleibter Mann mit rothen herabhängenden Backen, breitem Munde und struppigen Augenbraunen, unter denen schwarze Augen voll unruhigen Feuers blitzten; sie, lang und mager mit durchdringenden grauen Augen, die sich nah an die scharfkantige, starkgebogene Nase drängten; er, lebhaft und derb; sie, unendlich ceremoniös,

mit einer Anmaßung von vornehmem Weltton, der ſie aus frühern Verhältniſſen — ſie hatte als Kammerjungfer bei einer Hofdame geſtanden — auf das Land begleitet hatte. Sie war die dritte Frau des Specials, und, wie es ſchien, keine milde Stiefmutter. Nachdem wir an dem aufgedeckten, mit Silber und Porzellan überflüſſig ausgeſchmückten Kaffeetiſche Platz genommen hatten, bedienten uns die beiden Töchter der erſten Ehe, blaſſe, ſchüchterne Mädchen, die bei jeder Bewegung ängſtlich nach den Blikken ihrer ernſten Stiefmutter ſchielten. Auch nahmen die Befehle, der Tadel, die Zurechtweiſungen kein Ende, und an jeden Verweis wurden Entſchuldigungen über ſchlechte Bewirthung, bisweilen auch ſtrafende Klagen über verzogne Kinder angeknüpft. Ich hatte herzliches Mitleiden mit den armen Mädchen, die einmal über das andre errötheten, um deſto mehr, da den eignen Kindern der Frau Specialin aller Willen gelaſſen ſchien. Da dieſe unaufhörlich hin und herliefen, die Thüren ſchlugen, bald dieſes, bald jenes von ihrer Mutter forderten, ſich gegenſeitig verklagten, was ihnen beliebte, vom Tiſche nahmen, und, wenn es die Mutter verwehren wollte, mit ihrem Raube davon liefen, ſo konnte ein zuſammenhängendes Geſpräch nicht aufkommen, und ich hatte Zeit auf das zu hören, das der Special mit Sebaſtian führte. Lieber hätte ich auf dieſes nicht gehört. Daß der Mann über die mannichfaltigen Laſten ſeines Amtes klagte, hätte ihm verziehen werden können; aber daß er den geiſtlichen Stand überhaupt als-

den mühſeligſten und freudenloſeſten ſchilderte; daß er ſich vermaß, keiner ſeiner Söhne ſolle geiſtlich ſtudiren; daß er von der Würde ſeines Berufs gar keine Ahndung zu haben ſchien, das empörte mich, und Sebaſtian ſah bei dem unerbaulichen Geſpräche ganz trübſinnig aus. Da dieſer in ſeine allgemeinen Klagen nicht einging, fing er an mit Heftigkeit auf ſeine Gemeinde zu ſchelten, und ſein Loos vornemlich darum zu beklagen, weil er ſeine beſten Kräfte unter einer ſolchen Heerde ſchlechten Volkes vergeuden müſſe. „Und wenn ein Engel vom Himmel käme, ſagte er, und ihnen predigte, ſie hörten ihn doch nicht. Fahr ich ihnen nicht jeden Sonntag mit Gottes Wort auf den Kopf; aber was hilft's? In der Schenke lachen ſie über meine Strafpredigten, und ſpotten über die Hölle, die ich ihnen vormahle; betrügen mich, wo ſie nur können, um den Zehnten, beſtehlen mir den Garten, und verkürzen mich bei den Stolgebühren. Und ſelbſt das Geſinde hilft den Dieben. So unermüdlich meine Frau in der Wirthſchaft iſt — ſie hat, ſo wahr ich lebe, Falkenaugen — und ſo ſtreng ich ſelbſt hinter den Leuten her bin, ſo haben wir doch nie einen Knecht oder eine Magd, die uns nicht etwas veruntreut hätte. Und daß mir nur Eines etwas zu Liebe thäte! Gott bewahre! Alles muß bezahlt, auf den Kopf muß Alles bezahlt werden.“ — So ging es noch eine gute Weile fort, als er hinausgerufen wurde. Wir hörten den Ton einer bittenden Stimme; die Worte ſelbſt konnten wir nicht verſtehn; deſto vernemlicher aber klang die Antwort

des Specials herein: „Nein, nicht einen rothen Heller erlaß ich Euch. — Ja, wenn es betteln gilt, könnt Ihr schon demüthig seyn! Im Wirthshause habt Ihr immer Geld voll auf; aber, wenn etwas auf den Altar gelegt werden, wenn der Priester sein sauer erworbenes, kärgliches Opfer bekommen soll, da sind alle Taschen leer. Mit Einem Worte, Ihr bezahlt, was Eure Schuldigkeit ist, oder Ihr mögt sehn, wer Eure Mutter begräbt.“ —

Mit diesen Worten kehrte er zu uns zurück und warf die Thür hinter sich zu; und wie er einmal im Zorn war, so ergossen sich seine Klagen mit noch größerer Heftigkeit als zuvor. Er beschwor meinen Mann, nie den Bauern zu glauben, wenn sie Etwas erlassen haben wollten; nie einem unzeitigen Mitleiden Gehör zu geben, sondern auf das herkömmliche Recht zu halten, wenn auch nicht um seinet-, doch um der Nachfolger willen. „Ich fürchte, setzte er hinzu, daß Ihr Vorfahr, der es mit seiner Weichmüthigkeit auch zu nichts hat bringen können, die Einkünfte Ihrer Stelle schon ansehnlich heruntergebracht hat.“

Mein Mann war dieser Unterhaltung längst überdrüssig, und da er am wenigsten Lust hatte, den Tadel seines Vorgängers, für den er die größte Verehrung fühlte, anzuhören, brach er schnell auf. Der Abschied war noch kälter als der Empfang; der Mann noch aufgeblasener, die Frau noch vornehmer. Sie mochten glauben, für einen ihnen untergeordneten Pfarrer jetzt genug, ja, zu viel gethan zu haben;

oder ſie mochten uns ihres Wohlwollens unwürdig finden, da weder mein Mann auf die Anſichten ſeines Vorgeſetzten, noch ich auf die umſtändlichen Ceremonien der Frau Specialin eingegangen war. Uns wurde erſt wohl, als wir das Haus im Rücken hatten; aber noch in einiger Ferne hörten wir die gellende Stimme der Specialin, mit einigen Donnerſchlägen der Stimme ihres Mannes gemiſcht, die wahrſcheinlich jetzt an den älteſten Töchtern jedes Verſehn, das ſie in ihrer Bedienung begangen hatten, gemeinſchaftlich mit unerbittlicher Strenge rügten. — —

Die Erfahrungen, die ich bei fortgeſetzter Bekanntſchaft mit den Predigerfamilien unſrer Nachbarſchaft eingeſammelt habe, haben immer mehr die Ueberzeugung in mir befeſtigt, daß die Sitten und Geſinnungen der Landleute mit denen ihrer Prediger auf das engſte zuſammenhängen. Zwar würde es höchſt ungerecht ſeyn, den Prediger für alles Böſe, das in ſeiner Gemeinde geſchieht, verantwortlich zu machen; aber von dem Guten, was in ihr aufblüht, darf er ſich Vieles zurechnen; und auch das Böſe, das nicht geſchieht, iſt meiſt ſein Verdienſt. Ihm iſt das Größte und Wichtigſte anvertraut. Die weltliche Obrigkeit wirkt mehr durch die Furcht; der Geiſtliche hat das Herz der Gemeinde in ſeiner Hand. Nach der gemeinen und herkömmlichen Anſicht hängt die weltliche Ordnung allzu eng mit dem Vortheile der Regierenden zuſammen, und die Forderungen, welche dieſe machen, gehen allzuſehr auf das Irdiſche, als

daß ſie großes Vertrauen einflößen ſollten; daher ſich in dem Hintergrunde der Furcht ganz gewöhnlich eine geheime Neigung zum Widerſtande, oder doch ein Wunſch jene Forderungen umgehen zu können, erzeugt. Die göttliche Ordnung der Welt hingegen, deren Lehrer und Verkündiger der Prediger iſt, hat mit dem Eigennutze nichts gemein, und indem ſie ihre Forderungen nur an das Gemüth richtet, weckt ſie das Gefühl der ſittlichen Freiheit, das Höchſte und Heiligſte, was ein menſchliches Herz bewegen kann. In allen nicht ganz verwilderten Menſchen — und dieſer ſind immer nur wenige — iſt eine Sehnſucht nach dem göttlichen Worte und der Offenbarung deſſelben, die dem Menſchen als ein inneres Licht auf ſeiner irdiſchen Wallfahrt verliehen iſt; und ſie finden ſich gern da ein, wo es ihnen in ſeiner hohen Einfalt mit lebendigem Gefühl und Glauben verkündigt wird. Das Vertrauen der Gemeinde kömmt in den allermeiſten Fällen dem Prediger entgegen; er muß es nur zu erhalten und zu nähren wiſſen. Dieſes geſchieht aber, wenn ſein Leben mit ſeiner Lehre zuſammenſtimmt, wenn er ſeinen Beruf mit Eifer und Treue erfüllt, wenn er kein Opfer ſcheut, das ſeine heiligen Pflichten fordern, wenn er Liebe übt in ſeinem Hauſe und gegen die Seinigen, gegen ſeine Gemeinde und gegen alle Menſchen. Ich weiß wohl, daß es Prediger gibt, welche ſagen: Ich lehre recht; was geht Euch das Uebrige an? — aber dieſe *Geſinnung* iſt eben ſo irrig, als ſie unchriſtlich iſt. *Wenn bei jeder Art des Unterrichts* nicht bloß das

Wort des Lehrers, ſondern ſein ganzes Weſen, ſeine Sitten und ſein Gemüth wirkt, wie ſollte die Eigenthümlichkeit des Lehrers gerade bei dem Unterrichte weniger beachtungswerth ſeyn, der im Gemüthe empfangen, das Gemüth des Zuhörers zum Kampfe ſtärken, und mit dem Saamen guter Thaten erfüllen ſoll? — Der Geiſtliche, deſſen Leben mit ſeiner Lehre im Widerſpruche ſteht, rottet mit der einen Hand aus, was er mit der andern gepflanzt hat. Der Lehrer einer gemeinen Kunſt oder Wiſſenſchaft, welcher gegen die Vorſchriften ſündigt, die er ſeinen Zuhörern und Schülern gibt, wird ohne Zweifel verlacht; der Geiſtliche wird verachtet, und dieſe Verachtung geht nur allzu leicht auf ſeine Lehre über. Wo gäb' es aber eine ſchwerere Schuld, als auf ſolche Weiſe das Ehrwürdigſte herabzuwürdigen? oder wie möchte man ſich wundern, wenn da, wo das Gute freventlich niedergetreten wird, das Unkraut widerlich wuchert? Wie ſoll der Laie die Verſuchung zum Böſen bekämpfen, wenn ihr der Prediger der Enthaltſamkeit unterliegt? Wie ſoll jener den Sinn auf das Unſichtbare richten, wenn ſein Führer dahin nur an dem Irdiſchen haftet, nach Genuſſe geizt, und die Mittel des Genuſſes auf alle Weiſe zuſammenrafft? Der Geiſtliche, der in ſeinem Amte und den Verrichtungen deſſelben nur ein Mittel des Erwerbes ſieht, ſteigt dadurch von ſeiner höhern Stufe in das Gebiet des Handwerkers herab; und wenn er die Gebühr mit Strenge beitreibt, ſo wird dieſe Strenge deſto verhaßter, da er der Prediger der Milde und

Barmherzigkeit iſt. Es iſt alſo auch gar nicht genug, daß ein Prediger die öffentlichen Geſchäfte ſeines Amtes mit Gewiſſenhaftigkeit und Anſtand verrichte; er muß der Freund ſeiner Gemeinde, ihr Rathgeber und Muſter ſeyn; an ihm und ſeinem Thun müſſen ſie erkennen, daß die Gebote der Religion für Menſchen ausführbar ſind, und daß ihre Erfüllung Friede und Freudigkeit ſchafft. Darum ſcheint es auch faſt nothwendig, daß ein Prediger verheirathet ſey. Nicht nur wird der Verheirathete ein größeres Vertrauen genießen, ſondern er wird auch in dem, was die Quelle aller weltlichen Ordnung und die Schule der Tugend iſt, in dem Eheſtande und ſeinen häuslichen Verhältniſſen, Muſter und Beiſpiel ſeyn können. Wo in dem Pfarrhauſe Friede und Eintracht, Mäßigkeit und Ordnung, Wohlwollen und Arbeitſamkeit herrſcht, Jedes das Seinige mit ſtillem Ernſte thut, die Eltern ihre Kinder mit Eifer und Liebe zum Guten führen, die Kinder den Eltern mit Freudigkeit gehorchen — da iſt gar kein Zweifel, daß ſich die guten Ehen in der Gemeinde vermehren, der Eheſtand ſelbſt an Achtung gewinnen, und ſo die häuslichen und bürgerlichen Tugenden gedeihen werden. Mit Recht hat man geſagt, daß die Geiſtlichen das Salz der Erde ſind, und überall wird ſich die Wahrheit dieſes Ausſpruches bewähren, wo ſie, getrieben von dem Geiſt ihres Berufes, die Lehre Chriſti durch Wort und That kund thun. Die Erfüllung dieſes Berufes iſt ſchwer, aber ſie hat ihren Lohn in ſich; und ihr ſchönſter Lohn iſt ohne Zweifel die Wahrneh-

mung des guten Geiſtes und rechtlichen Sinnes einer frommen Gemeinde.

In jedem Stande und jedem Verhältniſſe iſt die Freude an dem Beruf die erſte Bedingung zur Zufriedenheit. Der Geiſtliche kann davon keine Ausnahme machen, ja, er bedarf ihrer mehr, als die meiſten andern, um in der Einſamkeit des Landlebens den Mangel an Anregung und Unterhaltung zu vergeſſen, den der Aufenthalt in den Städten bietet. Die Klage über dieſen Mangel war bei den jüngern Predigern unſrer Bekanntſchaft eine unverſiegliche Quelle der Unzufriedenheit; aber leider kam ſie gar nicht immer aus einem wahren Bedürfniſſe einer beſſern und edlern Unterhaltung, oder aus einem lebendigen Streben nach höherer Bildung; ſondern ſie war bei Einigen die Quelle des Dünkels, der ihnen ihren Wirkungskreis zu unbedeutend vorſtellte; bei Andern der Ausbruch eines ganz gemeinen Verlangens nach den alltäglichſten Zerſtreuungen des ſtädtiſchen Lebens. Dieſe jammernden Verächter des Landlebens waren auch meiſtentheils die ſchlechteſten Seelſorger und die nachläſſigſten in ihrem Beruf. Ein junger Landpfarrer, der uns einſtmals beſuchte, ſagte ganz unverholen, er ſehe ſeine jetzige Stelle wie ein Exil an, und mache ſich ſein Amt, wie eine Sache der Noth, ſo leicht als möglich. Dieſer junge, leichtſinnige Mann hatte ſich frühzeitig verſprochen, und dann, um heirathen zu können, das Amt erſtürmt, das er jetzt mit ſo großer Geringſchätzung behandelte. Seine Frau, die jung und hübſch, aber ganz unge-

bildet, und in dem Genuſſe aller ſtädtiſchen Eitelkeit erwachſen war, haßte das Land noch mehr als ihr Mann, und gab ihre Verachtung der Landleute mit der gröſten Unbeſonnenheit durch ihr Betragen, ihre auffallende Kleidung und ihre Reden kund. Da ſie ſich nicht die geringſte Mühe gab, ihrer Lage gewohnt zu werden, ſondern vielmehr jede Gelegenheit ergriff, ihre thörichte Anhänglichkeit an die Stadt in dem Genuſſe der eitelſten Zerſtreuungen zu nähren, ſo wurde ſie ſelbſt immer unglücklicher, und zog ihrem Manne, der ſich ohne ſie doch wohl in ſeine Lage gefunden hätte, den Haß der Gemeinde zu. So geſchah es denn, daß kleine Anſtöße, die bei einer andern Stimmung mit leichter Mühe hätten weggeräumt werden können, zu öffentlichen Streitigkeiten erwuchſen, gegenſeitige Klagen erhoben, Verdruß von allen Seiten erregt wurde; ſo daß endlich die immer ſteigende Erbitterung eine Verſetzung nach ſich zog, die keine Verbeſſerung war. Unter dieſen Verhältniſſen war auch die Eintracht des Ehepaars und ihr ganzes Hausweſen durchaus zerrüttet worden. Gläubiger ſtürmten das Haus; oft war von Scheidung die Rede; die Kinder verwilderten. Die älteſte Tochter, ein funfzehnjähriges Mädchen, entlief ihren Eltern mit einem liederlichen Burſchen; ein Sohn wurde von der Schule verwieſen und ließ ſich anwerben; zwei andre gaben keine erfreulichern Hoffnungen. Was aus ihnen geworden, iſt mir unbekannt. — Leider aber iſt dieſes Beiſpiel eines verfehlten oder verabſäumten Berufs, und der unſeligen

Folgen, die aus der Gewiſſenloſigkeit entſpringen, keineswegs das einzige, das mir bekannt wurden iſt.

* * *

Die Freude meines Sebaſtian an ſeinem Amte wurde immer lebendiger, je mehr er mit den einzelnen Gliedern ſeiner Gemeinde bekannt wurde. „Ein Lehrer weltlicher Wiſſenſchaft, pflegte er zu ſagen, kann nicht auf die rechte Weiſe lehren, wenn er nicht weiß, was jedem ſeiner Schüler insbeſondere, und ihrer Geſammtheit Noth thut; und ein Prediger des göttlichen Worts wird nur dann recht eindringlich ſprechen können, wenn er die Tugenden und Mängel, die Geſinnungen und Neigungen ſeiner Gemeinde kennt. So wichtig die Predigt und jede öffentliche Amtshandlung iſt, ſo iſt ſie doch gar nicht das Einzige, worauf ſich ein gewiſſenhafter Prediger beſchränken darf. Er muß der Freund ſeiner Gemeinde ſeyn; er muß rathen, warnen, tröſten, ermuntern und abſchrecken, nicht bloß von der Kanzel herab — welcher die Beziehung auf das Einzelne fremd bleiben muß — auch nicht im Beichtſtuhl allein, der doch nur durch die Kenntniß der Eigenthümlichkeiten eines Jeden wahrhaft nützlich werden kann, oder endlich am Krankenbette, ſondern bei jeder ſchicklichen Gelegenheit. Es gibt wenige Menſchen, die nicht das Bedürfniß der Mittheilung fühlen; den Meiſten iſt es erfreulich über Gegenſtände der Religion zu ſprechen; Alle leihen dem, der ihnen verſtändige und milde Belehrung bietet, willig ihr Ohr. Und dieſe Belehrung wirkt eben, weil ſie zufällig iſt, und

an die eigenthümlichſten Verhältniſſe geknüpft wird, weit kräftiger und ſchlägt tiefere Wurzeln, als die öffentliche bei ihrer größern Allgemeinheit thun kann. Der Landmann, der in dem gewöhnlichen Gange ſeines Lebens wenige Anreizungen zum Nachdenken hat, da die Gewohnheit bei weitem das Meiſte in ſeinem Thun beſtimmt, findet doch auch, ſo gut wie Andre, Freude daran, wenn es Einmal geweckt und auf Gegenſtände, die in dem Kreiſe ſeiner Faſſung liegen, gerichtet iſt. Was kann es aber für ein heiligeres Geſchäft geben, als den Menſchen aus ſeiner dumpfen Beſchränktheit zu ziehn, ihn zu veranlaſſen, daß er ſein Haupt über die Scholle erhebe, und das, was ihm nah liegt, mit Verſtand betrachte? Und wem liegt wohl dieſes Geſchäft mehr ob, als dem Seelſorger, dem der Schullehrer die noch zarten Gemüther überliefert, um ſie weiter hinaufzubilden zur Uebung ihrer Vernunft, die nicht das Eigenthum einzelner Menſchen, nicht der Vorzug dieſes oder jenes Standes, ſondern als ein Allgemeingut der Menſchheit überall der ſorgfältigſten und gewiſſenhafteſten Pflege würdig iſt.“

Indem nun Sebaſtian ſeinem Berufe dieſe Ausdehnung gab, und dann jede freie Stunde dem Leſen und Studiren widmete, fühlte er nichts von dem Drucke der Langenweile, über die ſo viele ſeiner Amtsbrüder klagten, und die Mannichfaltigkeit der nothwendigen und freigewählten Geſchäfte erhob ihn über das Bedürfniß andrer Zerſtreuungen. „Die Menſchen, ſagte er bisweilen, klagen unaufhörlich

über die Kürze der Zeit, und betrüben ſich, daß ihnen das Leben ſo kärglich zugemeſſen iſt, und doch ſcheinen ſie keine Kunſt mit größerm Eifer zu treiben, als die Kunſt ihre Zeit zu verlieren. Sie iſt auch in der That für den, der ſie nicht zu brauchen weiß, eine unerträgliche Bürde, und eine unermeßliche Menge von Thorheiten, ja, auch Böſes und Verruchtes, entſpringt aus der Begierde, dieſe Bürde los zu werden. Der Geiſt des Menſchen kann ſich nicht immer auf gleiche Weiſe anſtrengen; aber mit einiger Ueberlegung findet man leicht eine Einrichtung, die durch Mannichfaltigkeit und Wechſel der Ermüdung vorzukommen weiß. Wer Luſt an der Arbeit hat, dem wird ſie nie zu ſchwer; die Luſt aber erwächſt aus dem Erfolge, mit dem man das Schwere belohnt ſieht.“

Dieſe Bemerkung hatte Sebaſtian aus der Tiefe ſeiner Erfahrung geſchöpft. Der leichte Verkehr mit verſchiedenartigen Menſchen lag nicht in ſeiner Natur. Eine natürliche Schüchternheit drängte ihn in ſich ſelbſt zurück; und da ſeine Neigung auf ſtilles und einſames Nachdenken gerichtet war, und er hierinne den allergrößten Genuß fand, ſo hätte er für ſeine Perſon jenen Verkehr lieber vermieden als aufgeſucht. Aber die Erkenntniß des Nützlichen und Zweckmäßigen, und das fromme Verlangen, der erkannten Pflicht auf alle Weiſe Genüge zu thun, lehrte ihn ſeine Natur zu bekämpfen und Allen Alles zu ſeyn. Er geſtand, daß ihm die erſten Verſuche ſchwerer geworden, als irgend ein anderer Theil ſeines

die in der Stadt; aber Sebaſtian ſelbſt wurde nicht ſtolz, ſondern blieb ſich gleich. Und ohne Zweifel war das, was die Fremden an ihm bewunderten und liebten, vornemlich die anſpruchloſe Einfachheit ſeiner Rede, ihre Angemeſſenheit und der tiefe fromme Sinn, der ſie durchdrang und belebte. Ich möchte ſagen, ſeine Rede ſey im Einklang geweſen mit den Umgebungen des Ortes und dem geſitteten, wohlgeordneten Weſen ſeiner Bewohner, ſo daß das Ganze auf das Gemüth der Städter wie ein ländliches Gedicht wirken mochte. So entſtand bei Manchem der Wunſch, Sebaſtians Gaben für die Stadt zu gewinnen; und als dort eine der einträglichſten Stellen erledigt wurde, faßte man den Beſchluß, ſie ihm anzutragen. Die Nachricht von dieſem Antrage erhielt er gerade an dem zehnten Jahrstage ſeiner Anſtellung in Mainau, der auch wieder ein Sonntag war, eben da er ſich anſchickte in die Kirche zu gehn. Ich war wie gewöhnlich mit den Kindern voraus, und wußte von nichts. Sebaſtian predigte über die Worte: „Laſſet uns nicht lieben mit Worten, noch mit der Zunge, ſondern mit der That und der Wahrheit.“ — mit einer Innigkeit und Andacht, die mir, wie vielen ſeiner Zuhörer, Thränen entlockte, und ſo wie er ſich dem Schluſſe näherte, ſchien ſich die Bewegung ſeines Herzens zu mehren. Zuletzt erwähnte er auch den Tag ſeiner Einführung, dankte Gott für die Segnungen, die er in ſeinem Amte erfahren, für das Wohlwollen ſeiner Gemeinde, und für die Freudigkeit, die er bei ihrer Eintracht fühle; und ſchloß

endlich ſein Gebet mit der Bitte um die Dauer ſo großer Güter. So wie er, betete die ganze Gemeinde; und nicht leicht iſt wohl ein frommer Wunſch mit größerer Einſtimmigkeit vor dem Thron der ewigen Liebe niedergelegt worden.

Als Sebaſtian von der Kanzel herabſtieg, erhob ſich die ganze Gemeinde, wie auf eine Verabredung, und in allen Mienen glänzten die Zeichen des Wohlwollens, der Dankbarkeit und Freude. Nach geendigtem Gottesdienſte näherten ſich ihm an der Thür auf dem Kirchhofe die älteſten Männer der Gemeinde, und wünſchten ihm zur Jahresfeier dieſes Tages Glück. „Meine Tage ſind gezählt, ſagte der Wortführer, ein Mann von ehrwürdigem Anſehn und weißem Haupte, und ich werde bald zu meinen Vätern verſammelt werden. Aber ich ſterbe mit Freudigkeit, da ich weiß, daß nach meinem Tode die Meinigen ſich der Leitung eines guten und frommen Hirten zu erfreuen haben. Gott erhalte Sie unſerer Gemeinde noch viele Jahre, und wenn er Sie einſt auch dahin abruft, wohin wir Alle zu gehen hoffen, ſo geb' er Ihnen einen Nachfolger, dem unſre Kinder und Enkel eben ſo viel Vertrauen und Liebe ſchenken können, als wir Ihnen."

Sebaſtian war ſehr gerührt; ich war es nicht weniger; und als wir nach Hauſe kamen, ergoſſen ſich unſre Herzen, wie von ſelbſt, in Dank zu Gott für alle das Gute, das er uns in dieſen zehn Jahren ſo reichlich erwieſen hatte. Wir gingen Alles von dem erſten Tage an durch, und immer fiel bald dem

Einen, bald dem Andern etwas Neues ein, das wir in Rechnung zu bringen hatten. Die Annehmlichkeiten unſres Aufenthaltes, unſre ſtille reinliche Wohnung mit den herrlichen alten Bäumen umher, die ſorgenfreie Lage, in der wir uns befanden, die Geſundheit, der wir genoſſen, und die Freunde, die wir in unſrer Nachbarſchaft gefunden hatten — nichts von Allen dem wurde vergeſſen; aber am meiſten beſchäftigte uns doch die Erinnerung an die zahlreichen Beweiſe der Liebe, die wir von unſern guten Mainauern erhalten hatten. — Ich liebe ſie auch, wie die Meinigen, ſagte Sebaſtian. Sie ſind mir Väter und Mütter, Brüder und Schweſtern. Gott erhalte und befeſtige mir dieſes Band der Eintracht! — Ich ſagte Amen dazu. — Und als wir eine Weile ſo geſprochen hatten, reichte er mir den Brief aus der Stadt. Während ich dieſen nun ſchnell überlas, waren ſeine Blicke auf mich geheftet, und ſchienen mich, als ich ihm das zuſammengefaltete Blatt zurückgab, um meine Meinung zu fragen. — Ei, ſagte ich lächelnd, das iſt ja ein recht ſchöner und ehrenvoller Antrag, bei dem Du Dich nicht bedenken wirſt. — Allerdings nicht, antwortete Sebaſtian, der den Sinn meiner Worte ſogleich verſtand; auch hab' ich mich nicht bedacht, ſondern meinen Entſchluß ſogleich gefaßt. — Ich reichte ihm freudig die Hand und ſagte: Wir bleiben? — Ohne Zweifel, antwortete er. Könnt' ich anders? Und iſt nicht der Umſtand, daß mir der Antrag gerade heute an meinem Jahrestage kommen mußte, Fingerzeigs genug? —

Mit dieſen Worten war die Sache abgethan. Sebaſtian antwortete ohne Verzug, dankte für das bewieſene Vertrauen, und führte Gründe an, die ihn beſtimmten den Antrag abzulehnen. In Mainau erfuhr Niemand etwas davon. Die Beſuche der Städter aber wurden von dieſer Zeit an immer zahlreicher, und es verging ſelten ein Sonntag, wo nicht Einige kamen, bloß um dem Gottesdienſte beizuwohnen. Auch aus den benachbarten Dörfern fanden ſich oft Zuhörer ein, und ſuchten die Lehre meines Mannes um deſto eifriger, je mehr ſie von ihren eignen Seelſorgern vernachläſſigt wurden. Sebaſtian konnte ſie nicht wegweiſen; wenn aber, wie es oft geſchah, Einer oder der Andre nach dem Gottesdienſte zu ihm kam, und ihn über geiſtliche Dinge befragte, wieß er ſie immer zuerſt an ihren eignen Prediger, und ermahnte ſie, durch das Wegbleiben aus ihrer Kirche keinen Anſtoß oder Veranlaſſung zum Unfrieden zu geben. Ihre Antworten kamen dann immer auf daſſelbe hinaus. Wie könnte denn, ſagten ſie, unſer Wegbleiben Anſtoß geben, da ja der Pfarrer ſo ſelten als möglich in die Kirche kömmt, die Predigt meiſt durch ſeinen Informator oder durch Studenten aus der Stadt beſorgen läßt, die dann Wochen lang bei ihm bleiben, mit ihm in der Karte ſpielen, auf die Jagd gehn und die Mädchen necken? — Und was den Unfrieden betrifft, an den ſind wir leider gewöhnt; und da wir ausgeſchmält werden, wir mögen thun, was wir wollen, ſo fragt Niemand darnach. Darum bleiben Viele zu Hauſe; die aber,

welchen nach Erbauung verlangt, müſſen ſie ja wohl in andern Kirchen ſuchen.

Sebaſtian war oft über dieſe Bemerkungen ſehr niedergeſchlagen. Die Vernachläſſigung ſo mancher Gemeinde ſchmerzte ihn; und wenn es ihm auf der einen Seite erfreulich war, die Sehnſucht Einiger nach Erbauung zu befriedigen, ſo konnte er ſich doch nicht über die Urſache beruhigen, die ſo viele fremde Zuhörer in ſeine Kirche trieb. An Folgen, die dieſes für ihn haben könnte, dachte er nicht. Aber ſie blieben nicht aus. Die Mißgunſt erwachte vornemlich in der Zeit, wo man in der Stadt an meinen Mann gedacht, und ihm eine Stelle angetragen hatte, auf welche der Special ſchon ſeit geraumer Zeit ein Aug geworfen hatte; und da unglücklicher Weiſe gerade die Pfarrkinder dieſes Mannes ſich häufig in der Kirche zu Mainau einfanden, und laut die Erbauung, die ſie hier fänden, rühmten, ſo wurde hierdurch ſein Zorn faſt jeden Sonntag genährt. Dieſer Zorn brach zuerſt öffentlich bei einem amtlichen Kirchenbeſuche aus, wo er meinem Manne vorwarf, daß er die reine Lehre vernachläſſige und verfälſche, ſich nicht an die Vorſchriften der ſymboliſchen Bücher und der Concordienformel halte, ja, daß er dem Pietismus öffentlich und heimlich auf alle Weiſe Vorſchub thue. Da nun mein Mann mit Beſcheidenheit antwortete, daß er die Lehre Chriſti predige, wie er ſie in den heiligen Büchern fände, und bei ſeiner Gemeinde wahre Frömmigkeit nach Kräften befördere, ohne ſich um Sectennamen zu bekümmern; wie er denn auch

keiner Secte angehöre, ſondern ſich rühme ein Chriſt zu ſeyn — da brachte dieſe Ruhe den zornmüthigen Mann noch mehr in Harniſch, und er erklärte, daß er als ein Vorſteher der Kirche die Verpflichtung auf ſich habe, die Heuchler zu entlarven, und die heilloſen Separatiſten zu Paaren zu treiben. — Dieſe unbeſonnenen Aeußerungen brachten eine ganz andre als die beabſichtigte Wirkung hervor. Niemand hörte ſie ohne Unwillen an; und da das Murren, das ſich von mehrern Seiten hören ließ, dem Special nicht entging, gerieth er ſo außer ſich, daß er die Kirche mit der Drohung verließ, ſein Haupt nicht ruhig niederzulegen, bis er dieſes Neſt von Herrenhutern zerſtört, und die Verirrten wieder in den allgemeinen Schaafſtall zurückgeführt hätte. —

In der That zögerte er nicht lange dieſe Drohung in's Werk zu ſetzen. Die Beſchuldigungen, die er in frühern Berichten nur angedeutet hatte, wurden jetzt deutlich ausgeſprochen, und durch Scheingründe aller Art unterſtützt. Jetzt kam an den Tag, daß man ſeit einiger Zeit Laurer abgeſchickt hatte, welche einzelne Stellen aus Sebaſtians Predigten nachgeſchrieben, ihre eignen Ausdeutungen eingemiſcht, und Sätze, welche weit aus einander lagen, in eine willkührliche, ihren Sinn gänzlich entſtellende Verbindung gebracht hatten. Durch dieſes Verfahren, mit dem es ſo leicht iſt ſelbſt die Rechtgläubigkeit der Bibel zu Grunde zu richten, hatten ſie eine lange Litanei von Ketzereien zuſammengebracht, durch die ſie jetzt einen Theil ihrer Anklage mit deſto größerer

Dreistigkeit unterstützten, da sie der Meinung waren, daß mein Mann aus dem Stegreife predige, und seine Ankläger der Lüge nicht überführen könne. Dem Verzeichnisse von Ketzereien war eine zweite Klage angehängt, daß er die Lehre seiner Amtsbrüder herabwürdige, sie bei ihren Gemeinden verächtlich und lächerlich mache, und durch allerlei falsche Vorspiegelungen ihre Pfarrkinder von ihnen weg, zu sich herüberlocke. Endlich beschuldigten sie ihn, daß er nach herrenhuterischer Weise geheime Zusammenkünfte halte, und in diesen seine Irrlehren vortrage. Auch dieser Klage wußten sie einen Anstrich von Wahrheit zu geben. Die Sache war aber die, daß Sebastian die aus der Schule entlassenen Kinder nach einige Jahre nachher zu bestimmten Zeiten bald bei sich, bald in der Kirche, bald auch im Freien versammelte, und über Gegenstände der Religion mit ihnen Unterredungen pflog, zu denen sich denn auch, weil sie belehrend und erbaulich waren, die Eltern gar häufig einfanden. Endlich mußte auch eine Singschule, die Sebastian gestiftet hatte, und von der ich sogleich sprechen werde, jener Anklage zur Unterstützung dienen.

Anfänglich schienen die Bemühungen der Ankläger den erwünschtesten Erfolg zu haben. Es war Alles mit so großer Keckheit behauptet; die Beweise mit so großer Ausführlichkeit entwickelt; der Schein pflichtgemäßer Anzeige einer auffallenden Ungebühr war so künstlich erhalten, daß das Consistorium unverzüglich eine Untersuchung beschloß. Hier ist es

nur eben ſo ſchwer, den ſtillen Schmerz, den Sebaſtian bei dieſem Verfahren ſeiner Amtsbrüder empfand, als die Ergebung und Sanftmuth zu beſchreiben, mit der er dieſe Prüfung ertrug. Nachdem er — was der Abſicht ſeiner Gegner zuwider war — die vollſtändige Mittheilung aller gegen ihn erhobenen Klagen erhalten hatte, widerlegte er ſie Wort für Wort mit der größten Ruhe, zeigte die Verunſtaltung ſeiner Lehre durch Aushändigung ſeiner Concepte, in denen die mißgedeuteten Stellen bald mit andern Worten, bald in einer andern Verbindung ſtanden, und bot ſo viele Zeugen ſeiner Unſchuld an, als ſeine Gemeinde Glieder zählte. Dieſe Antwort, mit der Bündigkeit ihrer Gründe, und dem ſichern, ſelbſtbewußten, beſcheidenen Tone, in welchem ſie abgefaßt war, verfehlte ihre Wirkung nicht; und da ſich die geiſtliche Behörde im Stillen durch zuverläſſige Leute nach Allem erkundigte, und über den Zuſtand der Gemeinde von Mainau und das Betragen meines Mannes vollkommen befriedigende Nachrichten erhielt, ſo wurde die Unterſuchung auf die oben ſchon erwähnte Weiſe niedergeſchlagen, und der Special nur durch den beſondern Schutz vornehmer Gönner von dem ihm zugedachten Verweiſe befreit. Sein Groll wurde dadurch nicht vermindert. Für Sebaſtian aber war es genug, daß er in ſeiner Amtsführung nicht weiter beunruhigt wurde. —

Eine Sache, welche viele Zuhörer in die Kirche von Mainau zog, war die Einrichtung, die er dem Kirchengeſange gegeben hatte. Auch darüber will

ich einige Worte ſagen. Mit Recht behauptete wohl Sebaſtian, daß gewöhnlich die groſse Kraft, die in dem Geſange geiſtlicher Lieder liege, gar zu wenig beachtet werde, da doch aus der Geſchichte der Kirchenverbeſſerung hinlänglich bekannt ſey, wie viel dieſe dem Geſange zu danken habe. In den grauſamſten Verfolgungen, die über die Anhänger und Freunde der reinen Lehre verhängt wurden, traten dieſe mit ihrem Pſalmbuche, unter Abſingung geiſtlicher Lieder, muthig ihren ungerechten Richtern entgegen, und gingen freudig in den Tod; und jede andre Entbehrung ertrugen ſie leichter, als den Verluſt ihrer Liederbücher. Nicht genug kann auch der heilige Auguſtinus in ſeinen Bekenntniſſen die Rührung preiſen, die er bei dem Abſingen der Hymnen fühlte; und er ſagt ausdrücklich, daß, während jene rührenden Töne ſeine Ohren erfüllten, die göttliche Wahrheit mächtiger in ſein Herz ſtrömte und es der Frömmigkeit empfänglicher mache. Mit recht inniger Freude, ſetzte Sebaſtian hinzu, denke er an den Eindruck, den einſtmals der ſanfte wohlgeordnete Geſang einer herrenhutiſchen Gemeinde beim Auferſtehungsfeſte auf ihn gemacht, ob er gleich habe beklagen müſſen, daß Inhalt und Worte der Lieder ihm ſo wenig hätten zuſagen können; wie viel ſtärker müßte alſo in unſern Kirchen die Wirkung unſerer ſinn- und geiſtvollen Lieder ſeyn, wenn ſie durch einen ſolchen Geſang gehoben und veredelt würden. — Wie nun ein Gedanke, den er für gut erkannte, ihm keine Ruhe ließ, bis er zur Ausführung gebracht

war, so legte er auch hier rüstig die Hand an das Werk, und begann die Verbesserung des Kirchengesanges, wie es nicht anders seyn konnte, mit dem jüngern Geschlecht. Selbst der Musik kundig, wählte er die besten männlichen Stimmen aus, und übte sie mit Hülfe des Schulmeisters ein; ich that dasselbe mit den weiblichen; und da wir nichts weiter erreichen wollten, als reine Intonation in dem einfachen Kirchengesang, so hatten wir bald einen recht artigen Chor zusammen, der ein Kirchenlied rein und angenehm vorzutragen wußte. Noch jetzt denke ich mit Rührung an den Eindruck, den dieser ungewohnte Gesang bei einer Beerdigung hervorbrachte, wo unser Chor zum Erstenmal öffentlich auftrat, ob er gleich nichts anders sang, als was man bei solchen Gelegenheiten zu hören gewöhnt war. Es kam nun bald dahin, daß auch manche der Eltern unsern Singübungen beiwohnten, die immer in den Feierstunden gehalten wurden, und es kamen mehr gute Stimmen zum Vorschein, als wir hätten erwarten können. Die Neigung zur Musik vermehrte sich, und auch bei denen, welche keine natürliche Anlagen dazu hatten, entwickelte sich doch ein richtiger Sinn für musikalischen Vortrag, so daß allmählig alles störende und unharmonische aus dem Gesange der Mainauer Gemeinde verschwand. Dieses war das Werk weniger Jahre; und nachdem die ersten Schwierigkeiten überwunden waren, so war die Mühe fast für nichts zu rechnen. Auch auf die Sitten wirkten diese Uebungen günstig ein. Denn schon das war für Gewinn

zu rechnen, daß sie dem dumpfen Müssiggange einige Stunden entzogen, und von rohern Zeitvertreiben entwöhnten. Die höhern Gefühle aber, die dieser veredelte Gesang in ihnen geweckt hatte, tönten noch lange in ihrem Innern fort, begleiteten sie zur Arbeit, und riefen oft ganz zufällig, eben zur rechten Zeit die von den Tönen beseelten frommen Worte in ihr Gedächtniß zurück.

* * *

Ich kann nun wieder zu meinen häuslichen Verhältnissen zurückkehren.

Nie werde ich den Tag vergessen, wo ich zum Erstenmale die Gewißheit bekam, daß ich Mutter werden würde. Schon während des Schlafes hatte sich eine frohe Unruhe meiner bemächtigt; ich hatte Vielerlei mit ungewöhnlicher Klarheit geträumt, und wachte sehr früh mit dem dämmernden Morgen auf. Sebastian lag noch in süßem Schlummer; sein Gesicht war aufwärts gerichtet; er athmete leise und ruhig. Mit großer Bewegung beugte ich mich über ihn, und konnte mich nicht satt sehn an der offnen, edeln, frohen Gestalt, die mir wie ein Spiegel der Unschuld und des guten Gewissens erschien. Es war mir, als ob ich das noch nie so erkannt hätte; ich liebte ihn in diesem Augenblicke noch inniger als sonst, und indem ich so über ihm hing, konnte ich nichts anders denken, als „Du guter, lieber und frommer Mensch, wie groß wird erst Deine Freude seyn, wenn Du hörst, was mich so glücklich macht!“ — Indem ich nun so dachte, und mein Herz in froher,

dankbarer Rührung zerfloß, fiel eine Thräne von meinen Wimpern auf ſeine Stirn. Er ſchlug die großen, braunen Augen auf, und als er mich erblickte, warf er ſeine Arme um meinen Nacken und ſagte: Was haſt Du, Liebe? — Ich erröthete und ſchwieg, und ſah ihn wieder recht ſelig an. — Da ſagte er: „So eben träumte ich, daß ich in den Garten träte, um Dich zu ſuchen, und Du ſaßeſt unter dem Fliederbaume und hielteſt ein blondlockiges Kind auf dem Schooße, und das Kind ſtreckte die Arme nach mir aus und lächelte mich an. In der Freude darüber wacht' ich auf. — Da erröthet' ich noch mehr; mein Herz ſchlug von heftiger Rührung, und meine Thränen ergoſſen ſich unaufhaltſam. Ich konnte nichts ſagen als die Worte: O du lieber, wahrhafter Prophet! — Sebaſtian verſtand mich; er erkannte, daß er wahr geträumt hatte, und meine Seligkeit wurde nun noch größer durch die ſeinige.

Unter den vielen ſchönen Tagen meiner Ehe war dieſer einer der ſchönſten. Die Sonne ging rein und herrlich auf, und das Erſte, was wir hörten, war die Nachricht von der glücklichen Niederkunft einer lieben Nachbarin, die jetzt zum Erſtenmale in's Kindbett kam, und dieſer Zeit mit großer Unruhe und Bangigkeit entgegengeſehn hatte. Ich ſah das als eine glückliche Vorbedeutung an; und ich konnte auch an Sebaſtian merken, daß er ſich dieſer Nachricht in derſelben Beziehung mehr als gewöhnlich freute. Seine Blicke fielen an dieſem Tage noch öftrer auf mich als ſonſt, und ſie kamen mir noch freundlicher

vor; die meinigen aber hingen unverwandt an seinem Gesicht, und meine Augen füllten sich mit Thränen, wenn sie den seinigen begegneten. Sprechen konnten wir nicht viel; die Worte und Töne schwellten den Strom der Rührung zu hoch; und so waren wir denn beide still vergnügt in Gott. Alle meine Gedanken wurden zum Gebet; der Worte bedurfte es nicht.

An demselben Tage besuchte ich die Nachbarin, die in der Nacht des Kindes genesen war, und als ich ihr Glück wünschte, sagte sie: „Die Freude, die man hat, so ein Kind neben sich in der Wiege zu sehn, begreift Niemand.“ — Der Vater, der nicht von dem Bette wich, und das Entzücken der ersten Vaterfreude auf dem Gesichte trug, nahm das schlafende Kind aus der Wiege, legte es in meine Arme und sagte: Gott bescheere Ihnen auch ein solches Glück. Und wie er dieß sagte, schlug das Kind die Augen auf ohne zu weinen. Das war denn wieder ein gutes Zeichen, und ich eignete es mir dankbar an. Wie nun das Kind so still auf meinen Armen lag, und Vater und Mutter mit hellen freudigen Blicken nach ihm hinsahen, sagte ich, an das denkend, das sich unter meinem Herzen regte: „Du liebes Kind, möge dir doch Gott ein recht unschuldiges und seliges Leben geben, und Du Deine Eltern immer so erfreuen, wie heute!“ Da sagten beide Eltern Amen! und die Mutter streckte ihre Arme nach dem Kinde aus, drückte es an ihre Brust, herzte es und sagte: Man ist mit so einem Kinde

doch ein ganz andrer Mensch! Wir hatten uns gewiß recht lieb, mein Martin und ich, aber jetzt wir das Kind haben, sind wir einander doch noch viel lieber. Um den Segen nähme ich die Welt nicht.

Die glückliche Mutter sprach mein eignes Gefühl aus, und ich wurde jetzt meiner Hoffnung noch froher als vorher. Als ich nach Hause zurück kam, erzählte ich meinem Sebastian Alles wieder, und wir beschlossen den Tag, wie wir ihn begonnen hatten. An dem Abend aber wurde auch das ganze Dorf froh gemacht. Denn da nach langer Hitze das Feld schmachtete, und die Bäche fast vertrocknet waren, zogen am Abend Wolken auf, und gossen die Nacht hindurch reichlichen Regen auf das Land; und der Morgen ging heiter über erquickte Wiesen hin, und besah sich in dem rauschenden Wasser, und richtete die welken Saaten auf. Und das sah ich wiederum für ein günstiges Zeichen an.

Dieß geschah im zehnten Monat nach unserm Einzug in Mainau. Fünf Monate später brachte ich meinen Andreas zur Welt.

* * *

Die stille Freudigkeit des Tages, welchen ich eben beschrieben habe, erhielt sich einige Monate hindurch; als aber die schlechte Jahrszeit kam — sie fiel diesesmal früher ein — und mit ihr die Zeit meiner Entbindung näher rückte, versank ich allmählig, ich weiß nicht wie, in eine Schwermuth, die ich umsonst zu bekämpfen suchte. Ich war nicht eben traurig; aber auch froh war ich nicht, und ich wünsche

sagen, es sey die Last der Hoffnung und Freude gewesen, unter der ich erlag. Doch war es das nicht allein. Die Möglichkeit eines unglücklichen Ausganges war mir vor die Seele getreten; und unabläßig drängte sich mir der Gedanke auf, daß vielleicht der ersehnte Augenblick, von dem ich mir die größte Freude verspräche, der Anfang einer großen und schmerzlichen Trauer werden könnte. Oft wenn ich in der Stube meines Mannes am Fenster saß, fielen meine Blicke auf den Grabhügel einer Wöchnerin, die mit dem Kinde, das sie geboren hatte, im Arm, unter der Erde schlummerte, und die Erinnerung an jene andre, die eben bei meinem ersten Besuche in Mainau begraben worden war, wollte mir jetzt wie eine Vorbedeutung meines eignen Schicksals erscheinen. Ungewiß, ob ich diesen Gedanken bekämpfen dürfte, der mir ja vielleicht von Gott zur Warnung gesendet worden, suchte ich ihn doch auf alle Weise vor meinem Manne zu verbergen, um nicht in dem treusten Herzen Ahndungen aufzuwecken, die unnützer Weise seinen Frieden stören, und seine frohen Hoffnungen trüben möchten. So lange er in meiner Nähe war, hatte ich auch wohl Muth genug; aber wenn ihn seine Geschäfte von mir riefen, und ich allein in dem stillen Stübchen saß, und gar nicht Herr werden konnte über den Gedanken, daß der Arme vielleicht in wenigen Monaten auch so allein hier sitzen, und mit feuchten Augen auf dem Gottesacker ein frisches Grab, unter ihm ein liebendes, nun in Staub zerfallendes Herz suchen werde — da

ſchwoll mir die Bruſt vor unendlichem Jammer, ich brach in Ströme von Thränen aus, und beweinte zum Voraus die Verlaſſenheit und Trauer des geliebten Mannes. „Ach, dachte ich, er hat ja dann nichts mehr auf Erden als die Dornen der Erinnerung an Tage, die nicht mehr ſind, und niemals wieder kommen; nichts als den Jammer über getäuſchte Hoffnung, und ſtatt der ſo ſelig gedachten Zukunft nur die Oede der Einſamkeit. — Was kann denn dem Menſchen bleiben, der einmal in ſeinem Leben recht geliebt hat, und dem nun der Tod dieſe Liebe erbarmungslos aus den Armen reißt? Was anders als auch der Tod? Aber bis dieſer kömmt, und ſein blutendes Herz zuſammendrückt, und ſo die klaffende Wunde ſchließt, muß er nicht ſein verdunkeltes ödes Leben ertragen, und allen den Schmerz der um und um wunden Bruſt?“

Wenn ſich der Geiſt des Menſchen einmal unbeſtimmten Ahndungen hingibt, und in Trübſinn verſenkt, ſo iſt er unermüdlich im Auffinden deſſen, was dieſen Trübſinn nährt. Die Beſorgniſſe, die mich bekümmerten, gingen wohl ganz natürlich aus meiner Lage hervor; aber da ich einmal meine Blicke auf eine dunkle Zukunft gerichtet hatte, ſo ſtiegen aus dieſer Finſterniß die mannigfaltigſten Geſpenſter auf, die von ganz andrer Art waren, und mich nicht weniger quälten. Selbſt die tiefe und innige Liebe, mit der ich an meinem Manne hing, wurde mir ein Gegenſtand der Furcht. Ich fing an mir Bedenken zu machen, daß ich jetzt, wo

sagen, es sey die Last der Hoffnung und Freude gewesen, unter der ich erlag. Doch war es das nicht allein. Die Möglichkeit eines unglücklichen Ausganges war mir vor die Seele getreten; und unablässig drängte sich mir der Gedanke auf, daß vielleicht der ersehnte Augenblick, von dem ich mir die größte Freude verspräche, der Anfang einer großen und schmerzlichen Trauer werden könnte. Oft wenn ich in der Stube meines Mannes am Fenster saß, fielen meine Blicke auf den Grabhügel einer Wöchnerin, die mit dem Kinde, das sie geboren hatte, im Arm, unter der Erde schlummerte, und die Erinnerung an jene andre, die eben bei meinem ersten Besuche in Mainau begraben worden war, wollte mir jetzt wie eine Vorbedeutung meines eignen Schicksals erscheinen. Ungewiß, ob ich diesen Gedanken bekämpfen dürfte, der mir ja vielleicht von Gott zur Warnung gesendet worden, suchte ich ihn doch auf alle Weise vor meinem Manne zu verbergen, um nicht in dem treusten Herzen Ahndungen aufzuwecken, die unnützer Weise seinen Frieden stören, und seine frohen Hoffnungen trüben möchten. So lange er in meiner Nähe war, hatte ich auch wohl Muth genug; aber wenn ihn seine Geschäfte von mir riefen, und ich allein in dem stillen Stübchen saß, und gar nicht Herr werden konnte über den Gedanken, daß der Arme vielleicht in wenigen Monaten auch so allein hier sitzen, und mit feuchten Augen auf dem Gottesacker ein frisches Grab, unter ihm ein liebendes, nun in Staub zerfallendes Herz suchen werde — da

ſchwoll mir die Bruſt vor unendlichem Jammer, ich brach in Ströme von Thränen aus, und beweinte zum Voraus die Verlaſſenheit und Trauer des geliebten Mannes. „Ach, dachte ich, er hat ja dann nichts mehr auf Erden als die Dornen der Erinnerung an Tage, die nicht mehr ſind, und niemals wieder kommen; nichts als den Jammer über getäuſchte Hoffnung, und ſtatt der ſo ſelig gedachten Zukunft nur die Oede der Einſamkeit. — Was kann denn dem Menſchen bleiben, der einmal in ſeinem Leben recht geliebt hat, und dem nun der Tod dieſe Liebe erbarmungslos aus den Armen reißt? Was anders als auch der Tod? Aber bis dieſer kömmt, und ſein blutendes Herz zuſammendrückt, und ſo die klaffende Wunde ſchließt, muß er nicht ſein verdunkeltes ödes Leben ertragen, und allen den Schmerz der um und um wunden Bruſt?“

Wenn ſich der Geiſt des Menſchen einmal unbeſtimmten Ahndungen hingibt, und in Trübſinn verſenkt, ſo iſt er unermüdlich im Aufſinden deſſen, was dieſen Trübſinn nährt. Die Beſorgniſſe, die mich bekümmerten, gingen wohl ganz natürlich aus meiner Lage hervor; aber da ich einmal meine Blicke auf eine dunkle Zukunft gerichtet hatte, ſo ſtiegen aus dieſer Finſterniß die mannigfaltigſten Geſpenſter auf, die von ganz andrer Art waren, und mich nicht weniger quälten. Selbſt die tiefe und innige Liebe, mit der ich an meinem Manne hing, wurde mir ein Gegenſtand der Furcht. Ich fing an mir Bedenken zu machen, daß ich jetzt, wo

ich vielleicht bald würde vor Gottes Richterſtuhl erſcheinen müſſen, meine Gedanken nicht mehr von dem Irdiſchen abzöge (denn auch meine Liebe rechnete ich jetzt zu dem Irdiſchen), und da der Menſch bereit ſeyn müſſe, dem göttlichen Willen Alles, auch das Theuerſte zu opfern, ob ich nicht verpflichtet ſey, gegen eine Liebe zu kämpfen, die mich, bei aller ihrer Unſchuld und Rechtmäßigkeit, doch allzuſehr an die Welt und das Leben zu binden ſchiene. Dieſer Zweifel beunruhigte mich unausſprechlich, und da ich nicht wagte ihn meinem Manne mitzutheilen — es war das Einzige, was ich ihm verbarg — ſo dauerte es einige Zeit, eh' das geſunde Gefühl in mir obſiegte, und ich erkannte, daß ich Gott nur meinen Schmerz, nicht aber meine Liebe zu opfern verpflichtet ſey. Aber ach, beides war jetzt in meinem Herzen ſo innig verwebt und verſchmolzen, daß ich es nicht zu ſcheiden vermochte. Ueber alle meine Gebete, über alle meine Anſtrengungen ſiegte die Traurigkeit ob. Ich beredete mich zur Ergebung; aber ich fühlte ſie nicht. Meine Vorſätze gaben mir keine Freudigkeit.

Indem ich mich nun faſt ununterbrochen mit dieſen Betrachtungen beſchäftigte, und meine Blicke auf mein Inneres richtete, fing ich an ſtrenger als je mit mir zu rechnen, und alle mein Thun, meine Geſinnungen, mein ganzes innere und äußere Leben zu prüfen. Ach, da erſchien mir Alles ſo nichtig und arm! Da erkannt' ich, wie ſchwach mein Wille, und wie mangelhaft die Ausführung auch der

frömmsten Vorsätze sey! Wie Vieles hatte ich aufgeschoben, wie Vieles ganz unterlassen! Wie Vieles, das wie Tugend erschien, fiel der Eitelkeit anheim! — Da schwand der Wahn, den ich von mir gehegt hatte, wie ein wesenloser Dunst; der Stolz der Tugend war dahin; auch das Beste, was ich gethan zu haben dachte, war Stückwerk und Tand. Ich fühlte jetzt mehr, als zu jeder andern Zeit, die Gebrechlichkeit der menschlichen Natur, und wie kein Vertrauen auf Tugend die Probe hält gegen die strengen Forderungen des unbestechlichen Richters in uns. Damals warf ich mich in dem Gefühle meiner Armuth nieder vor Gott; damals erkannte ich, daß nur der Glaube an seine unendliche Liebe selig macht, und daß nur das Geheimniß des Christenthums, die Versöhnung der Liebe mit der Gerechtigkeit, das verzagende Herz stärken und den sinkenden Muth aufrichten kann.

Dieses Gefühl, das mich damals mehr und inniger als zu jeder andern Zeit erfüllte, hab' ich seitdem mit sorgsamer Pflege genährt. Meine Niederkunft war glücklich, und mit dem Leben, das ich einem andern Wesen gegeben hatte, blühte auch das meinige frischer wieder auf. Meine Schwermuth wich, und an ihre Stelle trat jene stille Seligkeit des mütterlichen Gefühls; jenes unbeschreibliche Entzücken, das nur eine Mutter kennt, wenn ihre Blicke auf dem Säuglinge ruhn, und alle ihre Wünsche und Hoffnungen, ihre Freuden und Wonnen in dem Gedanken mein Kind, mein

nes Mannes Kind, unſer ſüßes geliebtes Kind zuſammenſtrömen. Für dieſes Gefühl gibt es keine Worte; kein Gleichniß, kein Bild ſpricht es aus; es iſt ein Geheimniß der Natur und ihre köſtliche Gabe. Mit dem Augenblicke, wo, nach überſtandenem Schmerz, der Vater zu dem Lager der Entbundenen tritt, mit einer Thräne im Aug ſie auf Stirn und Wangen küßt, das Kind aus dem Arme der Wärterin empfängt, es mit dankbarer Rührung betrachtet, und ſtill dafür betet — mit dieſem köſtlichen Augenblicke fängt für ſie ein neues und bedeutungsvolleres Leben an. In dem Kinde, das zwiſchen den Eltern ſteht, begegnet ſich die Liebe beider, und nimmt, indem ſie noch inniger und heiliger wird, einen höhern Charakter an. Der Kreis der Pflichten erweitert ſich; aber jeder Punkt in ihm iſt mit Liebe erfüllt. Die Mühen wachſen; aber dieſe Mühen gelten dem geliebten Kinde, und wie herbe ſie auch ſeyn möchten, ſo ſind ſie doch eine Quelle von Luſt und Glück.

Auf dieſe Freuden, die mich auch noch in der Erinnerung entzücken, iſt das Glück der Frauen gegründet. Zu keiner Zeit hab' ich in das Urtheil einſtimmen können, welches das Loos des weiblichen Geſchlechts dürftig und beklagenswerth ſchilt; aber ſeitdem ich ein Kind an meinem Herzen nährte, kam es mir lächerlich und ungereimt vor. War ich nicht überſchwenglich reich? war ich nicht ſelig in dieſem Beſitz? oder konnt' ich mir denken, daß der ſtolzeſte Mann mit den unbeſchränkteſten Anſprüchen reicher

oder glücklicher seyn könnte? Gewiß ist die Klage, die das Loos der Frauen gegen die Männer verkürzt glaubt, weder vernünftig noch fromm; sondern ein Ausbruch innrer Verworrenheit oder einer Neigung zur Paradorie, die nur dann in einem weiblichen Herzen Wurzel fassen wird, wenn es sich von dem Wege der Natur in fremdartige Verhältnisse verirrt. Recht wohl fühl' ich zwar, wie herrlich das Loos eines Mannes ist, der mit der Kraft seines Geistes weit in die Welt greift, die Herzen der Völker lenkt, den Staat durch Gesetze ordnet, das Recht mit unerschrockner Gewissenhaftigkeit handhabt, oder die Grenzen des Vaterlandes gegen ungerechte Eroberer vertheidigt. Wahrhaftig, ein Weib wäre sehr unglücklich, wenn es die Größe des Mannes in diesen Verhältnissen, wenn es die Herrlichkeit seines Berufs nicht fühlte, und wenn es den nicht bewundern könnte, der diesen Beruf mit ungewöhnlicher Kraft und Treue erfüllt. Diese Bewunderung ist von der Natur selbst geboten; sie ist ein Bedürfniß unsers Herzens, dessen Befriedigung zu unsern edelsten Genüssen gehört; ein Zoll, der uns bereichert, indem wir ihn darbringen. Aber nie soll dieser Genuß durch die verkehrte, armselige Mißgunst verwirrt werden, die in der Klage über die Zurücksetzung des Weibes liegt, weil es nicht auch an das Ruder des Staates, oder an die Spitze eines Heeres gestellt werde; eben als ob der Löwe klagen wollte, daß er nicht mit dem Adler zur Sonne steigen, oder der Adler, daß er sich nicht mit dem

Delphin in die Tiefen des Meeres senken könne. Wie groß auch eine Kraft sey, immer sind ihr durch die Natur der Dinge Grenzen gesetzt, und ein grenzenloser Wille, der Alles an sich zu reißen trachtete, wäre wohl eher eine Verdammniß zu nennen, als daß wir ihn beneiden könnten. Allerdings sind die Grenzen der männlichen Kraft etwas weiter, die der weiblichen Thätigkeit etwas enger gesteckt; aber wie nicht in der Menge der Güter der Reichthum besteht, sondern in ihrem Gebrauche; so ist auch die Stellung eines Menschen nicht nach der Menge der Gegenstände zu schätzen, die sich seiner Thätigkeit darbieten, sondern nach der Gesinnung, mit welcher er seine Kräfte anwendet. Eine gewissenhafte Frau findet in den Grenzen ihres Hauswesens, wie eng diese auch immer gezogen seyn mögen, wenn sie ihrer Pflicht nachleben will, der Beschäftigung genug; und wenn diese Beschäftigungen auch von andrer Art sind, als die männlichen, und diesen nach gewöhnlicher Schätzung nachstehn, so haben doch beide, wenn sie von dem rechten Sinne beseelt sind, kein anderes Ziel, als das, was ihnen obliegt, auf das beste zu thun. Ueber die Geringfügigkeit der Gegenstände aber, die der Hausfrau obliegen, kann sie sich damit trösten — wenn sie anders eines Trostes bedarf — daß auch der größte und wunderbarste Bau aus unendlich vielem, zum Theil ganz schlechtem Stoffe zusammengekittet wird. — Aber so ein Bau, kann man sagen, ist doch in seinem Ganzen ein Werk großer Geisteskraft,

und dauert für die Ewigkeit, oder was man so nennt — während der Strumpf, den Du heute Deinem Manne angemessen, oder vollendet zu der übrigen Wäsche gelegt hast, oder das Kleid, das Du jetzt für Dein Kind zuschneidest und zusammennähst, Deinem Geiste wenig zu thun gibt, und nach kurzer Frist bis auf den letzten Faden verschwunden ist. Das ist allerdings wahr, und noch mehr als das; und doch ist es für einen gesunden Sinn nichts weniger als niederschlagend oder demüthigend. Auch in das Leben der größten Menschen webt sich zwischen das Große, was sie thun und sinnen, unendlich viel kleines und unbedeutendes ein, das eben so schnell vergeht, als mein Strumpf; nur mit dem Unterschiede, daß sie es nicht mit der Freudigkeit und stillen Genüge thun, welche die Frau bei ihrem harmlosen Geschäfte fühlt. Denkt sie nicht bei dem, was sie für ihr Kind schneidert, ohn' Unterlaß an den kleinen freundlichen Schelm, dem das auch wieder ganz allerliebst stehen wird? oder kann sie einen Stich thun und eine Masche knüpfen, ohne daß sie in Gedanken mit dem Engel plaudert? — Und da die Zufriedenheit ihres Mannes, das Wohlseyn ihrer Kinder, das Gedeihen des ganzen Hauswesens an ihrer Ordnungsliebe, an dem Fleiße und der Besonnenheit hängt, mit der sie auch für das Kleinste sorgt, so gibt ja das auch dem Kleinsten einen Werth, und veredelt, wenn ich so sagen darf, das geringfügigste Geschäft. Einer guten Hausmutter muß ihr Haus wie ein Tempel seyn, den sie als Priesterin mit Andacht schmückt, immer mit dem erquickenden Gedanken an den Beifall und die Heiterkeit ihres Mannes — des Gottes in diesem Tempel — dem sie gern Schlaf

und Bequemlichkeit opfert, um alles Störende von ihm zu entfernen, alles Erfreuende, was in ihren Kräften liegt, um ihn zu versammeln. Ich könnte hierüber noch Vieles sagen, worin gewiß das Herz der meisten Frauen und Mütter stimmen würde; aber ich will nur noch Etwas hinzusetzen. Der Mittelpunkt alles Glücks, ja, aller Tugend und Tüchtigkeit einer Frau ist die Liebe, die sie zu ihrem Manne trägt. Aus diesem Mittelpunkte geht Licht und Wärme in ihr Leben aus. Für ihn zu wirken, und für die, welche sein und ihr sind, das ist der Kreis ihres Berufs; und das Ziel ihrer Wünsche ist des Mannes und der Kinder Gedeihn. Ein heiterer Himmel macht das Herz jedes Menschen heiter; der Himmel einer Frau aber ist ihres Mannes Liebe. An seiner Zufriedenheit nährt sich die ihrige. Wenn ihm wohl in seinem Hause ist, wenn er ihre reinlichen Kinder lobt, ihrer Einigkeit sich freut und zu ihrem Fleiße lächelt; wenn sie ihm in der vollen Truhe das Garn zeigen kann, das sie an den langen Abenden gesponnen, das Linnen, das sie hat weben lassen, und zur künftigen Aussteuer für die kleinen Töchter zusammenspart, und er sie dann lächelnd küßt, und sagt: Du bist doch mein braves Weib! — da gibt es keinen Männer-Ruhm, den sie dem ihrigen vorziehen, keine Ehre des öffentlichen Lebens, die sie gegen die ihrige eintauschen möchte. —

* * *

Die Stimmung, in welcher ich mich während der letzten Monate meiner Schwangerschaft befunden hatte, so traurig sie gewesen war, wirkte überaus wohlthätig nach. Ich hatte in dieser Zeit mein

nneres so durch und durch erforscht, ich hatte meine Schwächen und Mängel so deutlich erkannt, auch das luzusammenhängende des Guten, das in mir seyn nochte, war mir so klar vor die Augen getreten, aß ich erst jetzt mit rechter Sicherheit an mir selbst rbeiten konnte. Ich war jetzt Mutter; eine große nd heilige Pflicht war mir auferlegt. Konnte ich nit Vertrauen und gutem Gewissen mein Kind erziehen, wenn an mir selbst noch so Vieles zu bessern ar? Dieser Gedanke weckte eine neue Kraft in ir auf. Er erwachte mit mir, und ging mit mir chlafen; und wenn ich seit jener Zeit etwas an sittlicher Bildung gewonnen habe, so bin ich es diesem Gedanken schuldig, oder vielmehr dem, der diesen Gedanken in meiner Seele entstehen ließ. Auch as vergaß ich nie, daß ich geglaubt hatte, am Rande des Grabes zu stehn, und daß es eben dieser Glaube gewesen war, der mich zu besserer Erkenntniß meiner selbst, zu frömmern Vorsätzen und zu größerer Demuth vor Gott geleitet hatte. Ich hatte as Grab offen zu meinen Füssen gesehn; Furcht nd Hoffnung waren mir aus seinem schaudervollen Dunkel emporgestiegen; und wenn es sich jetzt wieer geschlossen hatte, wenn die Kluft, die das Leben on der Ewigkeit trennt, mir wieder etwas ferner erückt war, so war das doch, auch wenn ich die höchen Stufen des Alters erstieg, immer nur auf eine urze Zeit. Der Tod hatte furchtbar vor mir geanden; alle Blüthen des Lebens waren mir vor einem Anblick verwelkt; ich hatte in den schlimmsten ugenblicken alle meine Kraft gebrochen, allen meien Muth vernichtet gefühlt. Indem ich jetzt erannte, daß ich nicht aufhören dürfte gegen diese

lähmende Furcht zu kämpfen, fing ich an einen Ausspruch meines Vaters zu verſtehen, welcher bisweilen ſagte, daß die rechte chriſtliche Freiheit aus der Ruhe hervorgehe, mit der man an den Tod denke, und daß Niemand hoffen könne, die Welt zu überwinden, der nicht den Tod überwunden habe. Unter allen Aufgaben der Religion iſt dieſe wohl die ſchwerſte, und obſchon ich ſie mir noch täglich vorlege, und mich täglich in ihrer Auflöſung übe, ſo will ich doch nicht läugnen, daß ich in dem entſcheidenden Augenblicke weit mehr auf die Hülfe der göttlichen Liebe, als auf die Stärke meiner Vorſätze oder die Wirkſamkeit meiner Uebungen hoffe. Ich will hier eines Gefühles erwähnen, das in dieſer Beziehung wohl der Bemerkung nicht unwerth iſt. Oft ſtieg mitten in einer großen Freudigkeit der Gedanke an Tod und Grab in mir auf; aber nie kam er mir in ſolchen Augenblicken ſchrecklich vor. Ich weiß nicht, ob es das Licht der Freude war, das auch in dieſes Dunkel drang, und es mit heitern Farben umzog; oder, was ich lieber glaube, ob die Freudigkeit, die wie ein Strahl des Himmels in unſer Herz fällt, das Gemüth durch ein Geheimniß unſrer innerſten Natur mit einer frommen Sehnſucht nach der Quelle aller Freude und Seligkeit erfüllt, und uns eben dadurch über die Schreckniſſe des Grabes hinweghebt. Was aber auch immer die Urſache ſeyn mag, ſo hab' ich aus dieſem Gefühle die Ueberzeugung geſchöpft, daß die Freudigkeit, die aus einem reinen Herzen quillt, ein Unterpfand und Vorgefühl der Seligkeit iſt, die uns jenſeits des Grabes erwartet, und ich höre nicht auf, die Fülle der göttlichen Liebe zu preiſen, die uns in der frommen Erhebung zu ihr ein beglückendes Mittel gegen das geboten hat, wovor unſre Natur am meiſten zurückbebt.

Erinnerungen

aus

dem Leben der Pfarrin von Mainau.

Drittes Buch.

Das Rittergut in Mainau hat vormals einer adlichen Familie gehört, die ihren Namen davon führt. Die ältern Besitzer hatten hier gewohnt; sie waren die Wohlthäter des Dorfes gewesen, und hatten sich selbst bei der eignen Bewirthschaftung ihrer schönen Grundstücke wohl befunden. Späterhin zog der Schimmer des Hofes sie an. Sie tauschten ihre Unabhängigkeit gegen eine glänzende Knechtschaft um, dienten, statt zu herrschen, verschwendeten, statt zu sammeln. Ihr alter Reichthum floß in die Hände ungetreuer Verwalter und wuchernder Gläubiger. Auch der alte Familiensitz konnte nicht länger behauptet werden, und ging an den reichen Kaufmann über, dessen Söhne ihn noch jetzo besitzen.

Einige Jahre vorher, ehe dieses geschah, kam der Sohn des Oberjägermeisters von Mainau ziemlich unerwartet auf das Gut, das seit einer Reihe von Jahren keinen seiner Herrn gesehen hatte. Er wollte, wie es hieß, seine Gesundheit auf dem Lande herstellen; doch erfuhr man späterhin, daß einige Kränkungen, die er erfahren, und zerrüttete häusliche Verhältnisse ihn von dem Hofe, wo er Kammerherr war, vertrieben hatten. Die Ankunft dieses jungen Mannes war in Mainau eine Begebenheit von Wich-

tigkeit. Der schöne Wagen, in welchem er angekommen war, die Pferde, die er mitgebracht hatte, die prächtigen Livreen seiner Bedienten und Jäger, und die Bewegung, die jetzt auf dem Schlosse herrschte, waren in den ersten Tagen der Gegenstand aller Gespräche im Dorf. Ihn selbst hatten nur wenige gesehen, und auch diese nur von fern, wenn er in seinem Garten auf und ab gegangen war; gesprochen hatte ihn Niemand; denn er verließ das Haus nicht, und hatte mit keinem Menschen Verkehr. Man kann leicht glauben, daß die Neugierde hierdurch von Tag zu Tag mehr gespannt wurde; und manche behaupteten, daß sich die Frauen in diesen Tagen mehr als sonst Geschäfte auf dem Edelhof gemacht, und öfterer, als nöthig gewesen, ihren Weg bei dem Schlosse vorbei genommen hätten. Aber es hatte ihnen nichts geholfen.

Jetzt war nun die Neugierde auf den Sonntag gespannt. Denn daran zweifelte Niemand, daß der Gutsherr in die Kirche kommen, und den Gottesdienst abwarten würde, wie das jedem guten Christen zukomme, und von seinen Vorfahren immer beobachtet worden sey. Als nun der Sonntag kam, war die Kirche etwas früher als gewöhnlich voll, und man konnte bemerken, daß die Frauen und Mädchen ihren besten Anzug gewählt, ein neueres Halstuch umgehängt, oder ein helleres Band auf die Haube gesteckt hatten. Aber ach! der Gottesdienst ging an und Niemand erschien. Die Predigt wurde mit einiger Zerstreuung angehört; das Lied

wurde gesungen, und als Sebastian hinter dem Altar stand und den Segen sprach, ließen sich vom Kirchhofe her Tritte von Pferden hören, und ein Bellen von Hunden und das Hallo der Jäger. Alles fuhr auf. Das wilde Getös ging rund um die Kirche her, und verlor sich erst, als der Segen gesprochen war, und das Final der Orgel die bestürzte, unruhige Gemeinde entließ.

Der Edelmann war nemlich auf den Einfall gerathen, den heitern Herbsttag zu benutzen und auf die Jagd zu reiten. Daß es Sonntag war, kümmerte ihn nicht, oder er dachte nicht daran; denn am Hofe, wo jeder Tag ein Fest- und Feiertag ist, mag man sich um den armseligen Unterschied des gemeinen Kalenders wenig kümmern. Nun hatten die Hunde in der Nähe des Dorfes einen Hasen aufgetrieben, der seine Zuflucht auf dem Gottesacker gesucht, und zweimal um die Kirche gelaufen war. Der Junker und sein Gefolge war ihm über die Gräber nachgesprengt; und als die Gemeinde heraus auf den Kirchhof trat, sah sie Alles von den Hufen der Pferde zerstört, mehrere Kreuze umgestürzt, die Blumen, die um sie her gepflanzt waren, niedergetreten, das frisch aufgeworfne Erdreich der Hügel zerstreut. Die Bestürzung, der Unwille war groß. Solche Entweihung des Sonntags, solcher Frevel an der geweihten Stätte war in Mainau unerhört; ja, Niemand hätte ihn nur für möglich gehalten. Die ganze Gemeinde blieb auf dem Kirchhofe stehn, besah mit Erstaunen, was geschehen war, und machte

tigkeit. Der schöne Wagen, in welchem er angekommen war, die Pferde, die er mitgebracht hatte, die prächtigen Livreen seiner Bedienten und Jäger, und die Bewegung, die jetzt auf dem Schlosse herrschte, waren in den ersten Tagen der Gegenstand aller Gespräche im Dorf. Ihn selbst hatten nur wenige gesehen, und auch diese nur von fern, wenn er in seinem Garten auf und ab gegangen war; gesprochen hatte ihn Niemand; denn er verließ das Haus nicht, und hatte mit keinem Menschen Verkehr. Man kann leicht glauben, daß die Neugierde hierdurch von Tag zu Tag mehr gespannt wurde; und manche behaupteten, daß sich die Frauen in diesen Tagen mehr als sonst Geschäfte auf dem Edelhof gemacht, und öfterer, als nöthig gewesen, ihren Weg bei dem Schlosse vorbei genommen hätten. Aber es hatte ihnen nichts geholfen.

Jetzt war nun die Neugierde auf den Sonntag gespannt. Denn daran zweifelte Niemand, daß der Gutsherr in die Kirche kommen, und den Gottesdienst abwarten würde, wie das jedem guten Christen zukomme, und von seinen Vorfahren immer beobachtet worden sey. Als nun der Sonntag kam, war die Kirche etwas früher als gewöhnlich voll, und man konnte bemerken, daß die Frauen und Mädchen ihren besten Anzug gewählt, ein neueres Halstuch umgehängt, oder ein helleres Band auf die Haube gesteckt hatten. Aber ach! der Gottesdienst ging an und Niemand erschien. Die Predigt wurde mit einiger Zerstreuung angehört; das Lied

wurde gesungen, und als Sebastian hinter dem Altar stand und den Segen sprach, ließen sich vom Kirchhofe her Tritte von Pferden hören, und ein Bellen von Hunden und das Hallo der Jäger. Alles fuhr auf. Das wilde Getös ging rund um die Kirche her, und verlor sich erst, als der Segen gesprochen war, und das Final der Orgel die bestürzte, unruhige Gemeinde entließ.

Der Edelmann war nemlich auf den Einfall gerathen, den heitern Herbsttag zu benutzen und auf die Jagd zu reiten. Daß es Sonntag war, kümmerte ihn nicht, oder er dachte nicht daran; denn am Hofe, wo jeder Tag ein Fest- und Feiertag ist, mag man sich um den armseligen Unterschied des gemeinen Kalenders wenig kümmern. Nun hatten die Hunde in der Nähe des Dorfes einen Hasen aufgetrieben, der seine Zuflucht auf dem Gottesacker gesucht, und zweimal um die Kirche gelaufen war. Der Junker und sein Gefolge war ihm über die Gräber nachgesprengt; und als die Gemeinde heraus auf den Kirchhof trat, sah sie Alles von den Hufen der Pferde zerstört, mehrere Kreuze umgestürzt, die Blumen, die um sie her gepflanzt waren, niedergetreten, das frisch aufgeworfne Erdreich der Hügel zerstreut. Die Bestürzung, der Unwille war groß. Solche Entweihung des Sonntags, solcher Frevel an der geweihten Stätte war in Mainau unerhört; ja, Niemand hätte ihn nur für möglich gehalten. Die ganze Gemeinde blieb auf dem Kirchhofe stehn, besah mit Erstaunen, was geschehen war, und machte

ihrem Unwillen durch Worte und Geberden Luft. Sebaſtian ſah ſtumm und bekümmert in die Verwüſtung hinein. Da das Murren ſtieg, ſagte er: Geht jetzt ſtill und ehrbar nach Hauſe, ihr guten Leute! Es wird dergleichen nicht mehr geſchehen; aber geht jetzt in Gottes Namen und mir zu Liebe. — Da ging denn Einer nach dem Andern; aber zögernd blieben ſie immer wieder ſtehen, und ſahen ſich Kopf ſchüttelnd nach der Zerſtörung ihres Gottesackers um. Nur den Küſter und den Todtengräber behielt Sebaſtian zurück, damit ſie die umgeworfenen Kreuze wieder an ihrer Stelle befeſtigten, die niedergetretenen Hügel ordneten, und auch an den Blumen, ſo gut es gehn wollte, den Schaden verbeſſerten. Bei dieſer Anordnung ſchien er ganz gelaſſen; als wir aber nach Hauſe kamen, ließ er ſeinem Unwillen freien Lauf. Er wolle gern glauben, ſagte er, daß die Störung des Gottesdienſtes nicht beabſichtigt geweſen; aber es ſey unverantwortlich, den Tag der Andacht und Ruhe mit einer tobenden Jagd zu begehen, und nicht nur ſelbſt die kirchlichen Anordnungen zu verachten, ſondern auch Andre durch ſchlechtes Beiſpiel zu ihrer Verachtung einzuladen. Ich weiß wohl, fuhr er fort, daß ich von meiner Kanzel herab einem hochgebildeten und vielkundigen Herrn nichts Neues lehren kann; aber denkt er auch immer an das, was er weiß? weicht er nicht vielleicht der Erinnerung daran aus, weil ſie ihm läſtig iſt? — Und iſt wohl irgend ein Menſch ſo hoch gebildet, der nicht oft äußerer Anregungen bedürfte, um auf dem

guten Wege nicht still zu stehn? oder bedürfen nicht die solcher Anregungen am meisten, die in der Verwirrung der Welt, in dem Andrange der Zerstreuungen, bei den Reizungen der Eitelkeit und aller möglichen Sinnenlust leider an Alles andre eher, als an das Heil ihrer Seele zu denken Veranlassung haben? Auf dem schlüpfrigen Wege, den diese Beneideten und so wenig Beneidenswerthen gehen, haben sie den Stab der Gottesfurcht warlich nöthiger, als der Landmann auf seinem schlichten Pfade; und es ist wohl immer noch wenig, wenn man von ihnen verlangt, daß sie sich doch alle acht Tage Einmal vor Gott demüthigen, ihrer Pflichten erinnern und als Glieder der Kirche Christi in der Gemeinde erscheinen sollen, um an die Rechenschaft zu denken, die sie einst, so gut als der geringste Mann, von der Anwendung ihrer Zeit ablegen müssen?

Während Sebastian noch so sprach, traten die Aeltesten der Gemeinde bei ihm ein, und brachten an, daß der heutige Vorfall, wie sich schon auf dem Kirchhofe gezeigt, allgemeines Murren verursacht habe; daß die Leute noch überall zusammenständen und sich mit einander besprächen; daß die Frauen insbesondere über die Zerstörung der Gräber weinten, und einige Männer dadurch so in Harnisch gebracht hätten, daß sie sich vermäßen, wenn je wieder so etwas, oder etwas ähnliches geschähe, dem Junker die Hunde todt zu schlagen, und ihn selbst mit sammt seinen Jägern vom Pferde zu werfen. — Sie bäten ihn also, er möchte einen Rath ersinnen, wie so schlimme Händel möchten vermieden werden.

So sehr nun auch Sebastian die Gefühle der Gemeinde theilte, und ihren Zorn billigte, so ließ er sich doch wenig davon merken, sondern antwortete mit der Ruhe, mit der er jedes Geschäft seines Amtes verrichtete, sie möchten die Gemeinde durch die Versicherung beruhigen, daß er schon auf wirksame Mittel gesonnen hätte, ähnlichen Ereignissen vorzubeugen. Jeder solle nach Hause gehn, und den schönen Sonntag nicht durch ausgelassene Reden entweihen, die auch nicht lobenswerther wären, als ausgelassene Handlungen. „Der Kirchhof, setzte er hinzu, wird jetzt schon wieder in Ordnung gebracht, und ich denke, den nächsten Sonntag soll keine Spur der Verwüstung mehr darauf zu finden seyn.“

Mein Mann entschloß sich nun sogleich, den folgenden Morgen auf das Schloß zu gehn, und den Edelmann auf die möglichen Folgen seiner Art von Sonntagsfeier aufmerksam zu machen. „Es ist freilich nicht gut, sagte er, daß ich ihn so gar nicht kenne, und nicht einmal gesehen habe, so daß ich eigentlich nichts bei mir festsetzen kann; sondern Alles dem Zufall oder einer glücklichen Eingebung überlassen muß. Aber ich denke doch, daß es mir bei einer solchen Berufssache nicht wohl fehlen kann.“

Nachdem dieser Entschluß gefaßt worden war, wurde Sebastian wieder ganz heiter, und that nun der verdrüßlichen Sache keine Erwähnung mehr. Den Abend brachten wir im Garten zu. Ich hatte mich auf die Bank der Hinterthür niedergesetzt, um mich der Aussicht auf die Berge zu freuen, die ihren

rothen und gelben Herbstschmuck in die letzten Strahlen der Sonne tauchten, und mit ihrer Krone von goldnen Abendwölkchen das anmuthige Thal wie ein Diadem umgaben. Mein kleiner Andreas spielte zu meinen Füssen mit den Kieseln im Wege; Sabine lag unter dem Tuche versteckt schlummernd an meiner Brust; mein Mann machte sich im Garten zu thun; da kam auf einem schönen und stolzen Pferde ein blonder Reiter in einfachem blauen Rock um die Ecke herum, Schritt vor Schritt, ernst vor sich nieder sehend, und wie in tiefen Gedanken. Ein Jäger ritt hinter ihm. Ich konnte nicht zweifeln, daß es der Edelmann sey. Das Herz schlug mir bei seinem Anblick. Ich griff nach Andreas, um ihn aufstehn zu lassen, und dann durch die Thür in den Garten zu entweichen. Meine Bewegung erregte die Aufmerksamkeit des Reiters. Er schlug seine blauen Augen auf, und grüßte mich im Vorüberreiten, indem er mich aufmerksam zu betrachten schien; dann, nachdem er einige Worte mit seinem Jäger gesprochen hatte, stieg er ab, übergab jenem das Pferd und kam auf mich zu. —

Die Annäherung des Mannes, den ich mir seit dem Vorfalle von diesem Morgen wie ein wüstes Schreckbild dachte, machte mich unbeschreiblich bestürzt. Ich erhob mich schnell mit meinem schlummernden Kinde, und würde ungeschickt genug, in den Garten entschlüpft seyn, hätte mich nicht Andreas zurückgehalten, der sich nicht von dem Anblicke der Pferde trennen konnte. So stand der Kammerherr vor

mir, während ich noch die Thür in der Hand hielt, nannte meinen Namen, und bat um Entschuldigung, daß er mich hier mit seiner Begrüßung überraſche. Ich weiß nicht mehr, was ich antwortete, aber die gefällige Gestalt des Mannes, sein ſichres Benehmen, der angenehme Ton seiner Stimme – Alles das überwand die frühere Vorſtellung. Die Furcht war verſchwunden, wenn auch ſchon der Unwille blieb. Ich öffnete ihm die Thür, indem ich ſagte, er werde meinen Mann im Garten finden; und da er ſtehn blieb, und meine Begleitung erwartete, nahm ich meinen Knaben bei der Hand und folgte ihm nach. Auf dem Wege ſprach er ſehr freundlich, lobte und liebkoßte das Kind auf meinem Arm, ſcherzte mit Andreas, bezeigte ſein Wohlgefallen über die Einrichtung des Gartens, die ſchönen Blumen, das Gemüß. Oft blieb er ſtehn, beſah Dieſes und Jenes, fragte mich über Manches, und wußte ſo geſchickt Rede an Rede zu knüpfen, daß mein Mann, der eben im Gebüſche Etwas zuſammenband, nicht wenig verwundert war, mit welcher fremden Stimme ich doch ſo im Geſpräche ſeyn möchte. Als wir ihm zu Geſicht kamen, und ich ihm den Kammerherrn angekündigt hatte, ließ mein Mann ſeine Arbeit ſtehn, und trat dem Beſuchenden etwas befremdet entgegen; aber eh' er ihn noch begrüſſen konnte, ſagte der Kammerherr: Ich habe Etwas bei Ihnen gut zu machen, und ich habe mich deshalb zuerſt hier an dieſe liebe Frau gewendet, um meine Fürſprecherin zu ſeyn. Sie verſagen mir es doch nicht?

fuhr er, zu mir gewendet, fort. Auch dieſer Kleine mag für mich bitten. — Dabei nahm er den Andreas auf den Arm und trat meinem Manne einige Schritte näher. — Ich habe heut früh Ihre Andacht geſtört. Es iſt wider meinen Willen geſchehn. Ich glaubte, die Kirche ſey aus, oder, um die reine Wahrheit zu ſagen, die Reiſe hierher hat meinen Kalender in Unordnung gebracht, und ich wußte nicht, daß es Sonntag war. Sie zürnen mir doch nicht mehr, lieber Herr Paſtor? ſetzte er hinzu, indem er ihm die Hand reichte. Ich werde mich künftig beſſer nach der Ordnung des Landes fügen. —

Die freundliche Art, mit der er dieſes alles ſagte, und die Sicherheit in ſeinem Weſen, die kein Mißlingen zu fürchten ſchien, ohne doch im geringſten wie Anmaßung auszuſehn, verfehlte ihre Wirkung nicht. Sebaſtian, dem dieſes Entgegenkommen recht nach Wunſch war, dankte ihm nach ſeiner herzlichen Weiſe für die gegebne Erklärung, ohne ihm die Unruhe zu verbergen, die das ſo ungewöhnliche Ereigniß in der Gemeinde verurſacht hatte. Es iſt überhaupt hier ein gar ſtilles Leben, ſetzte er hinzu; aber Sonntags kehrt Jeder ſeine Gedanken auf ſich, und ſinnt, ſo viel er kann, ſtill über das nach, was ihm Noth thut; und da iſt ihnen jedes Geräuſch zuwider. — Der Kammerherr lächelte, und indem er ſchnell von der verdrüßlichen Sache abbrach, fragte er nach ländlichen Dingen, nach den Umſtänden der Einwohner und mehrerm dergleichen; und nachdem er ungefähr eine halbe Stunde verweilt hatte, nahm

er mit der Versicherung Abschied, daß er sich der neuen Bekanntschaft ausnehmend freue.

Ich brauche wohl nicht zu sagen, daß wir uns an jenem Abend mit etwas leichterem Herzen zu Tische setzten, als am Mittag geschehen war. Sieh, Sebastian, sagte ich, so hat es ja der Himmel doch noch besser eingerichtet, als wir erwartet hatten, und Dich des verdrüßlichen Ganges überhoben, den Du vorhattest. Wie sollte man es aber nur für möglich halten, daß ein so feiner und dem Anschein nach so gesitteter Mann so wüste Dinge thun könne?

Es ist ein eignes Wesen mit diesen Weltleuten, versetzte Sebastian. Sie vereinigen Dinge in sich, die ganz unvereinbar scheinen, und in ihnen doch recht verträglich bei einander wohnen. Die Gewalt, die sie sich anzuthun gelernt haben, hält auch das Unförmlichste, wenn es gilt, in den Schranken und Grenzen einer gefälligen Form, und oft bedeckt ihre ruhige Haltung und die heiterste Miene ein Chaos tobender Leidenschaften. Bewundern muß man das auch, ob man sich schon nicht eben darüber freuen kann; da ja Alles, was mit einer sichern Virtuosität getrieben wird, auf Bewunderung Anspruch macht. Mag man auch noch so wenig Vertrauen zu den innern Gesinnungen eines solchen Mannes haben, sobald er spricht, verfehlt er selten seinen Zweck. Er beredet uns wohl gar ihm alle die Tugenden zuzutrauen, von denen wir doch das Gegentheil wissen, und den Glimmer des Goldes, der auf der Oberfläche spielt, für das gediegene Metall

zu halten. Ueber unsern Edelmann will ich noch nicht urtheilen. Ob er sein Unrecht erkennt und fühlt, weiß ich nicht; für jetzt ist es genug, daß er es ein Unrecht genannt hat, und daß wir wahrscheinlich vor ähnlichen Unbilden gesichert sind. Dieß ist mir eine große Beruhigung. Was er außerdem von der Freude an unsrer Bekanntschaft und seinen freundschaftlichen Gesinnungen rühmt, achte ich wenig. Es ist eben auch nur eine vornehme Redensart, bei der man sich so wenig, als bei einem „gehorsamsten Diener" denken darf.

Ich war nicht ganz so unglaubig als Sebastian; und als am nächsten Morgen der Gärtner vom Edelhofe mit einem ganzen Kasten von frisch ausgehobenen Blumenstöcken erschien, und meldete, daß er Befehl habe vom gnädigen Herrn, diese Blumen auf den Kirchhof zu pflanzen, sagte ich ganz erfreut: Er meint es doch wohl aufrichtig! Warum sollten wir ihm nicht glauben? — Immer sehen doch die Leute, erwiederte Sebastian lächelnd, daß er es nicht eben böse gemeint hat, und das Unbedachte wieder gut machen will. Das wird nicht ohne Wirkung bleiben und die Gemüther besänftigen.

* * *

Der Kirchhof war jetzt wieder hergestellt, und schöner als je geschmückt, so daß, als der Sonntag kam, Jeder, der darüber schritt, ein Weilchen still stand, und sich der schönen reichlichen Blumenflor, der wohlgeordneten Hügel, und der reinlichen Wege dazwischen erfreute. Der Groll gegen den Edelmann war fast schon aus allen Herzen gewichen; und als er beim

Anfange des Gottesdienstes gar selbst in dem Herrenstande erschien, und die gestickte Uniform und das Ordenskreuz an der Brust in die Kirche hineinschimmerte, da kam die Gemeinde fast so sehr aus der Andacht als acht Tage vorher. Auf meinen Sebastian wirkte die Gegenwart des vornehmen Zuhörers anders. Er predigte so einfach, wie immer; aber sein Gemüth schien bewegter, und der Ton seiner Stimme war noch milder als sonst. Er sagte mir nachher, die Gegenwart des prunkenden Weltmannes habe ihm seine einfache arme Gemeinde noch lieber gemacht, und er habe mit rechter Freudigkeit gefühlt, daß er ihr angehöre, und nicht der großen Welt. — Da drückte ich ihn in meine Arme und sagte: Was könnte uns auch die Welt geben, das uns theurer wäre als die Liebe, die wir hier täglich erfahren.

An diesem Tag kam der Kammerherr wieder zu uns. Er fand mich allein. Sebastian war zu einem Kranken gegangen. Andreas stand vor mir, und hatte ein Buch auf meine Knie gelegt, worin ich ihm Bilder erklärte; Sabine lag neben mir schäkernd in der Wiege und wollte nicht einschlafen. — Immer die liebe heitre Mutter unter ihren Kindern, sagte der Kammerherr, indem er die Thür hinter sich zuzog. Was Sie für liebliche Kinder haben! Kein Wunder! Sie haben ihnen das schönste Erbtheil sogleich beim Eintritt in das Leben mitgegeben, ohne doch selbst das Mindeste dabei einzubüßen. In der That, man muß mehr als privilegirt seyn, um,

mehr als Einmal Mutter, und doch so blühend, so jugendlich, so jungfräulich, möcht' ich sagen, zu seyn! — Ich weiß nicht, erwiedert' ich lächelnd, was ich auf diese schönen Dinge antworten soll. Eine Mutter findet ihre Kinder immer recht hübsch; sie möchte sie nicht anders haben, als sie sind; und die meinigen sind mir darum wohl noch lieber, weil sie so sehr ihrem Vater gleichen. — Ihrem Vater? sagte der Kammerherr. Mit Ihrer Erlaubniß, das finde ich nicht so. Diese Kleine vielleicht noch am ersten; aber der junge Herr hier — wie nennen Sie ihn? — Andreas. — Aber warum Andreas? — Es ist der Name seines Großvaters. — So? Nun gleichviel; dieser Andreas hier ist ganz Ihr Ebenbild. Er hat Ihre Augen, Ihren Mund, Ihr Kinn — Alles. — Bei dieser Musterung hatte sich der Kammerherr vor dem Knaben niedergekauert, hielt ihn an beiden Armen und sah bald ihm bald mir in's Gesicht. — Ihre Augen, fuhr er fort, möchten vielleicht noch etwas dunkler seyn. — Dabei erhob er sich ein wenig, um mir besser in die Augen zu sehn. Ich beugte mich zurück, indem ich die eine Hand vor die Augen hielt, die andre vor mich hin ausstreckte. Rasch ergriff er die ausgestreckte Hand und küßte sie. In diesem Augenblicke trat Sebastian herein. Ein Wölkchen von Unzufriedenheit schien über des Kammerherrn Stirn zu fliegen; aber mit einer schnellen Wendung sich an den Eintretenden richtend, sagte er: Ich war eben im Streit mit Ihrer allerliebsten Frau — In der That, lieber Pastor,

Sie haben sehr angenehme, sehr heitre Kinder! — Da behaupt' ich nun, daß sie mehr der Mutter als Ihnen gleichen. Aber weshalb ich eigentlich komme, ist Ihnen für die Unterhaltung von heute Morgen zu danken. Sie haben die rechte Weise, mein Vester. Unsre schläfrigen Prediger in der Residenz haben mich ganz vom Kirchengehen entwöhnt. Wahrhaftig ich glaube, ich bin seit Jahren in keine Kirche gekommen; aber Sie können mich wieder fromm machen. Ich gebe Ihnen meine Bekehrung in die Hände.

Die leichtsinnige Weise, mit welcher der Kammerherr dieses sagte, das Lachen, mit dem er seine Worte begleitete, indem er seine Blicke immer auf mich richtete, während er doch mit meinem Manne sprach, das schnelle Ueberspringen von der geringfügigsten Sache zu der wichtigsten, Alles das machte einen Eindruck auf mich, den ich nicht beschreiben kann. Ich hatte nie auf eine solche Weise sprechen hören. War das die Sprache der vornehmen Welt? war es nur die Verkehrtheit eines Einzigen, der sich auf solche Weise kund thut? Ich hatte auf keine Weise Lust mehr zu hören, sondern nahm, meinen Andreas an der Hand, Sabinen auf den Arm, und verließ unter einem unbedeutenden Vorwand das Zimmer.

Diese Besuche kamen jetzt immer öfter, und die Zurückhaltung, mit der wir sie annahmen, schreckte den kecken Edelmann nicht. Der Ueberlegenheit gewiß, die ihm sein Stand und seine Uebung im

Weltgebrauch gab, nahm er unsre Kälte für Schüchternheit, und mochte hoffen, durch freundliche Herablassung darüber obzusiegen. In seiner Unterhaltung befließ er sich größerer Behutsamkeit; nur selten erwähnte er geistliche Dinge, und dann immer — wenn auch nicht mit Achtung, doch ohne Verletzung des Anstandes. Immer aber spielte seine Rede auf der Oberfläche, und sprang, eben wenn man hoffte, daß sie bedeutender werden würde, zu einem andern, oft einem ganz fremden Gegenstand über. Man fühlte keine Langeweile, wenn er sprach; ja, das, was er erzählte, war bisweilen ergötzlich genug; aber wenn man an sein Gespräch zurückdachte, fand man doch nichts, was man hätte festhalten mögen. Ja, selbst das, was man ergötzlich gefunden hatte, erschien bei der Wiederholung nur flach und wenig bedeutend; so daß man wohl sah, nur der Vortrag und die leichte Behandlung habe ihm einen flüchtigen Schimmer gegeben, der bei der leisesten Berührung verflog.

Daß übrigens die Besuche des Kammerherrn weniger meinem Manne, als mir galten, wurden wir nur allzubald inne. Unaufhörlich war er mit mir und meinen Kindern beschäftigt. Seine Rede richtete er fast ausschließend an mich, und wenn meine Antworten karg und sparsam fielen, suchten mich wenigstens seine dreisten Blicke heim. Fast täglich schickte er mir Blumen aus seinen Gärten, auserlesne Früchte aus seinen Gewächshäusern, oft auch Etwas von der Beute seiner Jagd. Bisweilen bat er sich bei uns zu Tische, oder lud uns zu sich ein; und wenn ich

dann an seiner Seite saß, flüsterte er mir Schmeicheleien zu, die ich, wenn ich Lust hatte, für Erklärungen annehmen konnte. Diese Zudringlichkeiten wurden mir von Tag zu Tag mehr zuwider. Ich entzog mich ihnen, so oft ich nur konnte; und da dieses nicht immer möglich war, so that ich, mit der Gefahr einfältig zu scheinen, als ob ich sein süßes Geschwätz nicht hörte, oder nicht verstände.

Wissen Sie wohl, sagte er eines Tages, wo er ganz besonders zutraulich zu seyn schien, daß Sie mich wieder mit dem weiblichen Geschlechte aussöhnen, mit dem ich schon ganz zerfallen zu seyn glaubte? Gäb' es noch mehr Frauen wie Sie, so wäre ich der Erste, der das Böse, was ich wohl von ihnen gesagt und erfahren habe, für schändliche Verleumdungen, boshafte Uebertreibungen oder unglaubhafte Täuschungen erklärte und mich wieder als einen treuen Ritter unter die Fahnen des schönen Geschlechtes stellte. Aber ach, dieses liebenswürdige Geschlecht ist so ausgeartet, daß ich in Ihnen immer eine Erscheinung der guten alten Zeit zu sehen glaube, die Jedermann preißt, ohne eben auf ihre Wirklichkeit zu schwören, in welcher alle Frauen schön, und alle schönen Frauen gar himmlisch gut gewesen seyn sollen. Die erste dieser Eigenschaften findet sich noch; da aber den Meisten, die sie besitzen, die andre mangelt, und zwar meist um desto mehr mangelt, je reicher sie mit Schönheit begabt sind, so dient diese eben nur zum Verderben, um aus der Erde eine *Hölle zu machen.*"

Nach diesem Eingange fuhr er fort: „Ich will nicht von meinen übrigen Erfahrungen sprechen, welche zahlreich sind. Sie würden sie nicht anhören wollen. Aber von meinem Ehestande darf ich Ihnen sprechen. Er ist die bitterste von allen, und zum Theil — warum soll ich es Ihnen verbergen? — die Ursache meines Hierseyns. Und in so fern —" Hier hielt er einen Augenblick inne und sah mich mit einem bedeutenden Blicke an, den ein leiser Seufzer begleitete.

„Meine Geschichte, fuhr er fort, ist kürzlich folgende. Als ich meine Reisen vollendet und eine Anstellung am Hofe erhalten hatte, dachte ich an nichts weniger, als mich in den glücklichsten Jahren des Lebens in das Joch des Ehestands zu fügen. Ich hatte überall in diesem Verhältnisse so unendlich viel Täuschung, und so wenig gediegenes Glück gesehn, daß ich entschlossen war, meine Freiheit so lange als möglich zu behaupten, d. h. so lange, bis Verhältnisse einträten, die mich veranlassen könnten ein Haus zu machen. Voll von diesen Gesinnungen, besuchte ich nach meiner Rückkehr die Schlösser und Landhäuser meiner Verwandten, deren mehrere nie in die Stadt kamen; und unter diesen zuerst einen alten Obristen, meinen leiblichen Onkel, der mit Frau und Tochter auf einem sehr einträglichen Rittergute in der schönsten Gegend ein recht patriarchalisches Leben führte. Bei meiner Ankunft wurde ich von einem Diener in den Garten geführt, in dessen Tiefe ich ein junges Frauenzimmer erblickte, das bis auf die

Fingerspitzen und Fußzehen in ein blendendes Weiß gekleidet, in einer Rosenlaube saß, und die Blumen, die in vollen Körben um sie her standen, mit zierlichen Fingern zu Schnuren und Kränzen wand. In ihr Geschäft vertieft, sah sie vor sich nieder; ein großer Strohhut verbarg ihr Gesicht, aber eine Fülle herrlicher Locken von dem schönsten Kastanienbraun quollen auf Stirn und Nacken hervor. Ich näherte mich langsam und leise; und als sie mich gewahr wurde, erhob sie sich anmuthig von ihrem Sitz, und eine schlanke, edle Gestalt stand vor mir, wie ich wenige gesehn habe. Nachdem wir uns gegenseitig begrüßt hatten, erfuhr ich, daß sie meine Cusine Elmire war, die ich seit ihrer Kindheit nicht mehr gesehen hatte; daß ich sehr zur rechten Zeit käme, um den Geburtstag meines Oheims zu feiern, der eben auf den morgenden Tag fiel; und daß sie ihre Eltern veranlaßt habe, einen Besuch in der Nachbarschaft zu machen, um zur Vorbereitung einiger Ueberraschungen an diesem Feste freie Hand zu haben. Mein Anerbieten hierbei behülflich zu seyn, wurde mit der ungezwungensten Artigkeit aufgenommen, und da ihr wegen des zahlreichen Besuches, der zu der Feier des Tages erwartet wurde, die Sache sehr am Herzen lag, und ich so glücklich war, vollkommen auf ihre Ideen einzugehen, auch einiges Neue beizufügen, das ihren Beifall erhielt, so war ich dadurch in wenigen Stunden mehr, als ich je durch meine Verwandtschaftsrechte hätte hoffen dürfen, in der Gunst meiner reizenden Cusine fest geworden. Sie

war in der That ganz allerliebst. Während wir, wie alte Bekannte, gemeinschaftlich arbeiteten, entwarf sie mir die lebendigsten Bilder von den meisten Personen, die ich bei dem morgenden Feste zu sehen bekommen würde; und ich überzeugte mich, daß man gar nicht am Hofe geboren und erzogen zu seyn braucht, um scharf zu beobachten, geistreich zu mahlen und witzig zu übertreiben. Die Zeit ging mir höchst angenehm hin; und da auch das Fest den erwünschtesten Erfolg hatte, und Elmirens Anordnungen die größten Lobsprüche erhielten, so war es kein Wunder, daß sie mir, als ihrem bescheidenen Gehülfen, am Abend dankbar die Hand drückte, und daß mir die ganze Nacht hindurch Elmirens braune, geistvolle Augen vor der Seele standen."

„Ich hatte nur einige Stunden hier zubringen wollen, um der Pflicht der Höflichkeit Genüge zu thun; aber ich blieb acht Tage in der Nähe des schönen Geschöpfs, das mich jeden Tag mit stärkern Banden umschlang. Am Ende dieser Zeit waren wir, halb im Scherz und halb im Ernst, übereingekommen, daß wir nicht ohne einander leben könnten, und überraschten eines Tages, in einem Anfalle der lebhaftesten Lustigkeit, Elmirens Eltern mit der Bitte um ihre Einwilligung. Das Wort überraschen ist hier keine bloße Redefigur. Mit so vielem Wohlgefallen diese alten Leute — bei denen ich gleich seit dem ersten Tage, ich weiß nicht wie, zu Ansehn gelangt war — unser freundschaftliches Einverständniß bemerkt hatten, so ist es doch nicht wohl möglich,

das Erstaunen zu beschreiben, das sie ergriff, als sie in diesem Einverständnisse Liebe, und eine zum Ehestande führende Liebe erkennen sollten. Der Oheim, ein lebhafter Mann, erklärte sogleich, daß er in eine Verbindung zwischen so nahen Verwandten nimmermehr willigen würde; und seine Frau, seit langen Jahren gewohnt, die Ausspräche ihres Mannes blindlings zu verehren, setzte hinzu, sie sey überzeugt, daß eine solche, von den Gesetzen der Kirche ausdrücklich verbotene Ehe keine andere als unheilbare Folgen haben könne. Auf diese Weigerung waren wir nicht gefaßt, und ich brauche kaum hinzuzusetzen, daß Leuten, die so verliebt waren, als wir, die Gründe derselben ganz und gar nicht einleuchteten. Was wir aber auch vorbringen mochten, um einen Widerruf zu bewirken, es blieb ohne Erfolg. Der Beschluß der hartnäckigen Eltern stand fest, und Elmirens Thränen fielen umsonst auf das Herz des einträchtigen Paares, das bis jetzt der zärtlich geliebten, einzigen Tochter keinen Wunsch versagt hatte."

„Die fröhlichen Tage, die wir in der ungezwungensten Freiheit mit einander verlebt hatten, waren nun vorbei; die benachrichtigten Eltern nahmen uns schärfer in die Augen und erschwerten uns das Zusammenseyn. Die Schwierigkeiten entflammten unsere Leidenschaft. Wir fanden Mittel uns verstohlner Weise zu sehn, und in diesen geheimen Zusammenkünften verbanden wir uns durch die heiligsten Schwüre zu unverbrüchlicher Treue. Thaten folgten den Worten, und wir trennten uns mit der Gewiß-

heit, daß keine menschliche Macht zu hindern vermag, was zwei liebende Herzen ernstlich wollen.“

„Wenige Wochen nach meiner Abreise starb Elmirens Vater an einem sich wiederholenden Schlagflusse, indem er in seinen letzten Augenblicken nichts beklagte, als seine Tochter nicht verheirathet zu sehn. Elmire glaubte diesen Moment benutzen zu müssen, um ihre Wünsche noch einmal geltend zu machen; aber auch diesesmal ohne Erfolg; sein Beschluß stand in dieser Sache unerschütterlich fest. Und da wir auch immer vergeblich suchten, der Mutter ihre Einwilligung abzuschmeicheln, beschlossen wir endlich, uns im Geheim trauen zu lassen. Die Sache hatte Schwierigkeiten; aber eben diese gaben unserm Entschlusse einen noch größern Reiz. Ich gewann den Eigennutz eines Pfarrers, der jenseits der nahen Grenze wohnte, ein Spaziergang führte uns in die Kirche, und wir kehrten als Eheleute zurück. Im Rausche der Freude warfen wir uns der Mutter zu Füssen und bekannten unsern dreisten Schritt. Sie könne, erwiederte sie, das Geschehene nicht ändern; aber von ihrer Meinung abzugehen, die ja auch ihres seligen Mannes letzter Wille gewesen, vermöchte sie nicht.“

Als der Kammerherr bis hierher in seiner Erzählung gekommen war, fiel ich ein: Und Sie wundern sich, Herr Kammerherr, daß eine Ehe, die auf eine so ungesetzliche Weise, und gegen den ausdrücklichen Willen der Eltern vollzogen worden, nicht glücklich gewesen ist?

Der Kammerherr zuckte die Achseln. „Die Verweigerung, antwortete er, war so willkührlich, ihr Grund so gehaltlos! Sagen Sie selbst, ob die uralten, verloschnen Gesetze, auf die uns die guten Leute hinwiesen, im Stande waren, die Liebe von zwei so hell auflammenden Herzen, wie die unsrigen waren, auszulöschen? Soll man denn immer, eh man in ein Paar freundliche Augen sieht, erst den Stammbaum und die Consistorial-Verordnungen zu Rathe ziehn, um sich zu überzeugen, daß man die Erlaubniß habe, sich von diesen Augen entzünden zu lassen? Das, was unsre Ehe verdarb, war nicht die nahe Verwandtschaft, nicht die Pedanterei der Eltern, sondern ganz etwas Anderes, das sich leider nur allzufrüh entwickelte."

Ich schüttelte den Kopf und schwieg. Der Kammerherr fuhr fort: „Elmire brannte vor Verlangen, den Hof zu sehn, und ich meiner Seits war nicht wenig stolz darauf, dem glänzenden Diademe der Hauptstadt diesen Juwel einzufügen, den ich so glücklich auf dem Lande entdeckt hatte. Unsere Seligkeit war groß. Meine Wahl wurde bewundert, mein Glück beneidet; mein Freudetaumel schien sich dem ganzen Hofe mitzutheilen. Auch war es in der That schwer, etwas Liebenswürdigeres zu sehn, als diese seltene Vereinigung von Schönheit und Anmuth, von ländlicher Einfachheit und vornehmen Anstand, von Witz und Zartheit, von Selbstgefühl und Bescheidenheit. Die Luft des Hofes war ihr so *wenig fremd*, daß sie vielmehr ihr eigenthümliches

Element ſchien; und ſie bewegte ſich auf dem glatten Boden mit einer Sicherheit, als ob ſie längſt darauf einheimiſch geweſen ſey. Jedermann war von dieſer ſeltnen Erſcheinung überraſcht; und manche junge Dame, die ihre Pfeile ſchon auf die nouvelle debarquée geſchärft hatte, ſah ſich in ihrer Erwartung getäuſcht, und fand es rathſamer, ſich an ſie anzuſchließen und mit ihr gemeinſame Sache zu machen."

„Dies Alles war nun ganz vortrefflich, und machte mich, da es meine kühnſten Erwartungen übertraf, über alle Beſchreibung glücklich. Nach einigen Monaten indeß legte ſich die überſpannte Bewunderung etwas. Man wurde meine Frau gewohnt; einige neue Gegenſtände andrer Art zogen die Aufmerkſamkeit des Hofes an; die Fluth verlief ſich. Dieß ſchien ihrer Eitelkeit unerträglich. Sie wollte allein und ausſchließend bewundert ſeyn. Dieß verdarb ihre Rolle. Sie wurde gefallſüchtig, überſpannt, unruhig; die Anmuth verließ ſie, ihr Witz wurde ſtechend, und verwundete mehr, als er ergötzte. Was aber endlich ihre Laune gänzlich verdarb, war das Vorrücken ihrer Schwangerſchaft, und die dadurch herbeigeführte Veränderung ihrer Geſtalt, die ihr im höchſten Grade widrig war. Sie überließ ſich jetzt jeder Grille, und hielt ſich für den Zwang, den ſie ſich in der Geſellſchaft noch wohl anzuthun wußte, in ihrem Hauſe auf das vollkommenſte ſchadlos. Da ſie ſchlechterdings keinen Willen als den ihrigen anerkannte, ſo ſetzte ſie den billigſten Erinnerungen,

die ich mir zu machen erlaubte, die bitterſten Sarcasmen entgegen. Es mochte wohl eine Folge der Leidenſchaftlichkeit ſeyn, der ſie ſich in ſolchen Fällen überließ, daß ſie zu früh niederkam. Sie war einige Wochen tödtlich krank; als ſie aber ihr Lager wieder verließ, war ihre Schönheit ſtrahlender als je. Alle ihre Liebenswürdigkeit kehrte zurück; aber leider nicht für mich. Sie hatte mich geliebt; meine Zeit war vorüber; es war billig — wie ſie meinte — daß ich Andern wich. Es kam zu Erklärungen zwiſchen uns, auf die keine Ausſöhnung folgte; zu Wortwechſeln, die immer eine größere Bitterkeit zurückließen; ich mußte ſehn, daß meine Frau recht gefliſſentlich Alles that, wovon ſie wußte, daß es mir am meiſten zuwider war. Nachdem wir uns auf dieſe Weiſe einige Jahre elend genug neben einander fortgeſchleppt hatten, blieb uns zuletzt nichts als die Trennung übrig. Die Sache iſt anhängig, und ich darf ihrer Entſcheidung mit jedem Tage entgegenſehn. Bis dahin hab' ich mich in dieſe Freiſtatt geworfen, und das Schickſal hat gewollt, daß ich hier eine Frau antreffen ſollte, die ganz gemacht ſcheint, meinen gerechten Zorn gegen ihr Geſchlecht zu beſiegen. Nur kann ich leider nicht glauben, daß dieſe Frau viele ihres Gleichen habe."

Bei dieſen Worten ſchwieg der Kammerherr, und ſah mich mit den zärtlichſten Blicken an; aber ſeine Erzählung hatte nicht gewirkt, was ſie beabſichtigen mochte. „Ich kann, antwortete ich, keine Schmeicheleien auf Koſten meines Geſchlechtes annehmen,

das zuverläßig beſſer iſt, als die Männer — ich ſollte wohl ſagen, als einige Männer — zugeben oder wünſchen mögen. Ich beklage Ihr Unglück; ich will auch die Klagen, die Sie über Ihre Frau führen, auf Ihr Wort und ohne weitre Prüfung für vollkommen begründet nehmen; aber wie konnten Sie ſich wundern, daß Alles kam, wie es kam? Welches Vertrauen konnten Sie auf die Liebe eines Mädchens ſetzen, das kein Bedenken trug, bei dem wichtigſten Schritte des Lebens, dem ausdrücklichen Verbote ſeiner Eltern entgegenzuhandeln? das ſich weder um die letzten Worte eines ſterbenden Vaters, noch um die Gewiſſensangſt ſeiner Mutter kümmerte, und während ſie am Altare den Segen Gottes hätte ſuchen ſollen, nur die Befriedigung ihrer weltlichen Wünſche ſuchte? Dieſe Wünſche waren nicht Sie, nicht Ihr Herz und Ihre Liebe, nicht einmal das Zuſammenſeyn mit Ihnen — nein, es war die Begierde nach den Zerſtreuungen und dem Glanze der Welt. Sie erkannten das, und begünſtigten es. Sie nährten die Eitelkeit Ihrer geblendeten, bethörten Frau, und theilten ſie. Und dann wunderten Sie ſich, als das wilde Gewächs über ſie hinauswuchs, ſie niederdrückte, und ſtatt labende Früchte zu bringen, nur Gifthauch verbreitete? Das iſt es eben, was ſo vielen Zwieſpalt in die Ehe bringt, daß der Mann erſt aus eigner Schwachheit die Schwachheit der Frau oder der Geliebten begünſtigt und nährt, ja, ſie wohl gar als ein Verführungsmittel für ſeine Abſicht mißbraucht; dann, wann er zu ſeinem Ziele gekommen

iſt, das, was er eben gebilligt, ja, vergöttert hatte, launenhaft ſchmäht, auch wohl mit Unmuth und Bitterkeit verfolgt, dadurch zum Widerſtande herausfordert, und wenn er dieſen nicht dulden will oder kann, endlich das Gewaltſamſte thut, und das heilige Band mit frevelnder Hand zerreißt. Wäre die Ehe überall, wie ſie ſeyn ſollte, ein Bund der Liebe vor Gott, ſo würde man nicht von unglücklichen Ehen ſprechen hören; die Scheidungen würden verſchwinden; man würde überall rechtſchaffene Frauen, gewiſſenhafte Mütter und tugendhafte Töchter ſehn. — Sie lächeln, Herr Kammerherr, über meinen Eifer; aber ich muß mein Geſchlecht gegen allgemeine Anklagen in Schutz nehmen, die immer ungerecht ſind, und nur allzu leicht zu den gräßlichſten, ſchreiendſten Ungerechtigkeiten verführen können. Soll es doch Männer geben, die ſich jeden Frevel an unſerm armen Geſchlechte erlaubt halten, bloß weil ſie alles Böſe von ihm glauben, oder ſich doch zur Beſchönigung ihrer Unthaten bereden es zu glauben. Das Schlimmſte, was uns Weibern vorgeworfen werden kann, iſt unſre Schwachheit. Die Stärke der Männer ſollte uns als Stütze dienen, aber in ihrem Uebermuthe wollen ſie uns lieber niederwerfen und unterjochen. Iſt wohl Uebermuth etwas Lobenswerthes?“

Ich hatte mit Lebhaftigkeit geſprochen; der Unwille, deſſen mein Herz voll war, hatte mir das Blut in die Wangen getrieben; das Herz meines Zuhörers aber hatt' ich nicht getroffen. „Wie ſchön Ihnen doch der Zorn ſteht!“ rief er zu meiner großen Ueber-

rauschung aus. Man könnte Lust bekommen, Sie recht oft zu erzürnen!“ Und dabei schlang er, eh ich es mich versah, seinen Arm um meine Hüften, und wollte mich küssen. Ich sträubte mich. Er kämpfte mit Hartnäckigkeit. „Ich muß, rief er aus, den schönsten Mund küssen, der so herrlich zu sprechen weiß, und sollt' es meine Seligkeit kosten.“ — Ich riß mich mit Unwillen los; er jagte mir nach; da trat Sebastian zur Gartenthür herein, und ich warf mich in seine Arme. Der Kammerherr, als er mit Einemmal vor meinem Mann stand, war etwas verblüfft; aber er verlor die Fassung nicht, sondern sagte: „Ihre allerliebste Frau hat mir so eben eine wunderschöne Lobrede auf das weibliche Geschlecht gehalten, und nun weigert sie sich hartnäckig ein Zeichen meiner Begeistrung, meines Glaubens anzunehmen. Ist das recht? ist es christlich?“ — Sebastian antwortete sehr ernst: „Ich weiß nicht, Herr Kammerherr, was die Sitte der Höfe mit sich bringt; aber die Sitten eines Pfarrhauses glaube ich zu kennen, und meine Frau handelt sehr löblich, daß sie sich dem entzieht, was Sie ein Zeichen Ihrer Begeistrung und Ihres Glaubens zu nennen belieben. Sie werden mich sehr verbinden, Herr Kammerherr, wenn sie uns ähnliche Verlegenheiten ersparen, denen sich eine Pfarrfrau auf keine Weise ohne Nachtheil ihres Rufes aussetzen darf; und dieß wird wohl am besten dadurch geschehen, wenn Sie ein Haus vermeiden, das Ihnen doch nur wenig Vergnügen bieten kann.“

Diese unerwartete Anrede, die mit der größten

Ruhe, aber mit feſter Stimme geſprochen wurde, vornemlich der Schluß derſelben, überraſchte den ſonſt ſo dreiſten Mann. Man ſah wohl, daß er ſeinen kecken Anſtand zuſammenſuchte, daß er nach irgend einer ſchlagenden Antwort jagte, — umſonſt — er ſah mich mit verlegner Mine an und ging. Am folgenden Morgen kam wieder ein Körbchen mit ausgeſuchten Früchten an mich, nebſt einem Billet. Beides kehrte unberührt zurück. Dann kam ein Brief allein. Auch dieſer wurde natürlich nicht angenommen. Ihm folgte auf der Stelle ein kurzes Billet Sebaſtians, in welchem er ſeine Bitte mit beſcheidnen Worten wiederholte, und den Kammerherrn dringend erſuchte, mich nicht durch das Zuſenden ſeiner Geſchenke und Briefe einer neuen Verlegenheit Preis zu geben. „Meine Frau, ſchrieb er, wird nie die Briefe eines fremden Mannes annehmen; und da ich nie einen Brief öffne, der nicht an mich gerichtet iſt, ſo bleibt uns nichts übrig, als das, was wir bis jetzt gethan haben, und was Ihnen wie eine Beleidigung erſcheinen muß.“

Dieſer Brief blieb, wie wir erwartet hatten, ohne Antwort, aber nicht ohne Folgen. Der Kammerherr, der es einem armen Landpfarrer nicht vergeben konnte, ihn aus der Faſſung gebracht zu haben, vermied von dieſer Zeit an die Kirche, und, wie die Menſchen nie kleiner ſind als im Zorn, fing er ſein wildes Jagen auch Sonntags wieder an. Mehr als einmal hörte man ſeitdem wieder das Hallo der Jäger und das Bellen der Hunde während des Got-

tesdienstes, obschon nicht wieder in solcher Nähe als das erste Mal. Manche andre Unfertigkeit wurde von dem Uebermuthe der Diener am Dorfe und auf den Feldern begangen, und die Klagen, die deshalb bei ihrem Herrn angebracht wurden, mit schnöder Härte zurückgewiesen. Vorzüglich wurde Alles aufgesucht, womit man meinen Mann zu kränken hoffte. Auch die Verleumdung gegen mich wurde nicht gespart, und Geschichten ausgestreut, die, so unwahrscheinlich sie auch waren, doch hin und wieder Glauben fanden. Dieses schmerzte uns am meisten. Da aber nicht viel dagegen zu thun war, hüllten wir uns in das Bewußtseyn unsrer Unschuld, und sahen endlich, zu unserm großen Vergnügen, den Kammerherrn, nachdem er einige Wochen hindurch seinem kleinlichen Zorne freien Lauf gelassen, mit seiner ganzen Dienerschaft abziehn. Sein Abschied wurde von Niemanden beklagt; aber bald trug sich eine Veränderung zu, zu welcher seine Anwesenheit Veranlassung gegeben hatte, und die auf den stillen Gang unsers Mainauer Lebens störend wirkte. Ich will auch hiervon einige Nachricht geben.

Das Rittergut, von welchem unserm Kammerherrn der größte Theil gehörte, war seit einer langen Reihe von Jahren an eine einheimische Familie verpachtet gewesen. Beide Theile hatten sich gut dabei gestanden. Das Gut wurde mit Gewissenhaftigkeit bewirthschaftet, die Pachtgelder regelmäßig bezahlt, auch in dringenden Fällen Vorschüsse gern gewährt. Dabei waren die Pachter, indem sie ihre

eignen zahlreichen Grundstücke bei der Verbindung mit den herrschaftlichen besser benutzen konnten, zu einem Wohlstande gelangt, der ihnen als arbeitsamen und redlichen Leuten von Jedermann gegönnt wurde. Dem Kammerherrn schien indeß ihr Gewinn zu groß, und da auch seine Diener, die ohne Kenntniß der Sache nur nach dem äußern Scheine urtheilten, ihn in dieser Meinung bestärkten, so kündigte er den bisherigen Pachtern den Contract auf, und schloß einen neuen Vertrag mit einem Auswärtigen, der sogleich alle Mitbewerber durch sein hohes Gebot zurückgeschreckt hatte.

Diese an sich ziemlich gleichgültige Veränderung gab doch zu mehrern Störungen in unsrer Gemeinde Veranlassung. Die Uebergabe des Gutes, die sich durch eine Reihe von Tagen hinzog, war mit Schmausereien und Ergötzlichkeiten begleitet, die weder der stillen Weise unsers Dorfes, noch überhaupt den guten Sitten angemessen waren. Die städtischen Bevollmächtigten des Edelmanns, an die sich einige junge Practicanten angeschlossen hatten, hielten sich auf einem Dorfe zu Allem berechtigt, schwärmten, nach vollbrachtem Tagsgeschäft, halb trunken umher, neckten Mädchen und Weiber, und verspotteten die Männer, die ihnen wehren wollten. Schon standen sich die Fremden und die Einwohner von Mainau als zwei feindliche Parteien entgegen, als die jungen Leute am Johannistage zu einem Tanze unter der Linde zusammenkamen. Die städtische Gesellschaft, die am Mittage scharf gezecht hatte, ermangelte

nicht, ſich auch auf dem Tanzplatze einzufinden, und trieb hier ſo vielen Muthwillen und Frevel, daß es endlich zu Thätlichkeiten kam. Die Städter zogen den Kürzern; aber das unſchuldige Feſt war geſtört, und da die Geſchlagenen Klage erhoben, ſo erhielt ſich die widrige Erinnerung an das Ereigniß noch lange Zeit durch die Folgen, die es nach ſich zog.

Der neue Pachter war ein ſtudirter Oeconom, welcher die Engliſche Landwirthſchaft in einem Deutſchen Inſtitute gelernt hatte, und nun den erſten eignen Verſuch in Mainau wagte. So wie er ſelbſt das Weſen eines Engliſchen Farmer nach der Beſchreibung angenommen hatte, ſo ſollte auch ſein Haus auf Engliſche Weiſe eingerichtet ſeyn. Die ganze Wirthſchaft wurde umgeſchaffen, die bisherigen Werkzeuge gegen andre vertauſcht, die Aecker anders gepflügt und beſtellt, künſtliche Wieſen angelegt, und was dergleichen mehr war. Da ſich die Eingebornen nicht gleich in die neue Weiſe finden konnten und die Geduld des Herrn ſchnell ermüdeten, nahm er fremde Knechte und Mägde in Dienſt, und beſtellte einige Aufſeher über ſie, die nach ſeiner Anweiſung die Wirthſchaft beſorgen mußten. Seine eigne Thätigkeit war gering. Nach einiger Zeit holte er eine junge Frau aus der Stadt, die vom Landleben ſehr romantiſche Vorſtellungen, aber ganz und gar keine Kenntniß mitbrachte, ſpät aufſtand und um Mitternacht zu Bett ging, den Tag am Flügel oder am Nähtahmen zubrachte, mit dem Buche in der Hand ſpazieren ging, und oft in der Nachbar-

schaft umher zu Besuchen fuhr, immer in Englischen Muselin gekleidet, zart und zierlich, auch im Umgange nicht unangenehm, aber zu einer Pachterin durchaus verdorben. Wenn man das Leben dieser Leute, ohne Beziehung auf ihren Beruf, nur aus der Ferne, etwa wie ein Bild oder einen Englischen Kupferstich, betrachtete, so konnte es recht gefällig und anmuthig scheinen; in der Nähe besehn, war es leer und hohl, vornehmlich aber der Stellung, die sie nun einmal in der Welt genommen hatten, gänzlich unangemessen. Die Folgen dieses Widerspruches wurden bald sichtbar. Schon im zweiten Jahre mußten einige Verbesserungsplane, die der Landesart nicht zusagten, mit großem Schaden aufgegeben werden; im dritten Jahre blieb der Zins im Rückstand; im vierten sah sich der Pachter, erdrückt von Schulden und ohne Hoffnung der Rettung, genöthigt, die Pachtung aufzugeben, auf die sich unter vortheilhafteren Bedingungen einer seiner Gehülfen setzte, der durch ungetreue Verwaltung das Verderben seines Herrn beschleunigt hatte.

Diese drei oder vier Jahre waren eine bedenkliche Prüfungszeit für die Sitten unsers Dorfs. Da der Pachter häufige Besuche von seinen städtischen Freunden erhielt, die sich an seinem gut besetzten Tische wohl seyn ließen, so wiederholten sich auch die Unordnungen, die seinen ersten Eintritt bezeichnet hatten.; nur mit dem Unterschiede, daß sich die fremden Gäste von den Eingebornen, die der Pachter als dummes und rohes Volk verschrie, meistentheils fern

hielten, und ihre Ergötzungen auf die Insassen des Pachthofes beschränkten, die immer wechselnd von allen Gegenden hier zusammenkamen. Wohlgebildetes Gesinde gehörte zu dem Ideale einer Englischen Landwirthschaft, und da sich eine gute Bildung in feinen Kleidern noch besser zeigt, so wurde auch hierin nicht sowohl auf das Angemessene, als auf das Anmuthige gesehn. Wenn daher die Mägde des Edelhofes in ihrer modigen Tracht, ihren breiten, flatteruden Bändern, seidenen Halstüchern und knappen Leibchen in der Kirche erschienen, oder auf dem Tanzplatze, so fielen alle Blicke auf sie, und es war nicht zu verkennen, daß sich in vielen Mädchenherzen der Wunsch nach ähnlichem Schmucke regte. Mancher Unfriede erwuchs hieraus. Die Töchter wünschten den Dienst auf dem Pachthofe, wo man bei hohem Lohne ein lustiges Leben führte; die Eltern verboten ihn; doch waren es meist nur die Väter, die mit Standhaftigkeit auf ihrem Verbote beharrten. Oft wurde dann, bei dem Streite darüber, meine Dazwischenkunft, bisweilen auch meines Mannes Hülfe gesucht. Wir waren, wie es sich von selbst versteht, immer auf der Seite der Eltern, wenn auch die Töchter weinten und scheel sahen; und da es nach einiger Zeit geschah, daß einige auf dem Edelhofe dienende Mädchen ins Kindbett kamen, andere wegen Diebstahls und Untreue schimpflich fortgejagt wurden, und durch diese Vorfälle die bedenklichen Sitten des Hauses immer kundiger wurden, so kam das Alles dem Ansehn der Eltern sehr zu Statten. Doch war dadurch

nicht Alles gut gemacht. Das schlimme Beispiel, so nah und mit einem so gefälligen Scheine bekleidet, konnte nicht ohne nachtheilige Wirkung bleiben. Unangemessene Wünsche, schlummernde Begierden wurden geweckt, der innre Friede wurde, wie der äußere, gestört. Mehrere, sehr hübsche, aber arme Mädchen, zogen damals in die Stadt und verwilderten; Einige gingen ganz zu Grunde; Andere kehrten früher, aber mit zerstörtem Rufe zurück, und sie gestanden, mit schmerzlicher Reue, daß das, was sie auf dem Edelhofe gesehen hätten, ihre guten Gesinnungen zuerst erschüttert, ihr Gemüth in Aufruhr gebracht, und sie gleichgültig gegen das Laster gemacht hätte.

* * *

Bei dem Bösen, das die Menschen thun, achten sie selten auf seine zufälligen Folgen, unter denen die Macht des Beispiels leicht die schrecklichste seyn dürfte. Wenn der Mensch in dem Dunkel, das sein ganzes Daseyn umgibt, nie die Folgen von dem, was er thut, berechnen kann, und auch selbst das Gute bisweilen Uebel und Nachtheil erzeugt, so hat er doch in diesem seltnern Falle den Trost seiner guten Absicht und der Unschuld seiner Gesinnungen. Aber was hat der, den die wilde Begier zum Bösen getrieben, der zur Befriedigung des eignen, frevelhaften Wunsches ein giftiges Kraut gepflanzt hat, und dieses nun unaufhaltsam verderblich wuchern *sieht? Leicht* mag auch die schwächste Hand den Kerker der reißenden Hyäne öffnen; aber wie willst du

ſie einfangen, wenn ſie einmal umherwüthet? oder wie willſt du die Leben zurückrufen, die ihre Wuth vernichtet hat? Und kannſt du hier, kannſt du bei irgend einer That unbeſonnenen Frevels ſagen, daß du unſchuldig ſeyſt? daß du nicht einzuſtehen habeſt für die Folgen deiner That?

Je höher ein Menſch ſteht, je mehr und heller ſeine Thaten in die Welt ſcheinen, je weniger er ſelbſt zur Verantwortung gezogen werden kann, deſto gröſſer iſt die Verantwortlichkeit, die ſein Beiſpiel ihm auferlegt. Die Herrſcher der Völker, die Vornehmen und Mächtigen — Alle dieſe ſind mehr oder weniger den Leuchtfackeln gleich, die an der rechten Stelle in den ſichern Hafen führen; wenn aber Bosheit und Tücke ſie erhebt, in verderbliche Klippen oder auf Untiefen zum Verderben leiten. Ganz gewiß iſt nicht ein einziger Menſch, der, wenn er im Gefolge der Einen böſen That, zu der ihn die wilde Begierde drängt, die ganze gräßliche Brut erblickte, die aus ihr, wie bei manchen ſchrecklichen Krankheiten häßliches Ungeziefer, hervorquillt, nicht ſchaudernd zurücktreten würde; aber ſie wenden die Blicke von den Folgen ab, und bereden ſich gern, daß das, was ſie nicht ſehen, auch nicht vorhanden ſey. Könnten ſie andre blind machen gegen das, was ſie thun, ſo wär' es beſſer. Aber iſt nicht ein Hausvater, welcher ſich der Unmäßigkeit ergibt, in ſtrafbaren Verbindungen lebt, ſeine Pflichten verabſäumt und im Müſſiggange ſchwelgt, — iſt er nicht an den Sünden ſchuld, die ſeine Kinder, ſeine Dienſtleute und Angehörigen

nach ſeinem Beiſpiele begehn? und tritt nicht dieſe, ſich immer vermehrende Sündenſchaar, zugleich mit den ſeinigen, feindlich und anklagend gegen ihn auf? Iſt dieß nun ſchon in den beſchränkten Verhältniſſen eines Hausweſens furchtbar, wie viel mehr, wo ganze Völker Zeugen und Zuſchauer ſind! Der Mächtige, welcher ſelbſt nicht unter dem Geſetze ſteht, wird ſeinem Volke zum Geſetz. Was gilt das anders lautende Wort gegen die klare That? und wer kann zweifeln, daß der Anblick einer geſetzwidrigen Thät, im Vertrauen auf Strafloſigkeit begangen, lauter zur Nachahmung ruft, als das Geſetz zur Vermeidung? Und ſcheint nicht der, der im Schooße erlaubter Genüſſe, nach verbotenen Früchten greift, nur um zu den vielen andern noch den Einen auch zu gewinnen, ſcheint er nicht den kärglicher vom Glücke Bedachten zu berechtigen — wenn je eine Berechtigung zum Böſen Statt finden könnte — unbedenklich nach jedem Mittel des Genuſſes zu greifen, und die ihn hemmenden Schranken bald liſtig zu umſchleichen, bald mit dreiſter Kühnheit niederzuwerfen? Hat nicht der Geſetzgeber ſelbſt ſie zuerſt niedergeſtoßen? und muß nicht der ſtrafende Richter erröthen, wenn der Angeklagte auf das leuchtende Beiſpiel deutet, dem er gefolgt iſt? Vergebens ſtützt die äußre Macht das Geſetz, wenn eine andre, das Geſetz befeindende Kraft in der geheimen Tiefe des Herzens arbeitet, und wie ein unterirdiſches Gewäſſer die feſteſten Dämme zernagt; welches eben da geſchieht, wo die Thaten der Gewalthaber und ihrer

Diener des heiligen, aber bei ihnen nur für den Schwachen geschriebnen Gesetzes spotten. Wenn nun auf diese Weise der ganze sittliche Bau eines Landes zusammenstürzt, zwischen den Trümmern nur das abgezehrte, hohläugige Laster schleicht, der Thron selbst endlich, von dem schlechtesten Gewürme zernagt, einbricht, muß da nicht der, welcher ihn drückte, in dieser Veränderung sein eignes Werk erkennen, und dem Leichtsinne fluchen, mit dem er in gedankenloser Selbstsucht den Saamen des Bösen umhergestreut hat? —

Diese Betrachtungen stimmen zu einer Begebenheit, die sich in derselben Zeit in unsrer Nachbarschaft zutrug. Hier lebte damals der Fürst ** von **, ein Mann, der nicht eben bösartig von Natur, nur roh und ungebildet, keine Beschäftigung kannte, als die Bändigung des Pferdes und die wilde Jagd. Um die Regierung seines Landes kümmerte er sich wenig; aber der bejahrte Minister war ein redlicher und arbeitsamer Mann, und da das Land nicht von großem Umfang war, so wurde die Unthätigkeit des Fürsten nicht sehr wahrgenommen. Nachdem aber der alte Minister gestorben war, jüngere Männer, die nur Gunst und Vortheil suchten, an seine Stelle traten, und die Leidenschaften des Fürsten, jedes hemmenden Zügels ledig, immer gewaltthätiger wurden; da ging schnell Alles abwärts, und das Unkraut des Bösen, das so wucherlich um den Thron her aufgeschossen war, bedeckte das Land. Die Fürstin, eine tugendhafte und liebenswürdige Frau, aber um

nichtswürdiger Dirnen willen hintangesetzt und vernachläßigt, verließ jetzt den Hof aus Achtung gegen sich selbst, und bezog ein Schloß in einer anmuthigen Gegend, wo sie, mit einigen Freundinnen in stiller Einsamkeit lebend, den Gram über ihre unglückliche Ehe bekämpfte. Jetzt waren die letzten Schranken gefallen, und der Fürst, durch keine Rücksicht mehr gehemmt, füllte seinen Hof mit feilen Buhlerinnen, die er häufig wechselte, oft verheirathete, oder auf andere Weise unterbrachte, bisweilen auch mit Ungestüm vertrieb. Bald schien das ganze Land nur ein Harem dieses Sultans zu seyn, der auf jeden Reiz, der hier aufblühte, ein Recht zu haben meinte. Noch war ihm aber das schönste Mädchen seines Landes verborgen geblieben. Sophie, die Tochter eines seiner Verwalter, war bis in ihr sechzehntes Jahr bei einer entfernt wohnenden Base erzogen worden, und auch jetzt nur auf einige Tage zum Besuch in die Heimath gekommen. Ihr Unglück wollte, daß der Fürst gerade in dieser Zeit in der Gegend jagte, und beim Einkehren auf dem Gute das schöne Mädchen sah. Ihr Anblick entzündete auf der Stelle sein Verlangen nach ihrem Besitz, und er war kaum in die Residenz zurückgekehrt, als einer seiner Augendiener mit lockenden Anerbietungen an sie abgeschickt wurde. Diese Anerbietungen wurden mit Bescheidenheit zurückgewiesen; und eine zweite Botschaft, noch verführerischer als die erste, hatte keinen bessern Erfolg. Sophie beschwor jetzt ihren Vater, sie unverzüglich zu ihrer Base zurückzuschicken,

wo sie außer dem Bereiche des Fürsten wäre; aber dieser, obgleich von Allem unterrichtet, zögerte von Tag zu Tag ihren Wunsch zu erfüllen, und zeigte eine Unruhe und Niedergeschlagenheit, deren Grund Sophie in den Nachstellungen des Fürsten suchte. So war es aber leider nicht. Der Verwalter stand in Rest, und war wegen der Bezahlung in Verlegenheit; und da der Fürst auch dieses ausgekundschaftet hatte, und mit Freuden einen so günstigen Umstand ergriff, folgten jetzt auf die zurückgewiesenen Anerbietungen strenge Mahnungen. Da entschloß sich der bedrängte Mann, dem mehr an der Erhaltung seiner Stelle als an der Tugend seiner Tochter lag — er hatte ja schon so viele in gleichem Falle gesehn — das, was er längst in seinem Herzen beschlossen hatte, Sophien zu eröffnen. Er sagte ihr: Sie sey offenbar die Ursache der ungewöhnlichen Strenge, mit welcher er geängstigt würde. Er sähe seinem Untergange entgegen; denn der Zorn des Fürsten kenne kein Maaß, wenn er Widerstand in seinen Wünschen fände, aber sie könnte ihn retten, wenn sie ihre Bedenklichkeiten besiegte, und die Erbietungen annähme, die noch keiner andern mit solcher Freigebigkeit gemacht worden wären. Dann setzte er, vielleicht zur Beruhigung seines Gewissens, noch Mancherlei hinzu von der Ehrfurcht, die man seinem Fürsten schuldig sey, von dem fürstlichen Rechte, von der gänzlichen Verschiedenheit eines solchen Verhältnisses von dem gegen einen Privatmann, und was dergleichen leere Worte mehr sind, mit denen

die Nichtswürdigkeit ſich ſelbſt und andre zu täuſchen ſucht. Sophie antwortete, wie es recht war; aber ihre Bitten und Thränen fanden ein hartes Herz, und wurden durch die härteſten Drohungen erwiedert; und da auch Drohungen ihren Willen nicht beugten, fiel der unwürdige Vater vor ihr auf die Knie, und beſchwor ſie mit Thränen, ihm ihre Hülfe nicht zu entziehn. Da widerſtand ſie nicht länger. Der ſchändliche Handel wurde abgeſchloſſen, dem Verwalter die Schuld erlaſſen, Sophie auf ein Luſtſchloß des Fürſten gebracht. Hier fand ſie Alles, was ein junges Herz verwirren und die Sinne berauſchen kann; und ſo niedergedrückt ſie Anfangs durch ihre Schmach war, ſo wurde ſie doch nur allzubald durch die Schmeicheleien des Fürſten, ſeine Geſchenke und die Feſte, die er ihr gab, mit einem Stande ausgeſöhnt, den die Schranzen eine Erhebung nannten. Mit der Furcht vor der Schande, in die ſie ſich aus Gehorſam gegen den Willen ihres Vaters geſtürzt hatte, erloſch in ihrem Herzen auch die Furcht vor Gott; und wenn irgend ein frommer Gedanke aus früherer Zeit in ihr erwachte und ſie beunruhigte, ſo waren ſogleich die Zerſtreuungen, die Feſte, die Schmeicheleien zur Hand, um die Stimme ihres Gewiſſens zu erſticken, und es in den vorigen Schlummer zu wiegen. Sie lernte ſich ſelbſt im Rauſche des Glücks vergeſſen, und dieſe Vergeſſenheit mußte ihr der Erſatz der unſchuldigen Heiterkeit ihrer Jugend ſeyn. So geſchah es denn, daß ſie die giftigen Waffen des Fürſten gegen ihn ſelbſt kehrte, und als

ein junger Mann von schöner Gestalt und angenehmen Sitten von Liebe zu ihr entbrannte, sie sich diesem ergab, und in dem Taumel der neuen Leidenschaft jede Vorsicht vergaß. Es dauerte nicht lange, so wurde der eifersüchtige Fürst ihre Untreue inne, setzte seinen Nebenbuhler gefangen, und jagte die Geliebte im Zorn von sich. Sie suchte Zuflucht bei ihrem Vater, und fand einen Feind. Denn da sich dieser unredliche Mann im Vertrauen auf die Gunst des Fürsten der Unordnung mehr als je ergeben hatte, so war ihm eine neue Schuldenlast aufgewachsen, die seine Mittel überstieg. Bis jetzt hatte er nichts gefürchtet: nun aber seine Tochter ihn nicht mehr schützte, sah er sich von neuem gerichtlicher Verfolgung und dem Verderben Preis gegeben. Sein Zorn war ohne Grenzen. Nach einer schrecklichen Scene gegenseitiger Vorwürfe, die ohne Zweifel den gewissenlosen Vater am härtesten trafen, verließ die Unglückliche, Verstoßene, der Verachtung Preis gegebene, das Haus, um sich in den nahen Fluß zu stürzen. Sie wurde todt herausgezogen. Der Fürst begegnete dem Leichnam, verweilte einen Augenblick und sagte: „Sie ist doch noch schön! Ich hätte sie warlich vielleicht wiedergenommen.“ — Einige Tage darauf zog ein anderes Opfer der fürstlichen Begierde in die Zimmer ein, welche Sophie bewohnt hatte. Sophiens Vater aber starb nach kurzer Frist in schmählicher Armuth, nachdem auch er von seinem Platze vertrieben worden war.

Aber nicht diese Familie allein fand auf solche

Weise ihren Untergang. Nachdem die Sittenlosigkeit des Fürsten dem Laster den Zugang geöffnet hatte, wurde die Heiligkeit der Ehe ohne Scheu verletzt, und der Reiz, der den Wechsel leichtfertiger Verbindungen begleitet, siegte bald über das stille Glück des häuslichen Lebens ob. Das Verderben stieg von dem Hofe in die niedern Classen herab. Die Töchter der Bürger, statt die Tugenden zu bewahren, die das Leben der Jungfrau schmücken, trachteten nach buhlerischen Reizen und beneideten sich gegenseitig die Schmach, von irgend einem vornehmen oder reichen Manne unterhalten zu werden. Alle Zucht, alle Rechtlichkeit schwand dahin, und Sophiens Vater war nicht das einzige Ungeheuer seiner Art, das die Ehre seiner Tochter um schnödes Geld oder schimpfliche Gunst verkaufte.

* * *

Im funfzehnten Jahre meines Ehestandes wurde Mainau von einem Unglück betroffen, das mehr als eine Familie in Trauer versetzte, und auch mich mit einem unersetzlichen Verluste bedrohte. Die göttliche Güte wendete dieses Unglück von mir ab, und was früher dem Orte so verderblich gewesen war, mußte ihm späterhin durch ein unerwartetes Zusammentreffen der Umstände zum Nutzen gereichen.

Der Ausbruch der französischen Revolution fiel in jene Zeit. Der glänzende Anfang dieses Ereignisses, die ungeheuern Begebenheiten, die daraus hervorgingen, die wechselnden Erfolge des Krieges — *Alles das* hatte, wie überall, so auch bei uns, die

lebendigſte Theilnahme erregt. Anfänglich waren alle Gemüther der franzöſiſchen Sache aufrichtig zugethän. Nichts ſchien billiger, als die Forderung ſchreiende Mißbräuche abzuſtellen, das Reich der Willkühr zu endigen, das Geſetz für Alle gleich zu machen, die öffentlichen Laſten auf eine gleichförmigere Weiſe zu vertheilen, den Gewiſſenszwang aufzuheben, den Einſichtsvollſten endlich eine Stimme in der Berathung der öffentlichen Angelegenheiten zu ſichern; und es war nicht zu verwundern, daß Jedermann den Fortgang einer ſo gerechten und edeln Sache mit einer Lebendigkeit wünſchte, als ob es ſeinen eigenen Vortheil gegolten hätte. Dieſe reine Theilnahme ſollte nicht lange ungetrübt bleiben. Der böſe Saame, den der Eigennutz und Haß der Partheien ausſtreute, ging ſchnell mit furchtbarer Ueppigkeit auf; Leidenſchaft und Rachſucht verdrängte die Gerechtigkeit; Gewalt ſiegte über Vernunft, und die glorreichſte Sache wurde mit unnennbaren Greueln befleckt. So wie nun zuerſt die Meinungen einſtimmig für ihr Gedeihen geweſen waren und dann ſich getheilt hatten, ſo vereinigten ſie ſich jetzt wiederum in dem Abſcheu ihrer Ausartungen; und man war nur darüber uneinig, wem dieſe Ausartung am meiſten zuzuſchreiben ſey. Mehrere Jahre hindurch waren dieſe Begebenheiten glücklicher Weiſe nur ein Gegenſtand lebhafter Unterhaltung geweſen; und wir laſen von den Kriegsheeren der Verbündeten, ihren Siegen und Niederlagen, ihrem Vor- und Rückwärtsgehen, der Verwüſtung der Städte und Länder

und das Elende ganzer Provinzen, ohne daß es uns einfiel, daß auch unſre ſtille und glückliche Heimath von dieſen Wellen erreicht werden könnte. Dieſes geſchah zuerſt im Jahre vier und neunzig auf eine widrige Art. Denn als damals die Ueberlegenheit der franzöſiſchen Heere die Verbündeten zwang, ihre Standplätze am Rhein aufzugeben, leerten ſie ihre Gefängniſſe und Lazarethe aus, und ſchickten die Gefangenen, um ſich ihren Beſitz zu ſichern, in das Innre von Deutſchland. Bei weitem die meiſten dieſer Unglücklichen waren mit dem Kerkerfieber behaftet, und die ſchlimme Jahrszeit, in die ihre Fortſchaffung fiel, vermehrte dieſes fürchterliche Uebel in einem ſolchen Grade, daß nicht nur täglich viele von ihnen ſtarben, ſondern auch durch ſie die Peſt in allen Orten verbreitet wurde, die ſie berührten. Auch unſer friedliches Mainau, obgleich von der gewöhnlichen Heerſtraße hinlänglich entfernt, traf, da das Austreten des Fluſſes den Zug zu einem Umwege genöthigt hatte, dieſes traurige Schickſal. Auf die Nachricht von der Annäherung dieſes wandelnden Lazareths, zogen ihm die Meiſten entgegen, von der Begierde getrieben, Etwas von dem Volke zu ſehen, das ſeit einigen Jahren faſt der einzige Gegenſtand der allgemeinen Aufmerkſamkeit war; aber beſtürzt und niedergeſchlagen, mit Unwillen und Abſcheu erfüllt, kehrten Alle zurück. Sie hatten ein Heer von Sterbenden geſehn, hohläugige, verfallene, gelbfahle Jammergeſtalten, denen nur die Verzweiflung noch Lebenskraft gab; meiſt ſchlecht bekleidet, mit

Schmutz bedeckt und ohne Schutz gegen die Rauheit
der Witterung. Jetzt wich dem Mitleiden jedes an-
dere Gefühl. Alles gerieth in die lebhafteste Bewe-
gung. Daß man diesen unglücklichen Schlachtopfern
des Krieges Hülfe leisten, daß man ihr Schicksal
nach Kräften erleichtern müsse — darin stimmten
Alle überein, und Jeder sann auf die Mittel dazu.
Die Obrigkeiten sorgten für Unterkommen; die Ein-
zelnen für Beköstigung; Viele für Kleidung. Se-
bastian war überall, belebte das Mitleiden, ordnete
zweckmäßige Hülfe an, und half den Vorständen ihr
Geschäft in allen Dingen fördern. Mehrere der Ge-
fangenen starben in der Nacht; die übrigen wurden
mit Anbruch des Tages, unter Strömen von Regen,
zum Theil schon mit dem Tode ringend, weiter ge-
schafft.

Wenige Tage nach dem Abzuge dieser Unglückli-
chen zeigten sich die Folgen ihres Aufenthaltes. Die-
jenigen, die als Vorstände den meisten Verkehr mit
ihnen gehabt hatten, gingen niedergeschlagen und
stumm umher; eine graue Farbe bedeckte ihre Haut;
das Weiße im Auge färbte sich gelb, und nach die-
ersten Anmeldungen brach das Fieber meist über
Dritten Tag mit Ungestüm aus. Da man seine
Art noch nicht kannte, und die Ansteckung nicht
sah, oft auch nicht vermeiden konnte, so griff es
einer Zeit pestartig um sich, warf ganze Fami-
nieder, und raffte Viele hinweg. Niemand
sich eines ähnlichen Unglücks erinnern; aber
auch die Gefahr war, so verleugneten sich

doch auch hier die Gesinnungen unsrer Mainauer nicht. Kein Freund verließ den andern, und wo nahe Hülfe fehlte, standen sich auch die Entferntesten bei. So wurde auch im Unglück der christliche Sinn geprüft und genährt.

Sebastian wurde durch sein Amt täglich in die Häuser der Kranken und an ihr Bett gerufen, und ob ich gleich bei der Gefahr zitterte, die über seinem Haupte schwebte, so war ich doch weit entfernt, ihm durch meine Besorgnisse die Erfüllung seines Berufs zu erschweren. Auch wußt' ich nur allzuwohl, daß jede Bemühung, ihn zurück zu halten, ohne Erfolg bleiben würde. Ich beschränkte mich deshalb auf die bewährtesten Maaßregeln gegen die Ansteckung, lüftete die Kleider so oft als möglich, veränderte die Wäsche täglich, und sorgte im Innern des Hauses für reine und gesunde Luft. Das half denn auch unter Gottes Beistand so weit, daß weder ich, noch eines meiner Kinder von dem Fieber befallen wurde. Mein guter Sebastian aber sollte ihm nicht entgehn. Schon schien die Wuth der Ansteckung erschöpft; man erholte sich allmählig von der lang genährten Furcht; da sank er, der letzte von Allen, auf das Krankenlager. Wenige waren so heftig ergriffen worden. Mehr als einmal schien ihn der Engel des Todes zu fordern; aber er schwebte vorüber, und der geliebte Kranke erstand nach sechs qualvollen Wochen. So bang aber auch diese Zeit für mich war, so sandte mir doch Gott von mehr als einer Seite Trost. Den meisten und besten fand

ich da, wo ich auch den größten Kummer fand, an dem Bette des geliebten Kranken. Wie gewaltig ihn auch die Krankheit niederhalten mochte, immer ſtrahlte eine unbeſchreibliche Heiterkeit auf ſeinem Angeſicht; und wenn er ſeiner bewußt war, tröſtete er mich. Nie verließ ihn ſein Vertrauen auf Gott; nie ſeine fromme Ergebung in den Willen der Vorſehung. Auch ſeine Phantaſien waren heiter und ſeiner ganzen Gemüthsart angemeſſen. Er ſprach dann mit mir wie in den erſten Tagen unſerer Liebe, nur noch bilderreicher und blühender; oder er gedachte ſeiner verſtorbenen Freunde, als ob ſie noch lebten, und mahlte dann die glücklichen Tage ihres innigen Zuſammenlebens aus; oder er war in geiſtlichen Handlungen begriffen, die er meiſt mit ſo hohen und herrlichen Worten begleitete, daß man das, was er unbewußt ſprach, nicht ohne Andacht und Rührung hören konnte. Als er wieder geneſen war, wußte er von den einzelnen Ereigniſſen nichts; aber er ſagte, es komme ihm vor, als hätt' er einen langen heitern Traum geträumt, voll von Frühlingsluſt, ſonnigen Auen, blühenden Gärten und ſchimmernden Bächen. Nie hab' er ſo viel Glanz und Farbenpracht bei einander geſehn, und dieſe Farben hätten nicht bloß ſein Aug entzückt, ſondern auch wie harmoniſche Töne ſein Ohr. Doch habe ſich bisweilen ein gewiſſes Dunkel wie in einen tiefen Hintergrund gelagert, irgend eine unbeſtimmte Furcht, die ſich in die unbeſchreibliche Luſt eingedrängt und ihn mitten in jenen Genüſſen beunruhigt habe; doch hab' es ihm nie klar

werden wollen, was es sey. Jetzt wisse er es. Es sey die Sorge um sein Amt gewesen, dem er nicht habe vorstehen können.

Die Freudigkeit, die mein Sebastian während seiner Krankheit zeigte, wirkte auch auf mich zurück. Ob ich gleich Tag und Nacht fast in immerwährender Spannung war, und nur wenig Ruhe genoß, so erhielt sich doch meine Kraft aufrecht, und ich konnte ohne Unterbrechung alle Geschäfte erfüllen, zu denen mich mein Herz trieb. Mehr als einmal schwand mir alle Hoffnung dahin; aber wenn ich auch an keine menschliche Rettung mehr glaubte, und wenn mein Herz schon zum Voraus den Verlust des geliebten Mannes beweinte, verließ mich doch durch ein besonderes Geschenk der göttlichen Gnade die ruhige Fassung nicht, deren ich zu seiner Wartung bedurfte. Hätte ich mich schonen wollen, oder hätte ich bei größerer Selbstschonung Ruhe finden können, so würde es auch an fremder Hülfe nicht gefehlt haben. Von dem ersten Tage an, wo mein Mann erkrankte, bis zu seiner Wiederherstellung, zeigte sich die Liebe seiner Gemeinde immer gleich und mit der rührendsten Lebendigkeit. Bei dem Anbruche des Tages schon kamen Fragende, und die Antworten, die ich gab, gingen schnell von Mund zu Mund. An den bedenklichsten Tagen aber war die Thür wie belagert; ängstlich harrten sie der Entscheidung; Viele weinten, vornemlich diejenigen, welche selbst Glieder ihrer Familie verloren, und in ihrem Unglücke die Tröstungen Sebastians erfahren hatten. Und als endlich

die Gefahr vorüber schien, und wir uns frohen Hoffnungen hingeben konnten, war die Freude nicht weniger allgemein, als früher der Schmerz. Sie hätten nun ihren Vater wieder, sagten sie, und sie vergäßen gern ihre eignen Leiden, da ja ihr Tröster wieder zu ihnen sprechen würde. Das Wort Gottes sey ihnen auch in der Schrift theuer, und wenn sie es läsen; aber auf den Lippen ihres verehrten Seelsorgers gewönne es doch noch eine lebendigere Kraft, und es ginge ihnen noch besser zu Herzen, da sie wüßten, wie es ihm selbst vom Herzen komme. Darum sähen sie auch seine Genesung als eine der größten Wohlthaten an, die sie von Gott hätten erbitten können.

Solche wohlgemeinte Aeusserungen waren eine reiche Quelle der Freude für uns. Nach sieben langen Wochen konnte Sebastian endlich seine geliebte Gemeinde wieder an heiliger Stätte begrüssen; von beiden Seiten war die Rührung groß; und so viele auch über verlorne Freunde trauerten, so überwog doch die Freude über die Genesenen den Schmerz. Nicht leicht ist ein Dankfest mit größerer Theilnahme und Innigkeit gefeiert worden. Unser Sing-Chor führte, auf Veranstaltung der Gemeindevorsteher, einen Gesang auf, in welchem der Hirt gepriesen wird, der sein Leben für die Heerde zu geben bereit ist; und Sebastian predigte über die Worte: Trauern ist besser denn Lachen; denn durch Trauern wird das Herz gebessert. Nach geendigtem Gottesdienste aber naten die Vorsteher Glück wünschend zu ihm, und

die ganze Gemeinde drängte sich herbei, und Jeder suchte seine Hand zu fassen und ein freundliches Wort des Dankes anzubringen, und Viele konnten nicht sprechen, sondern weinten nur. Und so war das auch einer der schönsten Tage, die wir in Mainau genossen haben.

Ich will jetzt auch den glücklichen Erfolg erwähnen, der aus dem Aufenthalte jener kranken Gefangenen für Mainau hervorging. Einige Stunden nach ihrem Abzuge kam zu unserm größten Erstaunen einer dieser Unglücksgenossen aus einem Winkel zum Vorschein, wo er sich bei der Abreise vor der Wache versteckt gehalten hatte, und beschwor uns, seiner Flucht kein Hinderniß in den Weg zu legen. Diese Bitte zu versagen hatten wir keinen Grund. Vielmehr gaben wir ihm, was wir entbehren konnten, bezeichneten ihm den Weg, den er mit einiger Sicherheit verfolgen könnte, und entließen ihn mit dem aufrichtigen Wunsche, daß er die Rückkehr in seine Heimath finden möchte. Die Erfüllung dieses Wunsches war nicht sehr wahrscheinlich; auch hörten wir nichts weiter von dem Entflohenen, und dachten auch nach einigen Tagen nicht mehr an ihn.

Eine Reihe von Jahren war vergangen, als nach der unglücklichen Schlacht bei Jena eine Abtheilung von Kriegsgefangenen durch Mainau gebracht wurde. Die Bedeckung war schwach und ermüdet; sie glaubte genug gethan zu haben, die Gefangenen während der Nacht in Ställen und Scheunen einzuschließen; nur an wenigen Orten waren Wachen

aufgestellt. Dieser Umstand blieb nicht unbenutzt. Viele entflohen unter Begünstigung der Nacht und der Einwohner, und die französischen Wachen fanden am andern Morgen kaum die Hälfte der Schaar zusammen, die ihnen anvertraut war. Der Lerm, der bei dieser Entdeckung entstand, war groß. Die Officiere verlangten Auslieferung der Versteckten, und da die Vorstände Unmöglichkeit vorschützten, wurde mit Feuer und Plünderung gedroht. Schon sah Jedermann mit unbeschreiblicher Angst dem Ausbruche eines großen Unglücks entgegen, als zufällig ein Officier von Rang erschien, sich nach den Ursachen des Getümmels erkundigte, und die Drohungen vernahm, mit denen wir geängstigt wurden. Alle Augen waren jetzt auf diesen Mann gerichtet, von dessen Entscheidung unser Schicksal abzuhängen schien. „Wenn Ihr, sagte er zu seinen Leuten, Eure Gefangenen schlecht und nachläßig bewacht habt, so büßt Ihr jetzt eigne Schuld, und es ist weder den Gefangenen zu verargen, Eure Nachläßigkeit benutzt zu haben, noch viel weniger aber sind die Einwohner dieses Orts für die Flucht von Leuten verantwortlich, die ihnen nicht anvertraut waren. Sie haben keine Verpflichtung auf sich, an Eurer Stelle den Dienst gegen ihre Landsleute zu verrichten; und sollten sie diesen auch, bei Eurer sorglosen Bewachung, zur Flucht geholfen haben, so hätten sie nur gethan, was Jeder von Euch in ähnlichen Verhältnissen für Pflicht gehalten haben würde. Daß also keiner es wage, sich an dem Eigenthume dieser braven Leute

zu vergreifen, deren Mitleiden ich und mehrere Eurer Landsleute erfahren haben, als wir vor zwölf Jahren in dem hülfloſeſten Zuſtande, krank und gefangen hier durchgeſchleppt wurden. Sie fragten nicht, ob wir Freunde oder Feinde wären; ſie ſahen Menſchen in uns, und leiſteten uns aus bloßem Wohlwollen jede Hülfe, die ſie vermochten. Alſo Marſch! und künftig beſſer auf den Dienſt geachtet!"

Dieſe Rede wurde von dem verſammelten Haufen in tiefer Stille angehört. Einige der Franzoſen murrten, andre ſcherzten; die meiſten ſagten: Der Obriſt hat Recht! und endlich zogen alle unter dem Rufe, Es lebe der Kaiſer! es lebe der Obriſt! ab. Da nun die Bauern aus dem Erfolge der Rede ihren Inhalt abnahmen, umringten ſie den Officier, und ſetzten ihm mit Dank und Liebkoſungen ſo zu, daß er ſich lächelnd in unſer Haus rettete. Es war derſelbe Mann, dem wir vor ſo langer Zeit zur Flucht behülflich geweſen waren. Nach mannigfaltigen Abentheuern und vielen Gefahren war er über den Rhein gekommen, hatte in vielen Schlachten unter Napoleon gefochten, und bei dem Wechſel ſeines Glücks den kleinen Dienſt, den wir ihm geleiſtet hatten, immer in treuem Herzen bewahrt. Seine Freude uns wiederzuſehn war wenig geringer, als die unſrige über die unverhoffte Rettung war, die wir ihm verdankten, und er verſicherte uns mit dem Ausdrucke des wahrhaftigſten Gefühls, daß er über dieſes Ereigniß ſo erfreut ſey, wie einer, der eine alte drükkende Schuld endlich abgetragen. „Hätte ich damals,

ſagte er, als ich dieſen guten Ort zum erſtenmal erblickte, noch zwei Tage mit jener verpeſteten Schaar ziehen müſſen, ich hätte der Krankheit untergelegen; und dann Adieu Vaterland, Ruhm, Glück und Ehre! Es ſtand bei Ihnen, mich feſt zu halten und unſern Feinden auszuliefern; und nach den Zeichen des Haſſes, die wir an andern Orten erfahren hatten, wäre mir ein ſolches Verfahren nicht unerwartet gekommen. Sie haben es nicht gethan, ja, Sie beſchenkten mich noch überdieß, wie Sie auch meinen Unglücksgenoſſen gethan hatten; und ſo verdanke ich Ihrer Menſchlichkeit, Ihrem Mitleiden alles Gute, das mir ſeitdem wiederfahren iſt. Die Erinnerung daran hat mich nie verlaſſen, und ich darf ſagen, daß dieſe Erinnerung der Menſchheit ſchon bei mehr als einer Gelegenheit erſprießlich geweſen iſt.“

* * *

In der betrübten Zeit, von der ich vorhin geſprochen habe, wurde eine unſrer Nachbarinnen durch das anſteckende Fieber ihres Mannes und ihrer drei Kinder beraubt. Sie ſelbſt hatte mehrere Tage ohne Bewußtſeyn darnieder gelegen, und als ſie endlich wieder zum Leben erwachte, war ihr Haus verödet, und Alles, was ſie geliebt hatte, lag in der Gruft. Ihre Traurigkeit war unausſprechlich. Weit entfernt, dem Himmel für ihre Rettung vom Tode zu danken, beklagte ſie ſich vielmehr, nicht in jener Bewußtloſigkeit geſtorben zu ſeyn, wo ſie ihr Unglück und den unendlichen Schmerz ſo großen Verluſtes nicht gekannt hätte. „Wenn ich bei meinem

Manne und meinen Kindern in der Erde läge, sagte sie, wie wohl wäre mir; nun soll ich leben in dem öden Hause, das mir vorkömmt wie ein Grab, und mich jeden Augenblick an die Todten erinnert. Ein solches Leben ist eine Qual, keine Wohlthat."

Der Jammer dieser verwaißten Frau ging Jedem an's Herz. Wie ein Bild des Schmerzes ging sie umher. Täglich weinte sie auf dem Grabe ihrer Todten, und den übrigen Tag saß sie zu Hause, umgeben von Kleidungsstücken der Verstorbenen, ihren Schmerz nährend und die Arbeit fliehend. Für wen sollt' ich arbeiten? sagte sie. Für mich? das ist der Mühe nicht werth. — So ging es mehrere Wochen, und man fürchtete Tiefsinn, da alle Tröstungen der Verwandten und Nachbarn wirkungslos an ihrem Herzen abglitten. Dieses Alles war während der Krankheit meines Mannes geschehn. Als nun dieser wiederhergestellt war, und seine erste Kirche hielt — die meisten Zuhörer waren in Trauer, und die arme Wittwe war auch darunter — gedachte er des Unglücks, das den Ort betroffen hatte, und daß wir nicht zweifeln dürften, es sey uns auch dieses, so hart es scheine, von Gott zu unserm Besten geschickt worden. Er zeigte, daß eben die Prüfung den Glauben bewähre; daß der Schmerz, indem er uns von dem Irdischen trenne und dessen Nichtigkeit erkennen lasse, zu Gott führe, und daß die, welche in Thränen säen, einst in Freuden ernten werden. „Die Gottesfurcht, sagte er unter andern, ist der Stab, der dem gebrechlichen Menschen auf

der Pilgerreiſe durch das Leben in ſeine ewige Heimath führen ſoll. So lang er auf ebnem Boden geht, vergißt er dieſen Stab nur allzuleicht; wenn aber der Weg ſteil und rauh wird, dann ſtützt er ſich dankbar darauf.“ — Nachdem er nun die Troſtloſigkeit des Menſchen geſchildert hatte, dem auf Erden Alles genommen worden, woran ſein Herz hing, wenn ihm der Glaube an die ewige Liebe und ihre Verheiſſungen mangelt, dankte er Gott für das Licht der Religion, die ſo tröſtend in das Dunkel des Lebens ſcheine, die Nacht der Gräber erleuchte, und mitten unter Thränen und Jammer in dem blutenden Herzen die Freudigkeit des höhern Lebens erwachſen laſſe. — Alle Zuhörer ergriff dieſes fromme, aus tiefem Gemüthe geſprochene Gebet. Die arme Wittwe zerfloß in Thränen; denn zum erſtenmal fühlte ſie ſeit ihrem großen Verluſte erquickenden Troſt. Mit einem andern Sinne kehrte ſie nach Hauſe zurück. Hier entfernte ſie zuerſt die Gegenſtände, die bisher ihren Schmerz genährt hatten; ordnete dann in ihrem Hauſe, was bisher vernachläßigt worden war, und beſchloß mit Ergebung in den göttlichen Willen, ſtatt ihr Leben in eitelm Müſſiggange zu vertrauern, für Andre zu arbeiten, wie ſie vordem für Mann und Kinder gearbeitet habe. Die Ausführung dieſes guten Vorſatzes wurde nicht aufgeſchoben, und ſo ſchwer auch der Anfang war, und ſo große Ueberwindung er koſtete, ſo ſegensvoll war der Erfolg. Noch oft weinte ſie zwar, aber ihre Thränen floßen aus einem ergebenen Her-

zen ohne Bitterkeit. Sie dachte immer an die Verstorbenen, aber mit der frohen Hoffnung des künftigen Wiedersehens; sie wünschte den Tod, aber mit der stillen Sehnsucht eines Gott geweihten, in seinen Willen ergebenen Herzens, und ohne über die Bürde des Lebens wie vorher zu klagen. Sie ging und weinte, um einst mit Frohlocken ihre Garben zu bringen.

Das Haus dieser Wittwe war eines der ersten im Dorfe nach der Landstraße hin. Vor dem Hause war eine Laube von Lianen gezogen, welche die Fenster der untern Stube überschattete, und Bänke waren in der Laube befestigt, der gewöhnliche Spielplatz der Kinder der Wittwe, so lange sie lebten. Als sie nun eines Abends bei der Lampe am Rocken saß, und in dem einsamen Stübchen recht lebendig an ihre Kinder dachte, hörte sie ein Regen in der Laube, und eine zarte Stimme, welche sagte: Ach, wie müde ich bin! Wir wollen hier bleiben; da wird uns Niemand etwas thun, und die Nacht ist gar nicht kalt. — Dann sagte eine andre Stimme: Wenn ich nur nicht so entsetzlichen Hunger hätte! — und eine dritte: Da nimm! Sonst hab' ich nichts. — Als die Wittwe dieses hörte, stand sie auf, ging mit der Lampe an die Thür, und rief hinaus: Wer ist denn nur da? — und ehe eine Antwort kam, sah sie drei Kinder in der Hütte webeln, zwei Knaben und ein Mädchen; das Mädchen aber war das jüngste von Allen. — Wer seyd ihr denn? fragte sie weiter, und was wollt ihr hier? — Wir sind Waisen, ant-

wortete der älteſte Knabe, und ſuchen ein Obdach, wo wir ausruhen können. — Das iſt ein ſchlechtes Obdach, antwortete die Wittwe, hier unter freiem Himmel. Warum habt ihr denn nicht gleich angepocht? — Ach, gute Frau, antwortete der zweite Knabe, wir haben ſchon manchmal auf unſerm Wege angepocht, und ſind mit harten Worten fortgeſchickt worden, wie erſt geſtern Abend noch auf einem groſſen Pachthofe. Da fürchteten wir uns, und nahmen uns vor, wenn es nur irgend möglich wäre, lieber die Nacht im Freien zuzubringen.

Während dieſes Geſprächs hatte die Wittwe zwei der Kinder bei den Händen gefaßt und in die Stube geleitet; das dritte folgte von ſelbſt nach. Sie ſchienen meiſt von dem Alter der ihrigen zu ſeyn, ſo daß ihr die hellen Thränen in die Augen kamen, wenn ſie den Kindern in die blaſſen Geſichter ſah; und vollends als ſie um den Tiſch her ſaßen, und mit ſcharfem Hunger zugriffen, da war es ihr nicht anders, als ob es ihre eignen wären. Sie ließ ſie ruhig eſſen, und erſt als ſie geſättigt waren, und das Tiſchgebet geſprochen hatten, forſchte ſie nach ihrer Herkunft und der Urſach ihrer Wanderung. Da erzählten die Kinder, ſie kämen vom Main her, wo ihr Vater ein Tiſchler geweſen. Ihr älteſter Bruder ſey im Kriege geblieben; Vater und Mutter aber binnen wenigen Tagen an einer anſteckenden Krankheit geſtorben; und da faſt der ganze Ort verödet, die umliegende Gegend von Freunden und Feinden ſchrecklich verheert, und nirgend mehr ein

Unterkommen zu finden gewesen, so hätten sie sich entschlossen, in ein Land zu ziehn, wo kein Krieg wäre; und da ihre seligen Eltern Mennoniten gewesen, und immer viel von den Brüdergemeinden in Sachsen erzählt hätten, wäre ihnen in den Sinn gekommen, eine solche Gemeinde aufzusuchen, wo man sich ihrer vielleicht um des Heilandes willen annehmen würde. — Dann erzählten sie, wie es ihnen auf der Reise gegangen; wie sie sich bisweilen hätten verbergen müssen, um nicht von der Polizei aufgegriffen und in ihre verödete Heimath zurückgeführt zu werden; wie sie aber auch oft wohlthätige Menschen gefunden, die sich ihrer angenommen und ihnen weiter geholfen hätten. Sie hätten auch nie den Muth verloren, setzte der älteste Knabe hinzu; denn sie wären fest überzeugt, daß Gott so arme Waisen nicht verlassen würde.

Während dieser Erzählung belebten sich die Mienen der ermüdeten Kinder. Die blassen Wangen färbten sich roth, und ihre Augen sprachen fast so beredt wie ihr Mund. Es war unmöglich in die offenen Gesichter zu sehn, ohne sie zu lieben. Der Wittwe ganzes Herz war bewegt. Sie sagte aber nichts als die Worte: Bewahrt nur euern Glauben und vertraut auf Gott; er wird euch nicht verlassen.

Da es nun schon spät war und Zeit schlafen zu gehn, führte sie die gute Wittwe zu den Betten ihrer seligen Kinder, die noch wie sonst gemacht in der Kammer standen. So gut hatten es die armen

Waisen lange nicht gehabt, und da sie flugs eingeschlafen waren, ging die gute Frau noch einmal an jedes Bett, und segnete die Schlafenden, wie sie es auch mit ihren Kindern zu thun gewohnt gewesen, und weinte sich recht vom Herzen aus. Dann ging sie selbst zu Bett. Schlafen konnte sie in dieser Nacht freilich nicht viel. Ihr Gemüth war zu sehr bewegt.

Als nun der Tag anbrach, war sie zuerst auf, und die Kinder säumten auch nicht; aber als sie sich anziehn wollten, fanden sie ihre Kleider nicht, sondern andre. Statt der abgetragnen hatte ihnen die Wittwe die Sonntagskleider ihrer eignen Kinder hingelegt. Da sahen sie denn noch viel schmucker aus als vorher, und sie konnte sich nicht enthalten, sie der Reihe nach zu herzen und zu küssen, als ob es ihre eignen Kinder wären; dann setzte sie ihnen das Frühstück vor. Die Kinder aber griffen nicht zu, sondern sahen sich unter einander an, und der älteste Knabe sagte: Würdet Ihr uns wohl verstatten, das, was Ihr uns hier aus so gutem Willen gebt, mit auf den Weg zu nehmen? Wir hätten den ganzen Tag daran genug. — Die Wittwe aber sagte: Greift nur zu; ihr sollt nicht hungrig von mir gehn; das Uebrige findet sich auch schon. — Und wie nun die Kinder fröhlich aßen, wurde ihr das Herz abwechselnd froh und betrübt, und sie selbst konnte nicht fröhlich essen und trinken, sondern sah nur auf die Kinder. Nach eingenommenem Frühstück schickten sich diese zum Aufbruch an, dankten für die freundliche Aufnahme und die empfangenen Geschenke, und

verſprachen, ihrer Wohlthäterin in ihrem Gebet zu gedenken. Dann verließen ſie das Haus, mit Lebensmitteln reichlich verſorgt, und zogen wohlgemuth auf der Landſtraße fort, den Weg nach Barby, wo ſie ein Unterkommen zu finden hofften.

Kaum aber waren die Kinder fort und aus den Augen, da fiel der armen Wittwe mit Einemmal die ganze Laſt des alten Jammers wieder auf das Herz. Es war ihr eben, als ob ſie ihre Kinder jetzt erſt verloren hätte; ſie ſah in die Betten, in denen nun nichts mehr war, und ihre einſame Stube kam ihr nun wieder ſo öde vor wie ein Grab. Indem ſie nun vor ſich hin ſah, in ihre Einſamkeit hinein, war es ihr, als ſagte Jemand: Deine Kinder hat Gott zu ſich genommen, und dieſe Waiſen, die er dir an ihrer Stelle ſchickt, läßſt du ſchutzlos hinziehn in die Welt? — Und ſo wie ſie das dachte, eilte ſie zur Thür hinaus nach der Landſtraße hin, und ſah Niemanden, der ihr begegnete, und grüßte keinen; denn ſie dachte nur darauf, die Kinder wiederzuholen; und als ſie um die Ecke bog, wo man die freie Ausſicht auf den Weg hat, kam ihr der zweite Knabe entgegen, erkannte ſie und ſagte: Ach, gute Frau, wir haben Etwas bei Euch vergeſſen, unſre Gebetbücher, die in den Taſchen unſrer Kleider ſtecken; die ſeyd ſo gut, und gebt uns zurück. — Da war nun die Frau herzlich vergnügt, weil ſie der Kinder nun gewiß war, verſtellte ſich aber und ſagte: Geh nur wieder hin zu deinen Geſchwiſtern, und *ſag' ihnen*, ſie müßten auch wieder mit kommen,

und ihre Bücher abholen. Dir allein gäb' ich sie nicht. — Dem Knaben kam das nun freilich sonderbar vor, aber er lief doch wieder zurück, und nach einer Viertelstunde standen alle drei wieder in der Laube vor der Thür, und erwarteten die Zurückgabe ihrer Bücher. Sie hatten auch noch nicht lange gewartet, da kam die Wittwe heraus und sagte: Es ist schon gut, daß ihr kommt; ihr habt mir Etwas mitgenommen. — Da sahen sich die Kinder bestürzt an, und der älteste Knabe sagte: Was könnten wir Euch mitgenommen haben, das Ihr uns nicht selbst gegeben hättet? Und die Andern legten die Hand auf das Herz, und betheuerten, daß sie nichts genommen hätten. — Da lächelte die Wittwe durch ihre Thränen, faßte eines um das andre bei dem Kopfe, küßte es und sagte: Ei! freilich habt ihr mir mein Herz mitgenommen, und nun wollt ihr es doch leugnen. — Kommt aber nur herein, denn das Wetter ändert sich, und ich kann euch heut nicht ziehen lassen. Morgen wollen wir weiter sehn. — Den Kindern war das nicht ungelegen. Sie traten wieder in das Haus, und als sie hier ihre Bücher wieder bekommen hatten, setzten sie sich in eine Ecke und beteten daraus. Da sagte die Wittwe: Betet doch laut, damit ich mich auch erbaue. Und das Mädchen las mit lauter Stimme: „Du vergissest des Armen nie ganz, und die Hoffnung des Elenden ist nicht verloren. Zwar trittst du bisweilen fern und verbirgst dein Angesicht; aber wenn die Noth am größten ist, da ist deine Hülfe nah.

Wer auf den Herrn hoffet, den wird seine Güte umfangen. Auch an mir hat er Großes gethan. Darum will ich mich des Herrn freuen und ihn preisen, so lange ich lebe, und seinen Namen erhöhen. Befiehl dem Herrn deine Wege, und hoffe auf ihn; er wirds wohl machen."

Nachdem das Kind so gebetet hatte, sagte die Wittwe: Das sind schöne und tröstliche Worte; die laßt Euch recht in das Herz geschrieben seyn. — Dann fragte sie: Kennt ihr denn Jemanden an dem Orte, wo ihr hin wollt? Und worauf verlaßt ihr Euch? — Wir kennen Niemanden, antwortete der älteste Knabe; aber wir verlassen uns auf Gott; und da wir wissen, daß dort fromme Leute wohnen, so hoffen wir, daß er irgend eine mitleidige Seele erwecken wird, die sich verlassener Waisen annimmt, und weiter für sie sorgt. — Müßte denn das aber in der Ferne seyn, sagte die Wittwe, und in einer Brüdergemeinde? Sind nicht alle Menschen Brüder? und gibt es nicht auch hier gute Christen, die das Wort des Heilandes zu Herzen genommen haben; Selig sind die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit erlangen? — Da antwortete der älteste Knabe: Wir wissen das wohl, und wenn uns Gott andre Hülfe senden wollte, so würden wir sie dankbar annehmen. Wir möchten uns aber nicht gern trennen; und wo möchte leicht ein Mensch gefunden werden, der drei Waisen auf einmal bei sich aufnähme; da ja auch wohl den wirklichen Eltern in der jetzigen Zeit so viele Kinder zu erziehen schwer

fällt? — Bei dieſen Worten ging der Wittwe das Herz wunderbar über. Hört, ſagte ſie, es iſt nicht ohne Gottes Fügung geſchehn, daß ihr geſtern ein Obdach vor meinem Hauſe geſucht habt. Es iſt nun faſt ein Jahr, daß ich drei Kinder durch den Tod verloren habe, auch zwei Knaben und ein Mädchen, die damals meiſt ſo alt waren, wie ihr, wie ihr aus ihren Kleidern abnehmen könnt. Da war nun mein Jammer unausſprechlich groß; aber Gott hat mir Troſt geſchickt durch ſein heiliges Wort, und ich hab' ihm ſtill gehalten und meine Einſamkeit zu ertragen geſucht. Wie ihr nun geſtern zu mir kamt, war es mir eben, als ob ich meine eignen Kinder ſähe; und als ihr weggegangen wart, blutete mir das Herz. Darum ging ich Euch nach, und rief Euch zurück; denn es kam mir vor, als müßt' und ſollt' ich Euch bei mir behalten; und wenn es Euch ſo recht iſt, ſo ſollt ihr bei mir gehalten ſeyn wie eigne Kinder. — Bei dieſen Worten der Wittwe ſahen ſich erſt die Waiſen voll Verwunderung und faſt unglaubig an; dann fielen ſie einander um den Hals und ſagten mit Thränen: Das hat uns Gott geſchickt! — dann faßte der Aelteſte die Wittwe bei der Hand und ſagte: Wenn Ihr denn unſre Mutter ſeyn wollt, ſo wollen wir gern Eure gehorſamen Kinder ſeyn. — Und die Wittwe erwiederte: So ſey es, wie Gott will.

Von dieſem Augenblicke an war nun in dieſem Hauſe ein Leben, wie zwiſchen leiblichen Eltern und Kindern. Der Engel der Liebe wohnte unter ihnen,

und goß Freuden in alle Herzen aus; und es war schwer zu sagen, ob die Dankbarkeit lebendiger war in den Waisen, die nun wieder eine Mutter und eine Heimath hatten, oder die Freude in dem Herzen der Wittwe, die nun wieder für Kinder sorgen konnte. Sie kam noch desselben Tages in die Pfarre, um uns ihr Glück zu erzählen, und brachte dann auch die Waisen selbst, damit wir uns an den stillen, freundlichen Kindern mit ihr freuen möchten. In der That konnte man sie nicht wohl sehen, ohne sie zu lieben, und indem wir sie über Vieles befragten, zeigten sie in Allem einen gesunden und geraden Verstand, und in Sachen der Religion einen guten Grund. Aus Allem erhellte, daß ihre Eltern gar fromme und wackre Leute gewesen, die den Unterricht ihrer Kinder durch Beispiel und Lehre mit löblichem Eifer gefördert hatten.

Die Wittwe hatte bis dahin nicht nach den Namen ihrer Kinder gefragt. Da sie aber am folgenden Tage in die Schule geschickt wurden, und ihre vollen Namen auf die Schreibbücher schrieben, sah sie mit Verwunderung, daß das eben auch der Name ihrer eignen Aeltern war, und als sie dieser Spur weiter nachforschte, fand sich, daß der Vater dieser Kinder ein ganz naher Verwandter gewesen, der in seiner Jugend auch als Waise in die Welt gegangen, und eine lange Reihe von Jahren hindurch keine Nachricht von sich gegeben hatte. Da nun die Wittwe sah, daß diese Kinder sie so nah angingen, war ihre Freude noch größer, und sie konnte nicht aufhören,

die wunderbaren Wege der Vorsehung zu preisen. Die Kinder brachten ihr Segen und Freude in Fülle. Von den Knaben lernt jeder ein Handwerk; das Mädchen blüht in Unschuld und Anmuth, und pflegt ihre zweite Mutter mit der Dankbarkeit und Ehrfurcht, die einer so guten und frommen Frau gebührt.

* * *

Ohngefähr um dieselbe Zeit brach in unserer Nähe, wie ein ansteckendes Fieber, ein fanatisches Schwärmen aus, das viele Menschen ergriff, mancherlei Unordnungen verursachte, und auch in unser Mainau einzubrechen drohte. Ein Arzt, welcher mit der erlernten Kunst nur wenig Glück machte, fing zuerst an, am Krankenbette statt heilsamer Arzneien Gebete zu verordnen; dann auch die Gesunden, oft mit heftigen und bittern Worten, zur Buße zu treiben, und ihnen ihr sündhaftes Leben als die einzige Ursache der sie drückenden Uebel vorzurücken. Einige verwiesen ihm seine Ungebühr; andre trieben den Zudringlichen mit Ungestüm aus ihrem Hause; noch andre verklagten ihn bei der Obrigkeit; da er sich aber nicht abschrecken ließ, und immer von neuem und immer heftiger predigte, die Sünden der Menschen ohne Schonung aufdeckte, und ihnen mit der Nähe des jüngsten Gerichtes drohte, da erregte, wie es zu geschehn pflegt, zuerst dieses Beharren auf demselben Sinn, und das Wiederholen der nemlichen Dinge die Aufmerksamkeit. Allmählig gewann er Jünger, und eine Gemeinde versammelte sich um ihn, die ihn als ein ausgerüstetes Werkzeug Gottes

prieß; auch von mancherlei Wundern wurde erzählt; die er durch die Kraft des Glaubens und ſeiner Gebete bewirkt habe. Manche erzählten, man hätte, ehe er zu ſprechen angefangen, Strahlen aus ſeinem Munde gehen ſehen, und dann hätte er ſo gewaltig gepredigt, daß alle Zuhörer wie von Einem Geiſte ergriffen, auf ihre Knie gefallen, und mit lauter Stimme gerufen hätten: Herr, ſage uns, was wir thun müſſen, damit wir ſelig werden. — Dieſe Gerüchte zogen immer mehr Volk herbei. Auch von den Mainauern gingen einige hin, ihn zu hören, und von dieſen erfuhren wir zuerſt die Beſchaffenheit der neuen Lehre und die Weiſe des Lehrers.

Von den Predigten ſelbſt, die ſie mit angehört, wußten ſie freilich nicht viel zu ſagen. Es ſey wenig Zuſammenhang darin geweſen, ſagten die Verſtändigſten; aber es habe Eindruck gemacht, daß er Spruch an Spruch gereiht, heftig gegen die Sünden der Zeit geeifert, die Welt verdammt und ihren nahen Untergang verkündigt hätte. Was er hievon und von dem jüngſten Gerichte geſagt, ſey ſchrecklich zu hören geweſen. Troſt habe er keinen gegeben, aber Jedermann ſey beſtürzt und zerknirſcht hinweggegangen.

So wie ſich der Zulauf vermehrte, ſo wurden auch die Verkündigungen des großen Gerichtstages beſtimmter und drohender. Es ſey nun Zeit, hieß es, alles Weltliche abzuwerfen, die Lampe des Glaubens mit Oel zu füllen, nur dem Gebet und der Buße zu leben, damit, wenn der Richter der Welt

erſchiene, er jeden in Erwartung fände. Sie ſollten von nun an ganz allein aus dem Glauben leben, ſich aller weltlichen Arbeit entſchlagen, und nur feſt auf Gottes Beiſtand hoffen; denn es ſey heidniſch für den andern Tag zu ſorgen; und Läſterung, zu meinen, Gott könne einen ſeiner Auserwählten verſchmachten laſſen. Zugleich ſchalt er auf die, welche andrer Meinung waren, verdammte ſie als Kinder der Welt und Feinde Gottes, die, ob ſie ſich gleich Chriſten nennten, doch nur gottloſe Heiden wären, und vorbot ſeinen Jüngern ihre Gemeinſchaft, damit ſie nicht mit ihnen zur Hölle führen.

Dieſe und ähnliche Reden, die deſto gewaltiger auf ungebildete Gemüther wirkten, je räthſelhafter und verworrener ſie waren, verurſachten große Bewegungen in einzelnen Familien und ganzen Gemeinden. Das Evangelium des Müſſiggangs fand Anhänger; die Kinder trotzten ihren Eltern; ungehörige Verbindungen wurden im Vertrauen auf höhere Eingebung geſchloſſen; die Verketzerungswuth nahm über Hand, und die meiſten Jünger des neuen Propheten, nicht zufrieden ſich von ihren Kirchen abzuſondern, trugen öffentlich die größte Verachtung gegen den hergebrachten Gottesdienſt zur Schau. Den meiſten Predigern ſchien dieſes unerträglich. Sie eiferten von der Kanzel und im Geſpräch gegen den neuen Wahnglauben, verdammten ſeine Urheber, kündigten ſeinen Anhängern den göttlichen Zorn an, und kehrten überhaupt ſeine eignen Waffen gegen ihn. Dieſes Mittel aber, weit entfernt den er-

warteten Erfolg zu haben, erbitterte die Andersgesinnten, und führte der neuen Lehre immer mehr Anhänger zu. Sebastian predigte nicht dagegen. Zur Buße und Besserung hatte er auch früher ermahnt, und fuhr damit fort; auf das strenge Gericht der göttlichen Gerechtigkeit jenseit des Grabes hatte er immer hingewiesen; denn diese Lehre, sagte er, sey ja eine der wichtigsten des Christenthums, und könne nicht oft genug in Erinnerung gebracht werden; aber das sey ein unseliger Irrthum, daß ein mildes Urtheil des ewigen Richters durch ein eitles Schwärmen in übernatürlichen Dingen, und nicht durch fromme Gesinnungen, ein rechtschaffnes Leben, Liebe des Nächsten und eifrige Erfüllung jeder christlichen und menschlichen Pflicht erhalten werde. Zugleich predigte er auch gegen den Müssiggang und seine schrecklichen Folgen, während er auf der andern Seite die beglückenden Wirkungen der Arbeitsamkeit mit lebendigen Farben schilderte. Da war denn nun nicht leicht einer unter den Zuhörern, dessen eigne Erfahrung nicht der Lehre ihres Predigers entgegenkam, und der nicht in seinem Herzen fühlte, daß treue Erfüllung des Berufs, Ordnung im Hauswesen, strenge Regelmäßigkeit im ganzen Leben, nicht nur das Böse hemme, sondern auch die reichste Quelle des Segens und der Zufriedenheit sey. Indem nun Sebastian sie auf diese Erfahrung zurückführte, ihnen das stille und glückliche Leben schilderte, das sie bis jetzt, Jeder in seinem Hause, und Alle unter einander genossen, indem er ihnen Liebe und Eintracht als den

Probierstein einer ächt christlichen Gesinnung darstellte, so hatte er die Freude zu sehn, daß die Wenigen seiner Gemeinde, welche Neigung zu der neuen Lehre bewiesen hatten, zu ihm zurückkehrten, und was bei weitem das Wichtigere war, daß die Ruhe der Gemeinde durch keine Spaltungen gestört wurde.

* * *

Ich will bei dieser Gelegenheit eines Mannes gedenken, welcher lange Zeit eine kleine Hütte zwischen Mainau und Erbach bewohnte, und ebenfalls für einen Separatisten galt. Er war es aber im eigentlichen Sinne nicht, sondern nur ein sonderbarer Mann, den doch Jeder achten mußte, der ihn nicht bloß nach der äußern Schale beurtheilte. Als ich ihn zuerst kennen lernte, war er schon Greis. Ein dichter weißer Bart hing lang auf seine Brust herab; den Kopf trug er unbedeckt; sein Rock war ohne Falten und von ihm selbst verfertigt; um die Hüften hatte er einen breiten Gurt, der mit ledernen Riemen zugebunden war. So waren auch die Schuhe gebunden. Gewöhnlich führte er eine kleine Art in der Hand, mit welcher er Bäume fällte, Breter zuhieb, und vieles andre mit besonderer Geschicklichkeit zu machen verstand. Seine Hütte hatte er aus Bretern leicht zusammengezimmert; die Oeffnungen der Fenster waren ohne Glas, nur mit hölzernen Schiebern verwahrt; das Dach bildete Baumrinde und einige hölzerne Schindeln. An der Thür war kein Schloß zu sehn; nur ein hölzerner Riegel hielt sie fest. Auch

war im Innern nichts, was der Verwahrung bedurft hätte. Ein hölzerner Tisch, welcher unverrückt stand, eine Bank daran, eine Bettstelle mit Heu und Stroh gefüllt — das war sein ganzes Geräth. Doch war Alles reinlich, der Fußboden mit Sand bestreut, der Tisch sauber abgewaschen, das Stroh seines Lagers frisch. Der Umfang der Hütte war nicht größer, als ihr dürftiger Inhalt forderte.

Das was die Lebensart dieses Mannes, der unter dem Namen des alten Andres, oder auch des Einsiedlers, in der ganzen Gegend bekannt war, noch auffallender machte, war der Umstand, daß er der Sohn wohlhabender Eltern war, und sich seines Vermögens freiwillig begeben hatte. Den Zusammenhang der Sache wußten nur wenige noch; er selbst theilte sich nicht leicht darüber mit, ob er gleich sonst einem Gespräche nicht aus dem Wege ging; wenn ihn aber Jemand auf seine Lebensweise brachte, pflegte er zu sagen: „Jeder versucht es mit dem Leben auf die Weise, die ihm die beste dünkt. Meine Weise ist diese. Wer Lust hat, sie nachzumachen, wird dann selbst sehn, was daran ist.“ — Sebastian gewann sein Vertrauen. Ihm erzählte er die Geschichte von freien Stücken ohngefähr auf folgende Weise:

„Mein Vater war ein wohlhabender Mann. Durch unermüdliche Arbeit und Sparsamkeit hatte er sein väterliches Erbe verdoppelt, und trachtete immer nach mehr; denn sein Sinn war ganz auf irdische Habe gerichtet. Er pflegte zu sagen: Ein Mann gilt so viel als er hat, und eine Frau so viel

als sie mitbringt. Erwerben und ersparen waren die Worte, die er am meisten im Munde führte, und der Inbegriff seiner Weisheit. Mich und meine Schwester hielt er scharf zur Arbeit, und auch sich selbst gönnte er keine Ruhe, selbst Sonntags nicht. Denn nach dem Gottesdienste sah er nach der Wirthschaft, trug in sein Haushaltungsbuch ein, und zählte den Gewinn der Woche zusammen. Ich mußte ihm dann helfen, um mich im Rechnen zu üben, und wenn andre Knaben meines Alters auf der Wiese spielten, saß ich am Zahltisch oder hinter der Schiefertafel, und wurde gescholten, wenn ich zu langsam war, oder mich verrechnet hatte."

Meine Mutter, eine überaus milde und gottesfürchtige Frau, hatte an diesem irdischen Treiben nicht so viele Freude; aber von der Strenge meines Vaters niedergedrückt, wagte sie nicht dagegen zu sprechen. Nur dann, wenn ihn ungerechter Gewinn zu reizen schien, überwand sie die Scheu, und hemmte das Beginnen ihres Mannes durch fromme Worte. Diesen folgte er dann, wenn gleich unwillig. So war sie also sein guter Engel wenigstens so weit, daß sie die Furcht Gottes wach in ihm erhielt, wenn sie schon nicht die Liebe in ihm erregen konnte. Auch nahm sie oft die Armen gegen ihn in Schutz, und hemmte sein Ungestüm, wenn er allzu hart in seine Schuldner drang. Wenn sie nun so ein Unglück abgewehrt, und einem bedrängten Menschen Ruhe geschafft hatte, da feierte sie einen hohen Festtag, doch nur im Stillen, ohne Glockenschall und

äußern Prunk. Ihr Engel wird dieſe ſtillen Feſttage gezählt haben, und auch die Tage ihrer Trauer und Angſt; und ſie wird jetzt in der Herrlichkeit des Himmels aufrecht gehn, was ſie hienieden nicht konnte. Ihr frohſter Tag war der, wo ſie aus ihrem harten Krankenlager ins Grab ſtieg, und die ſchwere Bürde ihres Lebens an ſeinem Rande niederlegte.“

„Nicht lange darauf ſtarb auch mein Vater, und hinterließ mir ſeinen Meierhof, den ſchönſten in der ganzen Gegend, von wohl angebauten Aeckern und herrlichen Wieſen umgeben. Ich fand Freude an der Wirthſchaft und betrieb ſie mit Eifer. Nach einiger Zeit heirathete ich ein ſchönes, herzlich gutes, aber blutarmes Mädchen, die ich ſchon lange im Stillen geliebt hatte. Denn meines Vaters Gedanken waren auf die reichen Töchter ſeiner Nachbarn gerichtet; und ich hatte Noth und Mühe, ſeine Heirathsvorſchläge von mir abzuhalten; denn die zu heirathen, welche ich liebte, hätte er mir nie geſtattet. Unſer Eheſtand war ein Himmelreich. Wir hatten nur Einen Sinn, beteten und arbeiteten zuſammen, und genoſſen gemeinſchaftlich jede Freude, die uns der Himmel gab. Dieſes Glück war zu groß für mich. Mein gutes Weib ſtarb in dem erſten Wochenbette, und hinterließ mir einen Knaben, der ſeiner Mutter Ebenbild war. Meinen Schmerz kann ich nicht beſchreiben, ſo wenig als meine frühere Glückſeligkeit; aber da ich an einem der erſten Tage troſtlos auf dem Grabe meines Weibes ſaß, kam es mir vor, als erhübe ſie ſich aus dem Sarge, und reichte

mir den Knaben hin mit den Worten: Liebe Du dieſen, wie Du mich geliebt haſt. — Da ging ich nach Hauſe und ſorgte für den Knaben, und zog ihn auf, und er gedieh in friſcher Geſundheit, und ich hatte große Freude an ihm. In ſeinem dritten Jahre lehrt' ich ihn ſelbſt leſen und ſchreiben, und brachte jede müſſige Stunde mit ihm zu. Nachdem er vier Jahre alt geworden, ſtand er eines Abends zwiſchen meinen Knien, und fragte mich plötzlich, wo Gott wohne, und ob ich auch in den Himmel käme, und mehreres dergleichen, und wie ich ihm in das runde heitre Geſichtchen ſah, war es mir eben, als ſäh ich ſeine Mutter an. Da ſagt' ich mit inniger Freude: Andres, du biſt doch ganz deiner ſeligen Mutter Ebenbild. Und ſchnell antwortete der Knabe, als ob er ſich auf etwas beſonnen hätte: Vater, heut morgen, als ich noch ſchlief, hat mich die Mutter gerufen. — Du haſt ja deine Mutter nicht gekannt, antwortet' ich. — Das thut nichts, ſagte der Knabe, ich weiß doch, daß es meine Mutter war, und niemand ſonſt. Und da ich aufwachte, hörte ich ihr Rufen noch, und antwortete: Ja, Mutter, Andres kömmt! Und eben jetzt iſt es mir wieder, als ob ich gerufen würde. — Dieſe kindiſche Rede ſchnitt mir tief in das Herz. Am folgenden Morgen lag der Knabe im heftigſten Fieber und kannte mich nicht. Ich ritt halb wahnſinnig nach der Stadt, holte den berühmteſten Arzt und behielt ihn bei mir. An meinen Verſprechungen lag es nicht, daß er den Knaben nicht rettete, auch an ſeiner Sorgfalt nicht. Nach

drei Tagen lag meine letzte Freude im Sarg, und ruhte neben der Mutter, die ihn gerufen hatte."

„Jetzt war ich allein in der Welt. Meine Schwester, die einen reichen Mann geheirathet hatte, war ganz wie mein Vater auf das Zeitliche bedacht. Von ihr bekam ich keinen Trost. Ich ging umher wie betäubt. Meine Geschäfte verrichtet' ich auf gewohnte Weise; aber ich wußte nicht, was ich that. Wo ich hin sah, stand mir das offne, dunkle Grab vor Augen, und in seiner Tiefe die blassen Gestalten der Todten im Leichentuch mit ihren fest geschlossenen Augen und gefalteten Händen. Das war dasselbe Tag und Nacht; denn ich hatte keinen Schlaf, und ging oft die ganze Nacht umher, und jammerte über mein Elend und meine Einsamkeit. So mocht' ich das etwa vier Wochen lang in dem öden Hause getrieben haben. Eines Abends — es war im Spätherbst — als ich junge Bäume einband, und die letzten Strahlen der Sonne blaß und matt durch die Wolken schlüpften, und der Wind in dem abgefallnen Laube rauschte, und es mir eben war, als ob ich den Fußtritt des Todes hörte, da schlug etwas an mein Herz, ich weiß nicht wie, und ich ließ das Reisig zur Erde fallen, das ich in der Hand hatte, sah in die laufenden Wolken und sagte zu mir: Du Thor! wozu denn das Alles? Sieh, es geht Alles dahin. Die Sonne geht unter hinter den Bergen; der Tag erlischt in der Dunkelheit; das Jahr stirbt in den Winter hin — bald bist Du auch nicht mehr da. — Dann sah ich mich um, und Haus und Feld und Gar-

ten, und all mein Eigenthum, das rund um mich her vor meinen Augen lag, kam mir vor wie ein fremdes Land. Ich ſtand ſo allein in der Mitte, und mir graute. Wozu brauchſt du das Alles, du einzelner Wurm? dacht' ich weiter. Mutter und Vater, Frau und Kind behelfen ſich unten in dem engen Kaſten, und ſind ſelig in Gott; und Du wirthſchafteſt in der großen Heimath, wo Du doch nicht einheimiſch biſt, bauſt Feld und Garten für nichts, und vergißſt über all dem Treiben und Schaffen, was Dir am meiſten Noth thut. — Dieſem Gedanken hing ich weiter nach; und er wurde ſo mächtig in mir, daß ich plötzlich beſchloß, mich der unnützen Habe zu entſchlagen, Gott zu dienen, und mit leichterer Bürde der Ewigkeit und denen entgegen zu gehen, die mich dort erwarteten. Da trat mir auch das Bild des Lebens vor die Augen, das ich jetzt und ſeit ſo langer Zeit ſchon führe, und ob es gleich viel länger gewährt hat, als ich damals glaubte, ſo hat mich doch mein Entſchluß niemals gereut. — Ich konnte kaum den andern Morgen erwarten; da ſprang ich muntern Sinns von meinem Lager auf, trug mir Balken und Breter zur Stelle, und zimmerte die Hütte zuſammen, in der ich wohne, und die ich auch meinen Sarg nennen könnte. Dann ſchafft' ich mir den Tiſch, die Bank und die Bettſtelle hinein, und da Alles nach meinem Sinn eingerichtet war, ging ich zu meiner Schweſter und ſagte zu ihr: Nimm den Meierhof mit Allem, was dazu gehört. Ich habe meine Wirthſchaft in's Kleine ge-

bracht. Sie verſtand mich erſt nicht; als ich ihr aber die Sache erklärte, und ſie nun begriff, daß es ernſtlich gemeint ſey, machte ſie große Augen und ſagte: „Nun, Andres, Du biſt Zeitlebens nicht recht klug geweſen. Aber es gibt Gottlob noch geſcheute Leute, die das aufheben, was die Narren wegwerfen.“ — Das war nun ganz nach ihrem Sinne geſprochen und focht mich nicht weiter an. — „Wenn Du es nun ernſtlich ſo meinſt, fuhr ſie fort, ſo komm mit zum Landrichter, damit wir die Sache richtig machen.“ — Ich ging mit ihr. Noch an demſelben Tage nahm ſie Beſitz von dem Gute, und ich zog in meine Hütte ein. Wer von uns beiden das beſſere Loos erwählt habe, blieb nicht lange ungewiß. Meine Schweſter iſt nun ſchon lange todt. Niemand gedenkt ihrer mehr; oder wenn es geſchieht, ſo iſt es, um ein Beiſpiel freudenloſen Reichthums anzuführen. Denn da ſie reicher geworden war, wurde ſie noch geiziger als vorher; und es war ordentlich ein Wettſtreit, ob ſie ſich ſelbſt mehr quälte, oder ihr Mann. Einmal brannte der Meierhof ab, und das Feuer war aller Wahrſcheinlichkeit nach von Leuten angelegt, die der Geiz der Beſitzer zur Verzweiflung gebracht hatte; dann ſtarb die Heerde an der Seuche hin; mehr als einmal wurden die Ernten durch Waſſerfluthen und Hagel verheert. Auch an nächtlichen Einbrüchen fehlte es nicht, und an mancher andern Angſt. Aber jeder Unfall, den dieſe beklagenswürdigen Leute erlitten, machte ſie immer habſüchtiger, um den Schaden wieder beizubringen. So wurde

meine Schweſter bei allem Reichthum immer armſeliger und trauriger. Die Sorge um das Zeitliche ließ ihr keine Ruh, und da ſie keine Kinder hatte, und mit den nächſten Verwandten ihres Mannes verfeindet war, ſo war ihr raſtloſes Sammeln und Schaffen ſo recht umſonſt, und nur um des Habens willen; was denn wohl eigentlich eine Verdammniß zu nennen iſt. Eines Tages endlich, da ihr, während der Theurung, eine Laſt Getreide, die ſie gegen das Verbot über die Grenze hatte bringen wollen, weggenommen wurde, rührte ſie bei der Nachricht davon der Schlag. Ihr Mann ſtarb auch nicht lange nachher, und alle ihre Güter kamen in die Hände von Leuten, denen ſie es am wenigſten gegönnt hatten. Mich gelüſtete nicht darnach. Ich lebte mit meinen Todten, und, Gott weiß es, ſo ſtill zufrieden in mir, als ob ich ſchon unter der Erde läge. Die Arbeiten, die ich mir gewählt habe, erlauben mir, meinen Gedanken nachzuhängen; die Zeit hat den Stachel der Schmerzen abgeſtumpft; ich fühle nur ein ſtilles Sehnen nach der Heimath, und lauſche dem Rufe des Engels, der mich, wie ich mit feſtem Vertrauen hoffe, zu den Meinigen bringen wird. Lange kann er nicht mehr ausbleiben. Aber ich erwarte ihn mit Geduld. Die Zeit wird mir nicht lang.“

Das Leben dieſes Mannes war ſeiner Rede gleich, und es hat wohl wenige weiſe Menſchen gegeben, die mit ſich ſelbſt ſo einig geweſen ſind. Seine tägliche Arbeit im Walde verſchaffte ihm die nothdurf-

ligen Lebensmittel; seine übrige Zeit wendete er zu kleinen Holzarbeiten an, die er zu verschenken pflegte; auch half er Andern bei der Arbeit, wo es erforderlich war, ohne Lohn. Oft wenn er mit seinem Beil durch einen Ort ging, und an einem Hause oder sonst wo Etwas bemerkte, das vernachläßigt war und einer Ausbesserung bedurfte, machte er sich augenblicklich daran, und ging dann weiter; und wenn der Eigenthümer zurückkam, fand er den Schaden ausgebessert. Für Alles wußte er Rath; aber er hatte nicht den Eigensinn der Rathgeber, daß sie zürnen, wenn man ihren Willen nicht thut; sondern wenn man ihm folgte, war es ihm lieb; und wenn man es nicht that, war es ihm auch recht, und er sprach nicht weiter davon. Viele hielten ihn, weil er so streng lebte, für einen heiligen Mann. Das Haus, das er betrat, wurde für beglückt gehalten; man wieß ihm immer den besten Platz an, und nöthigte ihn zu Speise und Trank. Aber er genoß immer nur die allereinfachste Kost, oft nur Brod und Wasser, und nahm überhaupt nur selten an fremden Mahlzeiten Theil. Am liebsten ging er zu denen, welche Kinder hatten. Mit diesen sprach er gern; erzählte ihnen Vieles, was er selbst ersonnen; ermahnte sie zum Gehorsam, und wenn er Gutes von ihnen hörte, schenkte er ihnen von dem hölzernen Geräth, das er zu verfertigen pflegte. Seine Reden waren immer mild und fromm, oft auch scherzhaft, aber niemals unbedeutend und leer; und da er so ein ehrwürdiger Mann war, so fiel nicht leicht ein

Wort, das er sprach, ohne Frucht auf die Erde. Wo er eintrat, da kehrte Friede und Liebe ein. Uneinige Eheleute söhnte er aus, und belehrte sie, was sie thun müßten, um Friede zu haben; auch Anderer Zwistigkeiten schlichtete er, und immer bewährte sich das, was er rieth, als gut. Bis in sein achtzigstes Jahr lebte er so, immer auf die nemliche Weise. Als der Frühling kam, trübten sich seine Augen; sonst blieb seine Kraft ungeschwächt. Da verwandelte er seine Bettstelle in einen Sarg, und schlief darin. Am Ostermorgen fand man ihn todt, sein Angesicht aufwärts gerichtet, die Hände gefaltet. Er schien im Gebet entschlafen zu seyn. So wurde er auch zu Grabe getragen, und er liegt neben seiner Frau und seinem Knaben, die auf dem Kirchhofe von Mainau begraben waren.

* * *

Ich will hier Einiges von dem einschalten, was Sebastian an dem Grabe dieses Mannes sprach. Er hatte so manche Stunde mit ihm lehrreich und erbaulich zugebracht; auch hatte ihn der Greis wie einen Sohn geliebt. Als er sich zu letztenmale von ihm trennte, faßte er ihn bei der Hand und sagte: Mir ist's, als sehen wir uns mit diesen Augen nicht wieder; aber dort in der Heimath, dort drüben, wo Alles hell wird, was hier nur dämmert!

Mit Beziehung auf diese letzten Worte des Verstorbenen sagte Sebastian, da er an seinem Grabe stand: „Du bist in die Heimath eingezogen, nach der sich Deine Seele sehnte; die Dämmerung ist einer

dunklern Nacht gewichen; aber aus dem Schooße dieſer Nacht iſt Dir, wie wir nicht zweifeln, ein Tag angebrochen, heller und herrlicher, als je einer über die Berge kam. Deine vom Alter trüben Augen haben ſich geſchloſſen, um das ewige Licht zu ſehn, deſſen Glanz ſich ſterblichen Augen verbirgt; Deine frommen Ahndungen ſind nun zur Wahrheit geworden, und Dein Herz, das ſo voll Liebe war, ſchlägt jetzt, da es in Staub zerfällt, an dem Herzen der ewigen Liebe. Du biſt eingegangen durch die dunkle Pforte in das Reich des Lichtes und der Wahrheit, und wir ſtehen an Deinem Grabe, und freuen uns, Dich an dem Ziele Deines Verlangens zu ſehn, und wenn ſich unſre Augen mit Thränen füllen, ſo ſind es nicht Thränen der Traurigkeit, ſondern der Freude, des Danks und der Liebe." — —

„Ein unerforſchlicher Wille der ewigen Weisheit ſendet den Menſchen hierher auf die Erde. Während an dieſe irdiſche Heimath unſre Füße geheftet ſind, gehen die Blicke des innern Menſchen aufwärts nach einer andern Heimath, die wir nur durch unſre Sehnſucht kennen, und mit untrüglichem Glauben umfaſſen. Die Erde gibt, was ſie kann, Früchte zur Nahrung des Leibes, und Schätze zu mancherlei Gebrauch; aber der innere Friede, der allen irdiſchen Genuß überſteigt, wächſt nicht aus dem Schooße der Erde auf. Dieſer Friede kömmt nur von Gott und wohnet bei Gott; und aus ihm ſtammt das Sehnen nach der himmliſchen Heimath, in welcher lauter Seligkeit iſt. Mit der Ahndung dieſer Seligkeit, mit

dem frohen Hoffen auf die Erfüllung ſeiner Ahndungen wandert der fromme Menſch muthvoll durch den rauhen Weg; mit ihr bekämpft er die Leiden, die ihm begegnen; mit ihr die Verſuchungen, mit denen ihn die Begierde nach irdiſchem Genuſſe umſtrickt. Du warſt ein muthiger Kämpfer Dein Lebenlang. In reichem Ueberfluſſe waren Dir die Güter des Lebens zugefallen; Dein Acker trug hundertfältige Frucht, und Deine Speicher ſeufzten unter ihrer Laſt. Wer Deine Aecker ſah mit wogenden Saaten bedeckt, Deine grünen Wieſen mit fetten Heerden angefüllt, die ſchnaubenden Roſſe an Deinem Pflug, — der nannte Dich glücklich. Und das Werk Deiner Hände war geſegnet und Dein Gut ausgebreitet im Lande, wie Hiobs, als ſein Haus verwahret war. Da prüfte Dich Gott. Was Dein Herz erfreute, nahm er von Deiner Seite, legte Dein Weib in das frühe Grab, und geſellte ihr auch den Knaben zu, der an Deinem blutenden Herzen ruhte, und die Gluth Deiner Wunden kühlte. Aber in Deinem großen Schmerz ſündigteſt Du nicht, und thatſt nichts thörichtes wider Gott. Kein Murren kam auf Deine Lippen, und Du fragteſt nicht in Deiner Vermeſſenheit: Warum hat Gott das an mir gethan? Und wie Du Dich in Demuth beugteſt, erwieß ſich Gott groß an Dir, und ließ Dir in der Nacht Deiner Leiden das Licht des Glaubens heller und herrlicher aufgehn. Deine ganze Seele wendete ſich zu Gott, und wie in ſeinem Schooße Alles lag, was Dir das Theuerſte

auf Erden geweſen war, ſo legteſt Du vor ſeinem Throne auch Deine Habe nieder, und wurdeſt freiwillig arm. Jetzt gingſt Du freier und aufgerichteter durch die Welt. Die Bürde der zeitlichen Güter, die ſo viele zu Boden drückt, daß ſie nie mehr zum Himmel ſchauen, hatteſt Du Dir muthig von dem Nacken gewälzt; Du hatteſt ſelbſt die Ketten gelößt, die den Habſüchtigen, den Genußgierigen und Kleinmüthigen an das irdiſche Leben feſſeln; Du fandeſt Reichthum in der Armuth, und in dem Verluſte Zufriedenheit. Für Dich hatte der Tod keinen Stachel, er nahm Dir nichts als die irdiſche Hülle, die noch zwiſchen Dir und der Ewigkeit ſtand; der Ewigkeit, nach der Du Dich ſehnteſt, und die die theuern Pfänder Deiner Liebe umfangen hielt. Wie der ermüdete Wanderer ſein Gewand abſtreift, und ſich zur Ruhe legt, und heitre Träume wünſcht, ſo ſtreifteſt Du, Guter, Dein mürbes Leben ab, und legteſt Dich frohen Muthes in Dein letztes Lager, den langen Traum des Lebens in dem engen Sarge auszuſchlummern. Wohl ſchaut ſchon jetzt Dein Aug, das immer ſo freundlich grüßte, ſegnend auf uns herab; von der Erde fliehend, ſendeſt Du uns, die wir Dir nachblicken, Deine milde Liebe; und vielleicht betet ſchon jetzt Dein Mund, von dem immer fromme und verſöhnende Worte gingen, vor Gottes Throne für uns.“

„Wie wir aber jetzt an dem Grabe des Entſchlummerten mit Ehrfurcht und Andacht ſtehen, ſo wollen wir es auch mit Andacht und frommen Entſchließun-

gen verlaſſen. Derjenige, welchem Gott die harten Prüfungen erlaſſen hat, durch die er dieſen Erkohrnen zu ſich berief, der, welchem ein liebendes Weib zur Seite ſteht, und blühende Kinder, der wende deſto eifriger ſein dankbares Herz zu Gott, und bitte ihn um Demuth im Glück. Die irdiſchen Gaben aber, die Jeder beſitzt, verwalte er als ein anvertrautes Gut, wie ein fremdes Eigenthum, ſtets bereit es zurückzugeben, ohne Murren, ja mit Dank für den ſo lange gegönnten Genuß. In allen Dingen endlich laßt uns wetteifern mit dem Abgeſchiedenen in Ergebung, Demuth, Standhaftigkeit, Redlichkeit und treuer Liebe, ſo können wir hoffen, dem Todes-Engel auch ſo ſanft wie er in die Arme zu fallen, und aus dem Munde des Richters der Lebendigen und der Todten ein mildes Urtheil zu hören.“

* * *

Dieſe Hoffnung wurde meinem guten Sebaſtian herrlich erfüllt. Schon hatte er die Schwelle des höhern Alters betreten, aber ſeine Geſundheit, die Frucht der Mäßigkeit und eines ſtillen Gemüths, war unerſchüttert; und auf ſeinem ehrwürdigen Angeſichte, obgleich vom Alter gefurcht, ſtrahlte ungetrübt ein erquickliches Abendroth. Die Zeit hatte ihm nichts genommen; aber ſie hatte den Frieden ſeiner Seele erhöht, und jede Welle geebnet, die vielleicht früher ſich in ſeinem Innern erhoben hatte. Sein Weg zum Grabe war ſanft. Oft ſetzte er ſich in Gedanken auf den Hügel nieder, der ihn einſt bedecken ſollte, und maaß den Weg zurück, den er

wandelt hatte. Dann freute er ſich, daß die ſchroffen Klippen, über die er geſtiegen war, ihm jetzt gar nicht mehr ſchroff erſchienen, ſondern wie ein fernes Gebirg, von dem Flaum einer weichen, milden Luft umſponnen, und mit dem goldnen Wiederſcheine ſeines jetzigen Abendrothes gekrönt. Während das Alter ſo oft den letzten Reſt des Lebens verbittert, indem es Mißmuth und mürriſche Launen herbeiführt, wurde Sebaſtian mit jedem Jahre, das ſeinem Leben zuwuchs, heiterer; und wie ſein Haar ſich weißer färbte, ſo blühte, wie Alpenroſen unter dem Schnee, ſein Gefühl immer reicher und herrlicher auf. Die Nähe des Himmels, auf den er ſich freute, erwärmte ſein Herz; und in der Nacht, der er entgegenging, ſah er nicht die Finſterniß, ſondern die Sterne, die ſie ſchmücken, und das Morgenlicht, das aus ihr hervorbrechen wird. An heitern Abenden ſaß er am liebſten an dem Fenſter ſeiner Stube, aus dem man den Kirchhof überſieht; ſeine Blicke durchliefen die Reihen der grünen Hügel, unter denen ſich ſchon das zweite und dritte Geſchlecht bettete, und er feierte dann das Andenken derer, die ihm theuer geweſen waren. Dieſe ſtille Todtenfeier, ſagte er, mache ihn gar nicht traurig, ſondern recht froh; denn er läſe in ſeinem Herzen nichts als Lobſchriften auf die Verſtorbenen, und dieſe ſtänden hier heller und ſchöner, als auf den Kreuzen und Leichenſteinen; und da er wüßte, daß bei weitem die Meiſten, von denen, die er hier zur Ruhe gebracht, ihn herzlich geliebt hätten, was wohl einem alten Mann,

mehr erheitern könne, als die Hoffnung, bei seinem Eintritte in das Jenseits so vieler treuen Liebe zu begegnen?

Dem Berufe seines Amtes blieb Sebastian bis in die letzten Tage seines Lebens treu. Das erkenne er für die größte Wohlthat Gottes, sagte er, daß er in seinem hohen Alter noch die frohe Bothschaft des Glaubens und der Liebe verkündigen dürfe. Der Ton der Glocken, die ihn zum Gottesdienste riefen, erfreue ihn jetzt fast noch mehr als sonst, vielleicht eben weil er nicht hoffen könne, ihn noch lange zu hören. Auch erquicke es sein Herz ungemein, wenn er beim Gesange seine Stimme mit der Stimme seiner Gemeinde vereinigen könne. — Er sprach auch in den letzten Jahren seines Lebens mit nicht weniger Kraft, und vielleicht mit noch größerer Innigkeit als in seinen frühern Jahren. Es war, als ob ein Vater zu seinen Kindern spräche. Auch war ja die Gemeinde unter seinen Augen aufgewachsen; er hatte ihre Ehen eingesegnet, ihre Kinder getauft, im Christenthume unterwiesen, und zum Abendmahle vorbereitet. Oft sagte er, er könne nicht ohne Rührung daran denken, daß, während sich Alles um ihn her mehr als einmal verändert habe, doch der Glaube, den er zu lehren berufen sey, in allen Gemüthern lebe, und daß er von Gott gewürdigt worden, ihn zu wecken und lebendig zu erhalten. Dieses Feststehn der Wahrheit, und dessen was hier und dort dem Menschen zum Heile gereiche, sey ihm in dem Wechsel der Dinge und bei dem Auf- und Abwogen vom

Tod und Leben ein unaussprechlicher Trost. Der Mensch wird geboren und stirbt; die Wahrheit aber, die in ihm ist, dauert ewig.

Sebastians letzte große Freude war, als er die Zusicherung erhielt, daß unser Andreas seine Prüfungen beifallswürdig bestanden, und zu seinem Nachfolger im Amte ernannt sey. Andreas war immer recht nach seinem Herzen gewesen, und er wußte, daß er auch künftig nach seinem Sinn und Beispiel thun würde. Es war eben ein Sonntag, als er diese Nachricht erhielt, und er konnte in der Freude seines Herzens nicht umhin, sie auch seiner Gemeinde mitzutheilen. Nun, Herr, sagte er am Schluß, läßt du deinen Diener in Frieden fahren. Den ganzen Tag war er unbeschreiblich froh. Er sprach mit Lebhaftigkeit von seinen Kindern, von der mannichfaltigen Freude, die sie ihm gemacht, von ihren Aussichten und Hoffnungen, und von all dem Guten, das er sich noch von ihnen versprechen dürfe. Er wolle das selbst noch einmal an alle schreiben, so bald er dazu komme; unterdessen möcht' ich es thun. Elternliebe, sagte er, spricht ja aus der Mutter Mund am beredtesten, und geht am besten zu Herzen. —

Nach diesem Gespräche war er still, als ob er noch weiter darüber sänne; rückte dann, als sich die Sonne zum Untergange neigte, seinen Stuhl nach dem Fenster, freute sich der weißen Blüthen, die den Kirchhof bedeckten, und der letzten Sonnenstrahlen, die an der Spitze des Kirchthurms zitterten, und als Alles in die Dämmerung versunken war, sagte er: Die

Freude hat mich ungewöhnlich müde gemacht. Auf so frohe Tage pflegen ruhige Nächte zu folgen. — Dann gab er mir die Hand, küßte mich auf die Stirn, und legte sich nieder. Er war schnell eingeschlafen, aber am Morgen erwachte er früh und mit Fieber. Er versuchte aufzustehn; aber die Füsse versagten ihm den Dienst. Ich denke, Gott ruft mich zu sich, sagte er. — Bist Du so krank, Guter? fragte ich. — „Ich bin nicht krank, antwortete er, aber es regt sich Etwas in mir, als ob mein Geist zum Leben durchbrechen sollte.“ Dann, indem er seine heiße Hand auf die meinige legte, fuhr er fort: Die Frühlingssonne ruft jetzt den Schmetterling aus seinem dunkeln Gefängniß; mich die Freude. Kann ein Mensch glücklicher seyn? —

Als der Arzt kam, sah er mich mit zweifelnder Miene an. Ich mochte mich verfärbt haben. Sebastian bemerkte es, faßte mich bei der Hand und sagte: Ist es so, wie ich dachte? — Und da ich es nicht verneinen konnte, fuhr er fort: Nun, so laß uns Gott danken, und ihn bitten, daß er mir auch auf dem letzten Schritte helfe. — Wie ich nun weinte, sagte er weiter: Sind wir nicht immer eines Sinnes gewesen, mein gutes Weib? Wolltest Du denn jetzt etwas anderes wünschen als ich? Sieh ich gehe vor Dir her und werde immer umschaun nach Dir. Wie kurz ist der Weg, der hinter uns liegt! wie nah das Ziel, das uns wieder vereinigt?

Diese Worte frommer Ergebung riefen meine Kraft wieder auf. Ich konnte in der Nähe des ge-

liebten Kranken ruhig seyn; ich konnte seine frohen Hoffnungen theilen, und den Schmerz vergessen, der mich erwartete. Diese Fassung schien ihn sehr zu freuen. Er lag meist still, betete leise für sich, oder bat mich, ihm vorzulesen. So brachte er zwei Tage zu, mit immer steigendem Fieber, aber ohne Schmerzen. Am dritten Abend zog er mich sanft an sich, drückte mich an seine Brust und sagte leise: Eh die Mitternacht kömmt, ist mein Weg vollbracht. — Dann dankte er Gott mit schwacher Stimme, aber mit vernehmlichen Worten für alles Gute, was er ihm auf seiner irdischen Laufbahn erwiesen hatte; für den Segen seiner Amtsverwaltung, die Freude an seinem Berufe, seine glückliche Ehe, die Gesittung und das Gedeihn seiner Kinder, und zuletzt für die Freudigkeit, mit der er von dem Leben scheide. — Bei diesem Gebete belebten sich seine Augen mit einem ungewöhnlichen Glanz; sein Angesicht war wie verklärt; es war, als spiegle sich der Himmel darin ab. Von diesem Augenblick an sprach er nicht mehr. Meine Hand aber hielt er leise in der seinigen, und sah mich oft mit liebenden Blicken an. Als es Eilf schlug, zog er meine Hand an sein Herz und sagte: Es schlägt ruhig und recht froh. — Dann sanken ihm die Augenlieder wie von schwerer Ermüdung zu; mit Mühe erhob er sie noch einige Mal — der Todesengel berührte ihn — seine Brust stieg höher — und das schönste Herz voll unendlicher Liebe stand still.

Ich weinte nicht, sondern sank nieder auf meine

Kniee und bat Gott um einen Tod, wie das Entschlummern dieses Gerechten war.

* * *

Mit dem Tage, welcher den Freund meiner Jugend von mir genommen hat, seh' ich meine irdische Laufbahn als geschlossen an. Meine Blicke sind nach der Vergangenheit gerichtet, in der ich mit ihm vereint war, und nach der Zukunft, die mich, wie ich hoffe, wieder mit ihm vereinigen wird. Mit jedem Morgen erwacht der Gedanke an ihn, der so lange mein Lehrer und Muster war; ich freue mich von ihm mit meinen Kindern und Freunden sprechen zu können; und oft füllt auch sein Bild und die Erinnerung an ihn die Träume meiner Nächte aus. So ist denn meine Trauer um seinen Verlust nicht herbe, sondern mit allen Freuden der Erinnerung und Hoffnung gemischt, so wie auch die seinige um die Geliebten seines Herzens war. Gewiß ist auch dieß eine der glücklichsten Folgen einer guten Ehe, daß, wenn der Wille der Vorsehung sie trennt, sie dennoch in dem Gemüthe des zurückgebliebenen Theils fortbesteht, und den Schmerz der Wunde durch ein heiteres, trostvolles Andenken lindert. Die Liebe überwindet den Tod und das Grab, und aus den Thränen, die sie über dem Staube der Abgeschiedenen weint, blüht eine Saat schöner und heiliger Freuden auf. Wenn ich Dich, Du Unvergeßlicher, nicht mehr mit meinen Armen erreichen kann, wenn

ſie nur den kalten Hügel umfaſſen, der Dein ſchönes und frommes Herz bewahrt, ſo reicht doch meine liebende Sehnſucht in die Ewigkeit hinaus, und findet Dich und Deine Tugenden, und alle die glücklichen Tage, die das Licht unſrer Liebe durchſtrahlte. Dann lächeln mich noch Deine liebenden Blicke an; ich vernehme noch die Stimme, die mich ſo oft entzückt, belehrt und getröſtet hat; und all Dein Thun, Dein ganzes ſtilles und harmoniſches Daſeyn ſteht vor mir, wie in den Tagen unſers irdiſchen Zuſammenſeyns. So biſt Du auch noch jetzt, wie ſonſt, meine Freude und mein Troſt, und indem ich ſo mit Dir fortlebe, klage ich nicht über Deinen Verluſt, ſondern danke Gott, daß er mich Dir zugeführt, und Deiner Liebe und Deiner Lehre ſo lange hat genießen laſſen.

Indem ich nun ſelbſt meinem Grabe nahe ſtehe, in das ich wie in eine zweite Brautkammer einzugehen hoffe, mit der Heiterkeit, welche die Umgebung meiner geliebten Kinder und Enkel nährt, wende ich oft meine Blicke nach dem zurückgelegten Wege, und finde überall Urſache zu Dank und Freude. War ich nicht ſchon recht glücklich in der engen Beſchränktheit meiner erſten Jugend, und in jener genügſamen Armuth, die durch den hohen und großen Sinn meines Vaters zum Reichthum ward? Hab' ich nicht in dieſem edeln und trefflichen Manne den treuſten Lehrer, und in meiner ſanften Mutter das Muſter jeder häuslichen Tugend gehabt? Und blühten mir nicht in der Einſamkeit, in der ich erwuchs,

und die wohl Vielen traurig und öde scheinen mochte, eben durch den Sinn und die Liebe meiner Eltern so viele Freuden auf, daß ich ihrer nicht ohne dankbare Rührung gedenken kann? In dieser stillen Zurückgezogenheit führte mir die göttliche Güte meinen Sebastian zu, welcher die Freude und der Stolz meiner Eltern wurde, und mich auf dem Wege erhielt, den diese mich zu wandeln gelehrt hatten. In stiller Verborgenheit, ja, uns selbst unbekannt, war unsre Liebe aufgewachsen; aber nachdem sie uns einmal kund geworden war, senkte sie ihre Wurzeln immer tiefer in unsere Herzen, und umgab uns so ganz, daß uns die Welt und unsre Liebe nur Eins schien. Nachdem ich nun mit dem geliebten Manne vereinigt war, und mit ihm in ein Verhältniß gesetzt war, das ich mir nicht erfreulicher hätte wünschen können, vermehrte auch dieß mein Glück, daß meine Eltern mehrere Jahre hindurch Zeuge unsrer Zufriedenheit seyn, und in einem gewissen Sinne die Früchte dessen, was sie gesäet hatten, ernten konnten. So finde ich überall Ursachen des Dankes in den einfachen Verhältnissen meines Lebens, und erkenne mit tiefer Rührung in allen seinen Ereignissen die Hand der väterlichen Liebe, der ich mein Daseyn verdanke, und die mich bis zu diesem Ziele geführt hat. Nur ein Wunsch bleibt mir noch übrig, und ich glaube seine Erfüllung hoffen zu dürfen — daß das stille, harmlose und unschuldige Leben, das mir so viele Freuden gebracht, und aus dem ich nun bald zu noch höhern Freuden abscheiden werde, auch

auf meine Kinder als Erbtheil übergehe, und daß diese, wenn sie einst, so wie ich, an der Grenze ihrer Tage stehn, mit eben so großer Heiterkeit in ihr verflossnes Leben zurückblicken mögen.

Zerſtreute Blätter

von

Odos Hand.

Unter der Aufschrift Zerstreute Blätter lassen wir hier eine Auswahl von Aufsätzen und einzelnen Gedanken folgen, die von Odos Hand, aber, wie der Augenschein lehrte, zu sehr verschiedenen Zeiten geschrieben waren. Das Meiste und Aelteste bestand aus Erinnerungen an Odos ersten Aufenthalt in der Schweiz vor seiner Verbindung mit Amanden; und es ist nicht unwahrscheinlich, daß dasjenige, was darunter mit einiger Sorgfalt ausgeführt ist, für diese bestimmt gewesen ist. Nur dieses ist hier von uns aufgenommen, bloße Andeutungen aber, deren sich viele auf einzelnen Zetteln fanden, zurückgelegt worden. Ein Tagebuch der Reise, das über persönliche Verhältnisse hätte aufklären können, fand sich nicht.

Der Herausgeber.

) es wohl eine anmuthigere Gegend geben mag,
das Land um Bern? Wie oft hab' ich hier die
me auf- und untergehen sehen, und doch bin ich
ner mit neuer Lust dahin zurückgekehrt. Diese
nen Saatfelder, wenn der milde Himmel des
ßtes über ihnen ruht; dieser liebliche Wechsel
Auen und Wiesen, von schwellenden Hügeln
buntem Gebüsch, die der leise Duft des Abends
ein weiches, durchsichtiges Gewand umfließt,
diese jungfräuliche Anmuth mit ihren reinlichen
fern, von hohen Bäumen umschirmt; die ein-
en Höfe, um die her auf üppigen Wiesen das
ere Hornvieh wandelt; die herrlichen Landhäuser,
aus hohen, hellen Fenstern und von zierlichen
lconen herab Reichthum und Wohlleben schaut —
a kann die Blicke, wenn sie so nach Abend und
eben gerichtet sind, nicht davon abziehn; und
habe nie hier geruht, ohne daß mich die heiter-
Bilder eines wohlgeordneten Lebens, tiefen
ebens und erquickender Ruhe besucht hätten. —
r welch' ein Contrast, wenn Du Dich nach Sü-
wendest zu jenen uralten Festen der Erde, den
geschliffenen ewigen Eismauern mit ihren schrof-
Zinnen, den erstarrten Wellen der Erde, an

denen die Sonne seit Jahrtausenden die Kraft ihrer Strahlen, und der Sommer seine Gluthen verschwendet! Wie stolz und kalt schauen diese cristallnen Riesen in das sanfte Gefild, das sich zu ihren Füssen gelagert hat, und dem sie die unversieglichen Ströme wie ein Almosen spenden, das der Reiche aus unerschöpflicher Fülle dem Dürftigen zuwirft, ohne sich selbst etwas zu entziehn, und ohne Bewußtseyn! Mit welchem Entzücken hab' ich hier oft von der Höhe eines Hügels herab, im Schatten herrlicher Bäume gelagert, den Abschied eines sonnigen Tages gefeiert, wenn er noch einmal seine Liebesaugen auf die sanfte Landschaft warf, jedes zitternde Blatt vergoldete, sich in funkelnden Bächen und in blanken Fenstern beschaute, und zuletzt mit der ganzen Fülle seines Glanzes an der starren Wand der Eisberge ruhte! Still glitt hier das goldne Licht an dem schroffen Spiegel hinauf; die Tiefe versank in Dämmerung; aber während sich die Füße der Riesen mit Nacht umhüllten, strahlten ihre Häupter von Rubinen-Diademen und goldnen Kronen. Längst war die Sonne in Westen hinabgesunken; aus dem tiefen Blau brachen die Sterne, wie Augen des Himmels hervor; der Mantel der Nacht hatte das Land umher bedeckt — aber noch waren die Zinnen des Gebirgs von dem zögernden Licht wie mit Rosen gekrönt. Erst wenn der letzte Schimmer erlosch, und das erhabne Gebäude der Natur sich nur noch durch die Erinnerung an dem Himmel zeichnete, ging ich mit stiller Bewundrung nach

Hauſe und in Gedanken verſenkt. Ich dachte an Dich, meine Amande; Dein holdes Bild ſtand in meiner Seele über all den herrlichen Erſcheinungen; heller ſtrahlte es mich aus der Tiefe des bewegten Gemüthes an. An der Bruſt der Natur träumte ich am ſüßeſten von Dir. Dein Andenken gab ihrer Schönheit Leben und Seele. Wie treu mich doch dieſes Andenken überall begleitet! wie es mir jeden Genuß erhöht, und in der Sehnſucht ſelbſt, die es erzeugt, die Freuden der Vergangenheit und die frohen Erwartungen der Zukunft verſchmilzt! — —

Eines Tages hatte ich mich ziemlich weit von der Stadt entfernt; die Nacht hatte mich überraſcht, und ich war zu ermüdet, um zurückzukehren. Alſo kehrte ich im nächſten Dorfe ein. Hier fand ich im Wirthshauſe alles ungewöhnlich aufgeregt. Denn vor wenigen Stunden war von den Gerichten ein junger Einwohner des Ortes abgeholt worden, der einen Bewohner des nächſten Dorfes erſchlagen hatte. Die Urſache des Mordes war Eiferſucht. Uebrigens waren alle Stimmen für den Gefangenen. Er ſey der rechtlichſte Menſch, hieß es, aber immer etwas in ſich gekehrt geweſen und ſtill. Seit einiger Zeit ſey er ganz ſchwermüthig geworden. Das Mädchen, das er geliebt, habe ſich ohne Urſache von ihm abgewendet und die Beſuche eines andern Liebhabers angenommen, der nicht einmal aus demſelben Orte geweſen ſey. Auf dieſen letzten Umſtand legten Alle ein großes Gewicht, und die jungen Leute insbeſondre ſchalten auf die Dirne, und behaupteten, es

ſtreite gegen alle Zucht, ſo aus bloſer Leichtfertigkeit mit den Kiltgängern zu wechſeln, und die nächſten um eines Fremden willen hintanzuſetzen.

Nachdem dieſes Geſpräch eine Zeitlang mit heftiger Theilnahme geführt worden, indem Einige, wie geſagt, den Verfall der Sitten beklagten, Andre der Bejahrten hingegen ſich an ähnliche Geſchichten erinnerten, die ſich zu ihrer und der Väter Zeiten zugetragen, ſagte endlich einer: „Laßt das nun gut ſeyn; wir haben genug davon gehört. Ich meine, es hat zu allen Zeiten brave Mädchen und ſchlechte gegeben, ſo wie jetzt auch, und die Altvordern haben auch über den Verfall der Zucht geklagt, wie wir jetzt thun. Wäre das nun wirklich ſo in Wahrheit begründet geweſen, ſo müßten die Menſchen vor einigen hundert Jahren Engel geweſen ſeyn, oder wir wären ſammt und ſonders Teufel, und die ganze Eidgenoſſenſchaft ein Höllenpfuhl. So iſt's aber nicht. Es mag wohl damit ſeyn, wie mit der Witterung. Wenn einmal der Sommer kälter iſt, als wir's gewohnt ſind, oder der Winter ungewöhnlich warm — gleich heißt es: die Welt hat ſich umgekehrt; ſo war's ſonſt nicht. Wenn man aber die alten Chroniken mit Verſtand lieſt, ſo ſieht man, daß es immer ſo geweſen iſt, und daß es Räuber und Mörder, Buhler und Ehebrecher gegeben hat, wie noch jetzt." — Dann wendete ſich der Redende an einen alten Mann, welcher an dem mittelſten Tiſche den Ehrenplatz einnahm, und bis jetzt keinen Antheil an dem Geſpräche genommen

hatte, als indem seine Mienen Mißbilligung oder Beifall zu erkennen gaben. Diese Zeichen blieben auch nicht unbeachtet, und immer schienen die Sprechenden mehr oder weniger ihre Rede an den Greis zu richten, dessen langer weißer Bart und graues Haar Ehrfurcht gebot. — „Nun, Rudi, sagte der, welcher zuletzt gesprochen hatte, Ihr sagt nichts zu dem Allen. Was meint Ihr davon? Man hört doch gern, was Ihr über eine Sache denkt und sinnt.“

Bei dieser Aufforderung legte der Alte die Hände flach vor sich auf den Tisch und sagte: „Ich kann Euch nicht Unrecht geben, Heini, wegen der alten und neuen Zeit; denn ob es mir schon auch manchmal dünkt, als sey es vordem besser gewesen, so merk ich doch bald, daß der Unterschied nur darin liegt, daß ich jetzt alt bin und vormals jung. Nun ist aber auch genug über den wüsten Handel gesprochen worden, und damit Euch die Gedanken daran vergehen, will ich Euch eine Geschichte erzählen, die sich vor dreihundert Jahren und länger zugetragen hat, und aus der Ihr abnehmen könnt, wie es damals mit Liebessachen hier in diesem Lande hergegangen ist.“

Dieser Vorschlag kam Allen sehr erwünscht. Ein dumpfes Murmeln kündigte die Beistimmung an. Die näher Sitzenden nickten sich zu; die Entfernteren rückten heran; und nachdem der Alte noch einen Schoppen Wein verlangt hatte, hub er seine Erzählung folgendermaßen an:

„Es mögen wohl wenige unter Euch seyn, die auf der Straße von Almatingen, rechts nach Kunitz hin nicht das alte Gemäuer gesehen haben, das so grau und düster aus dem Gebüsch hervorragt; ein verfallnes Thürmlein ist es und einige Fenster, in denen Fliederbüsche gewachsen sind; inwendig aber sieht man, daß es ein großes Gebäude gewesen, denn es liegt vieles Gestein in einer weiten Strecke umher, und der Hof, wo jetzt Dornen und Disteln stehn, ist geräumig und weit. Mancherlei Reden gehen von dem Steinhaufen umher, und niemand geht gern zur Nachtzeit daran hin; und Manche wollen ein Wimmern darin vernommen haben, und rauhe Stimmen dazwischen. Ich habe dergleichen nie gehört, ob es schon eben kein Wunder wäre nach Allen dem, was sich vor Zeiten da begeben hat."

Da der Alte hier inne hielt, um zu trinken, bestätigten Viele das, was er von dem alten Schlosse gesagt hatte. Die Trümmern kannten sie Alle; auch hatten sie von Wanderern gehört, die in später Nacht des Wegs gekommen, und weiße Gestalten in den Fenstern gesehn hatten, die sich vorwärts und rückwärts neigten. Und so waren denn Alle desto begieriger auf die Geschichte, die der Alte aus der Chronik wußte; und dieser, nachdem er getrunken hatte, fuhr also fort:

„Der letzte Besitzer des Schlosses war also der Graf Ulrich von Bollingen, ein tapfrer Degen, aber von rauhem Gemüth und hart gegen Jedermann. Nachdem er bis in sein fünf und funfzigstes Jahr

elelos gelebt hatte, meint' er, es sey Zeit, auf Erben seiner Habe zu denken, und warb deshalb um die Hand des schönsten Fräuleins zwischen der Aar und Saane, Walpurg von Lussi genannt, die aber arm und eine Waise war. Hätte die nun schon an sich wenig Freude an dem alten rauhen Rittersmanne gehabt, so war sie noch überdieß in Liebe zu einem Junker entbrannt, der edel und mannhaft, und nur wenige Jahre älter als das Fräulein war. Der hieß Werner von Heriso. Er hatte ihr von Kindheit auf wohlgewollt, und sie ihm, und es war auch der Eltern Wille gewesen, daß sie sich ehlichen sollten, wenn die Zeit käme. Nun starb aber dem Fräulein von Lussi Vater und Mutter binnen kurzer Frist, und sie war in die Hände eines hartherzigen Oheims gekommen, der Humbert von Arburg hieß; und da dieser ein alter Waffenfreund des Grafen von Bollingen war, wollte er seine Nichte zwingen, seiner Bewerbung Gehör zu geben. Diese aber hatte ihrer Gesinnung kein Hehl, sondern sagte, daß sie den Junker Werner liebe und nicht von ihm lassen könne; was ja auch ihrer Eltern Wille gewesen; und bat ihren Oheim, sie nicht zu zwingen. Diese Bitten rührten ihn nicht; sondern er schwur in seinem Zorn, daß, so lange er lebe, sie nie diesen Fant ehelichen solle. Der Ulrich habe sein Wort, und dabei müsse es sein Bewenden haben.'"

„Da war nun wohl großer Jammer bei dem Fräulein, und auch der Junker war tief betrübt. Denn hatte sein Herz schon früher an ihr gehangen,

so entbrannte es jetzt noch mehr, da sie ihn mit so standhafter Treue dem reichen Grafen von Bollingen vorzog. Und da sie sich jetzt nicht mehr sehen konnten, und auch sonst nur wenig von einander vernahmen — so streng ließ der Humbert das Fräulein bewachen — ertrug der Junker seinen Unmuth nicht, sondern schnallte den blanken Harnisch um, und bestieg sein gutes Roß, und zog nach Africa, wo eben der Cardinal Ximenes mit dem spanischen Heere vor Oran lag, und Krieg mit den Mohren führte. Als nun hiervon die Nachricht dem Grafen zu Ohren kam, berathschlagte er sich mit dem Oheim des Fräuleins, und sie dangen falsche Boten, welche melden mußten, der Herisa sey von den Mohren gefangen, und da er habe entfliehen wollen, von ihnen erschlagen worden. Und diese Geschichte wurde mit so vielen Umständen verbrämt, daß Niemand daran zweifeln konnte. So glaubte denn auch Walpurg den Betrug; und da der Bollingen nicht abließ zu werben, und der Oheim früh und spät, bald mit freundlichen Worten und bald mit Schelten, in sie drang, so entschloß sie sich endlich mit Jammer im Herzen zu dem schweren Schritt."

„Wer nun bei dem Hochzeitmale gegenwärtig war, und das zarte Fräulein mit dem Myrtenkranze in den blonden Locken neben dem finstern Grafen sah, dessen schwarzes Haar schon reichlich mit weißen Stoppeln gemischt war, der konnte wohl sehn, daß dieses Paar nicht sonderbar schicklich zusammengefügt war, und die Knappen und Diener stießen sich, als der

Hochzeitpokal herumging, lächelnd an, und scherzten im Vorgemach über die Vermählung des Winters mit dem Lenz. Dem Ulrich gingen nach der Hochzeit auch die Augen auf, und da er sah, daß sein Weib oft traurig war, wenn sie im Stillen an ihren Werner dachte, und wie glücklich sie mit dem würde gewesen seyn, da entbrannte eine Eifersucht in seinem Herzen, die noch heftiger war, als vorher seine Liebe; und des Auflauerns und Bewachens, des Forschens und Quälens war jetzt kein Ende. Zu entdecken war freilich nichts; denn Walpurg war dem Grafen als ihrem Ehgemahl treu, ob sie ihn gleich nicht liebte, weil sie Zucht und Ehrbarkeit achtete und Gottes Gebot fürchtete; aber der alte Herr war darum nicht weniger voll Verdacht, und meinte, nach der Weise der Eifersüchtigen, daß, je weniger er gewahr würde, desto mehr verborgen seyn möchte. So war wohl ein ganzes Jahr vergangen mit wenig Freude, und das Leben wurde immer trüber in dem Schloß, da ritt eines Tages der Bollingen auf die Jagd, und Walpurg saß am Fenster, und schaute nach der Straße hin, auf welcher ihr Gemahl zurückkehren sollte. Und wie sie hinabblickt, wird sie einen Pilger gewahr, der unterhalb der Mauer an einem Baume sitzt, das Gesicht tief herabgesenkt, so daß der Rand des breiten Hutes ihm die Brust berührt, wie Einer, der recht krank ist, und das Haupt nicht mehr erheben kann. Da hatte sie Mitleiden mit dem Manne, und rief ihrer Magd, und schickte sie hinab, um nach dem Kranken zu sehn, und ihm

Erquickung anzubieten, wenn er deren bedürfe. Die Magd ging also hinab, um den Befehl ihrer Herrin auszuführen; aber sie hatte kaum den Pilger begrüßt, da kam Ulrich herangeritten, und als er die Magd bei dem Pilger sah, fragte er, was es gäbe. Diese verschwieg nun, daß sie von ihrer Herrin abgeschickt sey, obgleich in guter und christlicher Absicht, und gab einen andern Gang vor, auf dem sie den kranken Mann hier getroffen habe. Nun wendete sich der Graf an den Pilger selbst, und fragte ihn, woher er käme, und was das Ziel seiner Wallfahrt sey. Dieser antwortete, wie es der Wahrheit gemäß war, er sey mit dem spanischen Heere in Africa gewesen, und habe Oran erobern helfen; dann sey er, um ein Gelübde zu erfüllen, nach Compostella gewallfahrtet, und wenn er noch seine Andacht zu Maria-Einsiedeln verrichtet habe, wolle er nach dem heiligen Grabe ziehn. Wie nun der Graf von Africa und Oran hörte, schlug es ihm gewaltig an das Herz; denn er gedachte der Lüge, mit der er sein Weib berückt hatte, und fürchtete die Rückkehr des Junkers von Heriso; deshalb nahm er eiligst den Pilger mit sich in das Schloß, und fragte ihn aus; erst von weitem nach dem Kriege überhaupt, und wer sich darin hervorgethan; dann was für Völker außer den Spaniern dabei gewesen, und endlich auch, woran ihm das Meiste lag, nach dem Junker Werner von Heriso. Da sagte der Pilger, er kenne den Junker gar wohl, und wisse, daß er sich gut gehalten, aber wie Einer, dem das Leben zur Last ist, und der den

Tod ſucht. Da ſey er denn auch einſtmals von den Mohren, die einen Ausfall gethan, umringt und gefangen worden, habe ſich aber wieder befreit, und ſey endlich ſiegreich mit dem übrigen Heere in die Feſtung eingezogen. Jetzt ſey er, ſo viel ihm bekannt, auf der Rückreiſe begriffen. — Dieſe Worte machten den Grafen noch beſtürzter; doch verbarg er ſeine Unruhe, und ſagte dem Pilger, er ſolle die Nacht in ſeinem Schloſſe bleiben, und ſich gütlich thun; den folgenden Morgen wolle er ihn von ſeinen Reiſigen nach Einſiedeln geleiten laſſen. Dieß that er aber deswegen, damit der Pilger Niemanden etwas von der bevorſtehenden Rückkehr des Heriſo erzählen könnte, wodurch ſeine Lüge kund würde, eh' er Vorkehrungen getroffen hätte. Und da ihm die Eiferſucht keine Ruhe ließ, beſchloß er alsbald mit Walpurgs Oheim Rath zu pflegen, wie ſie den Rückkehrenden fangen und ihn in Sicherheit bringen wollten. Nachdem er alſo wegen des Pilgers Befehl gegeben, und ihm zwei Knechte beigeſellt hatte, die ihn bewachen ſollten, damit er mit Niemanden ſpräche, ſagte er zu ſeiner Frau, er wolle zum Oheim reiten, und eine große Jagd mit ihm beſprechen. Dann ſetzte er ſich zu Pferde, und jagte, von zwei Knappen begleitet, ohne Raſt, nach dem Schloſſe des Junkers von Arburg."

„Wie nun der Graf ſeiner Burg den Rücken gewendet, und die Gräfin allein war, erzählte ihr die Magd von dem Pilger, wie blaß und abgehärmt er ausſehe, und daß er weit herkomme — ſie hatte die

Mohren und den Namen Oran gemerkt — und nach dem heiligen Grabe zu wallfahrten vorhabe. Bei dem Namen von Oran ſchlug der Gräfin das Herz nicht weniger, als es ihrem Manne geſchlagen hatte, nur aus einem andern Grunde, und ſie wurde voll Verlangens den Pilger ſelbſt zu befragen, ob er etwas von ihrem Geliebten wüßte, der ja dort, wie die falſchen Boten berichtet hatten, begraben war. Sie ſagte auch der Magd von ihrem Verlangen; aber den Geliebten nannte ſie nicht, aus Züchtigkeit; ſondern ſagte nur, ſie möchte wohl einen frommen Mann ſprechen, der an dem Grabe des heiligen Jacob ſeine Andacht verrichtet habe, und möchte ihm auch einen Auftrag nach dem heiligen Lande geben. Da meinte die Magd, ein ſo frommes Verlangen zu fördern, ſey ſelbſt eine fromme Pflicht, und nahm es daher auf ſich, den Pilger in aller Stille zu ihrer Herrin zu bringen. Als ſie aber die Stiegen hinabgegangen, erfuhr ſie an der Thür des untern Gemachs, was der Graf befohlen hatte, und daß der Pilger ſo gut als in Haft ſey. Da ſie ſich aber einmal vorgenommen hatte, ihrer Herrin zur Erfüllung ihres gottesfürchtigen Wunſches zu helfen, ließ ſie ſich nicht abſchrecken, ſondern ging zu dem Kellner, mit dem ſie heimliche Liebe pflog, und ſagte zu ihm: Deine Herrin hat vernommen, daß die Knechte morgen in der Frühe einen frommen Pilger nach Einſiedeln geleiten ſollen, und befiehlt ihnen zur Stärkung auf den Weg einen Krug guten Weins zu geben. Der Kellner ſaß nun eben mit andern Dienern bei

den Würfeln, und hatte nicht Lust aufzustehn, sondern gab der Magd die Schlüssel und sagte: Geh Du selbst, Du weißt Bescheid, und hole einen Krug vom vorjährigen herauf. — Dieß war der Magd eben recht. Sie stieg also in den Keller hinab, und nahm zwei der größten Krüge von einem Weine, welcher funfzehn Jahre alt war, und von gutem Gewächs; die brachte sie den Knechten und sagte: Das trinkt; Eure Herrin schickt es Euch. — Dazu liessen sich nun, wie leicht zu erachten, die Knechte nicht groß nöthigen, sondern zechten so tapfer, daß, eh' sie noch dem zweiten Kruge auf den Boden gekommen waren, sie schon selbst trunken auf der Erde lagen. — Als nun die Magd gegen Mitternacht hörte, daß es still geworden in dem Gemache, öffnete sie leise die Thür, schritt über die Schlafenden weg, und faßte den Pilger bei der Hand, der traurig in der Ecke saß, und nur Wasser aus seiner Kürbisflasche trank, und auch die Speisen nicht berührt hatte, die ihm vorgesetzt worden, außer das Brod, und sie sagte zu ihm: Die Herrin gebietet Euch zu sich. Kommt jetzt, da Alles schläft in der Burg. — Bei diesen Worten ergoß sich ein glühendes Roth auf die blassen Wangen des Pilgers; und dann erblaßte er wieder noch mehr als zuvor, und als er die Stiegen hinauf schritt, versagten ihm fast seine Füße den Dienst. Die Magd aber ging wohlgemuth mit der Leuchte voraus, und öffnete die Thür des Gemachs, wo Walpurg bei der Lampe saß, und stellte den Pilger, der die Kappe seines Gewandes über die Stirn

gezogen, vor sie hin. Da fragte ihn denn die Gräfin, wie sie sich vorgenommen hatte, nach den Gnadenorten, die er besucht hatte, kam dann auch auf Oran zu reden, und fragte ihn endlich mit wankender Stimme nach den Landsleuten, die dem Kriege beigewohnt hätten. Den Junker von Herisо aber nannte sie nicht. Der Pilger aber, nachdem er andre Eidsgenossen erwähnt, die den Spaniern ihren Arm geliehen, nannte zuletzt auch den Junker, und daß er noch lebe, und in sein Vaterland zurückgekehrt sey, um es noch einmal zu begrüßen, und dann auf ewig davon zu scheiden. Und indem er dieses sagte, warf er die Kappe zurück, und sah die Gräfin mit glühenden Blicken an. Und an diesen Blicken erkannte sie den Geliebten ihrer Jugend, den sie für todt gehalten, und erschrack so, daß sie blaß und sprachlos auf ihren Sitz zurücksank. Da warf sich der Pilger vor ihr auf die Kniee, faßte ihre Hand, und beschwor sie mit rührenden Worten, nur noch Einmal die Augen aufzuschlagen, und ihm das letzte Lebewohl zu sagen. Dann wolle er unverzüglich nach Osten wandern, und sich der Wache des heiligen Grabes weihen, und nie zurückkehren. Bei diesen Worten schlug Walpurg die Augen auf, und ein Strom von Thränen ergoß sich daraus, und ihre Stirn senkte sich gegen die seinige; und der Junker umfaßte die Geliebte, und drückte den ersten Kuß auf die Lippen der ihm gestohlnen Braut."

Nachdem der Alte so weit in seiner Erzählung gekommen war, hielt er inne, sah die um ihn ver-

sammelten Zuhörer rund herum mit fragenden Blikken an und sagte: „Was meint Ihr nun, ob eine Frau zu verdammen sey, die man durch Lug und Trug von ihrem Geliebten gerissen, dann durch Gewalt und List in den Ehestand gebracht, und sie darin ohne Grund und Ursach mit Eifersucht gepeinigt hat, wenn sie nun den ganzen schändlichen Betrug mit Einemmale erkennt, und nach so langer Frist des Geliebten auf kurze Augenblicke froh wird: ob ein Weib, frage ich, groß zu verdammen wäre, wenn es seiner Pflicht vergessen hätte?“

Nein, nein, riefen die jungen Leute, wie aus Einem Munde.

Man müßt' es ihr verzeihen, sagten die Männer, wenn's auch schon nicht recht wäre.

Der Junker, sagte Einer, hätte sie nur gleich unter den Arm nehmen, und mit ihr davon gehen sollen, damit der Graf bei der Heimkehr das Nest leer gefunden hätte.

Er hätte sie ihm im Kampfe abgewinnen sollen, sagte ein Andrer.

Es soll uns verlangen, wie es ausgegangen ist, sagten die Meisten.

Der Alte fuhr fort: „Der Bollingen war, wie gesagt, spornstreichs zum Oheim geritten, und gegen Abend angekommen, und wie er eben in das Gemach trat, und die ersten Grüße gewechselt waren, sagte der Humbert: Weißt Du, Uhli, daß der Werner heimgekehrt ist? — Daß er bald heimkehren wird, erwiederte der Graf, hab' ich eben vernommen, und

es ist deshalb, daß ich zu Euch komme, um Rath mit Euch zu pflegen. Denn Ihr könnt glauben, daß der Bube der Walpurg noch immer im Herzen sitzt, und daß, wenn sie trauert, es ihm gilt. — Da versetzte der Humbert halb zürnend: Wie sagst Du nur, er *wird* heimkehren, da er ja schon im Lande ist, und wahrhafte Leute ihn gesehen haben, und er nach Euch und Euerm Weibe gefragt hat. Im Pilgerrocke zieht er in der Gegend umher, wie der Wolf im Schaafpelz, und Du wirst wohl thun, ein Aug auf dein Lamm zu haben, und es zu hüten."

„Wie der Graf diese Worte hörte, war es ihm eben, als würde ihm das Herz durchbohrt, und er sah, wie unverständig er sich selbst mitgespielt hatte. Darum lief er auch wie wahnsinnig in dem Gemache umher, schlug sich vor die Stirn und rief einmal über das andremal: O ich Dummkopf! hätt' ich das denken sollen! — Dann, nachdem er wieder ein wenig zu sich gekommen, befahl er die Rosse augenblicklich wieder aufzuzäumen, und erzählte dem Oheim, daß er eben einen Pilger bei seinem Schlosse gefunden, und was er von diesem gehört und mit ihm gethan habe, und wie er nun gar nicht zweifle, daß dieses eben der Junker selbst gewesen, zumal er die Magd der Gräfin mit ihm im Gespräche gefunden. — „Und so hab' ich denn, fuhr er fort, wie ein unverständiger Narr den Wolf in den Schaafstall gesperrt, und damit er recht nach Lust schalten könne, bin ich gar auf und davon geritten." Dann, als ob er sich besänne, sagte er ganz wohlgemuth: „Nun, entrin-

nen soll mir der Bube nicht. Hab' ich ihm doch eine Wache bestellt, der er nicht entlaufen mag; und hab' ich ihn nur erst ergriffen" — Und damit nahm er Abschied von dem Oheim, schwang sich wieder auf das Roß, setzte ihm die scharfen Sporn in den Leib, und jagte wie besessen davon."

„Gegen Mitternacht kam er an bei der Burg, stieg aber in einiger Strecke davon vom Pferde, und ließ es sammt den Knappen draußen, gab dann dem Thorwärtel ein Zeichen ihm zu öffnen, und schlich unbemerkt in das Haus. Ob nun gleich das Lämpchen der Gräfin noch brannte, ging er doch zuerst nach dem Gemache, in welches er den Pilger gewiesen, und da er hier seine Knechte trunken auf dem Boden liegen, und die Weinkrüge auf dem Tische fand, den Pilger aber nirgends, da errieth er schnell, wie sich die Sache begeben, meinte aber, es käme Alles von der Gräfin her, die im Einverständniß mit dem Junker ihn hierher gelockt habe. Und so stieg er denn, mit blutiger Wuth im Herzen, aber auch im Grimme seiner Herr, leise die Treppe hinauf. An der Thür blieb er stehn, aber nicht lange; denn da ihm war, als ob er flüstern hörte, riß er hastig die Thür auf, und fand den Pilger, wie ich vorhin beschrieben, zu den Füßen der Gräfin liegend, und ihre Hände haltend, und ihre Stirn nach der seinigen gesenkt."

„Wie groß nun bei diesem Anblicke der Zorn des Grafen gewesen, ist leichter zu denken, als zu beschreiben. Wie er aber hereinstürmte, und seine wil-

thenden Worte noch vor ihm voraus, sank die Gräfin, die ja kaum eben von dem freudigen Schrecken zu sich selbst gekommen war, leblos zu Boden; dem Pilger wurden Hände und Füße gebunden; die Magd aber, welche entschlüpfen wollte, wurde von den herbeigerufenen Dienern festgehalten. Hierauf befahl der Graf Nägel herbeizubringen und diese in einen der Balken des Gemaches einzuschlagen, und nachdem dieses geschehen war, versuchte er, die Gräfin aus ihrem Todesschlummer zu erwecken. Das war aber vergebens; und so gebot er denn der Magd, was er seinem armen Weibe zuzumuthen Willens gewesen, mit den allergreulichsten Drohungen, den ehebrecherischen Buben, dem sie den Weg in sein Ehebett gezeigt, mit eignen Händen aufzuhängen. Die Magd warf sich nun zwar vor ihm nieder, und beschwor ihn bei seiner Seele und allen Heiligen, nicht einen solchen Mord zu begehn, und betheuerte die Unschuld ihrer Herrin und des Junkers von Herisо. Aber umsonst. Denn mit entsetzlicher Wuth und flammenden Blicken schwur ihr der Graf, daß er sie lebendig würde verbrennen lassen und den Junker zugleich mit ihr, wenn sie nicht seinen Befehl vollzöge."

„Wie nun der Junker diese wilden Worte hörte, indem er gebunden auf dem Boden lag, und die Magd nun gezwungener Weise und unter tausend Thränen Hand an ihn legte, und die Diener ihn zu dem Balken hinaufhoben, sprach er folgendermaßen: Da mich mein Unstern, und nicht meine Schuld

in Deine ungerechte Gewalt gebracht hat, Graf von Bollingen, so weiß ich wohl, daß Du nicht ablassen wirst, bis Du Dein Bubenstück vollbracht und Deiner ruchlosen Wuth Genüge gethan hast. Darum darfst Du nicht fürchten, daß ich Dich, wie ein Feigling, um mein Leben bitte, das mir zur Last ist, seitdem Du mir durch schändliche Lügen die verlobte Braut gestohlen, und die, welche mein war vor Gott, mir entrissen hast. In Deiner Lüge beharrend schiltst Du mich einen Ehebrecher; aber wisse, der Ehebrecher bist Du, und in kurzer Frist klag' ich Dich an vor Gott, wie Dein Weib wohl jetzt schon in ihrer reinen Unschuld vor seinem Throne thut. Vollbringe nur den Mord, den Du beschlossen hast; aber der Tag der Rache kömmt bald, wo mein Blut gegen Dich schreien wird; dann werden die Trümmern dieses Hauses über Dir zusammenbrechen, und die Vögel des Himmels werden sich mit Deinem Fleische sättigen."

„Während der Junker so sprach, hatten sie dem Unglücklichen die Schlinge um den Hals gelegt, und zogen ihn an den Balken hinauf, und als sie die Hände von ihm ließen und er nun da hing, schrie ihm der Graf mit Hohngelächter zu: Jetzt, Bube, weissage noch! — Dann ging er hinaus, verriegelte das Gemach, und befahl es augenblicklich zuzumauern. Dieß war bald vollbracht; denn unablässig trieb der Graf die Maurer an, und spottete dazwischen des Jammergeschreis der Magd, die neben ihrer Herrin kniete, und Gott zum Zeugen ihrer Unschuld nahm.

Und als die Mauer vollendet war, wurden auch die Fenſter von außen mit Bretern zugeſchlagen. Und jetzt züchtigte der Graf die trunkenen Knechte, und ließ den Kellner geißeln, und ſtieß ihn dann zum Hauſe hinaus. Denn Alle, meint' er, wären mit der Gräfin gegen ſeine Ehre verſchworen geweſen."

„Am folgenden Morgen erſcholl die greuliche Kunde von dem Morde des Junkers von Heriſo durch das Land, und daß die Gemahlin des Grafen zum ſchmählichen Hungertode neben dem Leichname des Ermordeten ſammt der Magd verurtheilt wäre; und als der Oheim ſie vernahm, entſetzte er ſich, und ſchickte Boten an den Grafen mit dem Begehren, ſein Weib der Haft zu entlaſſen und ihm zurückzuſenden. Der Graf aber gab zur Antwort: Die Strafe der Ehebrecherin läge in ſeiner Hand. Da machte ſich denn der Humbert von Aarburg ſelbſt auf, ſo alt und kraftlos er auch war — denn ſein Gewiſſen ſchlug ihm wegen der frühern Theilnahme an dem Betrug, und wiederholte ſein Begehren. Aber der Graf gab ihm ſchnöde Antwort, führte ihn vor die zugemauerte Thür und ſagte, ſein Herz werde ſich ſeinem Verlangen öffnen, wenn ſich dieſe Steine öffneten. Und dabei legte er das Ohr an die Wand und glaubte das Jammern ſeiner Frau zu hören. — Während der Zeit aber, und als Jene noch mit einander ſtritten, kam ein Eilbote mit der Nachricht, Walter von Luſſi, der Gräfin Vetter, rufe ſeine Mannen zuſammen, um gegen Bollingen zu ziehn; und kurz darauf ein zweiter, der Walter komme mit einem Fähn-

lein Reiter und Fußknechte gerade nach dem Schloſſe zu. — Dieſem zweiten Boten folgte ein Herold des Walter auf dem Fuße nach, und begehrte im Namen ſeines Herrn, was auch der Oheim gefordert hatte. Hierüber brach der Graf in wilden Zorn aus, ſchalt den Oheim einen Verräther und Feind, und warf den alten und kraftloſen Mann in das Verließ; dann ſchloß er die Thore der Burg und waffnete ſein Volk. Der Kampf war ungleich und kurz. Nachdem die Belagerten ſich verſchoſſen hatten, that der Graf mit ſeiner muthloſen und verdroſſenen Schaar einen Ausfall und ſtieß auf ſeinen Feind. Dieſer ergriff ihn mit gewaltiger Fauſt, rang eine Zeitlang mit ihm, und ſtürzte ihn den ſchroffen Abhang in die Tiefe hinab. Ulrichs Knechte ergriffen die Flucht, die Burg ward eingenommen, und die Mauer niedergeriſſen, die Walpurgs Gemach verſchloß. Dieſe war von der treuen Magd auf ihr Lager gehoben worden, und ſchien zu ſchlummern; zum Leben war ſie nicht zurückgekehrt. Die Magd aber lag vor ihr auf der Erde mit aufgelöſtem Haar und gefalteten Händen, der Kopf auf die Bruſt herabgeſunken, mehr todt als lebend. Walpurg wurde neben dem Junker von Heriſo zur Erde beſtattet. Der Leichnam des Grafen wurde den Thieren Preis gegeben und ſein Schloß zerſtört. Humbert beſchloß kurze Zeit darauf den Reſt ſeiner Tage im Kloſter.“ —

Jetzt ſchwieg der Alte, und ſah ſinnend vor ſich hin, als ob er noch einmal in ſeiner Seele die alte Zeit vorübergehen ließe. Die ihm zugehört hatten,

waren lange still. Endlich sagten Einige die Köpfe schüttelnd: So etwas hört man doch heut zu Tage nicht mehr. — Da aber ein Anderer sagte: Das war wohl der wüsteste Kiltgang, den je ein Mensch gemacht hat! — da fiel das Gespräch wieder, wie vorher, in den alten Ton, und manche Geschichte von fremden Kiltgängern und ihren Züchtigungen wurde vorgebracht. Und als Einer erzählte, wie man einstmals einen solchen ausgezogen, in ein Fischnetz gesteckt, einigemal in den See gesenkt und dann so bis zum andern Morgen in dem Netze an einem Baume aufgehenkt habe, war keiner, der nicht über den sonderbaren Fisch gelacht hätte, und die ganze Versammlung löste sich wohlgemuth und scherzend auf.

* * *

Ich durchzog einmal mit einer Gesellschaft, wie sie sich in der Reisezeit leicht zusammenfindet, das Oberland. Die Witterung war vortrefflich, und mehrere Tage nach einander, was dort nicht häufig ist, gleichförmig gut. Da wir nun so in dem herrlichen Lande alle unsre Plane ausführen konnten, jeder Tag in dem ergötzlichsten Wechsel von Bergwandrungen zu Fuß und zu Pferd, in Lustgängen und Wasserfahrten, und mannichfaltigen kleinen Abentheuern verstrichen, und fast jeder Schritt etwas Neues und Schönes zeigte, so waren wir alle in der besten Laune, und konnten nicht müde werden, die Schönheit des Landes und zugleich das Glück zu preisen, das uns den Genuß so vieler Herrlichkeit so

ungestört und auf die bequemste Weise gestattete. So wurde denn auch eines Abends, wo wir nach einer ziemlich langen Wanderung der Ruhe bedürftig in einem Bauernhause eingekehrt waren, nachdem wir uns in dem engen Local unter Scherz und Lachen nach Möglichkeit eingerichtet hatten, jener unerschöpfliche Gegenstand von neuem vorgenommen, und eine unserer Begleiterinnen, eine Frau von großer Lebhaftigkeit, bemerkte, daß nach dem Genusse der großen und weiten Natur, die den Blick in's Unendliche risse, und das Gemüth unbegreiflich erweiterte, die Beschränkung auf ein enges Obdach etwas unendlich Süßes habe. Ach, rief sie mit gesteigerter Begeisterung aus, indem sie sich an unsern Wirth wendete, der mit ausgespreizten Beinen, die Daumen unter den Armen eingehenkt, und mit gedankenlosem Blicke in der Stubenthür stand — Ach, ihr glücklichen Menschen! ihr auserwählten Kinder der Natur! Ihr habt das Paradies hier auf Erden, und alle Glückseligkeit, die sich ein unschuldiges Herz nur wünschen mag! — Ist es nicht wahr, fuhr sie zudringlicher fort, daß dieses Land ein Paradies, und das Leben darin ein Himmel ist? — „Ja, ja, antwortete der Bauer, für eine vornehme Frau, wie Sie da ist, die in der Stadt dergleichen nicht zu sehen bekömmt, und nun auf ein Paar Tage, wenn eben die Sonne scheint, in der Kutsche herausfährt, mit guter Küche im Kutschkasten und schwerem Gelde im Beutel! Das wäre uns Bauern auch schon recht.“ — Und nun ergoß sich der Mann in

eine weitläuftige Schilderung der mannichfaltigen Noth, mit der die Bewohner dieser Bergländer zu kämpfen haben, der langen und harten Winter, der Ueberschwemmungen im Herbst und Frühling, der Schlaglawinen und was dergleichen mehr ist. „Und dabei, schloß er endlich, hat der Bauer zu dreschen, Mist zu fahren, die Erde umzuwühlen, bei Sonnenschein und Regen, bei vielem Schweiß und magrer Kost. Zum Herumgaffen in dem Paradies, wie Sie's nennt, hat unser einer da keine Zeit." —

Bei diesen derben Worten erröthete die Sprecherin vor Unwillen; die jungen Herrn der Gesellschaft aber, die vornehmlich bei der Tafel und mit dem Glase in der Hand nicht aufhören konnten, die hohe Einfalt der Natur und ihre göttliche Schönheit zu besprechen, entrüsteten sich fast über die Aeußerungen unsers unsentimentalen Wirthes, und warfen die Frage auf, wie nur in aller Welt in einem Lande voll so hoher poetischer Schönheit ein so unaussprechlich gemeiner und prosaischer Sinn aufkommen könne? — Es ist die Folge des schnöden Eigennutzes, sagten die Einen, den die Freunde der schönen Natur, die dieses himmlische Land mit freigebiger Hand bereisen, den Herzen seiner Kinder allmählig eingeimpft haben. — Es mag die leidige Folge der Gewohnheit seyn, sagte ein Andrer. — Oder eines unglücklichen Gegensatzes. — Oder einer abgeschmackten Affectation, wie man ja wohl überall auf Menschen stößt, die ein unseliges Vergnügen daran finden, das zu verachten, was Andre bewundern, und

ſelbſt gegen das Schönſte Gleichgültigkeit zu erkünſteln.

Nachdem nun dieſe Unterſuchung einige Zeit mit geringem Erfolge fortgetrieben worden war, ſagte eine junge Frau von großer Beſcheidenheit und ſanftem Weſen, die, faſt immer mit ihrem Manne beſchäftigt, nur ſelten an dem Geſpräche der Uebrigen Antheil nahm: Wenn ich die Wahrheit geſtehen darf, — und warum ſollt' ich ein Gefühl verbergen, das mir natürlich iſt? — der Anblick dieſer ungeheuern Felſen, das Schauen in die unermeßlichen finſtern Schluchten, das Brauſen der Ströme in dieſen geheimnißvollen Tiefen und das Donnern der Waſſerfälle — das Alles erſchreckt mich, ja, ich kann ſagen, es macht mir Entſetzen und Grauſen. Wenn ich weg davon bin, erſcheint es mir freilich anders, und ich freue mich ſchon jetzt auf die Zeit, wo ich mich mit meinem Manne im Stillen an dieſe Reiſe erinnern werde. Aber der Gedanke hier wohnen zu müſſen, könnte mich krank machen.

Dieſes Geſtändniß, das mit den begeiſterten Ausrufungen der erſten Rednerin, und mit den wiederholten Verſicherungen der Uebrigen einen ſchneidenden Gegenſatz bildete, machte einen unerwarteten Eindruck. Die jungen Philoſophen unſrer Geſellſchaft ſahen ſich befremdet unter einander an; Einige hatten Luſt zu lachen; Andre zuckten leiſe die Achſeln; die Frauen aber erklärten ihrer paradoxen Gefährtin geradezu den Krieg. Dieſe aber, ohne ſich irren zu laſſen, ſetzte hinzu: Andre mögen

anders fühlen; ich habe nichts dagegen; ich aber, die ich keinen Anſpruch auf Heldenmuth mache, ſchäme mich meines Gefühls oder meiner Schwachheit nicht; und ich will noch überdieß bekennen, daß mich das erſte Lächeln meiner Kinder, ihr erſtes verſtändiges Lallen und ihre zutraulichen herzlichen Reden mehr entzückt haben, als alle Gletſcher und Waſſerfälle in der Welt thun können, und daß ich mich auf kein neues Wunder der Natur ſo freue, wie auf die Rückkehr zu dieſen geliebten Weſen. —

Dieſer Zuſatz brachte die Mütter der Geſellſchaft etwas mehr auf die Seite der jungen Frau; die Männer aber fingen wiederum an nach ihrer Weiſe über die Erſcheinungen der Natur und ihre Wirkungen zu vernünfteln. Sie kamen bald überein, daß in der Paradoxie der jungen Frau doch viel Wahres ſey; daß allerdings in dieſen Schluchten und Klüften, an dieſen ſchroffen Felſen und Abgründen, auf dieſen engen und ſchwindelnden Stegen recht eigentlich das Grauſen wohne, ſo daß Einem oft der Schrecken in den Füſſen zittre, und in den Haaren ſich ſträube — und daß es doch in der That wunderbar genug ſey, von dem, was ſeiner Natur nach zurückſtößt, ſo unbeſchreiblich angezogen und begeiſtert zu werden.

Auch hierüber wurde gar Manches hin und her geſprochen. Einige meinten, das Entzücken entſpränge aus dem Contraſte des Gefahrvollen, Toddrohenden, und des Anmuthigen, das die Natur meiſt auch ihren grauſenden Erſcheinungen beigeſellt habe.

Das paßte nun allerdings auf Einiges, wie auf die Wasserfälle, wenn sie im Sonnenglanze ihre schäumenden Strahlen mit Regenbogen umziehn; oder auf das ewige Eis, an das sich Blumen und Pflanzen drängen; aber das Meiste andre wollte diese Erklärung durchaus nicht zulassen. — Daher meinten Andre, das Bewußtseyn der Sicherheit, das ja auch schon ein alter Dichter zur Erklärung des erhebenden Gefühls beim Anschauen des Gefahrvollen zu Hülfe gerufen habe, möchte doch wohl das Räthsel noch am besten lösen. Denn die rechte Freude an diesen Gegenständen trete ja doch nur dann ein, wenn man sie wirklich aus einem sichern Standpunkt beschaue, oder wenn man die Gefahr besiegt habe, wo denn noch die Freude als Verstärkung hinzukomme. Diese Erklärung fand im Anfange den meisten Beifall, weil fast Alle sie mit ihren Erfahrungen übereinstimmend fanden; doch zeigte sich auch hier bald genug, daß die selbstsüchtige Freude, die man bei vermiedner Gefahr fühlt, nichts gemein habe mit dem Entzücken, dessen Quellen wir aufsuchten; daß eine gewisse Sicherheit freilich eine unerlaßliche Bedingung bei dem Genusse sey, indem das über dem Scheitel hängende Schwert die Schaugerichte der Natur wie die Mahlzeiten der Könige verderbe; daß aber schlechterdings keiner von uns beim Beschauen jener großen und furchtbaren Erscheinungen sich des Gefühles der Sicherheit mit besonderer Lust, oder gar mit Begeisterung bewußt sey. Man mußte also andre Erklärungen aufsu-

chen — das Ungewöhnliche — die Mannichfaltigkeit der Erscheinungen — und ich weiß nicht mehr was Alles. Es hielt aber nichts Stich. —

Ein etwas bejahrter Mann, der bei unserer Gesellschaft war, und weil er schwer hörte, nicht oft an dem Gespräche Antheil nahm, trat jetzt näher und sagte: Sie haben sich vorhin, denk' ich, auf einen alten Dichter berufen, der die streitige Frage nicht recht gelöst hat; ein andrer möchte vielleicht eher auf den rechten Weg führen, wenn er sagt, daß den gerechten und selbstständigen Mann auch der Einsturz des Himmels unerschreckt läßt. Gewiß hat Niemand unter uns die herrlichen Worte unsers Freundes Flaccus gelesen, ohne bei dem Gedanken des Mannes, den er schildert, sich begeistert zu fühlen; und wenn wir die Quelle dieses Gefühls entdeckt hätten — was nicht sehr schwer scheint — so möchte dadurch auch wohl die vorliegende Frage beantwortet seyn. —

Der Redende schwieg hier, als ob er die Beantwortung jetzt von uns erwartete. Geben Sie uns die Auflösung, sagte Einer; wir haben uns schon durch unnützes Suchen ermüdet.

Erlauben Sie mir also, fuhr Jener fort, Ihnen einen Vorfall zu erzählen, von dem ich Augenzeuge gewesen bin, und der eine Art von Commentar zu den Worten des römischen Dichters ist. Zu der Zeit, wo ich mich in Norwegen aufhielt, — einem Lande, das, beiläufig gesagt, noch außerordentlichere Erscheinungen darbietet als die Schweiz — ge-

ah es einmal, daß ein fremdes Schiff, welches in
n Hafen von Christiansand einlaufen wollte, zwi-
en den Inseln und Klippen jener Küste in Ge-
r gerieth. Wiederholte Nothschüsse kündigten
u Lande seine schlimme Lage an; aber die See
r so stürmisch, daß kein Lootse es für möglich
lt, sich dem Schiffe zu nähern und es herein zu
ren. Unterdessen füllte sich die Küste mit Men-
en an, die jede Bewegung des Schiffes beobach-
en, und sie mit ihren eignen theilnehmenden
wegungen begleiteten. Die Zeichen wurden wie-
holt; der Sturm schien etwas nachzulassen; da
rf sich ein bejahrter Lootse, der schon geraume
it mit allen Zeichen der Ungeduld in das stürmi-
e Meer hinausgesehen hatte, in seinen Nachen,
d stieß vom Lande ab. Die Theilnahme der ver-
nmelten Menge wendete sich jetzt von dem Schiffe
f den nähern Gegenstand, und sie wurde noch
mehrt, als der Sohn des alten Lootsen herbei-
e, und durch das Wagstück seines Vaters erschreckt,
sen beschwor, ihm seinen Platz einzuräumen. Aber
ser wieß ihn mit den Worten zurück: Die Reihe
n auch noch an Dich kommen.— und steuerte mit
er Hand vorwärts durch die empörte Fluth. Der
hte Nachen ging auf und ab — alle Blicke hingen
dem kühnen Greis, und schon schien das Schwerste
egt, schon näherte er sich dem bedrängten Schiffe,
erhob der Sohn, der mit scharfem Blicke jede
ndung des Nachens verfolgte, beide Arme, beugte
mit dem Leibe nach der Rechten, stieß einen Schrei

des Entsetzens aus — der Nachen hatte eine verborgene Klippe berührt, schlug um und begrub seinen Führer in der tobenden Fluth. Alle Zuschauer waren ergriffen, und man konnte von fern bemerken, wie groß die Bestürzung auf dem Schiffe war, dessen Mannschaft zagend auf dem Verdecke stand. Aber in dem Augenblicke der Verwirrung, wo wir alle das Fahrzeug verloren glaubten, löste der junge Lootse die Kette von seinem Kahn und sprang hinein, indem er ausrief: Es ist zu retten! also mit Gott. —

Ich würde etwas Vergebliches unternehmen, wenn ich das Gefühl aussprechen wollte, das sich bei diesem Anblicke aller Gemüther bemächtigte. Jede andere Rücksicht schwand jetzt vor der Bewunderung so herrlicher Kühnheit, die sich ohne Furcht durch das ungestüme Meer, jetzt das Grab des Vaters, schwang. Die fremdesten Menschen hielten sich umfaßt; einige beteten laut, andre weinten; fast alle, indem ihre Blicke auf den herrlichen Schiffer geheftet waren, begleiteten die Bewegungen seines Nachens mit den ihrigen. Jetzt näherte er sich der Stelle, die seinen Vater verschlungen hatte — er vermied sie mit sichrer Lenkung und erreichte das Schiff. Jetzt legte sich der Sturm, die schäumenden Wellen streckten sich länger aus, und noch vor Abend wurde das Schiff in den Hafen bugsirt. Die Freude, der Jubel war unbeschreiblich. Niemand war von der Stelle gewichen; jedermann wollte noch einmal den kühnen Lootsen sehn, ihm die Hand drücken oder ein preis-

ſendes Wort ſagen. Während aber Alle ſeine That bis zum Himmel erhoben, blieb er ſelbſt kalt. Es iſt mein Beruf, ſagte er, Vater und Großvater hat die See verſchlungen; die Reihe kann auch mich bald treffen. Bis dahin thu' ich was meines Amtes iſt. — Einige fragten ihn, ob er ſich nichts aus dem Leben mache. — Das Leben iſt mir wohl ſo lieb wie einem andern, antwortete er; hab' ich nicht ein junges Weib und zwei Kinder? und jetzt nun noch die Sorge für eine alte Mutter, die ich zu tröſten habe über meines wackern Vaters Tod. — Bei dieſen Worten ſtiegen ihm die Thränen in die Augen; er ſah noch einmal in die See; ſeine Blicke ſuchten die Stelle, die ſeinen Vater begraben hatte. — Um zwei Striche, ſagte er, kam er zu weit links. Gott ſey ihm gnädig! Er war der liebevollſte Vater und der beſte Lootſe im ganzen Königreich! —".

Hier endigte unſer Begleiter ſeine Erzählung. Sie hatte uns alle ergriffen; aber indem man, wie es zu geſchehn pflegt, ſie wieder vornahm, und ſie von dieſer und jener Seite betrachtete, nahm das Geſpräch eine andre Richtung. Aber, mein Herr, ſagte endlich eine der Frauen, Sie ſind uns die Anwendung Ihrer Geſchichte ſchuldig geblieben. — Sie macht ſich von ſelbſt, antwortete er. Was war die Urſache der Begeiſterung, mit der wir den unerſchrocknen Lootſen den Abgrund befahren ſahen, in den keiner von uns ohne Entſetzen blicken konnte, und von dem ihn eben in dieſem Augenblicke das Schickſal ſeines Vaters wegzuſchrecken ſchien? Was

war es anders als die Freude an der ſittlichen Kraft des Menſchen, die eben durch die Gefahr aufgerufen, und durch ſie bewährt wird; dieſe Kraft, die bei dem Einſturze der Welt aufrecht und unerſchüttert bleibt, die Furcht und den Tod, die Natur und die Welt beſiegt? — Was iſt der ſtärkſte Menſch der gewaltigen Natur gegenüber? oder wer könnte ſich nur einfallen laſſen — wenn er nicht wahnſinnig iſt — ſeine Körperkraft einer Macht entgegenzuſezzen, die ihn mit der geringſten ihrer Bewegungen zermalmt? Oder iſt etwa das, was uns den Tod bringt, in den meiſten Fällen etwas mehr, als ein leiſer Hauch der Natur, oder einer ihrer Pulsſchläge, der feindlich mit dem Pulsſchlage des Herzens zuſammentrifft? Und dennoch darf ſich der Menſch dieſer überſchwenglichen Macht entgegenſtellen; und ob ſie ſchon ſeiner Ohnmacht ſpottet, wenn ſie ſich ſtarr in Rieſengebirgen erhebt, oder im Sturm zerſtörend wüthet, oder in Waſſerfällen herabdonnert, ſo darf er ihr doch dreiſt die Bruſt voll Freiheit, das iſt, voll des Bewußtſeyns ſeiner höhern Abkunft bieten. Zu dem Blitze darf er ſagen: Du kannſt mich zerſchmettern; aber ich überlebe dich. Zu dem tobenden Meere: Du kannſt mich in deinen Tiefen begraben; aber du kannſt mich nicht hindern einem Berufe zu folgen, der mir von oben gegeben iſt, und Pflichten zu erfüllen, die mir heiliger als mein Leben ſeyn müſſen. — Und daß wir dieſes ſagen können, daß wir von einer ſolchen Kraft in uns wiſſen, daß wir ſie in herrlichen und kühnen Thaten

zu erkennen vermögen — das erhebt uns über die Natur, wie gewaltig sie immer seyn mag. In dieses Gefühl strömen alle Quellen unsrer höhern Natur ein, und es ist demnach, wie mich dünkt, kein Wunder, wenn uns der Anblick von Erscheinungen, in denen die Natur ihre überschwengliche Macht offenbart, eben indem sie uns erschrecken, doch anzieht, ja entzückt und begeistert. Dieß ist denn ganz etwas anders als das Bewußtseyn der Sicherheit, das nur bei jenem Entzücken vorausgesetzt wird, während seine eigentlichen Quellen weit höher liegen.

Diese Erklärung stellte uns sehr zufrieden, und Jeder wußte noch das Eine und das Andre hinzuzusetzen, bald als Bestätigung, bald als nähere Bestimmung. Der jungen Frau, die zu diesem Gespräche Veranlassung gegeben hatte, strahlte die Freude aus den Augen; denn sie glaubte ihr Gefühl durch die Bemerkung unsers bejahrten Begleiters bestätigt und erklärt zu sehn. Nachdem Jener geschwiegen hatte, sagte sie mit leisem Erröthen: Ich bin von Natur furchtsam, und die Vorstellung von allen den furchtbaren Kräften, die in dem Schooße der Erde und den weiten Räumen des Himmels schlummern, kann mich ordentlich ängstigen. Dann ist es mir wohl bisweilen, als ob ich an dem Rande eines der Abgründe stände, die wir gestern und heute zu unsern Füßen gesehn haben, und als ob ich eine unsichtbare Hand hinter mir fühlte, die mich mit der geringsten Bewegung hinabstoßen könnte. Aber wenn ich dann an die stärkere Hand denke, die den

ſchwachen Menſchen auf ſeiner ganzen Wallfahrt hält und trägt, da ſchwindet mir alle Furcht, und ich fühle eine Freudigkeit in mir, die ich nicht ausſprechen kann. Und das kömmt ja wohl mit dem, was uns dieſer Herr ſo eben geſagt hat, auf Eines hinaus. Denn die ſittliche Kraft, die Alles beſiegt und überdauert, iſt ja doch wohl nur das in dem Menſchen, was ihm von Gott kömmt, und an Gott bindet. Woher könnte auch ſonſt die Begeiſterung kommen? Das Irdiſche mag ergötzen; entzücken, begeiſtern kann nur das Ueberirdiſche und Göttliche. —

Der alte Mann nickte dieſer Erläuterung Beifall zu; meine Gedanken aber flogen zu Amanden, die wohl auch ſo geſprochen hätte. Ich hielt mich ſeitdem näher an die junge Frau. Aber nur noch zwei Tage ging unſer Weg gemeinſchaftlich. Mich riefen frühere Verabredungen nach Zürch; ein Theil der Geſellſchaft begab ſich nach Solothurn; das junge Paar aber kehrte über Baſel in die Heimath zurück. Keinen von Allen hab' ich je wieder geſehn.

* * *

Was gibt es denn nur in aller Welt da drüben in Ihrer Nachbarſchaft? fragte ich die Wirthin zum Falken. Das Fahren nimmt ja kein Ende, und man kann allenfalls ſchon aus der Erleuchtung abnehmen, daß kein alltägliches Feſt im Gange iſt. — Allerdings kein alltägliches, antwortete die Wirthin. Wenigſtens kömmt es nicht gar zu oft vor, daß ein kaum vierzigjähriger Mann ſeine vierte Hochzeit begeht. — Die vierte? fragte ich verwundert. Wie iſt denn

das zugegangen? Hat er seine Frauen so schnell nach einander verloren? und hat er sich so wenig aus ihnen gemacht, daß er ihnen so geschwind wieder Nachfolgerinnen gegeben hat? — Die Wirthin lächelte: Es war ziemlich beides, sagte sie. Wenn ich nicht fürchten müßte, Ihnen lange Weile zu machen, so könnte ich Ihnen hier einen Ausschnitt aus dem menschlichen Leben aufstellen, der freilich nicht ganz so glänzend ist, wie das heutige Fest unsers Nachbars, aber doch vielleicht als ein Gegenstück zu den Ehestandsgeschichten eines Englischen Königs, von dem ich als Kind in der Pension habe erzählen hören, der Aufbewahrung nicht unwerth seyn dürfte.

Die Wirthin zum Falken ist eine freundliche und gebildete Frau. Sie bleibt an der Wirthstafel Niemanden eine Antwort schuldig, und unterhält die Gesellschaft oft mit kleinen Geschichten, die sie beim Vorlegen recht geschickt zwischen ihr Geschäfte einschiebt, und mit Laune erzählt. Ich nahm daher ihren Vorschlag mit desto größerem Vergnügen an, da ich hoffen konnte, während ihrer Erzählung vor der Musik, die jetzt aus dem Nachbarhause herüberzuschallen anfing, einige Ruhe zu haben.

Der König des heutigen Festes, hub die Wirthin an, ist der Sohn eines Krämers, welcher vormals einen kleinen, düstern Laden auf der Nydeck besaß, und nachdem er sich durch große Sparsamkeit einiges Vermögen erworben hatte, aus seinem einzigen Sohne, wie wohl die meisten Väter wünschen mögen, etwas Besseres machen wollte, als er

war. Die Absicht war gut, aber die Ausführung mißlang aus mehr als einem Grunde. Der junge Augustin — dies war der Name des jungen Menschen — hatte von der Natur nichts als eine feine Gestalt bekommen; Geist wenig genug, und, wo möglich, noch weniger Gemüth; und unglücklicher Weise begnügten sich auch die Lehrer, denen er in die Hände gefallen war, sein Aeusseres abzuschleifen, und unbekümmert um seinen innern Gehalt, ihm den Anstrich einer feinen Bildung zu geben. Die erste Folge dieser Erziehung war, daß er sich seines Vaters schämte, ihn seinen Kram aufzugeben nöthigte, und selbst, theils mit dem väterlichen Vermögen, theils mit dem Gelde, das er mit seiner ersten Frau erheirathete, in der Mattgasse einen Großhandel einrichtete.

Augustin war vier und zwanzig Jahre alt, da er zum erstenmal heirathete. Seine Wahl schien vollkommen passend zu seyn. Die Frau war gleicher Abkunft wie er, reich, wohlgestaltet, und von dem besten Herzen, aber ohne die Bildung der vornehmen Welt. Während sie sich in dem Besitze eines so feinen Mannes, wie Augustin war, überaus glücklich fühlte, sah er mit Geringschätzung auf eine Person herab, die er nur um des Geldes wegen geheirathet hatte, übrigens aber weit unter sich glaubte, weil sie mit ihren bürgerlichen Sitten, in der Art von Gesellschaft, die er jetzt allein seiner würdig hielt, keinen passenden Platz fand. Seine Eitelkeit ertrug dieses nicht. Er schalt die arme Frau im Hause,

verspottete sie in Gesellschaft, und behandelte sie durchaus mit solcher Geringschätzung, daß sie immer mehr und mehr verschüchtert, sich dem Anblicke der Welt entzog. Stumm und in sich gekehrt, ging sie als ein Bild des Grames umher — keine Klage kam über ihre Lippen, und während ihr Mann sich nicht um sie bekümmerte, bewahrte sie doch die Liebe zu ihm und die Hoffnung. Ihr Herz brach nach kurzer Zeit. Eine alte Mutter überlebte sie, und ein Kind, das der Pflege dieser Frau anheim fiel.

Augustin hatte die Trauerkleider noch nicht abgelegt, als er seine Augen auf ein Fräulein warf, das alle Eigenschaften besaß, die er an der verstorbenen Frau vermißt hatte. Mit einem gefälligen Aeußern verband sie die Bildung der vornehmen Welt; ja, man sagt, daß sie Verse gemacht, und recht geläufig über Kunst und Geschmack gesprochen habe. Vermögen besaß sie nicht; aber man glaubte, daß ihr die Erbschaft einer reichen, sehr devoten Tante nicht entgehen könne. Sie selbst folgte bei dieser Verbindung mehr den Wünschen der Ihrigen, als ihrer eignen Neigung, obschon auch diese durch die Aussicht auf eine glänzendere Lage bestochen wurde. Das erste, was Augustin jetzt that, war, daß er seine Schwiegermutter aus dem Hause trieb, das er mit ihrem Gelde gekauft hatte, und ihr die einzige Freude, die sie noch hatte, die Erziehung ihrer Enkelin, nahm, damit diese nicht auch von dem kleinstädtischen Wesen der alten Krämerfrau angesteckt würde. Diese arme alte Frau, die jetzt ihres letzten Trostes beraubt,

und durch den Undank ihres Schwiegersohnes tief verwundet war, starb, noch ehe sie sein Haus räumen konnte; das Kind wurde in der französischen Kostschule, in die es sein Vater gethan, verwahrlost, wuchs aus, und starb nach wenigen Jahren, ohne von Jemand beklagt zu werden. Uebrigens sah sich Augustin durch diese zweite Verbindung bald von einem Glanze umgeben, der ihn schwindeln machte, und indem er seine Eitelkeit vermehrte, sein Herz noch mehr verhärtete. Die gesellschaftlichen Annehmlichkeiten seiner Frau zogen den jungen Adel in sein Haus und an seinen Tisch, welcher bald der Mittelpunkt der feinen und vornehmen Welt wurde, die hier in Concerten und Bällen, in Vorlesungen und Schauspielen reiche Unterhaltung und Zeitvertreib fand. Augustin selbst kam dabei freilich nicht ~~sehr in Betracht~~, ~~aber~~ er bemerkte es nicht, oder fühlte sich noch sonderbar geehrt, wenn ihm ein Patrizier oder ein Fremder von Rang im Spiele sein Geld abnahm. Das Schlimmste dabei war, daß er seine Geschäfte über den Zerstreuungen vernachlässigte, und mehr ausgab, als seine Einnahme trug. Auch die reiche devote Tante wurde in dem Gedränge der Ergötzungen ziemlich vernachlässigt, und vermachte im Unmuthe ihr ganzes Vermögen dem Hospitale, indem sie erklärte, daß sie es eben des Weges schicke, den Augustin und seine Frau mit solcher Sicherheit eingeschlagen hätten. Es währte auch gar nicht lange, so traten Verlegenheiten ein; diese zogen Einschränkungen nach sich — und die

vornehmen Gäste blieben, wie es sich von selbst versteht, einer nach dem andern aus. An die Stelle der geistreichen Ergötzungen zog Langeweile, Verdruß und Unmuth in das Haus. Die Frau kränkelte, der Mann murrte; und da sich sein Credit nicht wieder heben wollte, war er grausam genug, der Unglücklichen ihre Armuth und Verschwendung vorzuwerfen. Jedermann beklagte sie; denn ihre Eitelkeit abgerechnet, die man entschuldigen konnte, war sie gutmüthig und treu. Auch ertrug sie die Unbilden ihres Mannes mit Geduld, und setzte seinem Schelten nur Thränen und sanfte, versöhnende Worte entgegen.

Niemand weiß wohl, wie groß die Leiden einer Frau sind, die an einen rohen und gefühllosen Mann gebunden ist, und zu gleicher Zeit von den Launen ihres Mannes, ihren traurigen Gedanken und einer schwachen Gesundheit bestürmt wird. Augustins Frau war in diesem unglücklichen Fall. Eine leichte Neigung zur Hektik ward schnell durch den Gram zur Reife gebracht. Auf einen heftigen Auftritt mit Augustin folgte ein Bluthusten, der sich mehrmals auf dieselbe Veranlassung wiederholte, und sie bald in das Grab warf. Ihr Tod war voll Jammer, wie ihr Leben gewesen war. Zwar das Abscheiden von dem Leben fürchtete sie nicht; aber was sollte aus den Kindern werden, die sie zurückließ? diesen Kindern, an denen ihre Seele hing, und denen ihr Vater so gar nichts war?

Als Augustins Frau begraben wurde, lag er

ſelbſt an einem heftigen Fieber nieder; und mehr als Einmal gaben ihn die Aerzte auf. Dennoch kam er zum Leben zurück. Die Gewalt des Fiebers hatte ſeine ſtarre Natur geſchwächt, und da man ihm erzählte, wie nah er dem Grabe geſtanden, fühlte er Mitleiden mit ſich ſelbſt. Das mochte ihn wohl weicher machen, ſo daß er auch an ſeine eignen Sünden dachte, und an die Leiden, die er ſeiner Frau bereitet hatte. Einige Tage war er ganz ſtill, freundlich und ſanftmüthig, und endlich, als er ſein Zimmer wieder verlaſſen konnte, führte er einen Entſchluß aus, den Niemand von ihm erwartet hatte.

Die Sache war ſo. Auguſtins Frau hatte eine Jugendfreundin, Agathe genannt, mit welcher ſie aufgewachſen war. Beide liebten ſich aufrichtig; und wenn Agathe auch bisweilen — wie in den Zeiten des Glanzes und Wohllebens wohl geſchah — vernachläßigt wurde, ſo führte ſie doch die Liebe immer wieder in die Arme ihrer Freundin zurück. Hatte das Glück ſie getrennt, ſo knüpfte das Unglück ein deſto feſteres Band; und als die Freundin erkrankte, wich Agathe nicht mehr von ihr. Wer ſie an dieſem Krankenbette geſehn hatte, ſprach mit Bewundrung von ihrer Beſonnenheit und Ausdauer, von der zärtlichen Sorgfalt, mit der ſie die Kranke, von der milden Liebe, mit der ſie die Kinder pflegte. Von dieſen Kindern war oft die Rede zwiſchen ihr und der bekümmerten Mutter; ſie theilte ihre Sorge, ſie verſprach ihr, für die Verlaſſenen nach ihren Kräf-

ten zu sorgen. Aber so oft sie auch dieses Versprechen wiederholen mochte, immer kehrte die Unruhe der armen Kranken zurück. An deinem Willen, sagte sie oft, zweifl' ich nicht. Aber ach — — Und dann schwieg sie und seufzte, und schien die Bürde, die ihr Herz belastete, mehr zu fühlen.

Nach dem Tode der Freundin nun war Agathe, ihres Versprechens eingedenk, täglich bei den Kindern, ordnete ihre kleinen Angelegenheiten, beschäftigte und belehrte sie. Auch liebten sie die Kinder wie ihre Mutter. Da trat nun Augustin eines Tages in die Kinderstube, als Agathe eben auf diese Weise beschäftigt war, schickte die Kinder hinaus und trug Agathen seine Hand an. Und da sie über das Unerwartete des Antrags betroffen schwieg, drang er unabläßig in sie, machte die großen Verpflichtungen geltend, die er ihr schon jetzt habe, die Wünsche seiner Frau und das Wohl seiner Kinder, denen sie bisher eine zweite Mutter gewesen sey. Diese Gründe siegten. Die Heiligkeit des Versprechens, das sie der sterbenden Freundin gegeben hatte, und die Ueberzeugung, daß sie nur auf diese Weise den stillen Wunsch der geliebten Abgeschiedenen erfüllen könne, überwanden ihre Bedenklichkeiten; und je unerwarteter ihr Augustins Antrag gekommen war, desto mehr glaubte sie darinne eine Fügung des Himmels zu sehn. An sich selbst dachte sie nicht. So erklärte sie auch dem Oheim, in dessen Hause sie als Waise lebte, wie sie sich in ihrem Gewissen verpflichtet glaube diese Verbindung einzugehn. Der Oheim, ein recht-

licher und frommer Mann, unterließ nicht, ihr seine Bedenklichkeiten auseinanderzusetzen; den gesunkenen Credit des Hauses, den nachtheiligen Ruf des Freiers, ihren eignen milden Sinn, der dem Kampfe mit einem solchen Manne schwerlich gewachsen sey; da sie aber ihre Liebe zu den Kindern, die Pflicht sich der Verlassenen anzunehmen, den Wunsch der Verstorbenen und den Wink des Himmels anführte — auch die Vermuthung endlich, daß Augustin vielleicht durch eine höhere Lenkung zur Einsicht seines Unrechts gekommen sey, willigte endlich der Greis mit innerm Widerstreben ein, indem er hinzufügte: Gott gebe, Kind, daß Dich Dein Entschluß nie gereut, den Du in so frommer Gesinnung gefaßt hast. Geht aber die Sache, wie ich fürchte, gegen Dein Erwarten aus, so komme bei Zeiten zu mir, damit ich Rath schaffe, und Du nicht auch ein Opfer Deines guten Willens wirst.

Nach wenigen Wochen wurde die Hochzeit vollzogen. Agathe weinte sehr; der Oheim sah ernst; aus den Mienen des Bräutigams konnte man nicht recht klug werden. So viel war indeß ziemlich klar, daß er nicht eben in einer Festtagslaune war. Die Dienstleute waren ohne Ursache an demselben Morgen ausgescholten, die Kinderfrau wegen geringen Widerspruchs fortgeschickt, die Kinder selbst, man wußte nicht warum, in die dunkle Kammer gesperrt worden. Verweinte Augen und niedergeschlagene Gesichter empfingen die Braut; schlimme Vorbedeutungen eines Ehestandes, der, wie Sie bald hö-

ren werden, einen noch schlechtern Ausgang als die vorigen nahm.

So wie sich nemlich Augustins Gesundheit wieder befestigt, und die Erinnerung an seine Todesgefahr sich verloren hatte, waren die mildern Gefühle und der flüchtige Anhauch guter Vorsätze seinem natürlichen Starrsinn und der nie besiegten Roheit seiner innern Natur gewichen. Obgleich seine Geschäfte jetzt einen bessern Fortgang gewannen, auch sein Haus durch die verständige Obhut seiner Frau in eine bequeme und sichre Ordnung kam, so betrieb er doch Alles mit Unmuth, und wer mit ihm in Berührung kam, fand Ursache über seine Launen zu klagen. Die Quelle dieser Stimmung kannte man nicht. Nur die unglückliche Agathe bemerkte allzubald, daß er der Liebe zu seinen Kindern, oder dem menschlichen Gefühle, das ihm jetzt eine Schwachheit schien, ein allzugroßes Opfer gebracht zu haben glaubte, und daß die Reue darüber immer mehr und mehr jede andere Rücksicht überwuchs. Diese Entdeckung war schrecklich. Sie hätte sich gern beredet, daß sie irre; aber das Benehmen ihres Mannes, die harten Aeußerungen, die ihm im Unmuth entfielen, entrissen ihr selbst den Trost der Täuschung. Was nur ein armes Weib in einem solchen Verhältnisse thun kann, nichts blieb unversucht. Liebe, Theilnahme, freundliches Zuvorkommen, Aufmerksamkeit auf Alles, rastlose Thätigkeit — in Allem war sie das Muster einer trefflichen Frau. Wer sich ihr näherte, liebte sie; die Kinder hingen an ihr; die

Dienstleute kamen jedem ihrer Winke zuvor; Allen war sie ein Engel der Milde und Güte. Nur über den finstern Sinn ihres Mannes hatte sie keine Gewalt.

So war eine geraume Zeit traurig genug vergangen, als Augustin durch seine Geschäfte nach Paris geführt wurde. Er verweilte hier länger, als man geglaubt hatte; aber man meinte, dieses Verweilen auf die erweiterten Geschäfte setzen zu müssen, von denen die günstigsten Nachrichten einliefen. Agathe schien in dieser Zeit aufzuleben. Nie sah man sie anders als in der Gesellschaft ihrer Kinder, die immer an ihren Händen und an ihren Augen hingen, und keinen andern Wunsch hatten, als mit ihr zusammen zu seyn. Sie wären Alle glücklich gewesen, hätten sie keinen Vater gehabt. —

Mitten in dieses stille Glück fiel, wie ein Blitzstrahl aus heiterer Luft, ein Brief Augustins mit der Nachricht, daß er in Paris für seine Kinder eine Pension gefunden habe, in welcher sie eine ihrer künftigen Bestimmung angemessene Erziehung bekommen würden. Die weibliche Aufsicht sey für ihr jetziges Alter nicht mehr passend, zumal Agathe nicht Französisch spräche, was jetzt bei einer guten Erziehung das erste Erforderniß sey. Dieser Brief, welcher Agathen und das ganze Haus in die größte Bestürzung setzte, wurde von einem Reisenden überbracht, welcher den Auftrag hatte, bei seiner Rückkehr von einer Handelsreise, die er noch in einige andre Gegenden der Schweiz zu machen hatte, die Kinder mit sich nach Frankreich zu nehmen. Diesen kurzen Auf-

ſchub ließ Agathe nicht unbenutzt. Sie beſchwor ihren Mann bei Allem, was ihm heilig ſey, bei dem Andenken an die Mutter ſeiner Kinder, bei den Pflichten, die er gegen dieſe Kinder ſelbſt habe, ſeinen Entſchluß, wo nicht ganz aufzugeben, doch noch einige Jahre hinauszuſetzen, bis dieſe Kinder, die ſich ſo erfreulich entwickelten, den Einflüſſen der Fremdartigkeit etwas mehr widerſtehen könnten. Auch das Schickſal ſeiner älteſten Tochter und ihren frühen Tod berührte ſie mit leiſer Andeutung, und machte zuletzt auch den Schmerz geltend, den eine ſolche gewaltſame Trennung ihr ſelbſt und ihren geliebten Zöglingen verurſachen würde.

Alle dieſe Gründe, die auf ein väterliches Herz und ein menſchliches Gemüth berechnet waren, fanden keinen Eingang bei dem entarteten Vater, deſſen Entſchluß durch ganz andere Rückſichten als das Wohl ſeiner Kinder beſtimmt worden war. Die Antwort kam ſchnell. Auguſtin ſchrieb kurz und trokken und ohne ſich auf Erörterungen einzulaſſen, daß es bei ſeiner erſten Beſtimmung bliebe, und daß ihm die Kinder ohne weitere Widerrede überſchickt werden müßten. Faſt zu gleicher Zeit mit dieſem Briefe kam auch der Reiſende wieder an und nahm die Kinder in Empfang. Die Trennung zerriß jedes Herz. Der armen Agathe, die den wahren Zuſammenhang der Sache nicht ahndete, obgleich ſchon manches davon in der Stadt umherging, blieb nur noch die leiſe Hoffnung, einſt durch freundliche Worte die Kinder zurückzuſchmeicheln, und ſolche Vorſchläge wegen

ihrer Erziehung zu machen, die ohne die Nothwendigkeit einer Trennung, allen Wünschen des Vaters entgegenkommen sollten.

Als die Wirthin in ihrer Erzählung so weit gekommen war, hielt sie inne. Ihre Blicke fielen auf die erleuchteten Fenster, hinter denen die Tanzenden wie Schatten schwebten, während einzelne Takte der Musik gellend herübertönten. — Die arme Agathe! seufzte sie. Ist es doch, als ob Gespenster auf ihrem Grabe einen Reigen aufführten! —

Sie ist todt, die Arme? fragte ich. — Freilich ist sie todt, antwortete die Wirthin, und, wenn man auf ihre irdischen Verhältnisse sieht, so war der Tod das Beste, was ihr zu Theil werden konnte. Aber freilich — Nun Gott wird ihr gnädig seyn; denn sie war ein Engel an Güte, Demuth und Frömmigkeit. Aber das ist eben das Unglück, wenn ein so weiches Herz in eine rohe und unbarmherzige Faust fällt. Glauben Sie mir, mein Herr, nur wenige Männer sind im Stande zu erkennen, was für einen Schatz sie an einer solchen Frau besitzen; ja, oft ist es eben die Milde der Frau und ihre Sanftmuth, die die Männer recht hart und grausam macht. So ein Mann quält dann eine Frau todt, wie das Kind einen bunten Wurm, zum Zeitvertreib. —

Entsetzlich, rief ich aus, aber wahr vielleicht!

O ganz gewiß wahr, fuhr die Wirthin fort. Ich habe gar Manches dergleichen gesehn, und alle meine Erfahrungen stimmen darin zusammen, daß, wenn dem reinen Silber einer weiblichen Natur nicht ein

härteres Metall beigemiſcht iſt, es durch die rauhen Hände der Männer allzuſchnell zu Grunde gerichtet wird. — Verzeihen Sie! aber ich rede, wie ich denke, und nicht alle Männer ſind von ſo ſchlimmer Art. — Ein gutes Herz iſt eine gute Sache; aber ohne einen feſten Willen, der zur rechten Zeit Widerſtand thun kann, iſt es eine Quelle von unſäglicher Noth. Man hat uns Frauen oft mit den Bienen verglichen; es gibt kein arbeitſameres und nützlicheres Geſchöpf — und ich kann hinzuſetzen, auch kein folgſameres und gefügigeres in ſeiner Haushaltung — aber die Biene hat einen Stachel. Wohl mag manche von dieſer Waffe keinen Gebrauch machen; aber ſie hat ihn doch, und ihre Gegner wiſſen, daß ſie ihn hat. Das iſt genug. —

Ich muß hier beiläufig der Wirthin zum Falken das Zeugniß geben — das man bei weitem nicht allen Lehrern der Wahrheit und Weisheit ertheilen kann — daß ihr Leben mit ihrer Lehre zuſammenſtimmte. Bei meinen mannichfaltigen Ausflügen nach Oſten und Weſten, war immer der Falk der Mittelpunkt, von dem ich ausging und zu dem ich zurückkehrte, und immer fand ich hier die erfreulichſte Bequemlichkeit, die aus einer wohlgeordneten, feſtſtehenden Haushaltung entſpringt. Die Wirthin war die Seele des Ganzen. Alles hing von ihrem Winke ab. Nie hab' ich ſie ſchmälen hören, aber ihre Befehle waren beſtimmt und unwiderruflich, und da ſie ſich der Kraft bewußt war, ihre Worte geltend zu machen, ſo bewegte ſich Alles nach ihrem Willen.

mit der größten Stille und Sicherheit. Ich habe oft gesehn, daß sie mit einem ernsten Blicke die gestörte Ordnung herstellte; und wenn sie ganz still auf die Schwelle der Küche trat, regte sich jede Hand schneller, das müssige Geschwätz verstummte, und Jeder stand an seinem Platz. Ihr Mann, der seine Thätigkeit auf die Schreibstube beschränkte, wußte, was er an ihr hatte, und ehrte sie nach Verdienst. Dabei war sie die Gutmüthigkeit selbst, und wie sie in ihrem Hause Alles mit Besonnenheit lenkte, so sorgte sie auch für die, welche ihrer Hülfe bedurften, mit verständigem Rath und zweckmäßigem Beistand. So war die Wirthin im Falken, und ich denke, daß wer so wie sie die Sphäre seines Berufes ausfüllt, auch vor Fürstinnen und gekrönten Häuptern aufrecht stehn darf. —

Fast dürfte es mich gereuen, fuhr die Wirthin jetzt fort, indem sie ihre Blicke langsam von den erleuchteten Zimmern ihres Nachbars abzog, Ihnen die Erzählung einer Geschichte versprochen zu haben, die mir immer mehr an das Herz greift, je mehr ich mir sie vergegenwärtige. Das arme Weib selbst hab' ich nur wenig gekannt; aber Alles, was ich von ihr gehört habe, — und unser eines hört Vieles von mancherlei Leuten — stimmte zu ihrem Lobe zusammen. Von ihrem Manne klang es ganz anders. Ich mag ihn nicht ansehn, und seine Nachbarschaft könnte mir fast meine Wirthschaft verleiden, wenn ich Zeit hätte viel am Fenster zu stehen. Ein solcher Nachbar, mein' ich, bringt keinen Segen.

Doch ich muß zu meiner Erzählung zurückkehren, damit Sie sehen, daß ich nicht Unrecht habe. Auguſtin war in Paris durch ſeine Geſchäfte mit einem Manne in Verbindung gekommen, der ihm bei einigen gewagten Unternehmungen ſeine Einſichten lieh, und ſie dadurch zu einem erwünſchten Ziele führte. In dem Hauſe dieſes Mannes lernte er eine Verwandte deſſelben kennen, die nicht mehr in der erſten Blüthe ihrer Jahre ſtand, aber noch immer recht artig war, und noch mehr durch ihr Betragen und ihre Unterhaltung, als durch ihre Reize anzuziehen verſtand. Mehr als einmal war ſie verſprochen geweſen; aber nie war es, ich weiß nicht warum, zum Abſchluß der Heirath gekommen. Der alte Herr, bei dem ſie lebte, wünſchte ſie verſorgt zu ſehn, und da das Weſen des deutſchen Kaufmanns nach ihrem Sinne war, ſpannte ſie alle ihre Netze auf. Das Unternehmen gelang. Auguſtins Eitelkeit fühlte ſich durch das Entgegenkommen einer Pariſerin, eines witzigen, gebildeten und liebenswürdigen Mädchens geſchmeichelt; die Verpflichtungen gegen den alten Herrn kamen dazu, und was der Sache den Ausſchlag gab, war die Ausſicht auf die Erbſchaft des Herrn. So war der Handel ſchnell abgeſchloſſen. Nichts ſtand im Wege als Auguſtins Frau, und die Kinder der vorigen Ehe. Die Kinder zu entfernen war jetzt der erſte Gedanke. Ach, der Hartherzige kannte das Gemüth ſeiner Frau. Er wußte, daß, wenn er ihr die Kinder genommen hätte, die Scheidung keine Schwierigkeiten haben würde.

Die arme Agathe, die von diesen verrätherischen Planen keine Ahndung hatte, — denn die dunkeln, durch Reisende verbreiteten Gerüchte kamen ihr nicht zu Ohren — erwartete die Rückkehr ihres Mannes mit gemischter Bangigkeit und Hoffnung. Er kam. Sie empfing ihn mit gewohnter Freundlichkeit; sein Benehmen war gezwungen und kalt. Man konnte sehn, daß ihm etwas auf dem Herzen lag, und daß er ein Geheimniß verbarg, das ihn beunruhigte. Auf der Schreibstube war er mehr als gewöhnlich thätig. Seine Geschäfte hatten sich nach allen Seiten erweitert, und da sein Haus, wie er sagte, nicht mehr Raum genug hatte, kaufte er das größere Haus hier gegenüber, und richtete es auf das zierlichste ein. Seine Frau bekam ihn in dieser Zeit nur selten zu Gesicht. Daß er sie über etwas befragt, ihr etwas gezeigt hätte, daran war nicht zu denken; es war eben, als ob das neue Haus und seine Einrichtung gar keine Beziehung auf sie haben sollte. Und während Jedermann davon sprach, und es besah, das schöne Geräth, die kostbaren Tapeten und Teppiche bewunderte, die zu seinem Schmucke aus Paris ankamen, saß Agathe, unbekannt mit Allem, in ihrer einsamen Kammer und dachte an ihre entfernten Pfleglinge. Man sah ihren Kummer, aber sie selbst sprach nicht davon. Selbst gegen ihren Oheim hatte sie geschwiegen. Sie hatte seine Warnungen nicht gehört; so wollte sie auch jetzt sein väterliches Herz nicht mit Klagen kränken, denen er nicht abzuhelfen im Stande war.

In dem neuen Hause war nun Alles so weit eingerichtet, daß es bezogen werden konnte. Man bemerkte, daß sich Augustin zum Einzuge rüstete, und seine Hausgenossen erwarteten mit Neugierde, was er über seine Frau beschlossen haben möchte. Einige hofften, er werde sie überraschen; andre, die ihn besser durchschauten, fürchteten Nachtheiliges. Im Allgemeinen hatten sie das getroffen; das aber, was er wirklich that, hatte Niemand erwartet.

Als nemlich alle Anstalten zum Auszuge gemacht waren, trat er gegen Abend in das Zimmer seiner Frau, die ihn schon seit einigen Wochen nicht gesehen hatte. Sie stand auf, und ging ihm entgegen, schweigend und ernst, wie es der Vernachläßigten ziemte. Er bat sie niederzusitzen, weil er mit ihr zu sprechen habe; nahm dann ihr gegenüber Platz, und vor sich hinsehend, mit übereinandergeschlagenen Füssen, die goldne Dose in beiden Händen haltend, fing er folgendermaßen an:

Das, was ich Ihnen heute zu sagen habe — ich habe es vielleicht schon allzulange aufgeschoben — ist Etwas, das Sie sich selbst schon längst gesagt haben können, und Sie also auf keine Weise überraschen darf. Ich weiß, daß ich Ihnen Verpflichtungen habe — ich bin nicht undankbar, nicht unerkenntlich dagegen — Sie haben nach Ihren Kräften für meine Kinder gesorgt, und so lange diese Sorge hinreichend war, hab' ich mich gefreut, sie in Ihren Händen zu wissen. Dieser Rücksicht hab' ich jede andre nachgesetzt,

Nach einer kurzen Pauſe fuhr er mit geſenkter Stimme fort: Sie müſſen längſt, Sie müſſen ſeit den erſten Tagen unſrer Verbindung — die mehr ein Werk der Todten als der Lebenden war — die Bemerkung gemacht haben, daß wir nicht für einander geſchaffen ſind. Der Menſch iſt nicht Herr über ſeine Gefühle; er kann ſich eine Liebe nicht einreden, die er nicht hat; die Zuſammenſtimmung der Neigungen, ſo wie das Gegentheil davon, iſt ein Geheimniß der Natur, über das wir bei dem beſten Willen nicht gebieten können. Ich habe mir nie verhehlt, was ich nur zu deutlich ſah, daß dieſe Stimmung gegenſeitig war; ob Sie gleich, beſſer als ich, die Kunſt beſitzen, Ihre innern Geſinnungen unter einem freundlichen Aeußern zu bergen. Der Mann gibt ſich, wie er iſt, und ich habe am allerwenigſten das Talent ein Gaukelſpiel zu treiben, das im Grunde Niemanden täuſcht, und in jedem Falle ſich über lang oder kurz ſelbſt zerſtört. Ich habe Ihnen vielleicht durch dieſen Mangel an Verſtellungskunſt trübe Stunden gemacht. Ich beklage dieß; aber es iſt Zeit, daß dieſer geſpannte Zuſtand endige. Mein Beſuch und der Vorſchlag, den ich Ihnen zu thun habe, hat keine andre Abſicht. —

Hier hielt Auguſtin wiederum inne. Agathe wollte ſprechen; aber die Stimme verſagte ihr den Dienſt. Ihr Mann fuhr fort:

Das Mittel, das uns beiden unſre Zufriedenheit wiedergeben kann, iſt — Sie ſehen es ſelbſt ein — kein anderes als die Trennung; und da Sie ſich in

meiner Nähe ſo wenig glücklich fühlen, ſo kann ich nicht zweifeln, daß Sie meinen Vorſchlag mit Bereitwilligkeit ergreifen werden. Das, was Sie bewogen hat, ſich mit mir zu verbinden, war doch zuletzt nur der Wunſch, Ihre Sorge den Kindern Ihrer Freundin widmen zu können, und ich habe nie die Eitelkeit haben können, etwas von dieſem Entſchluſſe auf meine Rechnung zu ſetzen. Ich ſelbſt war, als ich dieſe Verbindung ſchloß, krank, nervenſchwach, von Phantaſien und Träumen heimgeſucht. Ich hatte nicht die Kraft eine Sache zu bedenken, die ſehr reiflich bedacht ſeyn will; und ſo will ich denn nicht leugnen, daß ich nach vollendeter Geneſung von meinem eignen Entſchluſſe überraſcht war. Was ich Ihnen jetzt vorſchlage, iſt mit mehr Beſonnenheit berathen worden. Sie können Ihre Einwilligung einem Entſchluſſe nicht verſagen, an dem mein Glück, und ich darf ſagen auch das Ihrige hängt. —

Jetzt ſchwieg Auguſtin zum drittenmal, faßte ſeine Frau mit ſcharfen Blicken, und erwartete ihre Antwort. Sie antwortete nicht. Ihr Herz war empört und kämpfte umſonſt. Wen hätte auch dieſes Gemiſch von Wahrheit und Lüge, dieſe tiefe, hartherzige, hochmüthige Falſchheit nicht empören ſollen? —

Da nun wiederum keine Antwort erfolgte, ſondern Agathe ſtill vor ſich hin ſah, und ihre Thränen auf ihren Schooß fallen ließ, fuhr Auguſtin nicht ohne Bitterkeit fort: Es wird Ihren Entſchluß vielleicht fördern, wenn ich Ihnen erkläre, daß,

wenn Sie mich aller Verpflichtungen entlaſſen, ich Ihnen — wie ſich von ſelbſt verſteht — einen anſtändigen Gehalt ausſetze, und überhaupt kein Opfer ſcheue, um eine Sache zu endigen, die — ich wiederhole es — nothwendig geendigt werden muß. Ich beziehe in dieſen Tagen ein neues Haus; dieſes hier wird, ſogleich nach meinem Auszuge, von einem andern Eigenthümer in Beſitz genommen. Es würde unpaſſend und eine unnütze Mühe für Sie ſeyn, wenn Sie jetzt mit mir die neue Beſitzung beziehen wollten, um ſich vielleicht nach kurzer Friſt wieder von mir zu trennen. Weit ſchicklicher wird es ſeyn, wenn Sie ſich gleich jetzt zu Ihrem Oheim begeben, der Sie ohne alle Unbequemlichkeit bei ſich aufnehmen kann, da ſich ſeit Ihrer Verheirathung nichts in ſeinem Hauſe verändert hat. In dieſem Falle könnten Sie morgen ſchon von den beſtellten Trägern Gebrauch machen, um das, was Ihr Eigenthum iſt, dorthin bringen zu laſſen.“ —

In dieſem letzten Abſchnitte von Auguſtins Rede fand Agathe die Kraft zur Antwort. Sie hatte vorher geweint; jetzt waren ihre Augen plötzlich trocken, und mit der tiefſten Verachtung ſagte ſie: Ich ſehe, Sie haben Alles ſo wohl überlegt, daß es das größte Unrecht ſeyn würde, einem ſo gut durchdachten Plan den geringſten Zweifel entgegenzuſetzen. Nie hab' ich meinen Willen gegen den Ihrigen geltend gemacht. Es ſoll auch jetzt nicht geſchehn, und da Sie die Rückkehr Ihres Glücks und Ihrer Zufriedenheit nur von unſrer Trennung erwarten, da

Sie mit gerechter Ungeduld ſchon die nächſten Tage afür feſtgeſetzt haben, ſo bin ich bereit, Sie ohne Aufſchub in den Beſitz dieſes Glücks zu ſetzen. Ich preche Sie hiermit von allen Verbindlichkeiten frei, die Sie je gegen mich gehabt haben, oder gehabt zu haben glauben, und ich habe jetzt keinen Wunſch mehr, als daß nie eine Zeit kommen möge, wo Sie mit Reue an dieſe Stunde denken müſſen. —

So zufrieden nun auch Auguſtin mit dem Inhalt dieſer Erklärung war, ſo fühlte er ſich doch durch die unerwartete Kälte betroffen, mit der ſie gegeben wurde. Er ſtammelte einige verwirrte Worte von Achtung und ewiger Dankbarkeit, wünſchte ihr dann wohl zu ſchlafen, und verließ das Zimmer. Agathe aber raffte unverzüglich einiges Linnen für die Nacht zuſammen, gab es dem Dienſtmädchen, das im Nebenzimmer Alles mit angehört hatte, ſchickte dieſes damit zu ihrem Oheim, und befahl ihm zu ſagen, daß ſie bald ſelbſt nachkommen würde, ihn um ein Nachtlager anzuſprechen. Dann nahm ſie ihren Mantel um, band den Hut feſt, und verließ das Haus, ohne weiter mit Jemand geſprochen zu haben.

Das Mädchen hatte den Auftrag ausgerichtet, und dem beſtürzten Oheim aus dem, was ſie ſelbſt gehört hatte, die Erklärung ihrer Botſchaft mit Thränen gegeben. Der Oheim ging von Mitleiden und Zorn hin und her geriſſen im Zimmer auf und ab, und bedachte, was er zu thun habe. Das Mädchen erwartete ſeine Herrin. Aber die Nacht brach

an und Agathe erſchien nicht. Voll von ängſtlichen Ahndungen eilt das Mädchen nach Hauſe zurück, und hört mit Beſtürzung, daß die Frau ſchon längſt das Haus verlaſſen habe. Wohin ſie gegangen, wußte Niemand. Die Nacht verſtrich unter fruchtloſem Suchen. —

Am folgenden Morgen trieb die Aar einen weiblichen Leichnam an das Land. Man erkannte Auguſtins unglückliche Frau, und trug ſie in das alte Haus. Hier war Alles in größter Verwirrung des Auszugs; für einen Todten war kein Platz mehr da, und ſo mußte ſie nach dem neuen Hauſe gebracht werden. Das war ihr Einzug; und der kalte Leib der gemordeten Frau war der erſte Gegenſtand, der dem neuen Beſitzer bei ſeinem Eintritt in die Augen fiel. Nie werd' ich den Eindruck vergeſſen, den dieſe Begebenheit machte; den Jammer des Mädchens, die Thränen der Diener, Auguſtins ſtarres Staunen, die Verwirrung im ganzen Hauſe. Es war ſchrecklich und herzzerreißend.

Ob ſich nun das arme Weib abſichtlich in den Fluß geſtürzt, oder ob ſie durch Zufall hineingerathen — Niemand weiß es. Nach der Erzählung des Mädchens war das Erſtere nur allzuwahrſcheinlich; die Meiſten glaubten es, und Auguſtin konnte ſich nicht ſehen laſſen, ohne das Murren des Volkes zu hören und Zeichen des Unwillens zu ſehn. Auch wär' es wohl kein Wunder, wenn ein braves und rechtſchaffnes Weib durch ſolche Mißhandlung in Verzweiflung geriethe. Gott kann es ihr nicht zurechnen,

wie unrecht es auch ist. Aber was dürfen die erwarten, die sie mit hartherziger Kälte zu einem solchen Schritte getrieben haben? —

Und was that der Mann? fragte ich.

Der Mann steckte sich in tiefe Trauer, stellte ein feierliches Leichenbegängniß an, und holte nach Verlauf von drei Monaten die Pariser Braut. Vor acht Tagen sind sie angekommen; einige Tage haben sie ausgeruht; dann sind sie Besuch gefahren und haben Besuche angenommen, und heute geben sie der Stadt einen Ball — —

Der mich mit Hülfe Ihrer Geschichte eine Nacht Schlaf kosten wird, fiel ich ein. — Die Wirthin entschuldigte sich. Ich aber stellte sie durch die Versicherung zufrieden, daß ich ihre Geschichte sehr lehrreich gefunden, und daß, wenn ich jemals heirathete, ich bei jeder Anwandlung von männlicher Härte an Augustin und Agathe denken würde.

Meine Besorgniß traf übrigens nur allzugut ein. Die einförmige, ewig sich wiederholende, gellende, zerstückelte Tanzmusik, die so von Fern gehört wohl Jedem zuwider ist, kam mir jetzt wie ein Gelächter der Hölle vor, das dem Sünder, über den es erhoben wird, zum Hohn ordentlich Takt hält, und, um die Höllenhunde seines Gewissens immer wach zu erhalten, sich bald unmäßig verstärkt, bald tief herabsinkt, jetzt nur lispelt, dann wieder aufschwellend schreit, sich durch einander wirrt und wieder auflöst, und dann von neuem verwirrt, und wie es selbst nicht ermüdet, auch Andern keine Ruhe gönnt. Wenn ich

nun aber auch einen Augenblick einschlummerte, war es mir eben, als ob ich für Augustins Sünden mit büßen müßte, oder als ob ich mit helfen sollte, ihn in dem Don Juans Tanze in die Flammen der Hölle hinabzureißen; und da es mir unmöglich war, dieses fantastische Treiben länger auszuhalten, warf ich meinen Mantel um, und ging hinaus in die Nacht. Es war mir schon recht, daß sie nicht zu ruhig war. Das Brausen des Sturms, dem ich entgegenging, vertrieb die Töne der widrigen Musik aus meinen Ohren, und die Flucht der zerrissenen Wolken über den Himmel hin, und die stille Leuchte des Mondes, die ihnen entgegenzog, beruhigte mein Gemüth. Als aber die Aaar zu meinen Füßen schäumte, und bald ihre blinkenden Wellen im Mondenlichte wirbelte, bald sich in tiefes Dunkel verbarg, da trat mir Agathens Bild vor die Seele, die vielleicht eben hier, vielleicht auch in einer solchen Nacht aus dem Leben schied. Ach, die tobende Flut war ihr freundlicher als die Menschen, und der Todesengel, der sie in die schäumenden Wogen tauchte, war barmherziger, als der Mann, der ihr Herz mit schonungsloser Faust zerdrückt hatte.

* * *

Nach Verlauf von zwanzig Jahren kam ich wieder nach Bern mit andern Erfahrungen und andern Gefühlen. Der Falk genoß noch seines alten Ruhms, aber meine gute Wirthin war längst begraben, und ihr bejahrter Mann hatte sich zur Ruhe gesetzt. Kein einziges Gesicht war mehr da aus der vorigen Zeit.

Auguſtins Haus hatte ſich in eine Fabrik verwandelt. Ich fragte den Marqueur nach ſeinem vormaligen Beſitzer. Der Marqueur wußte nichts von ihm, und fragte den Oberkellner; der Oberkellner fragte die Köchin — Niemand wußte etwas. Endlich, da der Name Auguſtin mehrmals genannt worden, erhob ſich aus der Ecke des Speiſezimmers ein bejahrter Mann in grauem unſcheinbarem Ueberrocke, legte die Zeitungen bei Seite, nahm die Brille ab, und ſagte: Der Auguſtin, nach dem der fremde Herr fragt, iſt ein verdorbner Kaufmann, und logirt gegenwärtig draußen im Hoſpital. Er hat mir gute Erinnerungen hinterlaſſen, ſtattliche Wechſel auf die Ewigkeit geſtellt. Hat der Herr vielleicht auch dergleichen? Es nimmt ſie ihm Niemand ab, nicht mit fünf und neunzig Procent Verluſt. —

Ich kam jetzt mit dem Manne, der ein Jude war, in's Geſpräch, und ſagte ihm, ich hätte nichts durch den Kaufmann Auguſtin verloren, als eine Nacht Schlaf durch ſeinen Hochzeitball. — Da ſind Sie beſſer weggekommen, als ich, antwortete der Jude. Mich hat es mehr gekoſtet als Eine Nacht, und das Geld obendrein. Er war ein eben ſo ſchlechter Handelsfreund, als er ein ſchlechter Hausvater war. Aber die Heirath mit der Pariſerin — man hätte meinen ſollen, ſie wäre eine Prinzeſſin, ſo groß ging es bei ihr her, die hat ihn zu Grunde gerichtet. Nun, er hat es an ſeinen erſten Frauen verdient. Wäre das nicht geweſen, man hätte Mitleiden mit ihm haben müſſen — ſo arg ſpielte ihm die franzöſiſche Lau-

tippe mit. Auch war er bisweilen ordentlich wie verrückt, machte Alles verkehrt, und kam so natürlich zurück. Am Ende kam es zum Bruch. —

Mit der Frau? fragte ich.

Mit der Frau und mit dem Hause, und beides fast zu gleicher Zeit.

Und was wurde aus der Frau?

Die hatte sich vorgesehn. Nach dem Tode ihres Großoheims in Paris erbte sie ein feines Vermögen, womit sie ihrem Manne hätte helfen können. Aber sie behielt es lieber für sich, und half sich damit zu einem neuen Manne, einem französischen Officier, mit dem sie an einem schönen Morgen auf und davon fuhr. Sie hatte vergessen von ihrem Manne Abschied zu nehmen, aber die kostbaren Geschenke, die sie von ihm hatte, und was sie noch sonst etwa in der Nähe fand, vergaß sie nicht. Nun kam Eines nach dem Andern. Die Gläubiger fielen über den Mann her; die Einen bekamen wenig, die Andern nichts — und Er wanderte in das Hospital. Ein Anderer hätte sich lieber in's Wasser gestürzt — seine dritte Frau hatt' es gethan.

Und was ist aus Augustins Kindern geworden?

Für die hat Gott gesorgt, besser als ihr Vater. Der älteste Sohn ist bei Hohenlinden geblieben, der zweite jüngst bei Austerlitz. Ihnen ist wohl.

Ich sagte still bei mir Amen! und betete in meinem Herzen die göttliche Vergeltung an.

* * *

Ich war an einem heitern Nachmittage mit La Barte nach dem Lusthause des Prinzen von ** gefahren, das er mes delices nennt, und im Sommer mit einer Geliebten bewohnt. Ich benutzte die Zeit, wo beide auf einer Lustreise begriffen waren, um diesen Aufenthalt verbotener Freuden zu besehn, den man mir als ein Feenschloß gepriesen hatte. Der Ruf hatte nicht zu viel gesagt. Die Lage des Hauses auf einer sanften Höhe in der anmuthigsten Gegend voll mannichfaltiger Aussichten; die blühenden Umgebungen, von fremden Bäumen und Pflanzen gebildet; die schäumenden Bäche, die sich durch den Schatten duftender Büsche drängen, dann einen Absturz herab über Felsen rauschen, durch sammtgleiche Wiesen wirbeln, in spiegelhellen Seen sich sammeln, oder in metallene Röhren gedrängt, zum Himmel emporstrahlen; der Park mit seiner üppigen Blumenflor, seinen goldnen Vogelhäusern voll von der Farbenpracht des ausländischen Gefieders; seinen zierlichen und reichgeschmückten Kiosken; und endlich das Schloß selbst von einem marmornen Peristyl getragen, über dem sich ein vergoldeter Balcon erhebt, oben mit einem Kranze von Standbildern umgeben, die von dem Geländer des flachen Daches wie Lilien in den blauen Aether treten; die breiten bequemen Stiegen von farbigem Marmor, das den Wänden eingefügte allegorische Bildwerk, die hohen ehernen Candelaber auf den Podesten; dann die langen Reihen heitrer Zimmer, an deren Decken reizende Genien Blumen herabstreuen, während die

Wände blühende Lauben, oder Tempel und Pagoden zu bilden scheinen; Alles mit Divans von den kostbarsten Stoffen, mit Hausgeräth von den seltensten Hölzern, reichen Kronleuchtern, goldnen Lampen und prachtvollen Gefäßen geschmückt; und alle diese zierliche Pracht verschmolzen durch das rosenfarbene Licht, das von seidenen, reichgefalteten Vorhängen ausfließt; die harmonischen Concerte der Flötenuhren; die riesenartigen Sträußer von seltenen Blumen, die sich auf vergoldeten Gestellen in den Ecken der Zimmer erheben, und die mit dem Glanze dieser Blumen wetteifernden Lorys in ihren goldnen Ringen; die üppigen Gemälde endlich, die in den geheimsten Zimmern die Wände bedecken, und sich in dem Krystalle mächtiger Spiegel vervielfältigen — Alles das, und noch vieles andre, was sich Arabeskenartig durch die größern Gegenstände schlingt, erinnert an die Zaubergärten der Armiden und Alcinen, wie sie Ariostos und Tassos glühender Pinsel geschildert hat.

La Barte, der nach Künstlerweise einen guten Theil seiner Seele in den Augen hat, konnte sich gar nicht satt sehn an aller der Herrlichkeit, zog mich bald zu diesem bald zu jenem Gegenstande, kehrte mit neuer Bewunderung zu dem zurück, was er eben erst bewundert hatte, und hörte nicht auf zu betheuern, daß es ganz unmöglich sey, den Reichthum auf eine geschmackvollere und würdigere Weise anzuwenden. Ich war andrer Meinung und früher gesättigt. Die Menge aller dieser Werkzeuge der Ueppigkeit ermüdete mich, und bei dem ersten Erscheinen der

Langenweile, konnte ich, nach meiner Weise, nicht umhin auch dem Unwillen über die Bestimmung aller dieser Anstalten Gehör zu geben. Ich sah die rechtmäßige Gemahlin des Prinzen in ihrem einsamen Hause traurig und unmuthvoll des ungetreuen Gatten denken, der sie auch einmal geliebt und ihr Treue geschworen hatte; den Unwillen seiner Söhne über diese verschwenderischen Ausschweifungen, die sie dereinst vielleicht nachahmen werden; die Vernachlässigung der heiligsten Pflichten; die Gleichgültigkeit gegen das Elend, das sich aus dem Beispiele schlimmer Sitten ergießt — Alles das wurde so lebendig in meiner Seele, daß ich von Zeit zu Zeit an das Fenster treten mußte, um Luft zu schöpfen, und meine Blicke auf der anmuthigen, unschuldigen Gegend auszuruhn.

Wir hatten diesem Wohnsitze der Wollust schon längst den Rücken zugekehrt, als mein Begleiter mit seinen Gedanken noch immer darinne verweilte, das Schönste, was er gesehn, wiederholte, es mit Begeisterung und Kennerschaft beurtheilte, ohne in seinem Entzücken zu bemerken, wie wenig ich seine Stimmung theilte. Ich fand es nicht nöthig, ihm die meinige aufzudecken. Es ist dem Künstler nicht zu verargen, daß er sich an Werken der Kunst erfreut, ohne nach ihrer Anwendung zu fragen; daß er die freigebige Kunstliebe auch unabhängig von ihrem sittlichen Werthe schätzt, und nicht darnach fragt, mit wie vielem Schweiße des Elends diese Farbenpracht aufgetragen sey; wie viele Seufzer sich

mit dieſen ſüßen Düften miſchen, oder wie viele Thränen an dem funkelnden Prunkgeräthe zittern. — Vor der Stadt ſtiegen wir aus; ich, um den Abend noch im Freien zu genießen; La Barte, um mit einigen Freunden in der Vorſtadt zu eſſen, aufgeräumten Leuten, wie er ſagte, bei denen auch mir die Zeit nicht lang werden würde. Mir lag nichts an luſtigem Zeitvertreib. Ernſte Gedanken verfolgten mich; und je länger ich ſo mit mir allein auf und abging, deſto heftiger ergrimmte mein Inneres gegen die, welche in trägem Müſſiggange das Mark der Länder verſchwelgen.

Es war Nacht geworden, als ich in die Stadt zurückkehrte. Während ich nun, in meine Gedanken verſenkt, langſam unter den Arcaden weg nach Hauſe ging, vernahm ich zu gleicher Zeit ein inneres Weinen, und ſtreifte an ein menſchliches Weſen, das ſich in einen Winkel an die Wand gedrückt hatte. Ich blieb ſtehn. Was gibt es hier? fragte ich. — Da erhob ſich bei dem ſchwachen Scheine der Laterne, die an einem gegenüberliegenden Hauſe brannte, ein blaſſes Kind, in ſchlechte Lumpen gekleidet, und ſagte, die Hände nach mir ausſtreckend: Haben Sie Erbarmen, gnädiger Herr! — Was fehlt Dir? was machſt Du hier? — Ich ſuche Hülfe, antwortete das Kind, und finde keine. — Für wen? fragte ich. — Für Mutter und Vater, die zu Hauſe Hungers ſterben, und ich auch. — Aber warum ſitzeſt Du hier in der einſamen Ecke, ſtatt Hülfe bei Menſchen zu ſuchen? — „Ich kann mich bei Tage nicht ſehn laſſen,

antwortete das Kind, und wenn ich zur Nachtzeit in ein Haus käme, würde man Arges denken. Da ich nun Niemanden gefunden habe, den ich um Hülfe hätte bitten können, hab' ich mich hier in den Winkel gesetzt." — Und dabei weinte es bitterlich.

Die Rede des Kindes, der Ton seiner Stimme, auch seine ganze Gestalt, so viel ich davon erkennen konnte, beglaubigte seine Klagen. Ich that noch einige Fragen, und wurde überzeugt, daß sich hier ein tiefes Elend verberge, dem durch ein dargereichtes Allmosen nicht geholfen werden könnte. Führe mich zu Deinen Eltern, sagte ich. — Das Kind raffte sich zusammen, that einige Schritte vorwärts, zauderte dann, und blieb unentschlossen stehn. — Warum bedenkst Du Dich? fragte ich. Da brach das Mädchen wieder in Thränen aus und sagte: Ach, unser Elend ist gar zu groß; wie könnt' ich Sie da hineinführen? — Armes Kind, dachte ich bei mir selbst, auf Dir lastet nicht blos Hunger und Armuth; auch die Schaam der Armuth quält Dich, und der Anblick derer, die, wie Du meinst, zu glücklich sind, zu Zeugen Deines Elends zu seyn! — Dann faßte ich ihre abgezehrte Hand, und sprach ihr Muth ein. Sie sah mich zweifelnd an — der Trost des Mitleids mochte ihr fremd seyn — dann ging sie wieder einige Schritte vorwärts, blieb wieder stehn, und sagte mit niedergeschlagenen Blicken: Vater und Mutter haben den ganzen Tag nichts gegessen, und gestern auch wenig. — Du hast recht, sagte ich, armes Kind. Fast wäre das Erste und Wichtigste

vergessen worden. — Dann kaufte ich einige Brode, und gab dem Mädchen etwas davon. Sie verschlang es mit Heißhunger, und ging nun schneller vorauf; auch eine Flasche Wein nahm ich im Vorübergehn aus einem Wirthshause mit. Der Weg ging durch schmuzige und enge Winkel in eine Gegend der Stadt, die ich noch nie betreten hatte. Nah am Thor war das Ziel. Meine Führerin that einige schnellere Schritte, schlüpfte durch die Thür eines baufälligen Hauses, blieb auf der Schwelle stehn, und sagte, indem sie mir die Hand zutraulich reichte: Hier gehen Stufen hinab; nehmen Sie sich in Acht. — Eine feuchte Kellerluft umgab mich jetzt; die Stufen waren schlüpfrig; kein Schimmer von Licht erleuchtete den Weg; wir kamen an eine zweite Thür. Hier sind die Eltern, sagte das Kind, indem es die Thür aufstieß. Alles war dunkel. Nur von einer Laterne auf der Straße fiel ein Streifen blassen Lichtes in einen Winkel der Stube, in welchem sich zwei Leichenähnliche Gestalten regten. Kömmst Du endlich, Therese, sagte eine schwache weibliche Stimme. Ich bin fast vergangen aus Angst. Aber mit wem sprichst Du denn? — Ach, Mutter, antwortete das Kind, da ist ein guter Herr; der will uns helfen. Er bringt auch Brod mit, und ich habe schon davon gegessen. Wenn wir nur erst Licht hätten! — Nun suchte sie tappend in dem Winkel eines Fensters, fand ein Stümpfchen, zündete es an der Laterne auf der Straße an, und kam zurück, um die düstre Scene des Jammers zu beleuchten. Eine Stube im Unterbau des Hauses,

mehr einem Kerker ähnlich; in dem Winkel ein Lager von Stroh mit einigen dürftigen Kissen, auf die sich zwei Kranke stützten, Bilder des Hungers und Elends. Die Frau richtete sich ein wenig auf; ihre großen schwarzen Augen starrten mich wie eine fremde Erscheinung an; mich anzureden hatte sie nicht den Muth. Therese lief emsig hin und her; eine irdene Schüssel wurde herbeigeschafft, und das mitgebrachte Brod in den Wein geweicht. Alle griffen zu, und die Gier, mit der diese armen Menschen ihren Hunger stillten, preßte mir Thränen aus. Therese weinte vor Freuden. Jetzt reckte der Mann, der noch kein Wort gesprochen, sondern nur geseufzt hatte, seine linke abgezehrte Hand in die Höh, und sagte: Gott vergelt es Ihnen, mein Herr. Sie sehen hier eine sehr elende Familie! — Ich fragte, wie ihnen zu helfen wäre. — Das wird nicht leicht seyn, antwortete der Kranke; wir sind allzu tief in Armuth versunken; obgleich, Gott weiß es, nicht durch unsre Schuld. Ich bin ein armer Invalid, fuhr er fort, indem er zugleich den Stummel des rechten Armes emporhob; dieses Weib theilt mein Elend, und hat es bis jetzt nach Kräften gemildert; aber sie ist selbst krank geworden, und wir haben keinen Verdienst, so gern wir auch arbeiten möchten. Alle unsre Habe ist verkauft oder im Leihhaus; selbst der nothwendigsten Kleidungsstücke haben wir uns begeben müssen, nur um dieses elende Leben zu fristen. —

Wenn ich gestorben wäre, setzte die Frau hinzu, so wäre mir wohl; aber wer hätte dann für diesen

armen Mann Sorge getragen? Darum wünschte ich mir Gesundheit; aber nun hat die Krankheit Alles aufgezehrt, und wir sind zu Bettlern geworden, ohne Hülfe, ohne Kleider und ohne Verdienst. — Bei diesen Worten rang sie die Hände und weinte bitterlich. Ich suchte ihr Muth zu machen, versprach das Möglichste für ihre Rettung zu thun, und nachdem ich ihnen noch einiges Geld zurückgelassen hatte, entzog ich mich den Danksagungen dieser Unglücklichen. Thereſe geleitete mich wieder die dunkeln Stufen hinauf, bedeckte meine Hände mit Küßen und Thränen, und sah mir nach, bis mich die Ecke der Straße ihren Augen entzog.

Schon am folgenden Morgen gelang es mir mit Hülfe einiger Beamten der Stadt, mit denen ich in Verbindung stand, diesen Verlassenen die nothdürftigen Kleider wieder zu schaffen, sie aus ihrer ungesunden Wohnung in eine bessere zu bringen, und als der arme Invalid wieder von seiner Krankheit genesen war, seinen Unterhalt auch für die Zukunft durch eine Anstellung beim Zollamt zu sichern. Wie unbedeutend war doch der Aufwand, dessen es bedurfte, um drei Menschen zu retten, die im Begriffe waren zu verschmachten! Verzehrt nicht in Mesdelices Ein Tag, was für ein Jahr und länger den Wohlstand einer ganzen Familie sichert? und fordern nicht die Affen und Lorys des Prinzen mehr Nahrung, Aufwand und Pflege, als eben so viele Menschen, die keinen Wunsch haben, als nur genügende Arbeit, um ihr beschränktes Leben ehrlich zu fristen? —.

Nach kurzer Zeit waren meine Schützlinge wieder auf einen rechtlichen Fuß gesetzt, und mit ihren Sorgen wich auch der Rest ihrer Krankheit. Der Invalid, der mich jetzt bisweilen besuchte, war ein verständiger und wohlgesinnter Mann, der, obgleich nur einarmig, doch seinem Geschäfte mit emsiger Gewissenhaftigkeit oblag. Seine Frau aber war die Emsigkeit selbst, und Thereſe sah gar heiter und zierlich aus, nachdem sie wieder in ganze und reinliche Kleider gekommen war. Wie glücklich waren jetzt diese Menschen, und wie wenig bedurften sie zu ihrem Glücke! Ihre Liebe zu einander konnte man nicht ohne Rührung sehn.

Das frühere Unglück dieses Paares hing an dem Fehltritte der Mutter des Weibes, die als ein unerfahrnes Kind von einem jungen Patricier verführt, eine Tochter zur Welt gebracht, kurz darauf aber vor Gram gestorben war. Der Vater, ein geschickter Tischler, und ein Ehrenmann in seiner Zunft, auch wohl etwas hochfahrend im Gefühle seiner Geschicklichkeit und ausgebreiteten Kundschaft, insbesondre aber voll Stolz auf seine mit großer Schönheit begabte Tochter, sah durch einen Fehltritt, welcher damals weniger noch als jetzt verziehen wurde, seine bürgerliche Ehre befleckt und seinen Stolz gedemüthigt. Die Freudigkeit, mit welcher er sonst sein Handwerk getrieben hatte, war dahin; der Friede des Hauses gestört; die Frau wurde, als eine unachtsame Mutter, mit Vorwürfen überhäuft; und das Kind, das man doch nicht verstoßen konnte, [illegible]

als ein lebender Vorwurf umher, der jede Freude verbitterte. Der wackre Sohn, in seiner Kunst ebenfalls vorzüglich geschickt, durch den Fall seiner einzigen Schwester, die er auf das zärtlichste liebte, tief gekränkt, wurde theils durch seinen Gram, theils durch das Schelten des Vaters und die Thränen der Mutter aus dem Hause getrieben, und ging zum zweitenmale in die Fremde, um nie wieder in die Heimath zurückzukehren. Da sich nun der Meister mit schlechten Gesellen behelfen mußte — denn die guten verließen den grämlichen Mann immer gar schnell — kam er in seinem Wohlstand zurück, und starb, von Kummer und Unmuth aufgerieben, in seinen besten Jahren. Nach nicht langer Zeit folgte ihm auch seine Frau unter die Erde nach. Jetzt war das Kind, das nie seine Eltern gekannt hatte, allein noch übrig. Sie war jung und schwach, und kaum zum Dienste geschickt; doch mußte sie dienen, um ihr Leben zu fristen, meist für geringen Lohn bei schwerer Arbeit, und oft, wegen des Fleckens ihrer Geburt, mit unverdienter Verachtung behandelt. In diesem harten Druck hielt ihre Unschuld sie aufrecht, und sie blühte schön und anmuthig auf. Demüthig ertrug sie die unverschuldete Schmach, mühte sich rastlos in ihrem Dienste und widerstand entschlossen jeder Versuchung, mit der die Lüste der reichen und vornehmen Jugend ihrer Armuth und Unschuld nachstellten. Ein junger Maurergesell, der in ihrer Nachbarschaft wohnte, und da er sie täglich sah, auch Zeuge ihrer Tugenden war, warf die

Augen auf das ſchöne und züchtige Kind, und faßte allmählig eine ſo große Liebe zu ihr, daß ohne ſie zu leben, ihm unmöglich ſchien. Lange trug er ſeine Liebe in ſtillem Herzen mit ſich umher; denn er hatte nicht den Muth es ihr zu ſagen, und ob er ſie ſchon täglich grüßte, konnte er doch nie mit der Arbeitſamen in ein Geſpräch kommen. Endlich geſchah es einmal, daß ſie Wäſche an einem Brunnen wuſch, an deſſen Mauerwerke er etwas auszubeſſern hatte; da faßte er ſich ein Herz, half ihr den ſchweren Wäſchkorb vom Rücken nehmen, goß Waſſer in den Zuber, und leiſtete auf alle Weiſe hülfreiche Hand; endlich ſprach er auch von ſeiner Liebe, und fragte Mariannen, ob ſie ihn wohl leiden könnte? Nun war der Maurergeſell der feinſte Purſch in der Stadt; wohlgewachſen und groß, von männlicher Bildung, und dabei beſcheiden und ſittſam; ſo daß es ſchwer war, ihm nicht geneigt zu ſeyn. Auch war ihm Marianne von ganzem Herzen geneigt, und ſie hatte längſt merken können, wenn er immer die Gelegenheit ſuchte ihr zu begegnen, und ſie dann mit beſondrer Freundlichkeit grüßte, daß er ihr gut ſey. Als er aber jetzt am Brunnen von ſeiner Liebe zu ſprechen anfing, erſchrack ſie ſo heftig, als ob ſie etwas ganz Unerwartetes vernähme, und antwortete lange nicht, ſondern wuſch immer emſiger an ihrem Zeuge fort, bis er endlich ganz betrübt und hoffnungslos ſagte: Sie kann mich alſo wohl gar nicht leiden? — Da ſchlug das arme Mädchen die großen ſchwarzen Augen verſchämt nach ihm auf und

ſagte: Wie kann Er ſo reden, Thomas? Was kann es Ihm denn helfen, wenn ich Ihm auch noch ſo gut bin? Weiß Er denn nicht — —? — Sie konnte nicht ausreden. Denn das, was ſie ſagen wollte, trieb eine glühende Röthe auf ihre Wangen, und Thränen perlten von ihren Augen herab. Ach das, was ſie nicht ausſprechen konnte, war die Schande ihrer Mutter und der Flecken ihrer unglücklichen Geburt. Thomas wußte das nicht; aber er erfuhr es nur allzubald. Sein Schrecken war nicht zu beſchreiben. Er hatte ſich angeſchickt das Meiſterrecht zu erlangen, und hatte ſich darauf gefreut, um dann Mariannen zu heirathen. Nun war dieſe Freude dahin. Durch ein ſtrenges Geſetz der Zunft war die Heirath mit einem unehlichen Kinde durchaus unterſagt. Dieſes Geſetz zu umgehen, gab es kein Mittel; ſeiner Liebe zu entſagen, vermochte er eben ſo wenig. Sein Zuſtand war traurig. Was früher ſeine größte Freude geweſen, Mariannen zu ſehn und ſie zu grüßen, war ihm jetzt eine Quelle des Schmerzes, der ihn faſt zur Verzweiflung trieb. Und doch konnte er nicht umhin, nach ihr auszuſehn. Es war auch ſein einziger Troſt.

Während er ſich nun auf dieſe Weiſe quälte, brachen die Unruhen in Frankreich aus. Eine neue Ordnung der Dinge begann; die alten Sitten machten neuen Platz, und der Vorfahren mühſamer Bau brach zuſammen. Dieſe unerwarteten, dieſe ungeheuren Ereigniſſe beſchäftigten die ganze Welt. Es gab keine gleichgültige Zuſchauer mehr. Jeder-

mann nahm Partei, die Einen jubelnd und von frohen Hoffnungen beseelt, die Andern zweifelnd und mißbilligend. In allem diesem Getöse vernahm Thomas nur Eines: die Aufhebung des Zunftzwangs und aller Gesetze und Gebräuche, die an dem Zunftzwange hingen. Wenn doch Gott gäbe, daß das hier auch so wäre! dachte er erst. Dann: Ach, wer doch so glücklich wäre in Frankreich zu seyn! da könnt' ich sie ja gleich zur Frau nehmen! — Und endlich: Je, was hindert mich denn nach Frankreich zu wandern? Sie reißen dort viel ein, so werden sie auch viel zu bauen haben. Einem tüchtigen Maurer kann es nimmer an Brod und Arbeit fehlen.

Der Tag, fuhr Thomas in seiner Erzählung fort, wo mir dieser Gedanke klar geworden war, war mir nach langer Zeit wieder ein hoher Festtag. Ich sagte Niemanden etwas von meinem Vorhaben, sondern, nachdem ich meine Vorbereitungen gemacht hatte, schnürte ich mein Bündel in der Stille, und stellte mich in die Hausthür, um die Zeit abzupassen, wo Marianne an den Brunnen ging. Ich hatte lange nicht mit ihr gesprochen; aber so scheu ich früher immer gegen sie gewesen war, so redet' ich sie jetzt ganz dreist und wohlgemuth an. Ich sagte ihr nochmals, daß ich keine andre Liebe fassen könnte, als zu ihr, und daß ich jetzt mein Glück in einem Lande versuchen wolle, wo man nicht nach Geburt und Abkunft frage, sondern Jeden für ehrlich hielte, der ehrlich wäre. Wenn es mir nun dort gelingt, fuhr ich fort, wie gar nicht zu zweifeln steht,

so komm' ich zurück, und hole Sie mir als meine Frau ab, wenn ich nur weiß, daß Sie mir gut ist, und mir Ihr Wort darauf gibt. — Auf diese meine Reden schlug Marianne die Augen nieder, und sagte verschämt: Warum sollt' ich Ihm denn nicht gut seyn; ist Er doch ein braver Mann, und ich hoffe, daß Er immer rechtschaffen gegen mich seyn wird. Macht Er dann in der Welt sein Glück, wie Er sagt, und darf mich heirathen, ohne daß es Ihn um Ehre und Reputation bringt, wie hier zu Lande, so will ich Ihm in Gottes Namen folgen. — Da sie nun so sprach, schlug mir das Herz vor unsäglicher Lust, und ich küßte sie und sagte: Bleibst Du mir treu, wie ich Dir, so finden wir uns, nach kurzer Frist, hier wieder, und alle Freude ist unser.

Das war unser Verlöbniß.

Am folgenden Morgen, so früh der Tag graute, nahm ich mein Bündel auf die Schultern, freute mich des heitern Morgens, und trat auf die Straße heraus. Da stand Marianne schon an der Hausthür, und nickte mir zu, und reichte mir die Hand. Wir konnten aber nichts zu einander sagen, als Gott erhalte Dich, und Gott geleite Dich — das Uebrige, was wir auf dem Herzen hatten, blieb auch darin. Ich sah mich noch so lange um, als die Straße dauerte, und ging dann mit schwerem Herzen zum Thore hinaus. Im Freien aber wurde mir wieder leicht, und da Mariannens Bild immer

't mir ging, so ergötzte ich mich an den Luftschlös-

n, die ich recht nach Herzenslust für mich und

meine Marianne baute. Ich ſchritt dabei immer raſch zu, ſo daß, wer mich gehen ſah, glauben mußte, ich jagte irgend einem nach; und ſo kam ich denn bald genug in das gelobte Land, wo ich Ströme von Milch und Honig zu finden hoffte. Dieſe fand ich nun zwar nicht, aber doch Arbeit die Fülle, und das war mir fürs Erſte genug. Das Leben war ziemlich wohlfeil, und da ich ſparſam wirthſchaftete, ſo konnte ich bald Etwas zurücklegen, womit ich mir ein Patent löſen wollte. Darauf allein waren meine Gedanken gerichtet. Von dem, was ſie ihre Freiheit und Gleichheit nannten, ihren rothen Mützen, ihrem ça ira, und was weiter damals unter ihnen Mode war, verſtand ich wenig, oder machte mir doch nicht viel daraus; ob ich ſchon auch, guten Anſtands halber, an den republicaniſchen Feſttagen die Carmagnole mit tanzte, und ein Glas Wein auf das Wohl der Republik leerte. Freude war indeß bei dem republicaniſchen Lerm und Treiben nicht gar zu viel; weshalb ich denn auch lieber, wenn es gehn wollte, zu Hauſe blieb, an Mariannen dachte, und mich mit Planen von Einrichtung meines künftigen Haushalts beſchäftigte.

So war ohngefähr ein Jahr und etwas darüber vergangen; ich hatte mein Geld zuſammen, und berechnete ſchon die Zeit, wo ich wieder in meiner Heimath ſeyn, und alle meine Wünſche erfüllt ſehen könnte. Meine Freude war unausſprechlich. Aber ach, als ich ſchon den Tag meiner Abreiſe beſtimmt hatte, brach der Krieg aus. Ganz Frankreich ſchien

ſich in ein Lager, jede Werkſtatt in eine Waffenſchmiede umzuwandeln, und weit entfernt, daß ich an die Rückkehr nach Hauſe hätte denken können, wurde ich vielmehr zum Kriegsdienſte gezwungen und mit dem Heere an die Gränze geſchickt. Meine Verzweiflung will ich nicht ſchildern. Es war aber nichts zu thun, als mich wohlgemuth zu ſtellen; denn an das Fortlaufen, wozu ich die größte Luſt hatte, war nicht zu denken. Die franzöſiſche Sache ging indeß gut vorwärts; nur nicht für mich; denn bei einer geringen Affäre, bei welcher faſt niemand von unſern Leuten blieb, bekam ich einen Schuß in den Unterleib, der mir das Gehn noch jetzt erſchwert, und zu gleicher Zeit zerſchmetterte mir eine Kartätſchenkugel den rechten Arm. Ich kam in das Lazareth, und wurde nach einem Jahre daraus entlaſſen, aber ſo wie Sie ſehn. Da ich nun auf nichts mehr hoffen konnte, auch die Sachen in Frankreich ſich immer mehr verwirrten und verſchlimmerten, kam ich nach mancherlei Zufällen, mit denen ich Sie nicht ermüden will, ohne es recht zu wiſſen und zu wollen, hier an. Der Ort gefiel mir, und da ich mich mit meinem Handwerke nicht mehr nähren konnte, beſchloß ich meinen Unterhalt auf eine andre Weiſe zu ſuchen. Mein Chriſtenthum hatte ich immer rechtſchaffen getrieben; des Rechnens war ich auch kundig; und da man aus der Noth eine Tugend machen muß, hatte ich auch gelernt mit der linken Hand zu ſchreiben. Ich errichtete alſo eine Winkelſchule, und erwarb mir, wenn ich den ganzen Tag Unterricht

gab, nothdürftig so viel, als ich zu Nahrung und Kleidung brauchte. Von Mariannen hatte ich seit einigen Jahren nichts mehr gehört. Ich dachte ohn' Unterlaß an sie, und dieser Gedanke betrübte mich; aber was ich auch immer thun mochte, mich seiner zu entschlagen, es war Alles umsonst. Ich war in die Welt gegangen, um ihr ein Glück zu bereiten, und es mit ihr zu theilen; statt dessen hatte ich einen verstümmelten Körper, Armuth und Elend zurückgebracht. Die alte Liebe war noch wie sonst da; aber die alten Wünsche wurden durch meine elende Lage und die Schaam erstickt.

An einem Feiertage, der für mich meist ein Fasttag war — denn meine Schüler bezahlten mich Stundenweis — ging ich zur Abendzeit vor die Stadt, und da mich das Gehen schnell ermüdete, und ich gerade heftige Schmerzen an meinen alten Wunden fühlte, setzte ich mich in den Schatten der Bäume an dem Gerberbrunnen nieder, und dachte an den Abend, wo ich auch an einem Brunnen zum Erstenmale mit Mariannen von meiner Liebe gesprochen hatte. Diese Erinnerung machte mir das Herz weich, und da ich zugleich an alles das Unglück denken mußte, das mich seitdem betroffen hatte, an die Vereitelung aller meiner Hoffnungen, und daß es jetzt so gar nichts mit mir sey, und ich dabei in den tiefen dunkeln Brunnen sah, wandelte mich eine Versuchung an, mich hinabzustürzen, und so mit Einemmale dem elenden Leben ein Ende zu machen. Mit halbem Leibe stand ich über die Lehne gebeugt, und ich

glaube, ich hätte der Verſuchung nicht widerſtanden, hätte mich nicht mit Einemmal aus der Tiefe des Waſſers eine weibliche Geſtalt angeſchaut, die ſich meinem abgezehrten bleichen Geſichte gegenüber erhob. Ich ſah in die Höh, und an der andern Seite des Brunneus ſtand, eben im Begriff den Eimer herabzulaſſeu, ein Mädchen, das ich auf den erſten Blick für Mariannen erkannte. Bei meiner raſchen Bewegung erhob ſie ihre Augen auf mich, wendete ſich aber, ohne mich erkannt zu haben, ſogleich wieder zu ihrem Geſchäfte, ſo daß ich unentſchloſſen war, ob ich ſie anreden ſollte. Auch war ich ſo beſtürzt und verwirrt über dieſe unverhoffte Erſcheinung, gerade in dieſem Augenblicke und bei ſolchen Vorſäzzen, daß ich lange keine Worte finden konnte. Endlich, da ſie den ſchweren Eimer mühſam heraufwand, wurden meine innerſten Gedanken laut, und ich ſagte, ohne recht zu wiſſen, daß ich ſprach: Ehedem, Kind, kount' ich Dir bei ſolcher Arbeit helfen, aber jetzt! — und dabei hob ich den Stummel meines rechten Arms in die Höh', indem ich zugleich die Linke nach ihr ausſtreckte: Du mußt dieſe ſchon für beide nehmen, ſagte ich; auch kömmt ſie vom Herzen. — Bei dieſen Worten faßte mich das Mädchen mit ſcharfen Blicken, der Eimer entglitt ihrer Hand, und ſtürzte mit ſeiner Laſt in die Tiefe hinab; ſie aber ergriff die dargebotene Hand mit ihren beiden, und ſagte: Iſt das möglich, Thomas? — Und dann ſah ſie mich wieder an, und die Thränen ſtürzten aus ihren Augen, und ſie verhüllte ſich das

Geſicht. — Das iſt das Glück, das ich Dir verſprach, ſagte ich, und Alles, was ich mitgebracht habe. Mich ſelbſt nur halb, und ſonſt Nichts. Aber wie ſteht es mit Dir, Kind?

Marianne erzählte mir nun mit eiligen Worten — denn langes Verweilen erlaubte ihr Dienſt nicht — wie es auch ihr ſchlimm ergangen, zumal ſeitdem ſie nichts mehr von mir gehört habe, denn vorher hätte ſie Alles in froher Hoffnung ertragen; wie ſie dann, um mannichfaltiger Kränkungen willen, den Entſchluß habe faſſen müſſen, ihre Heimath zu verlaſſen und hierher zu ziehn. Jetzt ſtehe ſie bei einem Lohgerber im Dienſt, und hätte, obgleich der Arbeit viel ſey, doch über nichts zu klagen, wenn nicht der Sohn vom Hauſe ein Aug auf ſie geworfen hätte, und ihr unabläſſig mit Heirathsvorſchlägen anläge. Sie hätte darauf natürlich nicht hören wollen, weil ſie ja mit mir verlobt ſey; da er aber doch nicht abgelaſſen, in der Meinung, ich käme doch nimmer zurück, hätte ſie ihm endlich auch den Mangel ihrer Geburt geſagt. Er aber habe ihr geantwortet, man nehme das hier zu Lande nicht ſo genau, wie anderwärts, und er wolle ſchon machen, daß es nicht an den Tag käme. Hierauf habe ſie den Eltern die Abſichten ihres Sohnes entdeckt, ihre Abkunft aber aus Scheu verſchwiegen; doch da die Eltern, aus Liebe zu dem einzigen Sohne, ſich ſeinen Wünſchen gar geneigt bewieſen, und auch in ſie gedrungen hätten, hätte ſie ihnen auch ihr Geheimniß geſagt. Anfänglich hätte dieſes Geſtändniß gro-

ſen Eindruck auf ſie gemacht, und es ſey eine geraume Zeit nicht mehr die Rede von der Sache geweſen; da aber der Sohn ganz tiefſinnig geworden, hätten die Eltern ſich auch wie er über jene Bedenklichkeiten hinweggeſetzt, und lägen ihr nun ſeit geſtern noch heftiger an. Und doch kann ich ja nicht, ſetzte ſie hinzu, und jetzt noch weniger als je.

Wir mußten uns nach dieſen flüchtigen Mittheilungen trennen, nachdem wir ein zweites Zuſammenkommen verabredet hatten. Wie ich aber an jenem Abend nach Hauſe gekommen, weiß ich nicht. Alle meine Gedanken waren in Aufruhr, und einer ſtritt gegen den andern. Ueber Alles aber leuchtete die Treue des Mädchens und mein eigner armſeliger Zuſtand heraus; ſo daß, wenn eine frohe Hoffnung in mir aufkeimen wollte, ein einziger Blick auf mich ſelbſt mich wieder in die tiefſte Schwermuth zurückwarf. Eine Woche lang hatte ich mich mit dieſen Gedanken umhergetragen, als wir uns wieder zuſammenfanden, und Marianne mir erzählte, ſie habe einen neuen Sturm auszuhalten gehabt, und nun mit Einemmale der Sache durch die Erklärung ein Ende gemacht, daß ihr Verlobter zurückgekehrt ſey. Hierauf hätten ſie ihr den Dienſt aufgeſagt, und ſo freundlich dieſe Leute ſonſt gegen ſie geweſen, ſo hart wären ſie jetzt in ihrem Unwillen gegen ſie. In einigen Wochen müßte ſie abziehn.

Bei dieſer Nachricht, fuhr der Invalid fort, ſtand ich ſo beſtürzt, wie ein kranker kraftloſer Bettler, dem das Glück einen großen Schatz zuwirft, und da

er ihn weder fortschaffen, noch irgendwo bergen kann, ihn auf der Landstraße zurücklassen muß. So unaussprechlich ich Mariannen liebte, oder eben, weil ich sie so heftig liebte, konnte ich den Gedanken nicht ertragen, sie zur Theilnehmerin meines Elendes zu machen; und ich glaubte mich vor Gott verpflichtet, um ihres Unglücks willen den großen Schmerz, sie an einen andern zu verlieren, ertragen zu müssen. Auch hatte ich in Erfahrung gebracht, daß der Gesell, welcher sich um sie bewarb, ein wackrer Mensch war von guten Gesinnungen und sehr leidlichem Wesen, und noch überdieß mit der Aussicht auf ein anständiges Vermögen, so daß eine Verbindung mit ihm von vielen gewünscht, für ein so armes Mädchen aber, wie Marianne war, ein seltnes Glück zu seyn schien. Ich sagte ihr das Alles mit redlichem Gemüthe, und indem ich ihr die Vortheile schilderte, die sie um meinetwillen ausschlüge, stellte ich diesen mein ganzes Elend gegenüber, von dem ich selbst der wesentlichste Theil war. Nachdem ich nun Alles erschöpft hatte, um ihren Sinn umzulenken, sagte sie: Ich erkenne auch in dem, was Du sagst, Dein rechtschaffenes Gemüth, und liebe Dich darum nur noch mehr; und eben weil Du jetzt Hülfe bedarfst, weich' ich nicht von Dir. Wolltest Du auch Dein Versprechen zurücknehmen und eidbrüchig werden, so bleib ich doch bei dem meinigen fest.

Da ich sie nun so festen Sinnes sah, drang ich mit Vorstellungen nicht weiter in sie, sondern sagte: Morgen Abend wollen wir weiter einen Rath fassen.

Und ſo trennte ich mich von ihr, und ging wieder nach Hauſe, bekümmerter als je. Hatte ich Mariannen je geliebt, ſo war es jetzt, wo ſie eine ſo ſchwere Prüfung beſtand; aber ich konnte den Gedanken nicht ertragen, dieſe große Treue zu ihrem Verderben, wie es mir ſchien, zu mißbrauchen, und ſie der größten Vortheile zu berauben, um ſie in meine Armſeligkeit hineinzuziehn. Nachdem ich mich alſo die ganze Nacht mit mir berathen und ſchmerzlich gekämpft hatte, faßte ich einen herzhaften Entſchluß, verkaufte meine geringe Habe an einen Trödler, ſchrieb dann einen Brief an Mariannen, worin ich ſie beſchwor mich zu vergeſſen, und dem Winke der Vorſehung zu folgen, die ja ihr Glück augenſcheinlich auf einem andern Wege begründen wollte. Zugleich nahm ich auf immer Abſchied von ihr, und nachdem ich den Brief einem meiner Rechenſchüler zur Beſtellung gegeben hatte, ergriff ich meine Krücke und ging mit dem Vorſatze, in meine Vaterſtadt zurückzukehren, zum Thore hinaus. Nicht leicht hatte wohl ein Mann dieſen Weg mit betrübterem Herzen betreten, und Wenigen iſt es wohl ſchwerer geworden, die Thränen zurückzuhalten, die ihn überwältigen wollten. Indeß mochte wohl dieſe große Traurigkeit und der heftige Kampf, den ich überſtanden hatte, Schuld daran ſeyn, daß ich im erſten Nachtquartiere — es waren nur wenige Meilen Wegs und ich hatte mich anſtrengen müſſen, es zu erreichen — daß ich hier krank wurde, und am folgenden Morgen meinen Weg nicht fortſetzen konnte.

Ein heftiges Fieber brach aus; ich hoffte auf den Tod; auch gaben mich Alle verloren, die mich sahen. Dennoch siegte die Natur, und als ich wieder zum Bewußtseyn erwachte, saß der Engel der Treue und Liebe, meine himmlische Marianne, an meinem Lager, und trocknete den Schweiß von meiner Stirn. Ich meinte zuerst, es sey ein Traum oder ein Fieberwahn; und da ich sie mit starren und unglaubigen Augen ansah, sagte sie mit unendlicher Freundlichkeit: Wenn Du auch noch so weit von mir fliehst, ich finde Dich doch. — Hast Du nicht einen Brief von mir bekommen? fragte ich. — Wohl, antwortete sie; aber ich habe Deine Liebe daraus gelesen, und nichts anders; denn das Andre war aus Deinem Kopfe und nicht aus dem Herzen geschrieben. Darum hab' ich nicht Deinen Worten gefolgt, sondern meinem Sinn. — Und nun erzählte sie mir, wie sie unablässig geforscht habe, wo ich hingegangen, und endlich durch Zufall von meiner Krankheit hier gehört habe. Ihre Erscheinung hatte die Gewalt des Fiebers gebrochen. Ich kehrte zum Leben zurück, und da ich sah, daß ihre Treue jede Prüfung bestand, faßte ich, im Vertrauen auf Gott, einen ruhigen Entschluß, und nahm, als ich vom Krankenlager aufgestanden war, die, welche mir lieber als mein Leben war, zur Genossin meines Elends. —

Jetzt kehrten wir wieder hierher zurück. Ich setzte meine Schule mit gutem Erfolge fort; meine Frau half mir, wo sie konnte, und arbeitete mit unermüdlicher Emsigkeit Tag und Nacht. Wir lebten

wie die Engel im Himmel; Ein Herz, Eine Seele, Ein Sinn war in uns beiden, und da wir mit Wenigem zufrieden waren, hatten wir immer genug. Der Himmel schenkte uns ein Kind; und dieß war ein neuer Zuwachs zu unsrer Glückseligkeit. So hatten wir neun Jahre zusammen gelebt, ohne daß etwas unsre Zufriedenheit störte; als eine scheinbare Verbesserung unserer Lage uns in das grenzenlose Elend stürzte, aus dem Sie uns, durch Gottes wunderbare Fügung, wie durch ein Wunder gerettet haben.

Die Sache verhielt sich so. Ein großer Theil des Verdienstes meiner Frau bestand in Musselinstickerei für eine hiesige Fabrik, deren Inhaber ein Mann von Einfluß ist. Da sie ihre Arbeit wöchentlich dort ablieferte, kam sie dem Fabrikherrn zu Gesicht. Ihre Gestalt mochte ihm gefallen, und so suchte er sich durch freundliches Benehmen gegen sie, und durch die guten Preiße, die er ihrer Arbeit machte, bei ihr in Gunst zu setzen. Von seinen bösen Absichten ließ er nichts merken; vielmehr schien Alles, was er that, reines Wohlwollen zu seyn; so daß, als er mir durch meine Frau unter vortheilhaften Bedingungen die Stelle eines Hausmeisters in seiner Fabrik anbieten ließ, wir diesen Antrag mit Freuden annahmen. Im Anfange hatten wir auch alle Ursache, uns einer Veränderung zu erfreuen, die unsre Lage wesentlich verbessert hatte, und wir arbeiteten mit größrer Luft, weil es für einen so guten und wohlthätigen Herrn geschah. Aber leider

dauerte dieser glückliche Wahn nur kurze Zeit. Die geheimen Absichten unsers Herrn traten nur allzubald an das Licht, erst in scherzhaften Anspielungen, und dann in Anträgen, die zu deutlich waren, um einen Zweifel übrig zu lassen. Meine Frau verschwieg mir nichts. Sie war die Erste, die mir rieth, lieber meine Stelle mit allen ihrer Vortheilen aufzugeben, als in einem Verhältnisse auszudauern, das doch über lang oder kurz in offenbare Feindseligkeit ausarten müßte. Ihr Rath stimmte mit meinen Ansichten überein, und ich verschob seine Ausführung nur so lange, bis wir einen tauglichen Vorwand der Trennung gefunden hätten.

Während wir mit diesen Gedanken beschäftigt waren, und Plane für die Zukunft machten, verhängte die Vorsehung eine harte Prüfung über uns. Zu dem Haushalte unsers Herrn gehörte eine Person, mit der er eine Reihe von Jahren hindurch in unziemlichen Verhältnissen gelebt, und die jetzt ihre Reize, aber noch nicht ihre Ansprüche verloren hatte. Meine Anstellung in dem Hause war nicht nach ihrem Sinne; als sie aber anfing, die Neigung ihres Herrn zu meiner Frau zu bemerken, kannte sie ihrer Eifersucht kein Maaß, und beschloß unsern Untergang. Der Verstellung gewohnt, bedeckte sie ihre Gesinnungen mit Freundlichkeit, süßen Worten, und so übertriebnen Freundschaftsversicherungen, daß sie bei minder arglosen Menschen Verdacht hätten erregen müssen. Immer machte sie sich bald dieses bald jenes bei uns zu schaffen, lud meine Frau zu sich

ein, machte ihr kleine Geschenke, und zeigte ihr bei jeder Gelegenheit die Kostbarkeiten ihres Herrn, die sie unter Beschluß hatte. In welcher Absicht dieß geschah, ahndeten wir nicht; und so fiel es uns auch nicht ein, irgend eine Vorsicht dabei anzuwenden. Nun war ich am Sanct Johannis Tage mit meiner Frau und dem Kinde vor das Thor gegangen; und wir hatten, wie immer in dieser Zeit geschah, über unsre Lage gesprochen, und den Entschluß gefaßt, unser Vorhaben nicht länger aufzuschieben, sondern noch in derselben Woche unsern Abschied zu fordern. Wie groß aber war unsre Bestürzung, als wir bei der Rückkehr nach Hause unsre Wohnung geöffnet, und eine Amtsperson darinne fanden, die uns Verhaftung ankündigte. Auf mein Befragen nach der Ursache hieß es, der Herr hätte, seitdem wir im Hause wären, bald Dieses bald Jenes vermißt; erst Kleinigkeiten, dann bedeutendere Dinge, endlich eine kostbare Nadel und einen Ring. Der Verdacht habe auf Niemanden fallen können, als auf uns; und habe sich nun auch, da man zu einer Nachsuchung geschritten, so vollkommen bestätigt, daß alle vermißten Gegenstände in den Winkeln unsrer Wohnung versteckt gefunden worden wären. Es half nicht, daß wir unsre Unschuld betheuerten; auch nicht, daß ich mich gegen ein Verfahren erklärte, welches aller Ordnung zuwider lief. Der Beamte zuckte die Achseln, berief sich auf höhern Befehl, und ließ uns einsperren. Unglücklicher Weise für uns waren gerade in dieser Zeit mehrere bedeutende Diebstähle in

der Stadt verübt worden, deren Urhebern bisher ohne allen Erfolg nachgespürt worden war; und da man jetzt einen Faden zu haben glaubte, welcher wohl zu weitern Entdeckungen führen könnte, wurde die Untersuchung mit großer Strenge vorgenommen. Zwar erklärte unser ehemaliger Herr bei den Gerichten, er sey mit der Wiedererlangung seines Eigenthums zufrieden, und verlange nicht die Sache auf das Aeußerste getrieben zu sehn. Aber diese Erklärung hatte keinen Erfolg. Man wollte unser Eingeständniß, um uns strafen zu können; und so vergingen acht peinliche Monate, in denen wir mit fruchtlosen Verhören gequält, und bald mit Drohungen geschreckt, bald mit Versprechungen gelockt wurden. Da gelang es mir endlich den Richter von meiner Unschuld zu überzeugen, und ihm den innern Zusammenhang der Sache eben so klar zu machen, wie er mir vom Anfange an gewesen war; und schon war man im Begriff, die Anstifterin unsers Unglücks gefangen zu setzen, als diese plötzlich starb. Unsre Sache endigte nun schnell; wir waren frei, aber brodlos; und was uns mehr als der Mangel drückte, war der unbestimmte Verdacht, der bei den meisten Menschen gegen Beschuldigte zurückbleibt, auch wenn ihre Unschuld erkannt worden ist. Die Folgen hievon zeigten sich bald. Alle frühern Quellen unsers spärlichen Unterhaltes waren versiegt; wir hatten keine Arbeit, weil uns das Vertrauen der Menschen fehlte, und die Ahndung dieser Ursache machte uns menschenscheu. So sahen wir uns bald

genöthigt, um dieses armselige Leben zu erhalten, zuerst unsre entbehrliche Habe zu veräußern, bis es allmählig auch an das Unentbehrlichste kam. Der Gram warf mich auf das Krankenlager; auch meine Frau fing an zu siechen; nur die Sorge um mich hielt sie aufrecht, und ein schwacher Schimmer von Hoffnung, daß Gott den Unschuldigen doch nicht ganz verlassen werde. Was sie in dieser Zeit für mich gethan, das kann nur ein Engel thun; es ihr zu vergelten, geht weit über meine Gedanken hinaus. So kläglich unser Zustand war — Sie haben selbst unser Elend gesehn, — so ging doch keine Klage über ihre Lippen; vielmehr tröstete sie mich, sprach mir Muth ein, und verwieß mich auf Gott. Endlich, da uns gar nichts mehr übrig war, und sie selbst die Kraft sich aufrecht zu halten, verloren hatte, ergab sie sich in den Tod, ermahnte auch mich zur Ergebung, und lag betend und weinend still vor sich hin. So wären wir auch wohl dahin gestorben, wenn nicht der Jammer unsers Kindes gewesen wäre. Dieser brach das mütterliche Herz. Sie schickte sie aus auf die Straße, um das Mitleiden der Vorübergehenden anzuflehn. Ach, sie hatte nicht betteln gelernt, und wäre ohne Hülfe zurückgekehrt, um mit uns zu verschmachten, wenn sich der Himmel unser nicht eben in dem schrecklichsten Augenblicke erbarmt hätte. — —

Dieses ist die Geschichte des mackern Thomas und seiner trefflichen Frau. Wie rauh sind doch oft die Wege des Himmels; aber wie tröstlich ist auch

die Erscheinung einer treuen, tiefen und reinen Liebe mitten in dem Jammer so unaussprechlichen Elends! Wo bewährt sich die unvergängliche Kraft der Liebe, als im Leiden? und ist nicht eben eine solche Bewährung auch schmerzlicher Leiden werth? Was ist alle irdische Lust, was sind alle Erinnerungen an üppige Feste voll Rausch und Sinnenlust gegen das Wort, das den Grabstein eines treuen Paares schmückt: **Wir haben unaussprechlich gelitten und uns unaussprechlich geliebt; aber die Liebe hat die Leiden besiegt.**

* * *

Auf der rechten Seite des Partholomäussees, unfern der Eiskapelle, zieht sich ein Weg tief in das Gebirg hinein. Auf der einen Seite steigen die Felsen, behauenen Wänden gleich, nackt und schroff zum Himmel empor; auf der andern lagern sich abgerissene Wacken, wie Stufen für ein Titanenvolk, über einander, zwischen denen magres Nadelholz wurzelt. Auch über diesen starren kahle Spitzen in das Gewölk, die Wohnung der Adler und Lämmergeier, die oft mit ihrem Raube in den Klauen über den See schweben, und kreischend den harrenden Jungen im Nest ihre ersehnte Ankunft verkündigen. Ein schmaler Fußsteig führt an der Waldseite dieser Schlucht immer tiefer in den Schooß des Gebirgs, über den hier und da dünne Wasserfäden im Bogen springen, und den Wandrer mit zartem Wasserstaube netzen, bis er zu einer Stelle gelangt, wo sich ungeheure Marmorwürfel über seinem Haupte wölben,

und ein Thor bilden, in welchem ſich Felſen an Felſen wie die Wände einer Bühne reihen. Von allen Seiten hängt hier üppiges Geniſt herab; Ranken von Epheu, auf und ab wie Kränze ſich ſchlingend, flattern umher, und umziehn das hohe Gewölbe, das an einigen Stellen den Weg finſter überbaut, an andern wieder ſich in breiten Spalten dem gaukelnden, zitternden Himmelslicht öffnet; ein wunderbarer Tempel der Natur, in welchem die tiefe Stille nur durch einzelne Tropfen geſtört wird, die in langen Pauſen von der Höhe herabfallen, oder durch das Aufflattern eines Schneehuhns von ſeinem Neſte in dem Felſenſpalt. Am Ende des unermeßlichen Doms ſenkt ſich der Fußſteig wieder herab einer ſteilen Felſenwand zu, die den Ausgang zu ſchließen ſcheint. Das Gewölbe öffnet ſich über dem Haupte des Wanderers, und indem er heraustritt und ſich von der Felſenwand nach der Linken wendet, wird er durch den Anblick eines offnen Thals überraſcht. Ein grüner Teppich bunter Wieſen, wie in einen weiten Schooß des Gebirgs eingeſenkt, breitet ſich vor ihm aus, von zitternden, hüpfenden Silberfäden eines Baches geſtickt, der ſich nach allen Seiten zieht, und nachdem er die duftende Menthe und die bunten Waſſerlilien an ſeinem Rande getränkt hat, ſich zur Rechten über eine Reihe ſchwarzer Marmorſtufen breitet, und unter üppigem Dornengebüſch ſchäumend und brauſend verliert. Am Rande der weiten Wieſe ſchwillt der Boden zur Linken und Rechten zu ſanften Hügeln auf, die ſich von Büſchen gekrönt über

einander bauen, und an die Felsen lehnen, die nackt und bunt hinter ihnen aufsteigen; und zwischen diesen Hügeln schlingen sich neue Thäler hin, einer Reihe von Gemächern gleich, die von den mächtigen Bollwerken der Natur geschützt, ein anmuthiges Bild der Sicherheit, des Friedens und der Ruhe geben.

In der Tiefe eines dieser Seitenthäler lachte mich ein rothes Dach aus einem grünen Strauße von Castanien und Nußbäumen an, die es mit einem zweiten Dache ihrer Zweige überbaut hatten. Lange offne Gänge liefen an dem Hause weg, auf denen große Büschel von Kräutern an Fäden trockneten; eine Tenne öffnete sich in der Mitte, und zu beiden Seiten luden helle Fensterscheiben das Tageslicht freundlich ein. Vor dem Hause aber lag ein reinlicher Hof, von buntem Staketenwerk eingefaßt. Ermüdet wie ich war und der Erquickung bedürftig, näherte ich mich dem kleinen Feenschloß, vor dem einige rothbäckige, schwarzäugige Kinder sich mit zwei jungen Geisen neckten und stießen. Vor der Thür des Hauses, unter einer Laube von Geisblatt, saß ein schlankes, blühendes Weib am Rocken, mit einem kleinen schlummernden Kinde neben sich in einem Korbe, den sie von Zeit zu Zeit mit dem Fuße bewegte. Ich näherte mich ihr, und fragte an, ob ich hier ausruhen dürfte. Ei warum denn nicht? antwortete sie mir mit dem gutmüthigsten Tone, machte mir dann neben sich Platz, und nachdem sie die Wiege ihres Säuglings noch einmal angestoßen hatte, ging sie mir Brod und Milch vorzusetzen. Langt in Got-

tes Namen zu, sagte sie, und laßt es Euch schmecken. Ich habe jetzt im Hause zu schaffen; aber mein Mann wird gleich kommen und Euch Gesellschaft leisten. Mit diesen Worten nahm sie die Wiege unter den Arm, und verschwand in das Haus, aus Scheu, wie ich glaube, mit einem fremden Manne allein zu seyn. Die Kinder spielten unbekümmert fort, bis die jungen Geisen, durch den Geruch des Brodes gelockt, sich mir näherten, und an meiner Mahlzeit Antheil nahmen. Da kamen denn die Kinder auch hinterdrein, und sahen mich mit ihren großen heitern Augen an, und antworteten auf jede meiner Fragen so unbefangen, als ob sie mich schon von lange her kennten.

Ich hatte eben meine wohlschmeckende Mahlzeit geendigt, als ein großer stattlicher Mann in den Hof trat, mit kurzer Jacke und grünem Hute, nach der Weise des Landes. Seine Farbe war braun, wie die eines kerngesunden Mannes, sein Haar schwarz und kraus. Eine Büchse hing ihm über den breiten Schultern, und auf beiden Seiten war Geflügel und kleines Wild an eine Schnur gebunden, das er auf der Jagd erlegt hatte. Ein Knabe von etwa zwölf Jahren folgte ihm, ebenfalls mit einem Gewehr und einiger Beute beladen. Sobald er in den Hofraum trat, verließen die Kinder ihr Spiel, liefen auf ihn zu, und hingen sich an ihn; er aber nahm eines nach dem andern in die Höh, herzte es, und nachdem er einige Fragen gethan, setzte er es wieder auf den Boden ab. Dann begrüßte er mich mit einem einfachen

„Willkommen“ und „Woher des Landes?“ aber so freundlich und wohlmeinend, wie man nur einem Bekannten thun könnte. Nun ging er in das Haus, mit den Kindern an beiden Händen, und kehrte nach kurzer Frist, seiner Bürde entladen, zu mir zurück. Nach wenigem Hin- und Herreden lud er mich ein, ihm zu folgen, und da es nun doch zu spät sey, nach Berchtesgaden zurück zu kehren, die Nacht mit seinem Obdach und seiner Bewirthung vorlieb zu nehmen.

Wenn mich auch der sinkende Abend nicht bewogen hätte, diese Einladung anzunehmen, so hätte es das gefällige Wesen des Mannes gethan. Es hat mich nicht gereut. Ich brachte einen frohen Abend und einen Theil des folgenden Tages bei diesen heitern und verständigen Menschen zu, die in ihrem stillen und herzlichen Verkehr unter einander das Bild eines patriarchalischen Hauswesens gaben; und als ich mich von ihnen trennte, hatte mein Wirth die Gefälligkeit, mich auf einen andern Weg zu geleiten, der minder beschwerlich, einen angenehmen Wechsel von Bergen, Thälern und Wasserfällen bot. Seine Gespräche verkürzten mir die Zeit. Von einem unbesieglichen Verlangen die Welt zu sehn — einem Verlangen, das, wie er sagte, in seiner Familie einheimisch war — war er kaum aus den Kinderjahren getreten, als er mit einem kleinen Kram Berchtesgadner Waaren auf dem Rücken in die Fremde zog. Er durchwanderte Städte und Länder, beachtete die Sitten der Menschen und ihre Lebensart, weniger aufmerksam auf Gewinn, als auf Erfahrung

und Kenntniſſe. Da er aber mit offnen Augen reiſte, und mäßig und nüchtern war, ſo konnt' er auch auf ſeinen Vortheil merken; und ſein Handel ging im erſten Jahr ſo gut von Statten, daß er ſeinen Kram auf ein Maulthier, und etwas weiter hin auf einen Karren laden konnte. So kam er bis an das Ufer des Meeres; und da er eines Abends, nach vollbrachtem Geſchäfte, die Sonne in den Wellen untertauchen ſah, und der lange goldne Streif über die unermeßliche Ebene bis zu ſeinen Füßen ſchoß, und die kleinen leiſen Wellen ſo ſüß flüſternd den Sand beſpülten, und immer wieder zurückglitten und wiederkamen, da war es ihm, als ob ihn Etwas von Jenſeits riefe, und er konnte der Sehnſucht nicht widerſtehn, zu ſehen, wie es dort drüben in der Ferne wäre. So fuhr er denn mit der Sonne über das Meer, hatte mit vielen Menſchen Verkehr, und erfuhr immer von neuem, wie er ſagte, daß Ehrlichkeit weiter hilft als Glück. Mehr als einmal, fuhr er in ſeiner Erzählung fort, war ich verſucht, mich in fernen Gegenden unter vortheilhaften Verhältniſſen niederzulaſſen; aber ſo lockend auch oft die Ausſichten waren, und ſo geneigt ich den Anerbietungen ſeyn mochte, die mir gemacht wurden, ſo traten mir dann doch immer die Berge meiner Heimath vor die Seele, und der Hof, wo ich als Knabe geſpielt, der Bach, in welchem ich gefiſcht, und der ſtille Heerd, wo ich ſo oft bei der Lampe auf die Geſchichten meines Vaters und Großvaters gehorcht hatte, die eben ſo wie ich in der Fremde umhergezogen, und doch

zuletzt wieder in den Hafen der einſamen Heimath zurückgekehrt waren. Und ſo groß meine Begierde war, immer etwas Neues zu ſehn, ſo lag doch immer unſer einſames Thal als das Ziel aller meiner Wanderungen im Hintergrund, und an jede Freude, die ich über die Herrlichkeit prächtiger Städte und ſchöner Länder hatte, hing ſich immer das Bild der Heimath an, und meine Liebe zu ihr. Darum hab' ich auch nie meine Landtracht abgelegt, noch mich ſonſt der väterlichen Sitten begeben, und wenn ſie gleich den Menſchen zuerſt ſonderbar vorkamen, ſo hab' ich doch oft wahrnehmen können, daß ſie mich eben wegen meiner Treue gegen die Heimath lieber hatten. Denn es gibt wenige Menſchen, die, was das Vaterland betrifft, nicht im Herzen geſinnt wären, wie wir, wenn ſie es ſich auch nicht immer ſo merken laſſen. So war ich nun bis in das ſechste Jahr umhergezogen, hatte Glück und Unglück gehabt — doch des Glückes immer mehr — als ich nach London kam, eben als die dem Prinzen von England verſchriebene Braut anlangte. Ich verkaufte wenig von meinen Waaren, ſah aber viel, und hörte noch mehr, ſo daß mir am Abend immer der Kopf um und um ging von allem dem unbändigen Getös und dem wilden Jubel, der mir, wenn ich die Braut geweſen wäre, ſicher mehr Angſt als Freude gemacht hätte. Wie ich aber von der Trauung in meine Herberge zurückkam — denn ich hatte keine Ruh, wenn ich nicht Alles ſah — da zog mir die ganze Nacht die Braut mit ihrem funkelnden Juwe-

lenſchmuck, und alle die Prinzen und andern großen Herrn mit den breiten Bändern und blitzenden Sternen ohn' Unterlaß durch den Kopf, und ich mußte an die Hochzeiten denken, wie ſie bei uns gehalten werden, und ſagte zu mir: Auf meiner Hochzeit geht es ſchon ſo prächtig nicht her, ob es ſchon auch nicht an Bändern und Flinkern fehlen ſoll, aber weit ſchöner und luſtiger. Und über den Gedanken konnt' ich die ganze Nacht nicht ſchlafen, ſo groß wurde mein Verlangen, wieder zu Hauſe zu ſeyn, eine Frau zu nehmen, der Jagd obzuliegen und der Heerde zu warten. Ich blieb noch einige Tage in London; aber die ungeheure Stadt kam mir unbeſchreiblich langweilig vor; denn ich hatte nichts im Sinn, als die Braut, die ich mir ausſuchen, und die Berge, die ich künftig wieder mit meiner Büchſe durchwandern würde. Sobald ich alſo eine Gelegenheit fand, ſchiffte ich mich ein, und eilte, ohne mich aufzuhalten, durch die Niederlande der geliebten Heimath zu. Ich will niemanden ſagen, wie mir zu Muthe war, als ich bei München vom Gaſteig herab unſere Alpen zum erſtenmale wieder ſah, und das ganze lange ſchroffe Gebirg mit ſeinen Zacken und Hörnern, wie eine blaue Krone der Erde, vor mir am Horizonte aufſtieg. Ich mußte niederknieen und die Arme nach dem Lande ausſtrecken, das mich ausgeſendet hatte, und nun wieder zu ſich einlud; nicht anders als ob hinter mir alles verſunken, und nur dieſer einzige Ausſchnitt der Erde übrig geblieben wäre; und die Sonne war am andern Morgen noch

nicht aufgegangen, als ich ſchon auf dem Wege nach Waſſerburg war. Nach einigen Tagen, in denen ich mir kein Ausruhen gönnte, kam ich glücklich in die Heimath zurück; nicht viel reicher, als ich ausgegangen war, aber etwas klüger, und von meiner unendlichen Wander- und Schauluſt geheilt. Ich fand Vater und Mutter noch am Leben; auch den hochbejahrten Großvater, dem ich aber wenige Wochen nach meiner Rückkehr die müden Augen zudrückte. Meine Heirathsgedanken hatten mich nicht verlaſſen; vielmehr wurden ſie in dem väterlichen Hauſe durch die lebhafte Erinnerung an die Kinderjahre, und den Anblick der elterlichen Liebe recht lebendig aufgefriſcht.

Noch als Knabe und nicht lange vor dem Antritte meiner Wanderung, hatte ich einſt im Puſterthale, als ich ſehr durſtig an das Wirthshaus kam, von der Tochter des Wirths ein Glas Wein bekommen. Ich war damals etwa funfzehn Jahre alt, das Mädchen kaum eilf; aber ſie war ſchlank und über ihre Jahre groß, und es kam mir vor, als hätt' ich nie ein anmuthigeres Geſicht, ſchönere Augen und einen feinern Wuchs geſehn. Ich ſprach damals nicht weiter mit dem Kinde, ſondern ging, nachdem ich meinen Wein getrunken und bezahlt hatte, meines Wegs. Kurz darauf trat ich meine Wanderung an. Da waren nun Jahre hingegangen, ohne daß ich wieder an das liebliche Kind gedacht hatte; aber als mir in London die Heirathsgedanken aufſtiegen, war ich auch mit Einemmale wieder

im Pusterthale vor dem Wirthshause, und Nanny reichte mir wieder das Glas, und es war mir, als ob ich auf allen meinen Reisen nichts Schöneres gesehn, und auf der Welt niemand anders lieben könnte. Von diesem Augenblicke an und auf meiner ganzen Rückreise hatte ich nichts in Gedanken als meine Tyroler Braut; und es kam mir nicht in den Sinn, daß sie in der langen Zeit einen Andern geheirathet haben, oder wohl gar gestorben seyn könnte. Ich war meiner Sache gewiß, und die Zweifel überliefen mich erst, als ich wieder zu Hause saß, und mir meine künftige Wirthschaft recht ausmahlen wollte. Sobald also der Großvater zur Ruhe gebracht war, hatte ich selbst keine Ruhe mehr, sondern trat an einem hellen Morgen meine Wanderung nach dem Pusterthale an. Ich ging und ging fast ohne zu rasten; aber so wie ich mich meinem Ziele näherte, wurden mir die Füße schwerer; als ich gar gegen Abend von fern die Nußbäume erblickte, die das Wirthshaus beschatteten, und den Rauch über dem Dache aufsteigen sah, da klopfte mir das Herz so gewaltig, daß ich keinen Schritt weiter thun konnte, sondern mich auf einen Stein setzen mußte. Das Haus, das von der Sonne beschienen wurde, behielt ich mit seinen schimmernden Fenstern und seinen röthlichen Rauchsäulen immer im Gesicht, und es ging in meinem Kopf und Herzen so wunderbar durch einander, daß ich es niemanden zu beschreiben wüßte. Es half nichts, daß ich mich wegen meiner Feigheit schalt, und mir Muth zu machen suchte;

denn da die Sonne plötzlich hinter den Berg trat, und ein tiefer Schatten das Haus überdeckte, war es mir mit Einemmale, als ob alle meine Hoffnungen vereitelt wären, und ich gerieth in eine solche Verwirrung, daß ich meinen Kopf auf beide Hände stützen und bitterlich weinen mußte. Indem ich nun so da saß in meiner Armseligkeit, und nicht wußte, ob ich vorwärts oder zurückgehen sollte, hörte ich hinter mir das Klimpern einer Guitarre, und ein mir wohlbekanntes Italienisches Liebesliedchen, und in Kurzem waren die Sänger selbst hinter mir und grüßten mich. Da schämte ich mich denn vor den fremden Männern meiner Schwachheit, nahm mich zusammen, so gut ich konnte, und fragte: Wohin des Wegs, ihr muntern Herrn? — Nicht weit hin, antwortete der Citharschläger, und zeigte mit der Guitarre nach dem Wirthshause. — Da können wir ja Gesellschaft machen, sagte ich froh und bang zugleich; denn ich hoffte etwas von dem zu hören, was mir am Herzen lag. Die Sänger hatten jetzt ihre Musik eingestellt, und ich frug von weitem her, wie es denn in dem Hause bestellt sey, ob die Leute freundlich und ihre Wirthschaft gut sey. — „Das Haus, sagte der Jüngere meiner Begleiter, ein schwarzäugiger munterer Gesell, ist leicht das beste im ganzen Tyrolerland, und die Wirthschaft reinlich und nett, obschon der Wirth seit ein Paar Jahren schon gestorben ist. Aber die Wittwe mit ihrer Tochter hält die ganze Wirthschaft zusammen.“ — Das Herz schlug mir; die Hoffnung regte sich wieder.

Der Sänger fuhr fort: „Aber die Alte — das iſt ein Satan! Seit ich hier im Lande herumziehe und Proſpecte mahle, komme ich wenigſtens alle vierzehn Tage einmal hierher; und jedesmal denk' ich, daß es mir nun mit dem Mädel glücken ſoll. Aber das hat gute Wege. Kaum daß man ſie zu ſehen bekömmt, und will man eben anfangen ein vernünftiges oder unvernünftiges Wort mit ihr zu ſprechen, gleich iſt die Alte mit ihren Falkenaugen bei der Hand, und ſchickt ſie auf den Boden und in den Keller. — Hat ſie denn eine hübſche Tochter? fragt' ich ganz ſchüchtern. — Ei ſo fragt, antwortete der Mahler. Wo kommt Ihr denn her in aller Welt, daß Ihr noch nichts von dem Nannerl gehört habt, die mir und noch vernünftigern Leuten als mir den Kopf verrückt? — Ich bin lange vom Hauſe weg in der Fremde geweſen, antwortete ich, und weiß von nichts. Sagt mir doch etwas von dem Wunder, wenn es Euch beliebt. — Ihr werdet's gleich ſehn, ſagte der Aeltere meiner Begleiter. Zwar bin ich nicht in das Mädchen vernarrt, wie dieſer arme Burſche hier; aber, wenn ich nicht mein Theil hätte, ich glaube, es ginge mir auch wie ihm. Ihr mögt noch ſo viel in der Welt herumgeweſen ſeyn, aber dergleichen Schönheit habt Ihr ſchwerlich ſchon geſehn. — Und nun ſchilderte mir der beredte Geſell das ſiebzehnjährige Kind, wie ſchön und anmuthig es ſey, und wie ſittſam und verſtändig zugleich. Ich verlor kein Wort. Das iſt ſie, dacht' ich, nur größer, ſchöner, blühender — und meine Gedanken trieben mich jetzt ſo

rasch vorwärts, daß mein Begleiter sagte: Seht doch, kaum habt Ihr von dem schönen Kinde gehört, so kömmt Euch auch schon die Ungeduld in die Füße. Aber zum Laufen hilft nicht schnell seyn. Noch hat von Allen, die ihr zu Gefallen gehn, reiten und fahren, kein Einziger sich eines Vortheils vor dem Andern zu rühmen gehabt. —

Dieser letzte Zusatz ergänzte, was mir noch zu der Erzählung meines Begleiters gefehlt hatte. Ich war wieder voll froher Hoffnung, und da der Mahler jetzt in der Nähe des Hauses seine Guitarre wieder in den Arm nahm, und ein neues Lied anstimmte, fiel ich wohlgemuth ein, und sang vorzüglich den rückkehrenden Vers, der einer langen Treue Belohnung verhieß, als eine Weissagung guten Erfolgs, mit ganz vorzüglicher Erbauung und lauter Stimme mit.

Das Lied war zu Ende, als wir eben bei dem Hause ankamen, und da stand auch schon die Wirthin in der Thür — eine stattliche Frau, die vormals schön mußte gewesen seyn. Sie grüßte die Sänger als alte Bekannte, und kaum waren die ersten Reden gewechselt, so war ein Gespräch im Gang, in welchem sich die Neckereien und Einfälle wie Schneeflocken jagten. Der Nanny wurde auch gedacht. — Ihr sperrt sie uns doch nicht wieder ein? sagte der Eine. Wenn sie schon ein Juweel ist, so sind wir doch keine Diebe. Ihr könnt sie immer herauskommen lassen. — Wenn Ihr auch eben keine Diebe seyd, antwortete die Wirthin, so seht Ihr doch aus

Euern schwarzen Augen nicht gar zu ehrlich aus; und ich habe immer gehört, daß Gelegenheit Diebe macht. Die Nanny ist gut da, wo sie ist, und Euch wird der Wein auch ohne sie gut schmecken. — Die Sänger schüttelten den Kopf, und nachdem sie sich im Hause vergebens umgesehn hatten, beliebte es ihnen, da der Abend warm und heiter war, vor dem Hause unter den Nußbäumen Tafel zu halten. Die Guitarre wurde auch wieder gestimmt, und manches beziehungsreiche Lied gesungen. Ich konnte jetzt nicht mitsingen. Die Unruhe war wieder zu groß in mir, und das lustige Geschwätz meiner Begleiter hatte mich wieder ganz traurig gemacht.

Der Gesang war im besten Gange, als ihn ein ängstliches Rufen nach Hülfe von oben her aus dem Hause unterbrach, und in demselben Augenblicke schlug eine Flamme aus dem Schornstein empor. Ich saß der Thür zunächst — und da ich keinen Augenblick zweifelte, daß die um Hülfe Rufende Nanny sey, stürzte ich in das Haus, fest entschlossen, sie, wenn es seyn müßte, auch aus einem glühenden Feuerofen zu retten. Die Flamme fuhr aus der offnen Thür der Rauchkammer oberhalb der Stiegen, und drohte die Treppe zu ergreifen, an welcher, der brennenden Kammer gegenüber, auf der Schwelle der Schlafkammer, ein Mädchen stand mit aufgehobenen Händen, von Schrecken wie erstarrt, und von der Flamme, die ihr entgegenschoß, wie ein Muttergottesbild von einer Glorie umringt. Ich war mit zwei Sprüngen hinauf, faßte sie um den

Leib, und riß ſie durch das Feuer, das mir Haare und Jacke verſengte, ſetzte ſie vor dem Hauſe ab, und kehrte dann zurück, um nach der Alten zu ſehn. Dieſe hatte ſich aus der Küche durch die Hinterthür gerettet. Unterdeſſen war der Maler und ſein Freund auch nicht müſſig geweſen, und da es an Waſſer nicht fehlte, gelang es unſerm gemeinſamen Bemühen, die Flamme in kurzer Zeit zu überwältigen. Für mich war das ein glückliches Ereigniß. Nanny — denn wer hätte die Gerettete anders ſeyn können? — ſah mich von dieſem Augenblicke wie einen Freund an, dem ſie die Rettung ihres Lebens verdanke, und da ich ihr am folgenden Tage erzählte, wie lange ich ſie im Herzen getragen, und all mein Glück auf ihren Beſitz gebaut hätte, gewann ich ihre Liebe ganz und gar. Nachdem wir nun unter uns des Handels eins waren, gab auch die Mutter ihren Segen dazu; und nach Verlauf von ſechs Monaten folgte mir Nanny als mein Weib in die einſame Heimath, wo Sie ſie unter ihren Kindern geſehn haben. Von da machen wir jährlich eine Wanderung in das Puſterthal — alle wie wir ſind, auch die kleinſten Kinder, um die alte Mutter zu beſuchen, die noch immer in der Wirthſchaft hilft. Außerdem aber verlaſſen wir das Haus nur an Feſttagen, um in die Kirche zu gehn; ja bisweilen hält uns der Winter Monate lang gefangen; aber doch leben wir in unſrer Einſamkeit ſo ſtill und glücklich, als ob ſie ein Paradies, und wir die Könige der Welt wären. Unſere Kinder ſind

unsre Gesellschaft und unsre Erheiterung. Schon regt sich in dem Aeltesten auch die angeborene Wanderlust, und ich halte ihn nur noch einige Jahre zurück, damit sich Körper und Geist mehr in ihm befestige. Dann mag er sich auch versuchen. Aber ich weiß schon zum voraus, daß er eben so wie ich endigen, und wenn er die Welt lang genug durchzogen und sich lang genug umgesehn hat, er in seine Heimath zurückkehren, ein Weib nehmen, und sein Leben als Hirt und Jäger beschließen wird. —

So lautete die einfache Geschichte dieses verständigen Aelplers!

Wie oft hat sie mir zu denken gegeben! wie oft bin ich träumend und wachend mit meinen Gedanken in diese Oasis zurückgekehrt, zu diesen einfachen und glücklichen Menschen, die nichts zu ihrer Zufriedenheit bedurften, als die einfachsten Gaben der Natur, den stillen Verkehr der Liebe unter einander, und die Erinnerung an ihre freie Jugend. —

Fürwahr, es ist ein seltsamer Gegensatz in der Natur des Menschen! Unzählige Erfahrungen — fremde und eigne — lehren ihn, daß seine Wohlfahrt und Ruhe an Beschränkung geknüpft ist — an Beschränkung der Begierden, des Genusses, des Besitzes, der Bestrebungen — und doch hat er kaum sein Haupt über die nächste Gegenwart erhoben, als sich auch der Haß gegen Beschränkung in seinem Innern erhebt. Er stürmt, so bald er es vermag, aus der engen Heimath hinaus in die Welt; beflügelt seine Schritte mit Rossen und Wagen, und

bald dünkt ihm selbst das leicht beschwingte Schiff zu träg. Er möchte mit dem Adler über die Wolken hinaus; ja, mit den Wolken selbst möchte er ziehn, und von Stern zu Stern schreiten können. Mit der Erkenntniß ist es eben so. Kaum hat er angefangen in sich und in die Natur zu schauen, als er sich von Finsternissen umfangen sieht, und wenn er sich kühn in die Wellen wirft, und rastlos kämpft, endlich doch erkennt, daß das Meer des Wissens Schranken und Ufer hat, die den unerschrockensten Schwimmer zurückwerfen; daß er hier, um nur Etwas zu ergründen, sein Streben beschränken, und daß er sich darein ergeben muß, bei Vielem, was seinen Forschungstrieb reizt, vor dem verschleierten Heiligthume der Wahrheit stehen zu bleiben. Glücklich noch, wenn er durch seine Anstrengung diese Ueberzeugung gewinnt! — Mit größerer Sehnsucht kehrt der Weltumsegler in die früher verachtete Heimath zurück, führt ein Weib in die enge warme Hütte, und findet in dem Austausche gegenseitiger Liebe, in der Erziehung seiner Kinder, in der Erfüllung der Pflichten des Bürgers und Freundes, in freigewählter Beschränkung, das Glück, das sich seinem unruhvollen Jagen über Land und Meer entzog. Auch das redliche Streben nach Erkenntniß rastet wohl an einem ähnlichen Ziel. Wohl dem, der es findet, eh' er im Irren verschmachtet! der nach langem Bemühn zu der Kenntniß seiner Schranken gelangt, und die unendliche

Weisheit auch in dem Dunkel verehren lernt, das sie umhüllt.

* * *

Es ist ein groſser Unterschied zwischen der Beruhigung, die aus der Ueberzeugung entspringt, und der Ruhe des Trägen, der sich nicht um Wahrheit kümmert — zwischen der Gewiſsheit, etwas nicht wissen zu können, und der Gleichgültigkeit gegen das Wissen überhaupt. Ein Epiktet unterwirft sich der Nothwendigkeit, die ihn zum Sclaven macht, und bleibt frei; auch sein phrygischer Mitsclav unterwirft sich ihr, und bleibt, auch wenn er entlassen wird, ein Knecht. Jener ist ein Weiser, und dieser kaum ein Mensch. —

Der trägen Armuth folgt die Verachtung nach; Krates, der sich freiwillig seiner Güter begibt, um als ein Weiser zu leben, ist fast ein Gott.

* * *

Wie die Natur um uns her nach Ausbreitung strebt, so auch die Natur in uns. Wie aber dort eine Kraft die andre hemmt und beschränkt, so steht der Begierde des Menschen nach dem Unbegränzten die Beschaffenheit der Dinge selbst entgegen, die sein Streben wechselseitig anziehn und abstoſsen, woraus ein endloses Kämpfen entsteht, das zur Verzweiflung führen müſste, wenn nicht in der Mitte der kämpfenden Kräfte eine Vermittlerin aufträte, mit Maaſs und Gesetz in der Hand, die den wilden Strom des Triebes in Ufer faſst, und indem sie den Widerstreit der Kräfte benutzt, das

heftige Streben mit Sicherheit zu einem beruhigenden Ziele führt. Ein solches Ziel ist jedem Menschen gesteckt. Die gesunden Augen einer Frau finden es am leichtesten in der Mitte ihres Hauswesens und in der Liebe zu Mann und Kindern; der Mann in der Erfüllung der Pflichten, die sich an seine Verhältnisse reihn. Alle Prüfungen führen zu diesem Ziel. Bei ihm wohnt Ruhe in erfreulicher Thätigkeit, und in der Mitte der Sorgen heitre Genüge. Ein Mensch, der sich auf dem Wege zu diesem Ziele weiß, kann nicht unglücklich seyn; wer es erreicht hat, ist schon hienieden so selig, als ein sterblicher Mensch auf Erden werden kann.

* * *

Die meisten Menschen schnitzen sich, meist ungeschickt genug, ein hölzernes Bild, setzen es auf ihren Altar, und beten es unter dem Namen der Wahrheit an. Vielen ist auch der roheste Klotz als Fetisch gut genug. Mögen sie doch! Wenn sie aber den anfeinden, der ihrem Götzendienste den Rücken kehrt, wenn sie ihn zwingen wollen, mit ihren Augen zu sehn, und da Achtung zu fühlen, wo sie verachten müssen; wenn sie wohl Gewalt brauchen, um den Andersgesinnten zu den Füßen ihres Fetisches zu treiben — dann fordern sie jedes rechtschaffene Herz zum Widerstand auf, damit der Menschheit nicht das heiligste Recht, das Recht freier Prüfung und freier Wahl, entrissen werde.

* * *

Viele klagen in unsern Zeiten die Philosophie an, und reichen dem Sokrates den Giftbecher, die es in der Weisheit nicht einmal so weit gebracht hätten, als Simon der Schuster. Man kann ihnen den Ruhm gönnen, Mitgenossen eines Anytus und Melitus zu seyn. Schwer zu erringen ist er nicht. Und welcher Mensch von gesundem Gefühl wollte nicht lieber Savanarola als Alexander VI., nicht lieber Huß, als der meineidige Kaiser seyn, der ihn verbrennen ließ?

* * *

Die Grundlage aller Religion ist der Deismus, d. h. der Glaube an einen, durch die Vernunft dem Menschen geoffenbarten Gott. Dieser Glaube, ohne den es gar keine positive Religion geben könnte, geht nothwendiger Weise vor jeder positiven Religion voraus, und enthält das Schema, nach welchem die größere oder geringere Vortrefflichkeit jeder gegebenen Religion beurtheilt werden muß. Eine Religion, die sich von jener Grundlage ablößt, verirrt sich unfehlbar in Aberglauben, oft in Fanatismus und nicht selten in Wahnsinn.

* * *

Der Gott, welcher dem Menschen einen lebendigen Odem in die Nase bließ, schrieb ihm auch das ewige Gesetz der Gottesfurcht, und den Glauben an die Tugend in das Herz. Die geschriebenen Offenbarungen sind die klare Wiederholung dieses Gesetzes, sie sind das in Wort und Schrift ausgesprochene Gesetz selbst, und werden mit Recht Offenbarungen Got-

tes genannt, ohne doch etwas zu lehren, das nicht schon in dem Geiſte des Menſchen lag. Nur auf dieſe Weiſe wird die göttliche Weisheit und Güte gerechtfertigt, und Gott erſcheint als der Vater des ganzen Menſchengeſchlechts. Iſt die Offenbarung nur Einem Volke, iſt ſie nur in Einer Sprache gegeben und an Eine Zeit geknüpft, und iſt dennoch durch ſie die Seligkeit derer bedingt, denen ſie nicht zugänglich iſt, dann erſcheint Gott als ein Deſpot, welcher einige ſeiner Kinder unendlich begünſtigt, andre unendlich zurückgeſetzt hat, und die unverſchuldete Unwiſſenheit der zurückgeſetzten mit den härteſten Strafen belegt. Er würde dann einem Könige gleichen, welcher ſeine Geſetze in ſeiner Bruſt verſchlöſſe, und doch ihre Verletzung mit grauſamen und endloſen Strafen belegte.

* * *

Iſt denn der Farbenreiz, der auf der Oberfläche des Körpers ſpielt, ſo viel werth, daß ihr ihn ſogar durch einen ekelhaften Anſtrich erlügt?

Nur die Seele iſt der Anmuth Quell. Was man auch an ihre Stelle ſetzt, ſeine Wirkung iſt nur auf Augenblicke beſchränkt, und das Lügenhafte dieſer Wirkung ſtößt das geſunde Gefühl noch mehr zurück, als der Reiz die Sinne anziehn mag.

Wie eine gleichgültige Geſtalt durch geſuchten Putz widrig wird, ſo das Betragen durch einen falſchen Anſtrich von Anmuth. Die wahre Anmuth aber, die aus der Seele quillt, kann, wie durch Zauber, die Geſtalt verklären, indem ſie die Blicke an

das Innre zieht. Selbst das Häßliche kann sie verschönern.

Die Liebestränke sind aus der Mode gekommen; die Circen und Armiden spuken nur noch in den Liedern der Vorzeit; kein Weib wird mehr einen Ulyß oder Rinaldo auf jene Weise gewinnen wollen. Aber ist es denn schlimmer und schändlicher sich durch Gaukelei und Liebeszauber mit einem trügerischen Scheine von Schönheit zu umgeben, als die frische Blüthe der Jugend durch einen falschen Anstrich zu erheucheln, oder durch andre Mittel Reize zu lügen, die die Natur oder das Alter versagt?

* * *

In einer wahrhaften Liebe glaubt Jedes leicht, daß es zu wenig liebe, und dann auch wieder, daß das Andre nicht genug liebe. Die Ursache ist, weil man zu dem Unendlichen vergebens einen Maasstab sucht.

* * *

Was kann man zum Lobe der weiblichen Natur Schöneres sagen, als daß sich die mütterliche Liebe durch ihre Schmerzen und Leiden nährt?

* * *

Es ist eine artige Lehre vernünftiger Leute, daß man sich einander recht kennen lernen soll, ehe man sich liebt. Wer sie befolgt, wird mit der Liebe wenig Noth haben. Das Leben geht dann über dem Kennenlernen hin, und man kömmt nie zum Schluß. Aber nicht aus dem Kennen kömmt die Liebe, sondern aus der Liebe das Kennen. Es ist das auch

eines der Wunder unſrer innern Natur, und eines ihrer genealiſchſten.

* * *

Wer in der Liebe nur den Zweck der Natur erkennt, das menſchliche Geſchlecht zu erhalten und fortzupflanzen, der mag auch in einem Mozartiſchen Requiem nur eine Veranlaſſung ſehn, Orgeln zu bauen, Geigen und Flöten zu machen, und dergleichen.

* * *

Es mag wohl wenige Freundſchaften geben, die ſich nicht zuerſt, wie die Häkchen des Weinſtocks, an irgend eine Stütze des Bedürfniſſes hängen, ehe ſie auf die rechte Weiſe erſtarken, um das zu werden, was ſie ſeyn ſollen. Die Rebe iſt darum nicht ſchlechter, weil ihr die Ulme zur Stütze dient; aber ihr köſtlicher Wein würde ohne dieſen Verband nicht gedeihen. Ach, oft vertrocknet das Alter den Baum, an dem ſie ſich emporgewunden hat, und doch ſchmücken ihn noch dankbar die fremden Blätter, und ſchmiegen ſich liebend an ſeine ſtarren Arme, wie ein treues Weib den Mann, der einſt ihr Stolz und ihre Stütze war, auch wenn er ihr keinen Schutz mehr gewähren kann, doch noch ſo innig liebt, und ſo liebend für ihn ſorgt, wie zu der Zeit, da er in der Blüthe ſeiner Kraft und ſeines Ruhmes ſtand.

* * *

Ich träumte einſtmals, und dieſer Traum hat ſich mit wenigen Veränderungen öfters bei mir eingefunden, als ging' ich längs einer Felſenwand, auf ei-

nem schmalen Fußsteige, der immer höher und höher hinauf zu dem schwindelnden Gipfel führte. Tiefe Dämmerung oder ein dichter Nebel lag um mich her. Nur das konnt' ich erkennen, was mir zu allernächst war, und auch das nicht deutlich. Aber ich wußte, daß zu meiner Rechten der Fels schroff emporstieg, und zu meiner Linken sich eben so schroff in die unermeßliche Tiefe senkte. Für mich war nur eben ein Fußbreit Raum. Indem ich nun hier bang und zagend vorwärtsschritt, fühlte ich mit meinem Stabe schroffe Felsenspitzen, die in den Weg hineinragten, und an die ich nur Einmal anzustoßen brauchte, um auf der andern Seite in den bodenlosen Abgrund zu stürzen, über dem mein linker Fuß schwebend hing. Noch zittern mir die Knie, wenn ich an diesen angstvollen Traum denke, aus dem mich nur eine noch größere Angst rettete, indem ich wankend nach der Felsenwand griff, der Stein, auf den ich mich stützte, meiner Hand folgte, und ich mit ihm in den Abgrund hinabrollte. — —

Lange hat mich die Erinnerung an diesen Traum verfolgt, und es war eine Zeit, wo ich immer vor dem Einschlafen zu mir sagte: Nur um Gotteswillen den schrecklichen Traum nicht! — Und doch was war am Ende dieser Traum, als das Bild des Lebens und des ängstlichen Wegs, der mit Dunkel umbaut, auf der einen Seite den Tod, und auf der andern eine Stütze hat, die wenige Sicherheit und große Gefahr beut? Keine Geschicklichkeit, Uebung und Fertigkeit reicht hier hin, das Gleichgewicht

zu halten, und wenn man ſich wund gegangen und blutrünſtig geſtoßen hat, wirft uns bald ein roherer, bald ein leiſerer Stoß, zuſammen mit andern Opfern in die Tiefe hinab.

* * *

Die Grundſätze der Selbſtſucht, des Eigennutzes und der Genußgier, welche in der Nacht des Lebens die Leitſterne unzähliger Menſchen ſind, gleichen den tückiſchen Ginen, die dem verirrten Wanderer Hülfe bieten, ihn auf den Rücken nehmen, und endlich in einer Sandwüſte abwerfen, wo er vor Durſt und fern von menſchlichem Troſte verſchmachtet.

* * *

Es gibt Menſchen, die zur Liebe weder der Augen, noch des Herzens bedürfen; die Einbildungskraft thut Alles. Sie lieben das Phantom, das ſie ſelbſt geſchaffen haben, und in dieſem Phantome ſich ſelbſt. Man kann nicht eigentlich ſagen, daß ſie auf Betrug ausgehn; denn, ohne es zu ahnden, betrügen ſie ſich ſelbſt um das Beſte, was der Menſch erlangen kann. Oft bewundert dann die Welt eine Leidenſchaft, die ſo weit über ihren Gegenſtand hinausgeht, bis die Wahrheit endlich doch ihre Rechte behauptet, und der neue Pygmalion den Thon zertrümmert, vor dem er ſo eben gekniet hatte.

* * *

Der Geiſt iſt einem glühenden Funken gleich, der, wenn man ihn ruhen läßt, immer in Gefahr iſt, von den Schlacken und der Aſche, die das Leben

abſetzt, erſtickt zu werden. Man muß ihn alſo ohn' Unterlaß in Bewegung erhalten; in der Jugend, damit ſeine Gluth zur Flamme werde; im Alter, damit ſie nicht abſterbe. Die Einförmigkeit, die dem alternden Körper ſo zuträglich iſt, iſt für den Geiſt durchaus tödtlich.

* * *

Neue, kühne, begeiſternde Ideen erzeugt nur ein heller Kopf, der über einem glühenden Herzen ſteht. Der köſtlichſte Wein gedeiht auf Vulcanen.

* * *

Der ſchöpferiſche Geiſt ſtrömt, wie der Nil, aus unbekannten und geheimen Quellen hervor, bricht ſich Bahnen durch Felſen und über Gebirge hin, befruchtet die Gegenden, die er durchzieht, mit wunderbarem Reichthum, und vermehrt endlich, wenn er ſich aus zahlloſen Mündungen ergießt, das Meer der Wiſſenſchaft.

* * *

In dem Geiſte der meiſten Menſchen liegt eine ſchöpferiſche Kraft, die nur des rechten Augenblicks bedarf, um Funken zu geben. Aber die äußere Gewalt, die unabläßige Einwirkung deſſen, was man Civiliſation nennt, die Mechanik der Staats-Einrichtungen, das ewige Lehren und Predigen bei den wenigſten Gelegenheiten zum Handeln — alle die Preſſen, die dem Menſchen von Klein auf angelegt werden, um alle in ein Format zu bringen, und ſie dann bequemer neben einander zu ſtellen; alle das endloſe Reiben und Schleifen, wodurch man gebildete

Menschen zu machen meint — das und jenes und vieles andre noch erstickt die lebendige Kraft des Menschen; und so wie dieser Verstümmelungs-Proceß fortgesetzt wird, wird auch die Anzahl der Menschen wachsen, die, in der Trägheit ihres entmannten Geistes, um doch etwas zu haben, nach fremden Geboten, fremdem Ansehn und fremden Gedanken schmachten. Wenn diese Art der Bildung ihr höchstes Ziel erreicht haben wird, dann wird die Welt in der gepriesenen Ruhe eines allgemeinen Paraguai schlummern; es wird nur Eine Kirche und nur Eine Lehre geben, und es wird gleichgültig seyn, ob ein vernünftiges Geschöpf, oder ein Kempelisches Automat den Staat und die Kirche verwaltet.

* * *

Wer sich nur in dem Urtheile anderer erkennt, der beschaut sich in verfälschten Spiegeln, und wird bald an sich irr werden. Wer aber, ohne auf andre zu achten, immer nur in sich selbst schaut, ist auf dem Wege zum Narciß. Die Mittelstraße ist auch hier zu finden schwer. Die Hauptsache aber ist, die Wahrheit über Alles zu lieben, und der Täuschung, ohne weichliche Selbstschonung, unablässig den Krieg zu machen.

* * *

Selten kann die Erfahrung dem etwas helfen, der sie nicht auch entbehren kann. Nichts ist unwahrer als das Sprichwort, das den Narren durch Schaden klug macht. Der Narr fühlt nur den Schaden;

aber von der Urſache des Schadens, von ſeiner Narrheit, wird er dadurch noch nicht geheilt. Um die Gaben der Erfahrung recht zu benutzen, bedarf es eines wahrſagenden Geiſtes, der Dir das Geſchöpf der Erfahrung ſchon vor ſeinem Erſcheinen zeigt, ſo daß Du es, wenn es in die Wirklichkeit tritt, auf den erſten Blick erkennen, und beim Schopfe faſſen kannſt.

* * *

Die Mißgunſt der Menſchen findet beim Anblicke eines großen und leuchtenden Verdienſtes nicht eher Ruhe, als bis ſie es getheilt, und den Koloß in mehrere Stücke von gewöhnlicher Menſchengröße zerſchlagen hat.

* * *

Das Leben iſt eine Seifenblaſe, die aus dem dunkeln Schlunde des Nichts aufſteigt, eine Zeitlang an dem Rande des Abgrundes flattert, und vor dem Hauche des Todes zerſtiebt.

Die Hoffnung der Seligkeit iſt eine Brücke aus Sonnenſtrahlen und Regenbogenfarben gewebt, die uns über die furchtbare Kluft des Todes hinwegführt.

* * *

Ohne Grundſätze kämpfen unſre Gefühle gegen das Böſe, wie ein Heer, das keinen Führer hat, und weit öftrer zurückgeworfen wird, als ſiegt.

* * *

Es gibt Menſchen genug, die von den herrlichſten Eigenſchaften, mit denen ſie begabt ſind, doch keinen rechten Gebrauch machen können, weil alles nur glänzende Einzelheiten ſind, denen der Zuſammen-

hang fehlt. Wie in einem Gewölbe, wenn es sich halten soll, alle Theile nach dem Schlußsteine streben müssen, so muß auch in dem Menschen ein Mittelpunkt seyn, der jedes Einzelne in ihm gleichsam an sich zieht. Wo dieser fehlt, da ist weder im Glück, noch im Unglück ein Halt. Alles zerflattert und zerstiebt. Und so geschieht es nicht selten, daß Menschen, die in dem gewöhnlichen Laufe der Dinge etwas Rechtes zu seyn schienen, mit allen ihren glänzenden Gaben, bei der geringsten Prüfung ganz nichtig erscheinen, die Hoffnung der Welt täuschen, und zu ihrer eignen Verwunderung in der Unbedeutenheit untergehn.

* * *

Ein Mädchen, dem eine gesunde und einfache Erziehung zu Theil geworden ist, die ihren Anlagen eine natürliche Entfaltung verstattete, und das Störende wegräumte, ohne selbst etwas zu stören, oder unberufener Weise anzubilden, entwickelt meist seinen Charakter, zugleich mit dem Körper, in vollkommener Uebereinstimmung nach allen Richtungen, wie ein Gewächs, aus gesundem Saamen erzeugt, auf einem freien Raume in gesunder Luft seine Blätter und Blüthen entwickelt. Diese freie Entfaltung, diese natürliche innere Harmonie der Gefühle und Grundsätze, der Empfindungen und Gedanken gibt einem solchen Weibe die wunderbare Festigkeit, mit der es dem Andrange der Täuschung, der Verführungen, der Widerwärtigkeiten meist so herrlichen Widerstand thut. So sieht man oft kleine, aber

kunſtreich gebaute Fahrzeuge, die auf glattem Meere leicht und behende dahin ſchweben, im Sturm auf den ſchäumenden Gipfeln der Wellen tanzen, und ſelbſt durch ſtarrende Riffe und wilde Brandung den Weg in den Hafen finden. Bei den Männern iſt dieſe Harmonie der Entwickelung aus vielen Gründen ungleich ſchwieriger, und darum auch ſeltner. Sie ſegeln überall mühſamer, weil ſie ſchwerer, und nur gar zu oft ungleich beladen ſind, und Manchen reißt ein einziger Windſtoß in den Grund, weil er, um ſchnell zu gehn, ſeine Segel zu hoch geſpannt hatte. Bei dem Einen fehlt es an dem Ballaſt, bei dem Andern an dem Takelwerk; und oft, wenn das prächtige Fahrzeug im Sonnenglanze prunkt, und ſeine bunten Wimpel luſtig flattern läßt, fehlt ihm ein tüchtiger Pilot am Steuer, und kräftige Hände, ſeinen Lauf zu richten und zu ſichern.

* * *

La L....., der ein gelehrter Mann und trefflicher Mathematiker war, aber durch und durch ein Geck, ſagte mit der heiterſten Miene von der Welt: „Ich bin Atheiſt. Ich glaube nichts.“ — und war dabei ſo guter Dinge, wie Einer, der ſagen darf: Ich habe Alles, was mein Herz wünſcht; Friede mit Gott, meinem Herzen und der Welt. — Dieſer Ungläubige, dieſer Doyen der Atheiſten, wie er ſich in ſeiner Thorheit zu nennen liebte, war übrigens ein ſehr rechtſchaffener, zuverläßiger und wohlthätiger Mann. In der Schreckenszeit der franzöſiſchen Revolution ſchützte und verbarg er die Geächteten mit

Gefahr seines eignen Lebens, und machte sich kein Verdienst daraus. Sein sittlicher Instinct leitete ihn richtiger als seine verworrene Philosophie; und hätte er nicht geglaubt, diese aus Eitelkeit fest halten zu müssen, so würde ihm eben dann, wenn er um einer rechtschaffnen That willen sein Leben auf's Spiel setzte, der Glaube an Gott in die Hände gegangen seyn.

* * *

Misanthropie und Philanthropie scheinen so fest an einander gewachsen, wie jenes Zwillingspaar, das man nicht trennen konnte, ohne beide zu tödten. Von beiden gibt es der Arten und Farben mehr als Eine. Welch' ein Unterschied zwischen der Misanthropie eines Paskal und eines Chamfort, und zwischen der Philanthropie eines Fenelon und Basedow!

* * *

Wer die Vernunft nur in dem Augenblicke der Noth zu Hülfe ruft, wird wenigen Trost von ihr haben. Mit der Religion ist es eben das. Nicht das Werkzeug macht den Künstler, sondern die Uebung. Was hilft dem ein Arsenal, der nie eine Flinte abgeschossen hat. Die Feinde fallen über ihn her, eh' er sein Werkzeug in Stand gesetzt hat, und richten es gegen ihn. Kann doch wohl selbst der, der Religion und Weisheit zum täglichen Geschäfte seines Lebens gemacht hat, in so feindselige Verhältnisse gerathen, daß er sich von diesen Trösterinnen wie verlassen glaubt.

* * *

Jedes große und edle Gefühl, das wir uns aneignen, jede tugendhafte Handlung, die wir vollbringen, ist eine Sproße an der Leiter, welche zu Gott führt. Alle Erkenntniß Gottes geht von der Tugend aus. Die Tugend aber ist eine Gabe Gottes. Ohne Gott gibt es weder Weisheit, noch Heiligkeit; und Gott ist der Weisheit und Heiligkeit Mittelpunkt.

* * *

Das Glück ist ein Usurpator, das Verdienst ein legitimer Besitzer. Man muß sich frühzeitig gewöhnen, den legitimen Besitz in den Händen des Usurpators zu sehn, wenn man zufrieden leben will.

Das Verdienst liegt meist, wie die edelsten Metalle, in der Tiefe, und es bedarf einer eigenthümlichen Gabe, um sein Daseyn zu ahnden. Wer Grosses ausführen will, muß diese Wünschelruthe zu führen wissen. Alexander der Große, Julius Cäsar, Friedrich der Zweite und Napoleon haben sie besser geführt, als die meisten andern ihres Standes, und ein guter Theil des Großen, das sie ausgeführt haben, kömmt auf die Rechnung dieser unschätzbaren Gabe.

* * *

Wenn die Astronomie die erhabenste aller Wissenschaften ist, so ist wohl die Wapkunde die allerarmseligste. Und doch, was ist auf der Rangliste der Welt ein Wappenherold für ein ganz andrer Mann als Copernicus und Kepler!

* * *

Das reichste menschliche Glück ist doch nur eine Blume, die auf Dornen wächst. Oft ist es so hinfälliger Natur, daß es sich kaum gezeigt hat, als es schon hinwelkt. Und doch müht man sich auch um diesen kurzen Genuß! Aber nur das Glück hat einen Werth, das, wenn es vergeht, einen Saamen zurückläßt, welcher Früchte für die Ewigkeit trägt.

* * *

Die wahre Bescheidenheit ist darum so schön, weil sie die Herrschaft der Idee des Vollkommnen im Gemüthe verkündigt, und zugleich der Aufrichtigkeit und Wahrheit den Sieg über die Macht der Eitelkeit gibt.

Stolz, Dünkel und Anmaßung ist eben darum gemein, weil er die Abwesenheit der Idee des Vollkommenen verräth, ohne die es nichts Großes und Edles gibt.

* * *

Wenn die Undankbarkeit die Wohlthätigkeit vernichten dürfte, so müßte die Welt täglich Einmal in einer Sündfluth oder in Flammen untergehn.

Gemeine Seelen verhärtet der Undank, den sie erfahren; zarten Gemüthern ist er eine Aufforderung zu neuer Wohlthätigkeit.

Wohlthätigkeit, die der Undank auslöschen kann, ist keine Tugend, sondern wie ein schlechter und lockerer Zunder, auf den die Eitelkeit einen Funken geworfen hat, der eben so schnell erlischt, als er gezündet hat.

* * *

Die wahre Herzensgüte nährt sich an dem Guten, das sie an andern thut. Der Gute liebt den, welchem er Gutes erweißt, wie der Böse den haßt, dem er ein Unrecht zugefügt hat.

* * *

Man kömmt nicht weit auf seinem Wege, wenn man, wie die Kinder, jeder Blume und jedem Schmetterling nachjagt. Die Eitelkeit, die, von dem Reize des Augenblicks beherrscht, bald zu diesem, bald zu jenem Ziele flattert, richtet die besten Kräfte zu Grunde. Niemand hat es in irgend einer Sache zu etwas Bedeutendem gebracht, der nicht früh Ein Ziel in das Aug gefaßt, und die gewählte Richtung mit Beharrlichkeit verfolgt hat.

* * *

Wie mancher haßt seinen Nachbar aus keinem andern Grunde, als weil er sich bewußt ist, den Haß seines Nachbars zu verdienen!

* * *

Das tiefste Wesen der Menschheit tritt in der Liebe hervor. Wahre Liebe ist die Mutter wahrer Tugend. Nichts Schlechtes kann neben ihr bestehn. Sie ist ein Kind des Himmels, und führt zum Himmel. Während alle Eroberungen des Verstandes nur ein unbefriedigtes Verlangen nach Erweiterung entzünden, gibt die Liebe in ihrer reichen Fülle jene Befriedigung, die der Seligkeit analog ist. Selbst eine unglückliche Liebe hat davon so viel, daß, um dieses Restes willen, selbst ihre Schmerzen uns theuer sind.

* * *

Für ein Herz, das sich der Dankbarkeit nicht entschlagen kann, ist es das größte Mißgeschick, Menschen verpflichtet zu seyn, die es verachten muß.

* * *

Wer sich fürchtet, Andre nöthigenfalls zu beleidigen, wird nie der Erfüllung seiner Pflicht gewiß seyn. Wer ohne Noth beleidigt, wird die Hülfe Andrer oft entbehren müssen, wo er sie am nöthigsten braucht. Wer oft ohne Grund beleidigt, kauft für ein schlechtes Vergnügen, wenn er die Beleidigung nicht gut macht, Haß; wenn er sie gut macht, Geringschätzung.

* * *

Da alle menschliche Wissenschaft, wie umfassend sie auch seyn mag, es niemals weiter bringen kann, als zu einer gründlichen Erkenntniß der menschlichen Unwissenheit, so kann das Streben nach dem Wissen nicht das Höchste und Letzte seyn. Das letzte Ziel dieses Strebens ist und bleibt Gott, dessen Erkenntniß und Glauben in dem Schooße jener unbesieglichen Unwissenheit, wie das Licht in dem Schooße der Nacht geboren wird.

* * *

Die Kluft zwischen Gott und dem Menschen ist so groß, daß der Mensch verzweifeln müßte, je zu dem Anschaun des Höchsten zu gelangen, wenn ihm Gott nicht entgegenkäme. Dieses geschieht, indem er sich in großen, frommen und reinen Seelen offenbart. Eine solche Offenbarung ist Christus gewesen. Mit Recht sagte dieser und eben in diesem

Sinn: Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben. Niemand kömmt zum Vater als durch mich.

* * *

Wie durch den Ungehorsam die Sünde in die Welt gekommen ist, so kömmt die Seligkeit aus dem Gehorsam. Das Gesetz, dem Du Dich unterworfen hast, ist in Dein Herz geschrieben; es ist in göttlichen und heiligen Worten ausgesprochen, und wenn Du es nur vernehmen willst, kömmt es Dir von allen Seiten entgegen. In Dir und ausser Dir sind die Tafeln des Gesetzes aufgestellt. Aber was könnte es helfen, wenn auch die Steine predigten, wenn die wilde Begierde, die kein Gesetz ehrt, wenn die Leidenschaft, die es mit Füßen tritt, Dein Ohr umbraußt; wenn Dein Stolz den Gehorsam eine Knechtschaft schilt, und Dein Zorn die Tafeln des Gesetzes schonungslos zerstört? Darum muß die Erziehung des Menschen von der Zucht ausgehn, damit der Gehorsam möglich werde. Aus dem Gehorsam aber erwächst die Liebe, und Liebe reinigt jede Begierde und Leidenschaft, so daß, was ohne Liebe zerstörend wüthete, nun mit ihr dem Gesetze dient. Denn was ist Begeisterung anders, als die Leidenschaft des Guten? Und wie kann Begeisterung möglich werden, außer durch den mit heiliger Liebe vereinten Glauben an das Rechte, an die Stimme Gottes in uns und den Wiederschein einer höhern und heiligern Welt, die wir, bis wir in sie zurückkehren, wenn auch nur mangelhaft, doch nach unsrer Kraft, in uns und außer uns herzustellen suchen müssen.

* * *

Die Seligkeit des Menschen besteht in dem vollkommenen Zusammenklange seiner Gefühle und Gedanken, seines Wollens und Thuns. Jedes von diesen einzeln genommen gleicht dem einzelnen Tone, der, wie rein er auch sey, doch nur ein geringes Vergnügen gewährt, während das Zusammenschmelzen mehrer solcher Töne uns in Entzücken setzt. Wie aber die mannichfaltigsten Töne der verschiedenartigsten Werkzeuge durch die Einheit einer Idee, nach deren Darstellung sie gemeinschaftlich streben, in Zusammenklang gebracht werden, so ist auch in dem Innern des Menschen ein idealer Mittelpunkt, nach welchem sich die ganze Mannichfaltigkeit seiner Gedanken und Neigungen, seiner Bestrebungen und Wünsche hinneigen muß. Dieser Mittelpunkt ist die Idee der göttlichen Heiligkeit, durch die sich der Mensch auf Gott bezieht, welcher die Quelle aller Seligkeit ist.

* * *

Ich habe irgendwo gelesen, es sey ein heroischer Gehorsam, die Gesetze Gottes zu beobachten, bloß weil es Gottes Gesetze sind, ohne einer zeitlichen Belohnung gewiß zu seyn, oder auf eine künftige mit Sicherheit zu hoffen. Es scheint in der That, daß dieser Heroismus bei einer reinen Tugend vorausgesetzt wird, und daß jede andre, indem sie auf Belohnung zählt, zu einem wucherlichen Handel wird, bei dem man für einige Anstrengungen und Opfer unendlichen Gewinn hoffte. Soll darum die Hoffnung der Seligkeit und der Glaube an ein Verhältniß unsers künftigen Zustandes mit unserm gegen-

wärtigen Thun und Laſſen unverträglich mit der Tugend ſeyn? Keineswegs. Wie Dein Mund ſingt, wenn Dein Herz fröhlich iſt, ſo wirſt Du auch tugendhaft ſeyn, wenn Du fromm biſt. Du thuſt es nicht um Lohn, aber der Lohn iſt in dem Thun ſelbſt. Wie Du nun weißt, daß es auch hienieden kein Glück ohne Tugend gibt, ſo erwarteſt Du auch in einem höhern Leben eine erhöhtere Seligkeit, als die unmittelbare Folge einer vollkommeneren Heiligkeit. Dieß iſt ganz etwas Anderes, als fromm und tugendhaft ſeyn, um des Lohnes willen, ſo wie es etwas Anderes iſt nach Bildung ſtreben, um irgend eines äußern Vortheils willen; und etwas Anderes, weil es ſchön iſt gebildet zu ſeyn. Das wahre Chriſtenthum weißt auch hier auf das Rechte hin, indem ihm die guten Werke, als ſolche, und ohne einen frommen und heiligen Sinn, zur Seligkeit unzulänglich ſind. Das falſche kehrt die Sache um.

* * *

Da die Furcht vor dem Böſen heftiger wirkt und länger anhält, als die Freude an dem Guten, ſo iſt es kein Wunder, daß es mehr Aberglauben als Glauben gibt. Denn es iſt das Eigenthümliche des Aberglaubens, daß er ſich, um wirkliche oder erträumte Uebel abzuwehren, um ſeiner Sicherheit willen unbedenklich ſogar an das böſe Princip wendet, oder von dem guten Princip durch jedes, auch das unſittlichſte Mittel Schutz gegen irdiſche Uebel zu gewinnen ſucht.

* * *

Man kann ſich gar wohl denken, daß in einer künſtlich geordneten Deſpotie — einer byzantiniſchen etwa — der Autokrat geſtorben war, ohne daß das Volk das geringſte davon inne wurde. Die zahlreiche Dienerſchaft drängt ſich nach wie vor in den Räumen des Pallaſtes; die Wachen wechſeln nach wie vor, die Speiſen werden bereitet wie ſonſt und in das Heiligthum ſeines innern Gemaches getragen; auch das Räderwerk der gewöhnlichen Regierungsgeſchäfte kann geraume Zeit noch fortgehn, nachdem die anregende Federkraft zu wirken aufgehört hat. Ein Stern erliſcht; aber die Boten ſeines Daſeyns, die Strahlen ſeines Glanzes wandern noch tauſende von Jahren hindurch zu unſern Augen, und wir ſind alle auf das Daſeyn des erloſchenen Sterns zu ſchwören bereit. Daſſelbe kann auch mit den Geſchöpfen des Aberglaubens geſchehn. Umringt ein Götzenbild, wie fratzenhaft es auch ſey, mit Altären und Tempeln; ordnet ihm lange Reihen von Dienern in mannichfaltigen Abſtufungen zu; ſchreibt dieſen Dienern ein ſtrenges Geſetz von Unterwürfigkeit und ſeltſamen Gebräuchen vor; häuft Feſttage auf Feſttage, und laßt dieſe mit eben ſo vielem blendenden Prunk als geheimnißvollen Ernſte begehn — und ihr werdet dem unförmlichen Götzen gläubige Anhänger und fanatiſche Verehrer verſchaffen, die auf die Göttlichkeit ihres Unholdes ſchwören und jeden Zweifler zu erwürgen bereit ſind. Durch die Macht dieſer Aeußerlichkeiten dauerte das Heidenthum eine lange Reihe von Jahrhunderten hindurch, und wich

erst der Zerstörung seiner Tempel und der Auflösung seiner Priesterschaft. Da erst starb der Glaube an das Alte ab, und machte dem bessern Glauben Platz, welcher schüchtern in stiller Verborgenheit erwachsen, für strafbare Gotteslästerung galt, weil er dem todten Götzen, der im Besitz war, den wahren und lebendigen, aber durch keinen Prunkdienst gefeierten Gott vorzuziehn wagte.

* * *

Die Abergläubischen, welche Gott nach ihren Leidenschaften modeln, und diesem Gebilde — dem Götzen ihrer Verkehrtheit und Selbstsucht — nicht nur selbst die Ehrfurcht zollen, die dem Heiligsten gebührt, sondern auch andern gleiche Ehrfurcht aufzwingen wollen, diese Scheinfrommen sind die wahren Prediger des Atheismus.

Prediger des Atheismus sind auch die, welche das Aeußere des Cultus mit unnachlaßlicher Strenge beobachten, und auch wohl andere zu beobachten zwingen, während sie das Innere der Gottesfurcht durch Falschheit, Frevel, Betrug, Habsucht und böse Lüste verleugnen.

Der theoretische Atheismus verträgt sich mit strenger Tugend. Er ist ein Irrthum des Verstandes, den bei wohlgearteten Menschen das Herz täglich und stündlich Lügen straft. Er befolgt das Gesetz und leugnet den Gesetzgeber. Er bringt ohne Murren den Tribut seiner Opfer, und weißt die Huld des Empfängers von sich. Er will lieber in trostloser Nacht wandeln, als dem Lichte folgen, das

ihm die ewige Güte anbietet. Er ist ein Wahnsinn, aber kein Verbrechen.

* * *

Es ist dem Menschen eigenthümlich nach Ursachen zu fragen, und in diesem Forschen nicht ruhen zu können. Wozu? Glücklicher wird er durch dieses Forschen nicht; wohl aber oft unzufriedner. Kinder und sinnliche Menschen, denen die Erscheinung genügt, befinden sich ohne Zweifel in einem behaglichern Zustande als derjenige, der sein ganzes Leben hindurch in den Tiefen der Wissenschaft wühlt, um zuletzt, nach unendlicher Anstrengung, wahrzunehmen, wie wenig er weiß. Da es nun aber dieser unbezwingliche Hang ist, der uns auf der Leiter der Ursachen endlich auf den absoluten Grund aller Erscheinung und alles Daseyns führt, so muß sich wohl in ihm auch die Bestimmung des Menschen kund thun, der er ohne weitere Rücksichten folgen muß. Diese Bestimmung aber ist nichts anders als das Aufsteigen von dem Irdischen zu dem Ewigen, von der Welt zu dem Schöpfer der Welt.

* * *

Wie die Wahrheit in Gott ist, so ist auch das Streben nach Wahrheit ohne alle weitere Rücksicht — ein Streben, das gemeinen Menschen eine Thorheit scheint — göttlich, dämonisch und ein sichres Unterpfand einer höhern Bestimmung.

* * *

Es ist ein großer Unterschied, ob man an einer Sache nicht zweifelt, oder ob man ihrer gewiß ist.

Wem eine heilige Inquiſition das Zweifeln verbietet, und bei jeder Annäherung des Zweifels Ketten und Martern, Kerker und Scheiterhaufen, Aechtung und Beraubung, und im Hintergrunde von Allem die ewigen Flammen der Hölle zeigt, der kann doch keinen Augenblick ſicher ſeyn, daß ihm ſein anbefohlner und eingeſchreckter Glaube nicht wie Schnee in der Hand zerrinne.

* * *

Es iſt gar nicht ungereimt anzunehmen, daß Gott dem Weltall eine Seele gegeben, welche die nächſte Urſache aller Formen und Erſcheinungen ſey. Der ganze Mechanismus der Natur kann ihr Werk ſeyn; was aber außerhalb dieſes Mechanismus in dem Gebiete der Freiheit liegt, iſt unmittelbare Wirkung eines Weſens, das über die Weltſeele unendlich erhaben, welches Gott iſt. Jene Seele der Welt, die wir auch Natur nennen, ſchafft das Leben in ſeinen mannichfaltigſten Formen, und ihr Streben iſt eben auf Mannichfaltigkeit und Wechſel, und auf Erhaltung durch Zerſtörung gerichtet. Sie kann Alles ſchaffen, nur Tugend nicht. Daß aber die Tugend, d. h. die ſittliche Freiheit, einer höhern Abkunft iſt, erhellt ſchon daraus, daß ſie die Macht der Natur überwinden kann, und um ihre Heiligkeit zu behaupten, die Form des phyſiſchen Daſeyns, an das ſie gebunden iſt, aufopfern muß.

* * *

Wenn die Natur mit ihrem raſtloſen Schaffen und Wirken uns nicht von Kindheit auf und ohn' Unterlaß umgäbe, wir würden in Bewundrung und Staunen untergehn. Erregt doch ſchon menſchliche Kunſt ein ſo gewaltiges Staunen; und was iſt alle menſchliche Kunſt gegen die der Natur? Der Künſtler wählt einen ihm bequemen Stoff, in welchem er eine Form darſtellen will, die er meiſt auch ſelbſt wählt, und dieſe Darſtellung muß ſich begnügen mit Verähnlichung der Oberfläche. Das Innere bleibt roh, formlos, ungeſtaltet. Dahingegen drückt die Natur jedem Stoffe nach Gutdünken eine beliebige Form auf, bildet ihn aber zugleich in ſeinem Innern durch und durch bis auf den erſten, ſterblichen Augen verborgenen Keim. Und jedem ihrer Werke, das ſie organiſch bildete, gibt ſie einen Antheil ihres Lebens, das ſich mit wunderbarer Kraft immer von neuem erzeugt, endlos vermehrt, und bei dem mannichfaltigſten Wandel immer dauert. Das kleinſte, wie das größte Geſchöpf, auch nur als Maſchine betrachtet, zeigt eine Tiefe des Verſtandes der Natur, dem auch nur nachzuſpüren wenigen ausgezeichneten und unermüdlichen Forſchern gelingt. Wenn ich mich in dieſen Betrachtungen verliere, wenn ich von der unendlichen Mannichfaltigkeit der Geſchöpfe, die dieſe kleine Erde füllen, zu dem grenzenloſen Weltgebäude emporſteige, von der Sonne zu dem Sirius und bis in die Nebelſterne der Milchſtraße hinaus, da erſcheint mir alle menſchliche Kunſt — wie herrlich ich ſie auch denken mag — ſo arm und klein, und

die Erforschung der Natur scheint mir das einzige, des Menschen würdige Geschäft.

* * *

Ich möchte tausendmal lieber todt seyn, als mich in den Wahn hineinaltern, daß es nichts Großes und Reines auf Erden gäbe. Darum ist es auch warlich kein Unglück früh zu sterben, wenn noch die ganze Kraft des Geistes das Höchste umfaßt; wenn der Mensch noch nicht so fest an der Erde hängt, und sich noch nicht so gemein gemacht hat mit dem Gemeinen, daß er die Ideale seiner Jugend vergäße oder wohl gar verlachte.

* * *

Die Tugend ist nicht das letzte Ziel des Menschen, sondern die Vereinigung mit Gott durch die Tugend. Auf diesem Wege trifft Moral und Religion zusammen. Wahre Religion will nur durch Tugend und Heiligung zu Gott bringen; die falsche will die Vortheile der Seligkeit durch Hofdienst, Werkheiligkeit und kleine Opfer für großen Lohn erobern.

Die, welche Tugend üben, nur um der Tugend willen, ohne Beziehung auf Gott, sind hoch zu achten, aber sie bleiben auf halbem Wege stehn, und verschließen die Augen vor dem Glanze des Ziels, das am Ende ihrer Laufbahn strahlt.

* * *

Durch die ganze Natur, von Gottes Thron aus, geht ein Strom der Harmonie, der das, was irdisch

geſchieden iſt, geiſtig eint. Wo wir in dem Mannichfaltigen der Erſcheinungen dieſe Harmonie finden, da ſcheint ſich unſerm Geiſte eine unendliche Tiefe zu öffnen, in welcher wir mit Entzücken die Gottheit ahnden, welche die Quelle aller Eintracht iſt.

* * *

Faſt durch alle Jahrhunderte des Chriſtenthums geht der Wahnſinn, daß ein gewiſſer Glaube das Recht habe zu verfolgen und zu quälen, um ſich allein geltend zu machen. Neben dem Baume der Liebe, welcher Mittel gegen alle Uebel trägt, iſt der Gifthaum des grimmigſten Haſſes, und auf ihm alle nur denkbaren Greuel gewachſen.

Das ſittliche Weſen des Menſchen und ſeine Tugenden ſind zunächſt an die menſchliche Geſellſchaft geknüpft, und es gibt keine Liebe zu Gott, die nicht mit der Liebe der Menſchen zuſammen hinge; wie denn auch dieſe des Chriſtenthums erſtes Geſetz iſt. Eine Religion alſo, die nicht aus dieſer Wurzel erwächſt, mag alles andere ſeyn, nur Chriſtenthum iſt ſie nicht. Die Wurzel des Fanatismus aber iſt Haß, ein recht bittrer, eigenliebiſcher und hochmüthiger Haß, der keinen Widerſpruch, ja, keinen Zweifel duldet; was ihm nicht anſteht, mit Gewalt bekämpft; lieber mordet als belehrt, und in dem Wahnſinne ſeiner Mordluſt mit blutbefleckten Händen von dem Gotte der Liebe Belohnungen fordert. Wenn ihm aber zu ſolchen Glaubensthaten die Gelegenheit mangelt, trennt er ſich von den Menſchen, ſeinen

Brüdern, die er verachtet; brütet in der Einsamkeit seinen Hochmuth groß, und wähnt ein Heiliger zu seyn, weil er nichts für Andre thut, keine Pflichten erfüllt, ja, die schönsten und heiligsten Gefühle der Menschheit aus seinem Herzen gerissen hat.

* * *

Wo man des Glaubens ist, daß die Seligkeit durch Meinungen bedingt werde, da sind die Torquemadas und das Arsenal ihres entsetzlichen Gerichtes unentbehrlich. Dann ist Einheit in diesen Meinungen — wie sie auch immer entstanden seyn mögen — das Erste; und es ist in der Ordnung, Jeden, der diese Einheit stört, durch alle Mittel auf den schmalen Weg der übrigen Heerde zurückzuzwingen. Dann ist Mord, an Andersgesinnten verübt, ein Gott gefälliges Opfer, und es ist recht mit Zisla zu sagen: „Fluch dem, der nicht seine Hände in dem Blute der Sünder gewaschen, und sich geheiligt hat in dem Blute der Unheiligen!“

* * *

Das Christenthum ist seiner ganzen Entstehung nach die Religion der leidenden Menschheit. Die Alten hatten keine Hospitäler, in christlichen Ländern ist die Besorgung der Kranken ein Hauptgegenstand der öffentlichen und Privatsorge geworden. Wie oft haben Fürstentöchter aus Demuth und christlicher Liebe ihren Schmuck abgelegt, um Wunden zu heilen, Schmerzen zu lindern, und den Bettler auf seinem Dornenlager zu pflegen, zu erquicken,

zu trösten! So hat die Religion, die zunächst nur den Himmel in den Augen zu haben scheint, auch das Leben hienieden erleichtert.

* * *

Vergebens trauerst Du über das Gute, das, wie Du wähnest, untergegangen und vernichtet ist. Es geht nichts unter und es wird nichts vernichtet, das werth ist zu leben. Stoße die Wahrheit bis in den Grund des Meeres hinab; sie arbeitet sich doch wieder herauf, und erscheint dann meist geläuterter und schöner. Wie arg sie auch der Blödsinn verkennen, oder wie tief er sie in die Erde vergraben mag, immer entgeht ihm ihre göttliche Kraft, und immer bietet sie der Menschheit, die sie mit unerschütterlicher Treue liebt, von neuem ihre Blüthen und Früchte dar. Geht man die Geschichte des menschlichen Geistes, das heißt seiner Meinungen und Ueberzeugungen, durch, so sollte man fast meinen, daß der Gottheit die zufällige Verbreitung des Wahren angenehmer sey, als die methodische; oder, um besser zu sagen, sie will, daß sie sich den Menschen frei und ohne Zwang anbiete, und von ihnen in freier Liebe umfaßt werde. Es hat nie an Menschen gefehlt, die der Wahrheit, oder dem, was ihnen Wahrheit schien, ihren Arm und ihr Schwerdt anboten; sie erzwangen auch wohl eine Art von Ehe mit ihr, aber diese Ehe trug keine Frucht. Es war eben, als ob sie einen Wald pflanzten, wo jeder Baum von dem Pfahle der Gewalt gehalten wurde;

aber keine Wurzel trieb in den Boden, und da sich der Sturm erhob, lag Alles darnieder. Auch Früchte waren daran gebunden, glänzend und lieblich anzusehn; aber sie fielen faul herab, und dann erst stieg vielleicht aus diesem und jenem frei gewordenen Saamenkorne, wo man es nicht vermuthend war, ein frischer, kräftiger Schoß empor. Wie oft ist ein flüchtiges Wort, zur guten Stunde gesprochen, in die Tiefen eines Herzens gedrungen, das früher keiner Lehre zugänglich war; wie oft hat ein anderes eine Welt von Gedanken erzeugt, und den hellen Tag der Erkenntniß in der Finsterniß angezündet? Du thust besser und frömmer, diesen Zufall, welchen die göttliche Weisheit regiert, in Demuth anzubeten, als Deine Wahrheit den Menschen aufzudringen. Jede Gewalt ist hier sündhaft, ja, die größte der Sünden gegen den freien Geist. Nur was sich frei gestaltet, erfreut sich der Dauer. Darum sind diejenigen die grausamsten Feinde der Wahrheit, die ihren Acker mit dem Schwerdte pflügen, und sie selbst an das Joch der Gewalt fesseln; und mit welchen Titeln und Würden sie sich auch schmücken mögen, sie sind jenem Tyrannen gleich zu setzen, der in seinem ehernen Stier jede wehklagende Stimme in einen Lobgesang umzuwandeln verstand.

* * *

Verlaß einmal den Wust Deiner Bücher, und tritt unter die Menschen, damit das todte Wort lebendig und Dein Glaube geprüft werde. Diese Wuth zu lesen, die sich der Menschen in unserm

Jahrhundert bemächtigt hat, kömmt mir oft wie die Wuth des wilden Jägers, wie eine wahre Verdammniß vor. Immer vorwärts nach einem Ziele, das, wie der Horizont, nimmer erjagt wird; immer nach Außen getrieben, nie in das Innere schauend, ein Spielwerk der Meinungen, jedem festen Glauben entfremdet — das ist der Zustand dieser mit der Lesewuth behafteten Kranken. Viel Trägheit ist dabei, und auch des Hochmuths nicht wenig. Es ist ergötzlich zu wähnen, man denke das selbst, was man liest, und die Verantwortung doch auf den zu schieben, der es uns zu denken gibt. Auch bequem ist es nur in sich aufzunehmen, wie ein Gefäß; aber auch nur bequem. Denn, wie das Gefäß, so erweitert auch der Geist sich nicht, der nur aufnimmt, und nährt sich nicht, und erhebt sich nicht. Auch füllt er sich nimmer an, und was er aus seinem Vorrathe spendet, weiß ihm niemand recht Dank. Das Wesen des Geistes ist der Flamme gleich; was Du ihm zuführst, soll die Flamme nähren; aber wer die lebendige Kraft durch unabläſſiges Zugießen erstickt, wird bald im Dunkeln sitzen. Auch dem Saamenkorne gleicht der Geist, das von Wärme und Feuchtigkeit genährt, Keime treibt, in die Luft aufwärts strebt und Blätter und Blüthen entfaltet, aus denen neuer Saame zur Erde fällt. Im Uebermaaße des Regens aber fault es dahin, oder es verdorrt im Uebermaaße der Hitze. Darum, wenn Dir um Bildung zu thun ist, mäßige Deine Lust nach fremden Gut, und versäume nicht im Schweiße Deines An-

gesichtes den eignen Acker zu pflügen, statt die Ernte der Nachbarn in deine Scheune zu führen. Denn nicht nach dem, was der Mensch hat, sondern nach dem, was er thut und schafft, wird sein Werth geschätzt.

* * *

Ich halte nicht viel von der Wahrheitsliebe eines Menschen, der über das, was er denkt und glaubt, die mündliche Mittheilung scheut. Freilich beunruhigt der Widerspruch, und auf dem Pfühle des Wahnes liegst Du in Deinen vier Wänden ruhiger. Es mag Dir freilich oft begegnen, daß Du recht gewiß, recht stolz aus Deinem Studirzimmer wie aus einem Tempel untrüglicher Wissenschaft trittst, und wenn Du Deine Offenbarungen kund gethan hast, mit gesenktem Haupte und mit Zweifeln belastet nach Hause zurückkehrst. Aber so soll es eben seyn. Zerstöre den Bau der Ameise, zerreiß das Gewebe der Spinne, so oft Du willst; rastlos baut und webt sie es wieder; ja, sie setzt ihr Leben daran. So das Thier, das Du unvernünftig nennst. Und der vernünftige Mensch, er, der ein Zweig der göttlichen Natur zu seyn sich rühmt, er, dessen innerstes Wesen auf Wahrheit und Erkenntniß ruht, er sollte aus ruchloser Trägheit das Unhaltbare fest halten, das Zerstörte nur bejammern, und lieber die Andersgesinnten fliehen und verketzern, als alle seine Kraft, und, wenn es seyn muß, sein Leben an den Bau der Wahrheit zu setzen?

* * *

Seitdem ich mich aus der Welt zurückgezogen habe, und nur mit wenigen lebe, genieße ich sie beſſer und reiner als vorher. Die Freuden und Genüſſe, die ſie mir geboten, die Erfahrungen, die ich in ihr geſammelt habe, Alles, was ich ſah und hörte, iſt mir geblieben, und hat ſich durch die Zeit und die Ferne gereinigt. Was ſich ehedem zu hart an mich drängte, mich gleichſam umſchlang und gefangen nahm, iſt jetzt, da es weiter von mir zu ſtehen ſcheint, zum bequemen Stoffe geworden, den meine Einbildungskraft nach Gutdünken bearbeitet, mein Verſtand ruhig zerlegt, und mein Herz, ohne Verletzung, mit Freude und Wehmuth genießt. Es iſt mir, als liebte ich die Menſchen mehr, ſeitdem ich ſie mehr im Ganzen und aus der Ferne beſchaue, wo ihre einzelnen Gebrechen und Mängel verſchwinden; und das ganze Treiben der Welt, in dem mir oft bis zur Uebelkeit ſchwindelte, erſcheint mir jetzt wie eine luſtige Parodie, von Harlekin und Columbine auf den Bretern aufgeführt. Ich ſehe ihre Thorheiten ohne Aerger, ihre Schlechtigkeiten ohne Bitterkeit, und dagegen das Gute und Große, da es ſich reiner von der Maſſe abſondert, mit einer gröſſern und innigern Theilnahme. Die Verwirrung der Verhältniſſe hört auf feindſelig auf mein Inneres zu wirken; die Wage des Guten und Böſen liegt feſter in meiner Hand, und die ſittlichen Erſcheinungen ſtehen in ſchärfern und reinern Umriſſen vor meiner Seele. Die Nebel der Eitelkeit zerrinnen immer mehr; ich habe kein Intereſſe mehr mich oder

Andre zu täuschen: ich ertrage die unverbesserlichen Mängel meiner Natur mit geringerm Verdruß, und ändere, was sich ändern läßt, mit geringerer Mühe. Muthiger als sonst trete ich jetzt meinen Vorurtheilen entgegen, und scheue die Ansichten weniger, die den meinigen entgegengesetzt sind. Der Kampf gilt jetzt der Wahrheit allein. Ich bin nicht beschämt, mich besiegt zu sehn; ich triumphire nicht, wenn ich obsiege; aber ich freue mich in meiner Stille, wenn ich einen alten Wahn in mir gründlich zerstört, einen alten Glauben von neuem befestigt habe. In diesem Streben meiner Einsamkeit bin ich oft so glücklich, als ob ich schon gestorben wäre, und die Erde mir wie ein leuchtender Hesperus, ohne schmutzigen Dunstkreis, als ein Gegenstand der Freude, der Bewundrung und der Wehmuth erschiene.

* * *

Nichts ist ehrwürdiger als ein Greis, der die Prüfungen der Eitelkeit, der Wollust, des Hochmuthes, der Rangsucht, des Geldgeizes rüstig überstanden, und seine Argo durch all diese Klippen ohne Leck geführt hat. Die Anzahl solcher Greise ist sehr gering. Die meisten Menschen, die nicht an ein Ruder angeschmiedet, sondern freie Herrn ihres Fahrzeuges sind, bleiben gleich beim Ausfahren an einem jener Riffe hängen; arbeiten sich dann zum andern und dritten hin, und so fort, bis sie endlich auf der wüsten Insel des Geizes sitzen bleiben.

* * *

Um mit der größten Strenge wahr und rechtschaffen zu seyn, muß man das Maaß seiner Kräfte genau kennen, und nichts unternehmen, was diesem Maaße nicht angemessen ist. Das Gegentheil führt mehr oder weniger zur Ostentation, die allmählig das Urtheil wie den Charakter verfälscht.

* * *

Für Einen Menschen, welcher weiß, was er will, und ein bestimmtes Ziel vor Augen hat, das ihn wie ein untrüglicher Polarstern durch alle Syrten des Lebens leitet, gibt es immer hundert, die wie schlaftrunken in der Finsterniß umher tappen, bald von einem Gespenste der Hoffnung vorwärts gezogen, bald von dem des Verzagens zurückgehalten; und ohn' Unterlaß das Haupt bald dahin, bald dorthin werfend, wo neckende Stimmen lockend durch einander schreien. Der weise Mann schreitet rüstig durch den Spuk, nur auf die Eine Stimme in seinem Innern hörend, und gelangt zum Ziel. Die Andern verlaufen sich, nach unsäglicher Mühe und vielem vergeblichen Schweiß, in die schmutzigen Untiefen des Lebens, wo sie ihr Mißgeschick anklagen oder auf den Jammer des Lebens schelten, und, wenn sie es könnten, Gott wegen ihres Blödsinns zur Rechenschaft fordern möchten.

* * *

Die Gültigkeit der Gebote unsrer Vernunft anerkennen, ohne einen Gott über ihr, dessen Organ die Vernunft ist, heißt einen Frieden auf die har-

testen Bedingungen mit einem Gesandten abschliessen, der kein Creditiv aufzuweisen hat.

* * *

Der Himmel mit allen seinen Sternen und seinem ewigen Gesetz, alle diese Welten, die sich in regelmäßigen Kreisen um und durch einander drehn, diese Weltgebäude ohne Ende, neben-, über-, unter- und hinter einander gebaut — dieß Alles hat gar nichts Erhabenes an sich, als in so fern es an dem Herzen Gottes liegt, und ein sichtbares Zeichen seiner Unendlichkeit ist. Diese Idee des unendlichen Gottes, der die Unermeßlichkeit der Welt umspannt hält, wird nicht durch Betrachtung des Himmels gefunden, sondern zu ihr hingebracht, und ist eben die Vermittlerin des entzückenden und begeisternden Gefühls, in das wir bei der Betrachtung des Himmels versinken.

* * *

Für das, was den Menschen zunächst umgibt, ist er blind; er kennt die Ereignisse des nächsten Augenblicks nicht, und wühlt sich daher mühsam, dem Maulwurfe gleich, durch die Erscheinungen hin, die ihm das rechte Licht entziehn. Nur für das ist sein Aug hell, was jenseits der Erscheinungen liegt. So geht der blinde Oedipus an der Hand seiner Tochter bettelnd durch das Land; aber als er den Scheideweg des Lebens betritt, geht der Blinde, vom innern Lichte erleuchtet, vor den Sehenden her, und findet ohne Irrthum den Weg zu den Göttern.

* * *

Wer für eine Meinung sein Leben aufopfert, beweißt nur, daß diese Meinung mit seiner ganzen Persönlichkeit auf das Innigste verwachsen ist. Uebrigens kann sie grundfalsch und ein grober Irrthum seyn. Das Fürwahrhalten einer Meinung hängt oft an den zufälligsten Verknüpfungen.

* * *

Eine Religion, die sich mit Ceremonien umgibt, diese mit hoher Wichtigkeit behandelt, und sie vermehrt und erweitert, stirbt eben an diesen Aeusserlichkeiten ab, wie die Korkeiche, wenn sie nicht ihrer Rinde entledigt wird.

* * *

Das, was die Annäherung des tausendjährigen Reiches am gewissesten erwarten läßt, ist das rasche Fortschreiten, die mächtige Erweiterung der Wissenschaften nach allen Seiten hin. Nie hat es in dieser Rücksicht eine so rege, so fruchtbare Zeit gegeben. Jeder Tag deutet neue Wege in unbekannte Gegenden an; immer weiter dringt das Licht, immer tiefer zieht sich die Nacht zurück. Die Säulen des Herkules sind längst durchschifft, und was die Gränze der Welt schien, ist zu ihrer Mitte geworden. Unverdrossen schreitet der wißbegierige Geist von Insel zu Insel rund um die Kugel der Wissenschaft, und jede Umschiffung deckt neue Länder auf. Dieß ist erfreulich, wie irgend etwas; und der Geist, der *dieses lebendige* Treiben nicht mit ergreift und in *seine Wirbel reißt*, muß aus dem Schooße der Trä-

heit geboren seyn. Und doch spielt am Ende alles dieß Forschen nur auf der Oberfläche der Natur. Immer ist es nur eine andre Gestalt des unerforschlichen Proteus, den unser Scharfsinn zu fesseln hofft; er selbst entschlüpft unsern Banden und weissagt uns nicht. Ist aber darum dieses ganze Seyn nur ein eitler Trug der alten Gauklerin, der Natur? Keineswegs. Es ist wohl ein Wesen, eine Wahrheit in ihren Gestaltungen, und eben diesem Wesen trachtet der forschende Geist nach; aber immer verschwindet es ihm unter der Hand, wie dem Messer des Zergliederers an den Spitzen der Nerven die Quelle des Lebens entflieht. Du hörst das Rauschen dieser Quelle, Du fühlst die Kühlung, die sie gibt, Du siehst die Blumen, die ihr Naß nährt und tränkt; aber indem Du ihr nachgräbst, weicht sie der Forschung aus, und zieht sich in eine unerreichbare Tiefe zurück. — Was mein' ich also, wenn ich in dem endlosen Fortschreiten der Wissenschaft die Annäherung des tausendjährigen Reiches ahnde? — Diese labyrinthischen Hallen, diese sich immer weiter und weiter fortbauenden Tempel der Wissenschaft, führen sie nicht alle zuletzt zu den Mysterien der Unwissenheit, aber einer Unwissenheit, die sich selbst mit vollkommner Klarheit erkennt? Dieses Erkennen ist das letzte Ziel alles Forschens in den Erscheinungen: das Jenseits desselben liegt nicht in der Menschenhand. Wann sich aber bei diesem Ziele die Menschheit versammelt haben, wann in allen Herzen die Ueberzeugung gegründet seyn

wird, daß das emsige Forschen in der Erscheinung das ewig Wahre nie entschleiert, und alle ein tieferes unauslöschliches Verlangen nach diesem ewig Wahren ergriffen haben wird, dann wird der Vorhang aufrollen, und der Herr wird erscheinen in seiner Herrlichkeit, die Wahrheit an seiner Hand. Dann wird jener glühende Durst an der unversieglichen Quelle lebendigen Wissens gestillt werden; es wird Eine Heerde und Ein Hirte seyn, und wie jetzt alle edeln Gemüther Eins sind im Streben, so werden sie es dann im Erkennen des Einen seyn.

* * *

Es gibt ein Genie der Wahrheit, das instinctartig wirkt, und dem Urtheile weit vorauseilt. Gleich der Wünschelruthe zeigt es mit Bestimmtheit das edle Metall in der Tiefe an, das dann Logik und Dialectik mühsam zu Tage fördern mag. Keine weitgreifende Entdeckung ist je durch methodisches Nachdenken gemacht worden. Der Genius ergreift sie, wie der Tiger seine Beute, im Sprung.

* * *

Das was die edlern Kräfte des Menschen in beständiger Spannung erhält, sind jene erhabenen Räthsel der Natur, die sich hinter jeder Erscheinung verstecken, ihn wachend und schlafend verfolgen und um Erlösung flehn. Aber nicht anders, wie in Ariostos bezaubertem Schlosse, wo der Gegenstand des Verlangens bald hier bald da sich zeigt und Ge-

bende Hände ausſtreckt, gehſt Du raſtlos auf und ab, und wenn Du alle die labyrinthiſchen Gänge der Metaphyſik durchirrt haſt, öffnet ſich doch der Tempel nicht, in welchem Du die Geliebte zu finden und Dir zu vermählen hoffeſt.

* * *

Wer kann zweifeln, daß bei weitem die meiſten Menſchen den Purpur am Könige, und überhaupt an Jedem den Rock höher achten, als das vernünftige Weſen, das darinne ſteckt? So iſt es auch mit dem Ceremonienwerk. Immerhin mag ein hoher Sinn darein gebannt ſeyn; gar wenige bekümmern ſich um dieſen Sinn; der größern Anzahl iſt die Ceremonie ſelbſt der letzte Zweck und Alles in Allem. So iſt es an Höfen, ſo in der Kirche. Und es ſind eben die, welche das Geheimniß am beſten kennen ſollten, die mit ihrem Beiſpiel am meiſten vorangehn. Der Ceremonienmeiſter rollt ſein Faß gedankenlos und mit leerem Gepolter fort, und nur von denen, die am entfernteſten ſtehn, ahndet hier und da Einer in dem dumpfen Poltern den myſtiſchen Sinn.

* * *

Die empörende Erſcheinung der Feindſeligkeit, mit welcher ſich die chriſtlichen Secten einander am heiligen Grabe behandeln, ſo daß nur die Peitſchenhiebe der Janitſcharen Mord und Gewalt abwehren können, iſt über die ganze chriſtliche Erde verbreitet. Das Kreuz, das die Völker vereinigen ſollte, ſpal-

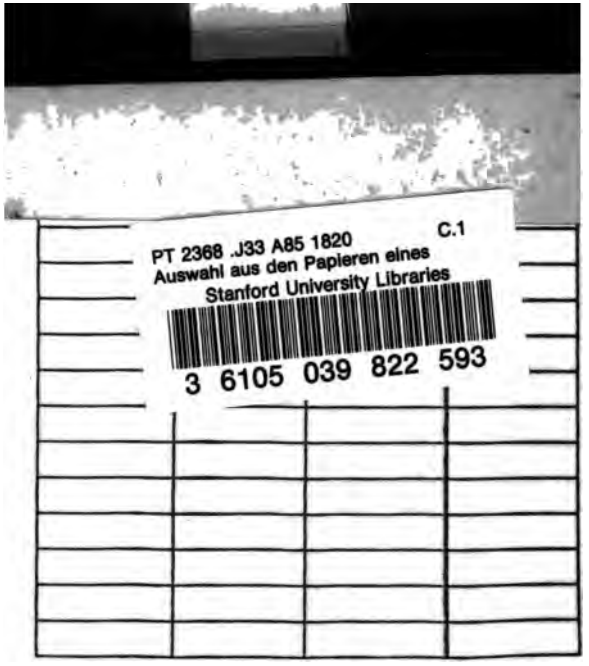
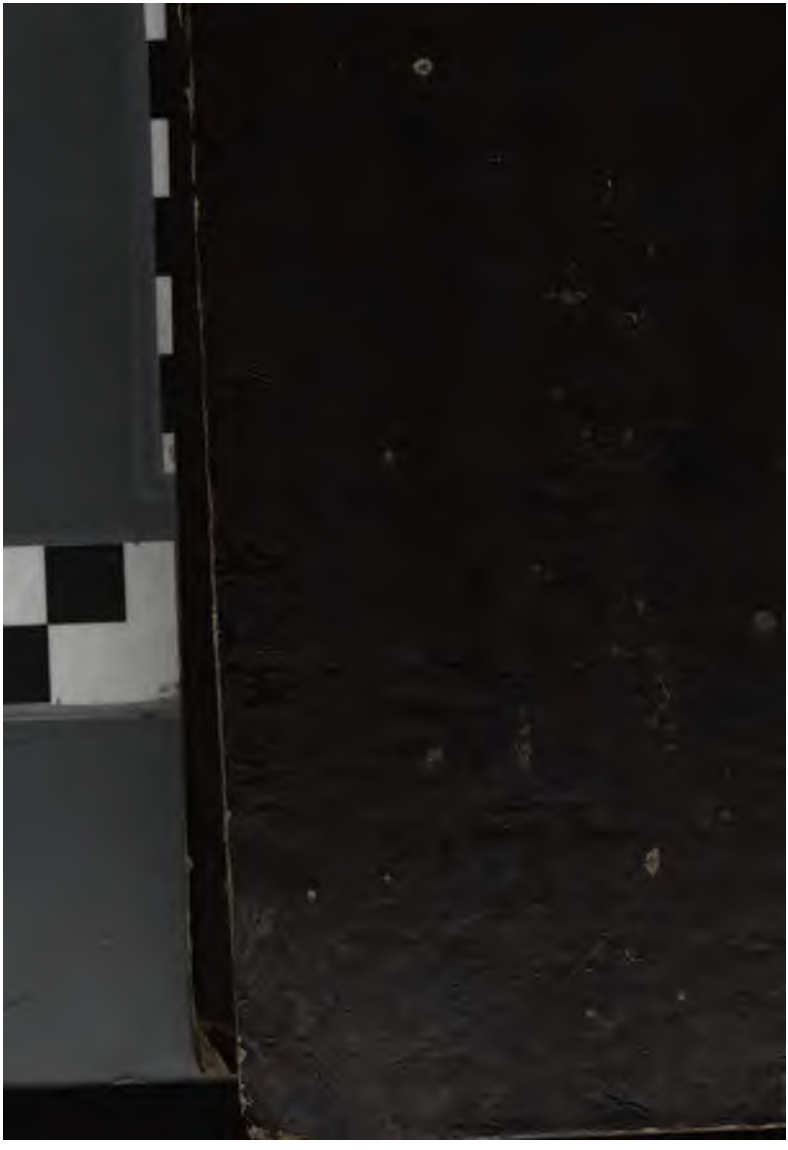
tet ſie, und ſie verfolgen und haſſen ſich um deſſentwillen, der zu ihnen ſprach: Liebet euch unter einander, das iſt das erſte Gebot. Und wiederum: Daran will ich euch erkennen, daß ihr meine Jünger ſeyd, wenn ihr Liebe zu einander habt. — Soll man nun daraus nichts abnehmen, als die Verkehrtheit der Menſchen, oder wohl gar dem Chriſtenthum aufbürden, was die Schuld ſeiner Bekenner iſt? Schwerlich mit Recht. Sollte nicht vielmehr jener gegenſeitigen Feindſeligkeit die allgemeine Mißbilligung des Willkührlichen zum Grunde liegen, das die wahre Religion überall mehr oder weniger verunſtaltet hat? Dieſes Willkührliche haßt Jeder in den Meinungen des Andern, während er es ſich ſelbſt durch einen ſehr natürlichen Selbſtbetrug verzeiht. Mit ſeinem Verſchwinden würde der Friede zurückkehren. Es iſt daher die erſte Pflicht eines wahren und aufrichtigen Chriſten, das rechte Chriſtenthum aus den Banden der Willkühr zu retten und es auf das zurückzuführen, was ſein göttlicher Urheber gelehrt und geboten hat.

* * *

Ohne Gott iſt die Erde ein Kothklumpen, die Staaten Nothſtälle für die unbändige Menſchheit, der Krieg eine ſchändliche Schlächterei, die Wiſſenſchaften ein kindiſcher Zeitverderb, die Poeſie ein abgeſchmacktes Spiel mit Sylben, und die Liebe ein ſchmutziges Bedürfniß.

* * *

Die Religion vereinigt die Gesinnungen, die Theologie spaltet sie, der Glaubenszwang fesselt sie. Die Religion gleicht der stillen und milden Opferflamme; die Theologie dem Blitze in der Nacht; der Glaubenszwang einer sternlosen Winternacht. Die erste erleuchtet und erwärmt; die andre verwirrt; der Glaubenszwang tödtet.


PT 2368 .J33 A85 1820 C.1
Auswahl aus den Papieren eines
Stanford University Libraries
3 6105 039 822 593

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD, CALIFORNIA 94305-6004